WILLIAM PRESCOTT

Die Eroberung von Peru

WILLIAM PRESCOTTS WERKE
IN DEUTSCHER SPRACHE

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_C0-ATC-447

FRANCISCO PIZARRO

Nach einem zeitgenössischen Stich

William Prescott

DIE EROBERUNG VON PERU

Mit 23 Bildtafeln und einer Landkarte

MCMXXVII

VERLAGSANSTALT DR. ZAHN UND DR. DIAMANT
IN WIEN

Die vorliegende Übertragung ist eine Neubearbeitung der Übersetzung Julius Herrmann Eberty's, 1784–1856, die 1848 in Leipzig bei F. A. Brockhaus erschienen ist.

Gedruckt bei Koch & Werner, Wien
Gebunden bei F. Rollinger, Wien

ERSTES BUCH

ERSTES HAUPTSTÜCK

Alte und neue Wissenschaft / Schiffahrtskunde / Entdeckungen der Seefahrer / Geist der Spanier / Besitzungen in der neuen Welt / Gerüchte über Peru

Wie geteilt auch die Meinungen über das größere Verdienst der Alten oder der Neueren in Künsten, Dichtung, Beredsamkeit und Allem, was auf Einbildungskraft beruht, sein mögen, so kann doch nicht bezweifelt werden, daß in den Wissenschaften den Neueren unbedenklich der Vorzug gebührt. Es konnte auch nicht anders sein. In den früheren Zeitaltern herrschte, so wie in dem frühern Lebensalter, eine gewisse Morgenfrische, wo alles, was das Auge erblickte, den Reiz der Neuheit hatte; wo die noch nicht durch Gewohnheit abgestumpften Sinne empfänglicher für alles Schöne waren und der Geist, unter dem Einfluß eines gesunden, natürlichen Geschmacks, noch nicht durch philosophische Lehrsätze irre geleitet war; wo das Einfache notwendig mit dem Schönen verbunden war und der durch Wiederholung gesättigte epikuräische Sinn noch nicht angefangen hatte, nach Reizmitteln im Wunderlichen und Grillenhaften zu suchen. Die Reiche der Einbildungskraft waren noch undurchforscht, ihre reichsten Blüten ungesammelt und ihrer Schönheit noch nicht durch die rauhe Berührung Derer beraubt, die sie auszubilden sich den Schein gaben. Die Schwingen des Genius waren nicht durch die kalten und willkürlichen Regeln des Kunstrichters an die Erde gebunden, sondern durften ihren Flug über das ganze große Gebiet der Schöpfung hin nehmen.

Aber mit der Wissenschaft war es anders. Das Genie konnte nicht zur Erzeugung von Tatsachen genügen, kaum zu deren Entdeckung. Sie mußten durch mühseligen Fleiß eingesammelt und nach sorgfältigen Beobachtungen und Versuchen zusammengetragen werden. Das Genie mochte allerdings diese Tatsachen ordnen, zu neuen Formen verbinden und aus ihren Vereinigungen neue und wichtige Schlüsse ziehen; ja, es mochte bei diesem Ver-

fahren an Selbstständigkeit fast mit den Schöpfungen des Dichters und des Künstlers wetteifern. Aber sind die Fortschritte der Wissenschaft notwendig langsam, so sind sie auch dafür sicher; denn in ihrem Bereich findet kein Rückschritt statt. Es können Künste verschwinden, die Muse kann verstummen, es kann ein geistiger Todesschlaf die Seelenkräfte eines Volkes in Untätigkeit versetzen, das Volk selbst kann untergehen und nur das Andenken an sein Dasein zurücklassen, aber die Schätze der Wissenschaft, die es aufgehäuft hat, werden ewig dauern. So wie andere Völker auf den Schauplatz treten, und so wie neue Formen der Bildung entstehen, werden die Denkmäler der Kunst und der Einbildungskraft, Erzeugnisse einer ältern Zeit, dem Fortschritt als Hindernis im Wege stehen. Man kann keine neuen auf sie bauen; sie halten die Stelle besetzt, die der neue Bewerber um Unsterblichkeit einnehmen möchte. Die ganze Arbeit muß von neuem gemacht werden, und andere Schönheitsformen, von größerem oder von minderem Verdienst, aber den vergangenen unähnlich, müssen entstehen, um neben jenen eine Stelle einzunehmen; in der Wissenschaft dagegen bleibt jeder Stein, der gelegt worden, als Grund für einen zweiten liegen. Das kommende Geschlecht setzt das Werk da fort, wo es das vorhergehende gelassen hat. Es gibt da keine rückgängige Bewegung. Das einzelne Volk kann zurückgehen, aber die Wissenschaft geht doch vorwärts. Jeder zurückgelegte Schritt erleichtert denen den Aufgang, die nachkommen; jeder Schritt bringt den beharrlichen Forscher nach Wahrheit höher und höher zum Himmel und entfaltet ihm im Aufsteigen einen immer weitern Gesichtskreis und neue und herrlichere Ansichten des Weltalls.

Die Erdkunde hatte mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, wie jedes andere wissenschaftliche Fach in den ältesten Zeitaltern. Die Kenntnis von der Erde konnte nur durch einen ausgedehnten Handel erlangt werden, und der Handel gründet sich auf künstliche Bedürfnisse oder auf eine aufgeklärte Wißbegierde, die sich kaum mit dem frühern Zustand der Gesellschaft vertrug. In der Kindheit der Völker fanden die mit ihren inneren Fehden beschäf-

tigten verschiedenen Stämme wenig Gelegenheit, über die Gebirgskette oder die breiten Ströme, welche die natürlichen Grenzen ihrer Gebiete bildeten, hinauszuwandern. Die Phönizier sollen allerdings über die Säulen des Herkules hinausgesegelt und das große westliche Weltmeer beschifft haben. Aber die Abenteuer dieser alten Reisenden gehören zu den unsicheren Sagen des Altertums und verlieren sich weit über das Gebiet zuverlässiger Geschichte hinaus.

Die Griechen, lebhaft und unternehmend, geschickt in gewerblichen Künsten, hatten viele von den Eigenschaften glücklicher Seefahrer und bewegten sich innerhalb der Grenzen ihres kleinen inländischen Meeres furchtlos und frei. Die Eroberungen Alexanders taten mehr zur Erweiterung der Erdkunde und eröffneten Bekanntschaft mit den entferntesten Gegenden des Morgenlandes. Aber der Gang des Eroberers ist langsam im Vergleich mit der Bewegung eines unbelasteten Reisenden. Die Römer waren noch weniger unternehmend als die Griechen und ihrer Natur nach weniger zum Handeltreiben geneigt. Die Beiträge zur Erdkunde wuchsen mit den langsamen Ländererwerbungen des Reiches. Aber ihre Staatseinrichtungen führten alle auf den einen Mittelpunkt zurück, und statt eine Richtung nach außen zu nehmen und sich nach neuen Entdeckungen umzusehen, war jeder Teil des großen Reichsgebietes nach der Hauptstadt, als dessen Haupt- und Anziehungspunkt, gewendet. Der römische Eroberer verfolgte seinen Weg zu Lande, nicht zur See. Aber das Wasser ist die große Landstraße zwischen den Völkern, das wahre Element für den Entdecker. Die Römer waren kein seefahrendes Volk. Als ihr Reich zu Ende war, konnte man von der Erdkunde kaum sagen, daß sie weiter reiche, als bis zu einer Bekanntschaft mit Europa, und noch dazu mit Ausnahme von dessen nördlicherem Teile, nebst einem Teile von Asien und Afrika; denn sie hatten keinen andern Begriff von einer Welt jenseits des Westmeeres, als den, welchen sie aus der glücklichen Prophezeiung des Dichters entnehmen konnten.

Alsdann folgte das Mittelalter, das finstere Zeitalter, wie es

genannt wird, obgleich in seiner Finsternis jener Same des Wissens reifte, der, wenn seine Zeit gekommen, in neuen, herrlicheren Formen der Bildung aufgehen sollte. Die Gestaltung der Gesellschaft wurde für die Erdkunde günstiger. Aus einem übergroßen, in Todesschlaf versunkenen Reich, das alles mit seinem riesenhaften Gewicht erdrückte, spaltete sich Europa in mehrere unabhängige Staaten, von denen viele, durch die Annahme freisinniger Regierungsformen, alle dem freien Manne natürliche Regungen empfanden, und die kleinen Freistaaten am mittelländischen Meere und an der Ostsee sandten ihre Schwärme von Seeleuten zu einem einträglichen Handel aus, der die verschiedenen, längs der großen Meere zerstreut liegenden Länder miteinander in Verbindung setzte.

Aber die Fortschritte, die man in der Schiffahrtskunde machte, die genauere Abmessung der Zeit und vor allem die Entdeckung der Polarität des Magnets, brachten die Erdkunde bedeutend vorwärts. Statt zaghaft längs der Küsten hinzuschleichen oder seine Unternehmungen auf die engen Becken der inländischen Gewässer zu beschränken, konnte nun der Reisende seine Segel kühn auf dem weiten Meere ausspannen, da er sich auf einen Führer verlassen konnte, um sein Fahrzeug unfehlbar über die unbegrenzte Flut hinwegzuleiten. Das Bewußtsein dieser Kraft lenkte jetzt den Sinn für Reisen in eine neue Richtung, und der Seefahrer fing jetzt ernstlich an, auf einen andern Weg zu den indischen Gewürzinseln zu denken, als den von den morgenländischen Reisezügen eingeschlagenen über das asiatische Festland. Die Völker, die von dem Unternehmungsgeist natürlich ergriffen werden mußten, waren Spanien und Portugal, da sie an den Außenposten des europäischen Festlandes lagen und den großen Schauplatz künftiger Entdeckungen beherrschten.

Beide Länder fühlten die Verantwortlichkeit ihrer neuen Stellung. Die Krone von Portugal war während des fünfzehnten Jahrhunderts standhaft in ihren Bemühungen, einen Weg um die südliche Spitze von Afrika herum in den indischen Ozean zu finden, obgleich jedes neue Vorgebirge, so zaghaft war noch die

Schiffahrt, ihnen als eine furchtbare Schranke erschien, und erst in dem letzten Teile des Jahrhunderts segelte der unternehmende Diaz ganz um das stürmische Vorgebirge, wie er es nannte, herum, das aber Johann II. mit glücklicherer Ahnung das Vorgebirge der guten Hoffnung benannte. Aber ehe Vasco de Gama diese Entdeckung benutzt hatte, um das indische Meer zu befahren, betrat Spanien seine ruhmwürdige Laufbahn und sandte Columbus über das Westmeer.

Der Zweck des großen Seefahrers war noch die Entdeckung eines Weges nach Indien, aber über den Westen statt über den Osten. Er erwartete nicht, auf seinem Wege eine Festland zu treffen, und nach wiederholten Reisen blieb er bei seinem ursprünglichen Irrtum und starb auch bekanntlich in der Überzeugung, daß es die östliche Küste von Asien gewesen, zu der er gelangt sei. Den nämlichen Zweck hatten die Seeunternehmungen derjenigen, die der Spur des Admirals folgten, und die Entdeckung einer in den indischen Ozean führenden Meerenge war der stets wiederholte Befehl der Regierung und der Endzweck von so vielen Unternehmungen nach verschiedenen Punkten des neuen Festlandes, das seine riesenmäßige Länge von einem Pole zum andern auszustrecken schien. Die Entdeckung einer indischen Durchfahrt ist der wahre Grundgedanke bei allen Seefahrten im fünfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gewesen. Sie war der leitende Gedanke, der allen Unternehmungen jenes Zeitalters seinen Stempel aufdrückte.

Es ist in unseren Tagen nicht leicht, den gewaltigen Anstoß zu begreifen, den Europa von der Entdeckung von Amerika empfangen hat. Es war nicht die allmähliche Erwerbung eines Grenzgebietes, einer Landschaft oder eines Königreiches, die dadurch errungen ward, sondern eine neue Welt war jetzt den Europäern eröffnet. Die Tiergeschlechter, die Schätze aus dem Steinreich, die Pflanzenformen und die mannigfaltigen Ansichten der Natur, der Mensch in verschiedenen Abstufungen der Bildung, erfüllten den Geist mit einer ganz neuen Reihe von Begriffen, die den gewohnten Gang der Gedanken veränderten und sie zu unendlichen Ver-

mutungen anregten. Die Begierde, die wundervollen Geheimnisse der neuen Halbkugel zu erforschen, wurde so heftig, daß die vorzüglichsten Hauptstädte Spaniens gewissermaßen entvölkert wurden, da ein Auswanderer nach dem andern sich drängte, sein Glück auf dem Meere zu versuchen. Es war eine Romanwelt, die sich aufgetan hatte; denn wie auch der Erfolg des Abenteurers gewesen sein mochte, so bekamen bei seiner Rückkehr seine Berichte doch die Färbung eines Romans, der die aufs Wunderbare gerichtete Stimmung seiner Landsleute noch höher spannte und der Einbildungskraft eines Ritterzeitalters Nahrung gab. Sie lauschten mit aufmerksamen Ohren den Erzählungen von Amazonen, die die klassischen Sagen des Altertums zu verwirklichen schienen, den Geschichten von den patagonischen Riesen, den flammenden Schilderungen eines Dorados, wo der Sand von Edelsteinen funkelte und goldene Steinchen oder Kiesel, so groß wie Vogeleier, in Netzen aus den Flüssen gezogen wurden.

Daß jedoch die Abenteurer keine Betrüger, sondern Betrogene ihrer leichtgläubigen Einbildungskraft waren, geht aus der wunderlichen Art ihrer Unternehmungen hervor, aus Unternehmungen zur Auffindung des Zauberquells der Gesundheit, des goldenen Tempels von Doboyba, der goldenen Grabmäler von Zenu; denn Gold schwebte ihren krankhaften Traumgesichten stets vor, und der Name Castilla del Oro, goldenes Castillien, für die ungesundeste und unergiebigste Gegend der Landenge, spiegelte dem unglücklichen Ansiedler eine glänzende Aussicht vor, der statt des Goldes nur zu oft dort sein Grab fand.

In diesem Zauberreiche dienten alle Nebensachen dazu, die Täuschung aufrecht zu halten. Die einfachen Eingeborenen mit ihren unbewehrten Körpern und rohen Waffen waren keine Gegner für die bis an die Zähne bewaffneten Europäer. Die Überlegenheit war so groß wie die in einer Rittersage, wo die Lanze des guten Ritters Hunderte mit einer einzigen Berührung überwältigte. Die Gefahren und die Leiden, die der Entdecker zu bestehen hatte, waren kaum geringer, als die den irrenden Ritter umringten. Hunger, Durst und Ermüdung, die tödtliche Ausdünstung der

Moräste, mit ihren Schwärmen giftiger Insekten, die Kälte der Schneeberge und die sengende Sonne der Wendekreise, davon hatte jeder Ritter, der sein Glück in der neuen Welt versuchen wollte, zu leiden. Es war die Wirklichkeit des Romans. Das Leben des spanischen Abenteurers war ein zweites Hauptstück, und nicht das am wenigsten merkwürdige, in den Geschichten des fahrenden Ritterwesens.

Der Charakter des Krieges nahm etwas von der übertriebenen Färbung seiner Taten an. Stolz und ruhmredig, aufgeblasen durch eine hochmütige Meinung von seiner Bestimmung und ein unbegrenztes Vertrauen zu seinen Mitteln hegend, war er unerschrocken gegen jede Gefahr und unermüdlich in jeder Anstrengung. Je größer die Gefahr, desto größer der Reiz; denn seine Seele schwärmte in der Aufregung, und einem Unternehmen ohne Wagnis fehlte jener Sporn des Romanhaften, der nötig war, um seine Kräfte in Tätigkeit zu setzen. Doch waren in seinen Beweggründen zur Tat gemeinere Einflüsse mit erhabeneren, das Weltliche mit Geistlichen gemischt. Gold war der Antrieb und die Belohnung und bei seiner Verfolgung war die unbeugsame Natur des Kriegers selten unschlüssig über die Mittel dazu. Sein Mut war mit Grausamkeit befleckt, die , wie sonderbar es auch scheinen mag, eben so sehr aus seiner Habsucht, wie aus seiner Religion entsprang, der Religion, wie man sie in jenem Zeitalter verstand, der Religion des Kreuzfahrers. Sie war der Mantel für eine Menge von Sünden, der sie vor ihm selbst verbarg. Der Castilianer, zu stolz, um zu heucheln, beging mehr Grausamkeiten im Namen der Religion, als selbst von dem heidnischen Götzendiener oder dem glaubenswütigen Muhamedaner verübt wurden. Das Verbrennen der Ungläubigen war ein dem Himmel willkommenes Opfer und die Bekehrung der Überlebenden machte die schwärzesten Verbrechen reichlich wieder gut. Es ist eine traurige und demütigende Betrachtung, daß der unbegreifliche Geist der Unduldsamkeit — der Ketzerrichter in der Heimat und der Kreuzfahrer in der Fremde — aus einer Religion entspringen sollte, die den Frieden auf Erden und Wohlwollen gegen den Menschen predigt!

Welch einen Gegensatz bildeten diese Kinder des südlichen Europas gegen die angelsächsischen Stämme, die sich längs dem nördlichen Teile der westlichen Halbkugel verbreiteten! Denn das leitende Prinzip dieser Völker war nicht Habsucht, noch der gleißendere Vorwand der Bekehrung, sondern religiöse und politische Unabhängigkeit. Um sich diese zu sichern, begnügten sie sich mit einem spärlichen Erwerb durch ein mäßiges und arbeitsames Leben. Sie forderten von dem Boden nichts, als den billigen Ertrag ihrer eigenen Arbeit. Keine goldenen Traumbilder warfen einen täuschenden Schimmer auf ihren Weg und lockten sie durch Ströme von Blut zur Vernichtung eines harmlosen Herrscherstammes herbei. Sie waren mit dem langsamen, aber festen Gang ihrer gesellschaftlichen Grundsätze zufrieden. Sie ertrugen geduldig die Entbehrungen der Wildnis, indem sie den Baum der Freiheit mit ihren Tränen und dem Schweiße ihres Angesichts bewässerten, bis er im Lande tiefe Wurzel gefaßt und seine Zweige hoch in die Wolken getrieben hatte, während die im plötzlichen Glanze tropischen Wachsstums aufgeschlossenen Staatsgesellschaften des benachbarten Festlandes, selbst in ihrer höchsten Blüte, die sicheren Zeichen des Verfalles an sich trugen.

Man sollte glauben, die Vorsehung habe es ausdrücklich so angeordnet, daß die Entdeckung der beiden großen Abteilungen der amerikanischen Halbkugel den beiden Stämmen zugedacht gewesen sei, die am besten geeignet waren, sie zu erobern und zu bevölkern. So ward der nördliche Teil dem angelsächsischen Geschlechte bestimmt, dessen geregelte und betriebsame Gewohnheiten unter seinem kälteren Himmelsstrich und auf seinem rauheren Boden ein weites Feld zur Entwicklung fanden, während der südlichere Teil mit seinen tropischen Erzeugnissen und seinen Schätzen aus dem Steinreiche für den unternehmenden Spanier die anziehendste Lockung bot. Wie anders hätte der Erfolg sein können, wenn Columbus' Fahrzeug eine nördlichere Richtung genommen, wie er eine zeitlang beabsichtigte, und seine Bande von Abenteurern an den Küsten, wo jetzt das protestantische Amerika ist, ans Land gesetzt hätte?

Unter dem Einfluß jenes Sinnes für Seeunternehmungen, der die schiffahrttreibenden Staaten Europas im sechzehnten Jahrhundert erfüllte, wurde die ganze Ausdehnung des mächtigen Festlandes, von Labrador bis zum Feuerlande, in noch nicht dreißig Jahren nach der Entdeckung erforscht, und im Jahre 1521 löste der Portugiese Maghellan, der unter spanischer Flagge segelte, die Frage über die Meerenge, und fand einen westlichen Weg nach den lange gesuchten Gewürzinseln Indiens, zum großen Erstaunen der Portugiesen, die von der entgegengesetzten Richtung kamen und mit ihren Nebenbuhlern bei den Gegenfüßlern zusammentrafen. Aber während die ganze östliche Küste des amerikanischen Festlandes untersucht und sein mittlerer Teil angesiedelt war, da war — selbst nach der glänzenden Vollbringung der mexikanischen Eroberung— der Schleier noch nicht gelüftet, der über den Goldküsten des stillen Meeres hing.

Es waren von Zeit zu Zeit unbestimmte Gerüchte zu den Spaniern gedrungen von Ländern im fernen Westen, die von dem Metalle strotzten, nach dem ihnen so sehr gelüstete; aber die erste bestimmte Anzeige von Peru erhielt man um das Jahr 1511, als Vasco Nunez de Balboa, der Entdecker der Südsee, etwas Gold wog, das er von den Eingeborenen zusammengebracht hatte. Ein junger, wilder Häuptling, der zugegen war, schlug mit der Faust auf die Wagschale und rief, indem er das glänzende Metall im Zimmer umherstreute: „ Wenn es dies ist, was Ihr so sehr schätzt, daß Ihr darum Eure ferne Heimat verlassen und selbst Euer Leben darum wagen konntet, so kann ich Euch ein Land sagen, wo man aus goldenen Gefäßen ißt und trinkt und wo das Gold eben so wohlfeil ist, wie bei Euch das Eisen.“ Nicht lange nach Empfang dieser überraschenden Nachricht vollbrachte Balboa das furchtbare Unternehmen, das Gebirgsbollwerk der Landenge zu übersteigen, das die beiden gewaltigen Meere von einander scheidet; er sprang, mit Schwert und Schild bewaffnet, in das stille Meer und rief in wahrhaft ritterlichem Sinne: „er nehme dieses unbekannte Meer mit allem, was es enthalte, für den König von Castilien in Anspruch und werde es gegen Jeden, er sei Christ

oder Ungläubiger, ausfechten, der sich zu widersetzen wage!" — Das ganze ausgedehnte Festland und die sonnigen Inseln, die das Wasser der Südsee bespült! Der kühne Ritter ahnte wohl kaum den ganzen Umfang dieser großartigen Anmaßung.

An diesem Orte erhielt er bestimmtere Nachrichten über das peruanische Reich, hörte Erzählungen, die sein Bestehen bewiesen, und sah Abbildungen vom Llama, das dem Europäer als eine Gattung des arabischen Kamels erschien. Aber obgleich er sein leichtes Fahrzeug jenem goldenen Reiche zusteuerte, und seine Entdeckungen bis einige zwanzig Leguas südlich von dem Meerbusen von St. Michael fortsetzte, so war ihm das Abenteuer doch nicht beschieden. Der ausgezeichnete Entdecker war bestimmt, als Opfer jener erbärmlichen Eifersucht zu fallen, mit der ein kleiner Geist die Taten eines großen betrachtet.

Das spanische Pflanzstaatgebiet war in eine Anzahl kleiner Regierungen eingeteilt, die zuweilen an Hofgünstlinge vergeben wurden, obgleich dazu, weil die Geschäfte dieses Amtes damals beschwerlich waren, häufiger Männer von praktischen Fähigkeiten und kräftigem Geiste vorbehalten wurden. Columbus hatte, seinem ursprünglichen Vertrage mit der Krone gemäß, Gerichtsbarkeit über die von ihm entdeckten Landgebiete, worunter einige der bedeutendsten Inseln und wenige Gegenden auf dem Festlande begriffen waren. Diese Gerichtsbarkeit unterschied sich dadurch von anderen Beamtenstellen, daß sie erblich war, ein Vorrecht, das doch zuletzt zu bedeutend für einen Untertan gefunden und deshalb in einen Titel und Jahresgehalt verwandelt ward. Diese pflanzstaatlichen Regierungsbezirke wurden mit der Vergrößerung des Reiches vermehrt und waren um das Jahr 1524, die Zeit, wo unsere Erzählung eigentlich beginnt, über die Inseln, längs der Landenge von Darien, den großen Landstrich von Terra Firma und die neuesten Eroberungen in Mexiko verbreitet. Einige dieser Regierungen hatten keinen großen Bereich. Andere, wie die von Mexiko, hatten die Ausdehnung eines Königreichs, und den meisten war eine unbestimmte Strecke zur Entdeckung in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft angewiesen, wodurch jeder der kleinen Herrscher sein

Landgebiet vergrößern und sich und seine Anhänger bereichern durfte. Diese kluge Einrichtung förderte am besten die Zwecke der Krone, weil sie fortwährend den Unternehmungsgeist anspornte. Indem diese Kriegsregenten so auf ihren eigenen kleinen Besitzungen in großer Entfernung vom Mutterlande lebten, hatten sie eine Art von vizeköniglicher Gewalt, die sie nur zu häufig auf die drückendste und grausamste Weise ausübten: drückend gegen die Eingeborenen und grausam gegen ihre eigenen Anhänger. Dies war die natürliche Folge, wenn Menschen, von ursprünglich niederm Stande und nicht für Ämter durch Erziehung gebildet, plötzlich zum Besitz einer, wenn auch kurzen, aber ihrer Beschaffenheit nach unverantwortlichen Macht berufen werden. Erst nach einigen traurigen Erfahrungen dieser Folgen wurden Maßregeln getroffen, diese kleinen Tyrannen vermittelst ordentlicher Gerichtshöfe, oder königlicher Audiencias, wie sie genannt wurden, in Schach zu halten, die aus Männern von Charakter und Kenntnissen gebildet, mit dem Arm des Gesetzes oder wenigstens der Stimme des Vorwurfs zum Schutze der Ansiedler und der Eingeborenen einschreiten sollten.

Zu den Statthaltern, die ihre Stellung ihrem Range in der Heimat verdankten, gehörte Don Pedro Arias de Avila oder Pedrarias, wie er gewöhnlich genannt wurde. Er war mit einer Tochter von Donna Beatrix de Bobadilla, der berühmten Marquise von Moya, am bekanntesten als Freundin Isabellas der Katholischen, verheiratet. Er war ein Mann von einiger Kriegserfahrung und großer Charakterstärke. Dagegen war er, wie es sich erwies, von boshafter Gemütsart, und die niedrigen Eigenschaften, die in der Dunkelheit des Privatlebens würden unbemerkt geblieben sein, kamen zum Vorschein, oder wurden vielleicht in gewissem Grade erzeugt durch eine plötzliche Erhebung zur Macht, so wie die Sonne, die auf einen ergiebigen Boden wohltätig und fruchttreibend wirkt, aus dem ungesunden Sumpfe nur unreine und giftige Dünste hervorlockt. Diesem Manne ward der Befehl über Castilla del Oro übertragen, das Nunez de Balboa zum Schauplatz seiner Entdeckungen ausgewählt hatte. Seine glücklichen Erfolge

zogen Nunez de Balboa die Eifersucht seines Vorgesetzten zu, denn in den Augen Pedrarias war es Verbrechen genug, ein Mann von Verdienst zu sein. Die traurige Geschichte dieses Ritters gehört einer etwas früheren Zeit an, als der, mit der wir uns jetzt zu beschäftigen haben werden. Sie ist von einer geschickteren Hand als der meinigen entworfen worden und bildet, obgleich nur kurz, eine der glänzendsten Stellen in den Jahrbüchern der amerikanischen Eroberer.

Aber obgleich Pedrarias die Absicht hatte, die ruhmwürdige Laufbahn seines Nebenbuhlers abzuschneiden, so war er doch nicht unempfindlich für die wichtigen Folgen seiner Entdeckungen. Er sah sogleich, wie unpassend Darien zur Fortsetzung von Unternehmungen im stillen Meere sei, und ließ, dem ursprünglichen Vorschlage Balboas vom Jahre 1519 gemäß, seine entstehende Hauptstadt von den Küsten des atlantischen Meeres nach der ehemaligen Stelle von Panama, etwas östlich von der jetzigen Stadt dieses Namens, verlegen. Diese sehr ungesunde Stelle, der Kirchhof manches unglücklichen Ansiedlers, war für den großen Zweck von Seeunternehmungen günstig gelegen, und durch seine Lage im Mittelpunkte hat der Hafen den besten Abgangspunkt zu Unternehmungen, sowohl nach Norden, als nach Süden, längs der großen Reihe unentdeckter Küsten, welche die Südsee umschließen. Doch in dieser neuen und günstigen Stellung ließ man mehrere Jahre vorübergehen, ehe der Lauf der Entdeckung seine Richtung nach Peru nahm. Derselbe war ausschließlich gegen Norden, oder vielmehr Westen, auf Befehl der Regierung gerichtet, deren Augenmerk stets die Entdeckung einer Meerenge war, die, wie man vermutete, irgendwo die langgestreckte Landzunge durchschneiden müsse. Eine Flotte nach der andern wurde zu diesem unerreichbaren Zwecke ausgerüstet, und Pedrarias sah jedes Jahr sein Gebiet sich weiter ausdehnen, ohne aus seinen Erwerbungen einen irgend beträchtlichen Nutzen zu ziehen. Veragua, Costa Rica, Nicaragua wurden nacheinander besetzt, und seine tapferen Ritter erzwangen sich einen Weg durch Wald und Berg und kriegerisch wilde Horden, bis sie in Honduras mit Cortez Gefährten, den

Eroberern von Mexiko, zusammenstießen, die von der großen nördlichen Hochebene herab in die Gegend von Mittelamerika gekommen waren und so die Erforschung dieses wilden und geheimnisvollen Landes vollendeten.

Erst im Jahre 1522 war eine geordnete Unternehmung in südlicher Richtung von Panama unter der Leitung von Pascual de Andagoya, einem Ritter von großer Auszeichnung im Pflanzstaate, begonnen. Aber dieser Offizier drang nur bis Puerto de Pinas, der Grenze von Balboas Entdeckungen, vor, wo sein trauriger Gesundheitszustand ihn nötigte, sich wieder einzuschiffen und sein Unternehmen schon im Beginn aufzugeben.

Doch die unbestimmten Gerüchte über den Reichtum und die Bildung eines mächtigen Volkes im Süden erreichten fortwährend das Ohr der Ansiedler und entflammten ihre träumerische Einbildungskraft. Aber die genaue Lage und Entfernung dieses Feenreiches war nur noch Sache der Vermutung. Der ausgedehnte Landstrich dazwischen war von rohen und kriegerischen Stämmen besetzt, und die geringe Erfahrung, welche die spanischen Seefahrer bisher über die benachbarten Küsten und deren Bewohner gesammelt hatten, noch mehr aber die stürmische Beschaffenheit des Meeres — denn ihre Unternehmungen hatten zu den ungünstigsten Jahreszeiten stattgefunden — machten, daß selbst ihre mutigen Herzen davor zurückbebten.

Dies Gefühl erfüllte das kleine Gemeinwesen von Panama während mehrerer Jahre nach deren Gründung. Mittlerweile gab die blendende Eroberung von Mexiko dem Entdeckungseifer einen neuen Antrieb, und im Jahre 1524 fanden sich in der Ansiedlung drei Männer, bei denen der abenteuerliche Sinn über jedes Bedenken von Schwierigkeit und Gefahr, das sich der Verfolgung des Unternehmens entgegenstellte, den Sieg davontrug. Einer von ihnen wurde ausgewählt, als durch seinen Charakter zur glücklichen Durchführung geeignet. Dieser Mann war Francisco Pizarro, und da er die nämliche ausgezeichnete Stelle bei der Eroberung von Peru einnimmt, wie Cortez bei der von Mexiko, so wird es nötig sein, eine kurze Übersicht seiner frühern Geschichte zu geben.

ZWEITES HAUPTSTÜCK

Francisco Pizarro / Seine frühere Geschichte / Erster Zug nach dem Süden / Unfälle der Reisenden / Hitzige Kämpfe / Rückkehr nach Panama / Almagros Unternehmen

1524—1525

Francisco Pizarro war in Truxillo, einer Stadt in Estremadura in Spanien, geboren. Die Zeit seiner Geburt ist ungewiß, aber wahrscheinlich fällt sie nicht weit vom Jahre 1471. Er war ein uneheliches Kind, und es ist nicht auffallend, daß seine Eltern sich nicht die Mühe gegeben haben, den Tag seiner Geburt zu verewigen. Nur selten macht man eine genaue Angabe seiner Fehltritte. Sein Vater, Gonzalo Pizarro, war Oberst im Fußvolk und diente mit einiger Auszeichnung in den italienischen Feldzügen unter dem Großen Feldherrn und später in den Kriegen von Navarra. Seine Mutter, Francisca Gonzales, war eine Person niedern Standes in Truxillo.

Von Franciscos früheren Jahren wird wenig gesagt und dies Wenige verdient nicht immer Glauben. Einigen zufolge wurde er von seinen beiden Eltern verlassen und an der Tür einer der Hauptkirchen als Findling ausgesetzt. Man sagt sogar, daß er umgekommen wäre, wenn ihn nicht eine Sau gesäugt hätte. Dies ist eine noch unglaublichere Nahrungsquelle, als die dem Kinde Romulus zugewiesene. Die frühere Geschichte von Männern, die ihren Namen durch Taten in ihrem spätern Alter berühmt gemacht haben, liefert, so wie die frühere Geschichte der Völker überhaupt, der Erfindung ein fruchtbares Feld.

So viel scheint gewiß zu sein, daß der junge Pizarro wenig Pflege von seinen Eltern genoß und daß man sein Gedeihen ganz der Natur überließ. Es wurde ihn weder Lesen noch Schreiben gelehrt und seine Hauptbeschäftigung war die eines Schweinehirten. Aber diese einförmige Lebensweise war dem aufgeweckten Geiste Pizarros nicht angemessen, als er älter wurde und die weit verbreiteten Erzählungen von der neuen Welt, so fesselnd für eine

jugendliche Einbildungskraft, aufmerksam hörte. Er teilte die allgemeine Begeisterung und benutzte einen günstigen Augenblick, nach Sevilla zu entkommen, dem Hafen, wo sich die spanischen Abenteurer einschifften, um ihr Glück im Westen zu versuchen. Nur wenige können ihrem Vaterland mit geringerem Kummer den Rücken zugekehrt haben als Pizarro.

In welchem Jahre diese wichtige Veränderung seines Geschickes eintrat, sagt man uns nicht. Das Erste, was wir von ihm in der neuen Welt hören, ist von der Insel Hispaniola im Jahre 1510, wo er an der Unternehmung nach Uraba in Terra Firma teilnahm unter Alonzo de Ojeda, einem Ritter, dessen Charakter und Taten, außer in dem Werke des Cervantes, nicht ihresgleichen finden. Hernando Cortes, dessen Mutter eine Pizarro und, wie man sagt, mit Franciscos Vater verwandt gewesen, war damals in St. Domingo und schickte sich an, Ojeda auf seiner Unternehmung zu begleiten, wurde aber daran durch augenblickliche Lahmheit verhindert. Wäre er mitgegangen, dann würde der Fall des aztekischen Reichs noch einige Zeit länger verschoben worden und Montezumas Szepter friedlich auf seine Nachkommen übergegangen sein. Pizarro teilte das Mißgeschick von Ojedas Ansiedelung und erwarb sich durch seine Klugheit das Vertrauen seines Befehlshabers in dem Grade, daß ihm die Sorge für die Niederlassung überlassen wurde, als Ojeda, um Unterstützung zu suchen, nach der Insel zurückkehrte. Der Stellvertreter blieb fast zwei Monate lang auf seinem gefährlichen Posten, indem er wohlbedächtig wartete, bis der Tod die Niederlassung genug gelichtet und es ihren elenden Resten möglich gemacht hatte, sich in dem einzigen kleinen Fahrzeuge einzuschiffen, das ihnen übrig geblieben war.

Hernach finden wir ihn dem Entdecker des stillen Meeres, Balboa, zugesellt und mitwirkend bei der Niederlassung in Darien. Er hatte den Ruhm, diesen tapfern Ritter auf seinem mühseligen Marsche durch das Gebirge zu begleiten, und daher zu den ersten Europäern zu gehören, deren Auge den lang verheißenen Anblick der Südsee begrüßte.

Nach dem frühzeitigen Tode seines Befehlshabers, schloß sich Pizarro dem Schicksale Pedrarias an, und wurde von diesem Statthalter zu verschiedenen Kriegsunternehmungen verwendet, die, wenn sie auch weiter keinen Erfolg hatten, ihm die nötige Gewöhnung an die Gefahren und Entbehrungen verschafften, die dem künftigen Eroberer von Peru bevorstanden.

Im Jahre 1515 wurde er mit noch einem andern Ritter, namens Morales, gewählt, um die Landenge zu kreuzen und mit den Eingeborenen an den Küsten des stillen Meeres Handel zu treiben. Und während er dort damit beschäftigt war, seine Beute an Gold und Perlen von den benachbarten Inseln einzusammeln, und sein Auge längs der dunklen Küstenlinie hinschweifte, bis sie sich in die Ferne verlor, mag wohl seine Einbildungskraft von dem Gedanken ergriffen worden sein, eines Tages die Eroberung der geheimnisvollen Gegenden jenseits der Berge zu unternehmen. Bei der Verlegung des Sitzes der Regierung über die Landenge nach Panama begleitete Pizarro den Pedrarias, und sein Name wurde unter den Rittern bekannt, welche die Eroberungslinie gegen Norden über die kriegerischen Horden von Veragua ausdehnten. Aber alle diese Unternehmungen, wie viel Ruhm sie ihm auch gebracht haben mögen, waren nur wenig ergiebig an Gold, und in dem Alter von fünfzig Jahren befand sich der Hauptmann Pizarro nur im Besitz eines ungesunden Landstriches in der Nähe der Hauptstadt, und so vieler Repartimientos der Eingeborenen, als man seinen Kriegsdiensten angemessen hielt. Die neue Welt war eine Lotterie, in der es der großen Lose so wenig gab, daß die Wahrscheinlichkeit sehr gegen den Spieler war, und dennoch war er es zufrieden, darin Gesundheit, Vermögen und nur zu oft seinen guten Namen aufs Spiel zu setzen.

In solcher Lage befand sich Pizarro, als im Jahre 1522 Andagoya von seinem unvollendeten Unternehmen nach dem Süden von Panama zurückkehrte, von wo er ausführlichere Nachrichten, als man bisher erhalten hatte, von der Größe und dem Reichtum der jenseits gelegenen Länder mitbrachte. Auch war es gerade die Zeit, wo Cortez' glänzende Taten ihren Eindruck auf den Volks-

geist machten und dem Sinne für Abenteuer einen neuen Anstoß gaben. Die südlichen Unternehmungen wurden ein allgemeiner Gegenstand der Spekulation bei den Ansiedlern von Panama. Aber das Goldland, da es hinter dem mächtigen Vorhange der Cordilleren lag, war noch in Dunkelheit gehüllt. Man konnte sich keinen Begriff von seiner wahren Entfernung machen, und die Leiden und Beschwerden, welche die wenigen Seefahrer betroffen hatten, die in jener Richtung gesegelt waren, gaben dem Unternehmen einen düsteren Charakter, der bisher selbst die Kühnsten abgeschreckt hatte. Man hat keinen Beweis, daß Pizarro eine besonders lebhafte Neigung dafür gezeigt habe. Auch waren seine eigenen Mittel nicht von der Art, um irgend eine Hoffnung auf Erfolg ohne mächtigen Beistand von anderen zu gewähren. Er fand diesen bei zwei Männern der Niederlassung, die einen zu wichtigen Anteil an den späteren Vorfällen nahmen, um nicht besonders erwähnt zu werden.

Einer von ihnen, Diego de Almagro, war ein emporgekommener Soldat, wahrscheinlich etwas älter als Pizarro, obgleich man von seiner Geburt wenig weiß und selbst ihr Ort bestritten wird. Man nimmt an, daß es die Stadt Almagro in Neu-Castilien gewesen, von der man, in Ermanglung einer besseren Quelle, seinen Namen herleitete; denn, gleich Pizarro, war er ein Findling. Man weiß nur wenig Näheres über ihn bis zum jetzigen Zeitpunkt unserer Geschichte; denn er war einer von denen, die durch unruhige Zeiten zuerst zum Vorschein gebracht werden, vielleicht weniger zu ihrem Glück, als wenn sie in ihrer früheren Dunkelheit geblieben wären. In seiner kriegerischen Laufbahn hatte sich Almagro den Ruf eines tapfern Soldaten erworben. Er war von offener, freisinniger Gemütsart, etwas heftig und unlenksam in seinen Leidenschaften, aber, wie Menschen von heißblütiger Verfassung, wenn die ersten Aufwallungen vorüber waren, nicht schwer zu besänftigen. Kurz, er hatte die guten Eigenschaften und die Fehler einer nicht durch frühe Erziehung an Selbstbeherrschung gewöhnten ehrlichen Natur.

Das dritte Mitglied des Bundes war Hernando de Luque, ein

spanischer Geistlicher, der das Amt eines Unterpfarrers in Panama bekleidete und ehemals als Schulmeister bei der Stiftskirche von Darien angestellt gewesen war. Er scheint ein Mann von besonderer Vorsicht und Weltkenntnis gewesen zu sein, und hatte sich durch seine achtungswerten Eigenschaften großen Einfluß in der kleinen Gemeinde, zu der er gehörte, sowie als Aufseher der öffentlichen Gelder, erworben, wodurch seine Mitwirkung zum Gelingen des gegenwärtigen Unternehmens von wesentlichem Einfluß war.

Es war unter den drei Verbündeten verabredet, daß die beiden Ritter ihr kleines Vermögen zur Bestreitung der Ausrüstung für die Flotte verwenden sollten, indes den bei weitem größten Teil der Geldmittel sollte Luque liefern. Pizarro sollte den Befehl über die Unternehmung führen, und das Geschäft der Verpflegung und Bemannung der Schiffe wurde Almagro übertragen. Die Verbündeten hatten keine Mühe, die Einwilligung des Statthalters zu ihrem Unternehmen zu erlangen. Andagoya hatte nach seiner Zurückkunft eine andere Unternehmung beabsichtigt, aber der Offizier, dem er sie anvertrauen wollte, starb. Warum er seine ursprüngliche Absicht nicht verfolgte, und die Sache einem erfahrenen Führer wie Pizarro übertrug, ist nicht klar. Wahrscheinlich war es ihm nicht unlieb, daß andere die Last der Unternehmung trügen, so lange ein guter Teil ihres Nutzens in seine eigene Kasse floß. Dies übersah er nicht bei seiner Übereinkunft.

Auf diese Weise durch Luques Geldmittel und die Einwilligung des Statthalters gesichert, säumte Almagro nicht, Anstalten zur Reise zu treffen. Es wurden zwei kleine Schiffe angeschafft, von denen Balboa das größere ursprünglich für sich in der Absicht auf die nämliche Unternehmung gebaut hatte. Seit seinem Tode hatte es im Hafen von Panama abgetakelt gelegen. Jetzt wurde es so gut, als es die Umstände erlaubten, instand gesetzt und segelfertig gemacht, während die Vorräte und Lebensmittel mit einer Raschheit an Bord gebracht wurden, die, wie sich später ergab, Almagros Eifer mehr Ehre machte, als seiner Vorsicht.

Schwieriger war es, sich die nötige Mannschaft zu verschaffen; denn gegen Unternehmungen nach dieser Richtung hatte sich ein

allgemeines Gefühl von Mißtrauen verbreitet, das nicht sogleich besiegt werden konnte. Aber es gab in der Niederlassung viele müssige Herumtreiber, die sich herausgemacht hatten, um ihre Glücksumstände zu verbessern, und bereit waren, dies, wenn auch noch so hoffnungslos, zu versuchen. Aus solchen Leuten brachte sich Almagro eine Schar von etwas über hundert Mann zusammen, und als alles bereit war, übernahm Pizarro den Befehl, lichtete die Anker und segelte aus dem kleinen Hafen von Panama gegen die Mitte des November 1524 ab. Almagro sollte auf einem zweiten Schiff von geringerer Größe, so bald es ausgerüstet werden konnte, folgen.

Die Jahreszeit war die unpassendste, die man zur Reise wählen konnte; denn es war die Regenzeit, wo die Schiffahrt nach dem Süden durch widrige Winde erschwert und doppelt gefährlich wird durch die über die Küste hinstreichenden Stürme. Aber dies verstanden die Abenteurer nicht. Nachdem sie die Perleninsel, einen häufig besuchten Versammlungsort der Seefahrer, wenige Leguas von Panama entfernt, berührt hatten, nahm Pizarro seinen Weg durch den Meerbusen von St. Michael, und steuerte fast ganz südlich nach Puerto de Pinas, einem Vorgebirge in der Landschaft Biruquete, das Andagoyas Reisegrenze bezeichnete. Vor seiner Abfahrt hatte Pizarro sich von diesem Offizier alle Nachrichten in bezug auf das Land verschafft, die er von ihm erlangen konnte, sowie über den Weg, den er verfolgen sollte. Aber des Ritters eigene Erfahrung war so beschränkt, daß sie ihm nur wenig nützen konnte.

Nach Umschiffung des Puerto de Pinas lenkte das kleine Schiff in den Fluß Biru ein, aus dessen falsch angewendetem Namen, wie einige vermuten, der des Reiches der Inkas entstanden ist. Nachdem Pizarro den Fluß einige Leguas weit aufwärts gesegelt war, warf er Anker, schiffte seine ganze Streitmacht, mit Ausnahme der Matrosen, aus, und schritt an ihrer Spitze vorwärts zur Untersuchung der Gegend. Das Land breitete sich in einen großen Sumpf aus, in dem heftige Regengüsse sich zu Pfützen stehenden Wassers gesammelt hatten und wo der morastige Boden dem

Reisenden keinen festen Tritt gestattete. Dieser schreckliche Morast war mit Gehölz besetzt, durch dessen dicken und verwickelten Unterwuchs sie nur mit Mühe dringen konnten, und nachdem sie hindurch waren, kamen sie in eine hügelige, so rauhe und steinige Gegend, daß sie sich die Füße bis auf den Knochen zerschnitten; der müde Soldat, noch überdies von seinem schweren Panzer oder dickgepolsterten baumwollenen Wams belästigt, konnte nur mit Mühe die Füße heben. Die Hitze war zuweilen drückend, und von Anstrengung ohnmächtig und halb verhungert, sanken sie vor Erschöpfung zu Boden. So war der verhängnisvolle Anfang des Zuges nach Peru. Pizarro verlor indes nicht den Mut. Er suchte die Lebensgeister seiner Leute wieder zu wecken und beschwor sie, sich nicht durch Schwierigkeiten entmutigen zu lassen, die ein tapferes Herz gewiß besiegen würde, indem er sie an den goldenen Preis erinnerte, der die Beharrlichen erwarte. Doch es war klar, daß durch das Verbleiben in dieser traurigen Gegend nichts gewonnen werden konnte. Sie kehrten daher zu ihrem Schiffe zurück, das man den Strom abwärts gleiten und dann auf der See die Richtung nach Süden weiter verfolgen ließ.

Nach einer Küstenfahrt von einigen Leguas, warf Pizarro an einem Platze Anker, der seinem Ansehen nach eben nicht einladend war, wo er sich einem Vorrat von Holz und Wasser versorgte. Alsdann strich er mehr gegen die offene See hin und hielt sich in der nämlichen Richtung nach Süden. Aber dies wurde vereitelt durch wiederholte heftige Stürme, von so fürchterlichen Donnerschlägen und Regengüssen begleitet, wie sie nur in den schrecklichen Gewittern der Wendekreise vorkommen. Das Meer tobte mit Wut, und indem es zu berghohen Wellen anschwoll, drohte es jeden Augenblick das gebrechliche kleine Fahrzeug zu zertrümmern, das schon an jeder Fuge offen war. Zehn Tange lang wurden die unglücklichen Reisenden von den unbarmherzigen Elementen umhergeschleudert, und nur durch unaufhörliche verzweifelte Anstrengung gelang es ihnen, das Schiff vor dem Sinken zu hüten. Zur Vermehrung ihres Mißgeschicks fingen ihre Lebensmittel an, auszugehen, und sie waren knapp an Wasser, wovon sie nur

wenige Tonnen eingenommen hatten; denn Almagro hatte darauf gerechnet, daß sie ihre dürftigen Vorräte von Zeit zu Zeit von der Küste aus ergänzen könnten. Ihr Fleisch war gänzlich verzehrt und sie waren auf die kümmerliche Nahrung von täglich zwei Ähren des indianischen Korns für den Mann herabgesetzt.
So durch Hunger und die Elemente abgemattet, waren die umhergeschaukelten Reisenden nur zu froh, umkehren, und den Hafen wieder erreichen zu können, in dem sie zuletzt ihre Holz- und Wasservorräte eingenommen hatten. Aber es konnte nichts Trostloseres geben, als den Anblick, den das Land darbot. Es hatte dieselbe Beschaffenheit eines flachen, sumpfigen Bodens, wie der frühere Landungsplatz, während dicht verflochtenes Gehölz, von einer Tiefe, die das Auge nicht durchdringen konnte, sich der Küste entlang zu unendlicher Länge ausdehnte. Vergebens mühten sich die Spanier ab, durch das Labyrinth dieses verworrenen Dickichts zu dringen, wo die Kriechpflanzen und blühenden Reben, die in einer heißen und feuchten Luft üppig aufschossen, sich um die ungeheuern Stämme der Waldbäume geschlungen und ein Netzwerk gebildet hatten, das nur mit der Axt geöffnet werden konnte. Der Regen hatte während der Zeit nur selten nachgelassen und der mit Blättern bestreute und ganz durchnäßte Boden schien ihnen unter den Füßen zu entgleiten.
Es konnte nichts Schrecklicheres und Entmutigenderes geben, als diese traurigen Wälder, in denen die Ausdünstungen des überladenen Bodens die Luft verpesteten, und kein anderes Leben zu dulden schienen, als nur das von Millionen Insekten, deren glitzernde Flügel wie Feuerfunken in jeder Öffnung des Gebüsches hin- und herflogen. Selbst die Tierschöpfung schien aus Naturtrieb den unseligen Ort gemieden zu haben, und die Wanderer sahen weder ein Tier, noch einen Vogel irgend einer Art. Ununterbrochene Stille herrschte in dieser traurigen Einöde; wenigstens waren die einzigen Laute, die zu hören waren, das Prasseln der Regentropfen auf den Blättern und die Tritte der verlassenen Abenteurer.
Gänzliche entmutigt durch den Anblick dieses Landes, fingen die

Spanier an, zu begreifen, daß sie durch Verlegung ihres Aufenthaltes von dem Meere nach der Küste nichts gewonnen hatten, und fühlten die ernstlichste Besorgnis, vor Hunger in einer Gegend umzukommen, die nichts bot, als die ungesunden Beeren, die sie hie und da in den Gebüschen auflesen konnten. Sie klagten laut über ihr hartes Los, indem sie ihren Befehlshaber als den Urheber aller ihrer harten Leiden bezeichneten, der sie mit Versprechungen eines Feenlandes getäuscht habe, das in demselben Maße, wie sie vorrückten, vor ihnen zurückzuweichen schien. Es sei, sagten sie, unnütz, gegen das Sckicksal zu kämpfen, und es würde besser sein, zu versuchen, den Hafen von Panama beizeiten wieder zu erreichen, um ihr Leben zu retten, als da zu warten, wo sie vor Hunger sterben müßten.

Aber Pizarro war darauf gefaßt, lieber mit weit größeren Übeln zu kämpfen, als nach Panama zurückzukehren, seines Rufes beraubt, ein Gegenstand des Spottes, als ein ruhmrediger Träumer, der andere verleitet habe, sich auf ein Abenteuer einzulassen, das er selbst nicht den Mut habe durchzuführen. Nur von der Gegenwart konnte er etwas hoffen. Umkehren wäre sein Verderben gewesen. Er führte daher jeden Grund an, den gekränkter Stolz und Habsucht ihm zu bieten vermochte, um seine Anhänger von ihrem Vorsatze abzubringen, stellte ihnen vor, daß dies die Beschwerden seien, denen Entdecker sich notwendig ausgesetzt sähen, und erinnerte sie an die vielfachen Berichte, die sie selbst über die reichen Landstriche längs dieser Küste erhalten hätten und die zu gewinnen es nur Mut und Ausdauer ihrerseits bedürfte. Da jedoch ihre gegenwärtigen Bedürfnisse dringend seien, wolle er das Schiff nach der Perleninsel zurücksenden, um frische Vorräte für seine Leute einzunehmen, die sie instand setzten, mit neuem Vertrauen vorwärts zu gehen. Die Entfernung sei nicht so groß und in wenigen Tagen würden sie alle aus ihrer gefahrvollen Lage erlöst sein. Der zu diesem Behuf abgesandte Offizier hieß Montenegro; er nahm ungefähr die Hälfte der ganzen Mannschaft mit, lichtete, nachdem er Pizarros Verhaltungsbefehle erhalten, sogleich die Anker und steuerte der Perleninsel zu.

Nach der Abfahrt des Schiffes machte der spanische Befehlshaber einen Versuch, das Land zu durchforschen und zu sehen, ob er nicht eine indianische Niederlassung fände, wo er sich Erfrischungen für seine Leute verschaffen könne. Aber seine Mühe war umsonst und keine Spur von einer menschlichen Wohnung zu sehen, wiewohl in dem dichten und undurchdringlichen Laubwerk der Wendekreisgegend schon die Entfernung weniger Ruthen hinreichte, um eine Stadt den Blicken zu entziehen. Das einzige Nahrungsmittel, das den unglücklichen Abenteurern übrig blieb, waren Schaltiere, die sie hie und da auf der Küste auflasen, oder die bitteren Knospen des Palmbaumes und Beeren und schlechtschmeckende Kräuter, die in den Gehölzen wild wuchsen. Einige davon waren so giftig, daß denen, die davon genossen, der Leib aufschwoll und sie von den heftigsten Schmerzen gequält wurden. Andere, die den Hunger dieser elenden Kost vorzogen, wurden ohnmächtig vor Schwäche und starben wirklich an Entbehrung. Doch ihr entschlossener Führer strebte seine Fassung zu behaupten und den sinkenden Mut seiner Leute aufzurichten. Er teilte willig mit ihnen seinen dürftigen Vorrat von Lebensmitteln, war unablässig bemüht, ihnen Unterhalt zu verschaffen, pflegte die Kranken, und ließ ihnen Hütten zu ihrer Bequemlichkeit bauen, die sie wenigstens vor den Regenstürmen der Jahreszeit schützen sollten. Durch diese rege Teilnahme an den Leiden seiner Gefährten erlangte er einen Einfluß auf ihre rauhen Naturen, den das Bestreben, seine Herrschaft geltend zu machen, wenigstens in der gegenwärtigen Not, ihm nie verschafft haben würde.

Tage, Wochen waren nacheinander vorübergegangen, und man hatte keine Nachricht von dem Schiffe erhalten, das den Wanderern Hilfe bringen sollte. Vergebens blickten sie mit angestrengtem Auge weit über das Wasser hin, um ihre ankommenden Freunde zu erspähen. Nicht ein Fleckchen war in der blauen Ferne zu sehen, wohin das Kanot des Wilden sich nicht wagen konnte und wo die Segel der Weißen noch nicht ausgespannt waren. Die, welche zuerst Alles standhaft ertragen hatten, überließen sich jetzt der Mutlosigkeit, da sie sich von ihren Landsleuten auf dieser öden

Küste verlassen fühlten. Sie vergingen jetzt unter diesem traurigen Gefühl, das „das Herz erkranken macht." Mehr als zwanzig von dem kleinen Häuflein waren schon gestorben und die Überlebenden schienen ihnen rasch nachfolgen zu wollen.

In diesem bedenklichen Augenblick ging Pizarro die Nachricht zu, daß man durch eine entfernte Öffnung im Walde ein Licht gesehen habe. Er begrüßte diese Nachricht mit Freuden, da sie ihm das Vorhandensein einer Ansiedlung in der Nähe verkündete, und an der Spitze eines kleinen Häufleins machte er sich nach der bezeichneten Richtung auf, um das Nähere zu erforschen. Er wurde nicht getäuscht, und nachdem er sich durch eine dichte Wildnis von Gestrüpp und Laubwerk gewunden, gelangte er an einen offenen Raum, wo ein indianisches Dorf angelegt war. Die schüchternen Einwohner verließen beim Anblick der Fremden ihre Hütten mit Schrecken, und die ausgehungerten Spanier stürzten hinein und eigneten sich begierig das zu, das sie darin fanden. Dies bestand aus verschiedenen Nahrungsmitteln, besonders Mais und Kakaobohnen. Dieser Fund war zwar klein, aber kam doch so zur rechten Zeit, daß sie ganz entzückt darüber waren. Die erstaunten Eingeborenen machten keinen Versuch zum Widerstand. Aber als sie mehr Zutrauen gefaßt hatten, da ihnen persönlich keine Gewalt angetan wurde, traten sie näher zu den weißen Männern und fragten: „Warum sie nicht zu Hause blieben und ihr eigenes Land bebauten, statt umherzustreifen und andere zu berauben, die ihnen nie ein Leid getan hätten?" Wie die Spanier auch über die Rechtsfrage geurteilt haben mögen, so fühlten sie doch ohne Zweifel, daß es klüger gewesen wäre, sie hätten das getan. Aber die Wilden trugen goldene Schmucksachen von einiger Größe, wiewohl von plumper Arbeit, an sich. Dies war die beste Antwort auf ihre Frage. Es war die goldene Lockung, die den spanischen Abenteurer bewog, seine schöne Heimat zu verlassen und sich den Prüfungen in der Wildnis auszusetzen. Von den Indianern erfuhr Pizarro die Bestätigung der Berichte, die er so oft über ein reiches, im fernen Süden liegendes Land erhalten hatte; in der Entfernung von zwölf Tage-

reisen über die Berge, sagten sie ihm, wohne ein mächtiger Herrscher, dessen Gebiet von einem andern, noch mächtigeren, dem Kinde der Sonne, angegriffen worden sei. Es mag wohl der Angriff von Quito durch den tapfern Inka Huayna Capac gemeint gewesen sein, der einige Jahre vor Pizarros Unternehmung stattfand. Endlich, nach Verlauf von mehr als sechs Wochen, erblickten die Spanier mit Freude die Zurückkunft des ausgesandten Fahrzeuges, das ihre Gefährten fortgeführt hatte, und Montenegro fuhr mit reichen Vorräten von Lebensmitteln für seine verhungernden Landsleute in den Hafen ein. Groß war sein Schreck über den Anblick, den diese darboten, ihre wirren, entstellten Gesichter und ihre zerstörten Gestalten, und zwar so zersört durch Hunger und Leiden, daß ihre alten Gefährten Mühe hatten, sie wieder zu erkennen. Montenegro erklärte sein langes Ausbleiben durch fortwährende heftige Stürme und schlechte Witterung; auch hatte er selbst traurige Geschichte zu erzählen von der Not, in die er und sein Schiffsvolk auf ihrer Fahrt nach der Perleninsel waren versetzt worden. Solche kleine Zwischenfälle wie die, mit denen wir uns beschäftigt haben, machen die Größe der Leiden begreiflich, denen der spanische Abenteurer bei der Fortsetzung seines großen Entdeckungswerkes ausgesetzt war.

Durch kräftige Nahrung, die sie so lange entbehrt hatten, neu belebt, vergaßen die spanischen Ritter mit der Schnellkraft, die Leuten von einem waglichen und umherstreifenden Leben eigen ist, ihre überstandenen Leiden, da sie überdies begierig waren, ihr Unternehmen fortzusetzen. Pizarro schiffte sich daher an Bord seines Schiffes wieder ein, sagte dem Schauplatz so vieler Leiden, dem er den passenden Namen Puerto de la Hambre, Hungerhafen, gab, Lebewohl, und spannte seine Segel wieder vor einem günstigen Winde aus, der ihn vorwärts nach Süden trieb.

Wäre er kühn ins offene Meer gesteuert, statt an der unwirtbaren Küste zu verweilen, die bisher so wenig lohnend für ihn gewesen war, so würde er sich die Wiederholung so beschwerlicher und nutzloser Abenteuer erspart und auf einem kürzern Wege seinen Bestimmungsort erreicht haben. Aber die spanischen Seefahrer tapp-

ten nach ihrem Wege längs dieser unbekannten Küsten umher, landeten an jedem bequemen Vorgebirge, als hätten sie gefürchtet, eine fruchtbare Gegend oder eine kostbare Metallgrube zu übersehen, wenn sie auch nur eine einzige Lücke in der Besichtigungslinie ließen. Man darf jedoch nicht vergessen, daß uns, die wir mit der Ortsbeschaffenheit dieser Länder vertraut sind, Pizarros Bestimmungsort freilich bekannt ist, daß er selbst jedoch im Dunkeln wanderte, indem er sich gleichsam seinen Weg Zoll für Zoll herausfühlte, ohne Karte zu seiner Leitung, ohne Kenntnis von den Meeren und den Höhen der Küste, und mit keinem bestimmtern Begriff von dem Ziele, nach dem er strebte, als mit dem von einem Lande, das von Gold strotzte und irgendwo im Süden lag! Es war eine Jagd nach einem Dorado, auf kaum genauere oder zuverlässigere Nachricht hin, als die so mancher unsinnigen Unternehmung in diesem Lande der Wunder zugrunde lag. Nur der glückliche Erfolg, der beste Grund für den großen Haufen, bewahrte Pizarros Unternehmungen vor einer ähnlichen Bezeichnung. Indem Pizarro seinen Lauf gegen Süden, der Küste entlang, unter dem Winde nahm, befand er sich nach einer kurzen Fahrt einem offenen oder wenigstens nicht so dicht mit Gehölz bewachsenen Landstriche gegenüber, der allmählich an Höhe zunahm, je weiter er sich von der Küste entfernte. Er landete mit einem kleinen Teil seiner Leute, und nachdem er eine kurze Strecke ins Innere vorgegangen, stieß er auf ein indianisches Dörfchen. Es war von den Einwohnern verlassen, die beim Nahen der Ankömmlinge sich ins Gebirge begeben hatten, und die Spanier fanden in den verlassenen Wohnungen einen guten Vorrat von Mais und anderen Nahrungsmitteln, und rohe goldene Zierraten von beträchtlichem Wert. Nahrung war ihren Körpern nicht nötiger, als von Zeit zu Zeit der Anblick des Goldes, um ihr Verlangen nach Abenteuern zu reizen. Ein Schauspiel machte indessen ihr Blut vor Abscheu erstarren. Dies war der Anblick von Menschenfleisch, das sie am Feuer röstend fanden, wie die Wilden es bei der Zubereitung ihres scheußlichen Mahles verlassen hatten. Da die Spanier daraus schlossen, daß sie auf eine Horde Caraiben, den einzigen Stamm

in jenem Teile der neuen Welt, der als Menschenfresser bekannt ist, gestoßen seien, zogen sie sich schnell nach ihrem Schiffe zurück. Sie waren nicht durch traurige Gewohnheit gegen dieses Schauspiel abgehärtet wie die Eroberer von Mexiko.

Das Wetter, das bis dahin günstig gewesen war, begann jetzt ungestüm zu werden, wobei es unter heftigen Windstößen fortwährend donnerte und blitzte und der Regen, wie gewöhnlich bei diesen tropischen Stürmen, nicht sowohl in Tropfen, als in ungetrennten Massen herabströmte. Die Spanier wollten sich aber lieber dem wütenden Elemente aussetzen, als länger den Anblick solcher viehischen Scheußlichkeiten ertragen. Die Wut des Sturmes hatte sich indes allmählich gelegt, und das kleine Schiff setzte seine Fahrt längs der Küste fort, bis es einer ebenen Landspitze gegenüber, die Pizarro Punto Quemada benannt, anlangte, wo er Anker zu werfen befahl. Der Rand der Küste war mit einem dunklen Gürtel von Mangelbäumen eingefaßt, deren lange Wurzeln, einander durchschlingend, unter dem Meere eine Art von Gitterwerk bildeten, das es schwer machte, sich dem Orte zu nähern. Aus mehreren Zugängen, die durch dies verworrene Dickicht führten, schloß Pizarro, daß das Land bewohnt sein müsse, und er stieg mit dem größern Teil seiner Mannschaft ans Land, um das Innere zu untersuchen.

Er war noch nicht mehr als eine Legua vorgedrungen, als er seine Vermutung durch den Anblick einer indianischen Stadt von größerem Umfange als die, welche er bisher gesehen, bestätigt fand. Die Stadt lag auf dem Gipfel einer Anhöhe und war gut beschützt durch Pfahlwerk. Wie gewöhnlich waren die Einwohner entflohen, hatten aber in ihren Wohnungen einen guten Vorrat von Lebensmitteln und einige goldene Schmucksachen zurückgelassen, und die Spanier trugen kein Bedenken, sie sich zuzueignen. Pizarros schwächliches Fahrzeug war durch schwere Stürme, die es vor kurzem betroffen hatten, beschädigt worden, so daß es gefährlich sein würde, die Reise damit ohne gründlichere Ausbesserung, als sie auf dieser öden Küste vorgenommen werden konnte, fortzusetzen. Er beschloß daher, es mit wenigen Leuten

zurückzuschicken, um es in Panama instand setzen zu lassen und unterdessen in seiner gegenwärtigen Stellung zu bleiben, die so günstig zur Verteidigung war. Vorher sandte er einen kleinen Trupp unter Montenegro ab, um die Gegend auszukundschaften und sich womöglich mit den Eingeborenen in Verbindung zu setzen.

Diese waren ein kriegerischer Stamm. Sie hatten ihre Wohnungen verlassen, um ihre Weiber und Kinder in Sicherheit zu bringen. Sie hatten aber die Bewegungen der Eindringlinge im Auge behalten, und als sie ihre Streitkräfte geteilt sahen, beschlossen sie, über jeden einzelnen Teil herzufallen, ehe sie sich miteinander in Verbindung setzen konnten. Sobald daher Montenegro durch die Pässe der hohen Hügel, die von den Cordilleren her wie Strebepfeiler sich gegen diesen Teil der Küste hinzogen, gedrungen war, stürzten die indianischen Krieger aus ihrem Hinterhalt hervor, und schossen eine Ladung Pfeile und andere Wurfwaffen ab, die die Luft verfinsterten, wobei ihr gellendes Kriegsgeschrei den Wald durchtönte. Die Spanier, erschrocken bei dem Erscheinen der Wilden mit ihren nackten, buntbemalten Körpern, wie sie ihre Waffen schwangen, die durch die Bäume und das lichte Gebüsch hindurch schimmerten, wurden überrascht und einen Augenblick in Unordnung gebracht. Drei von ihnen wurden getötet und einige verwundet. Sie sammelten sich jedoch rasch wieder, erwiderten die Ladung der Angreifenden mit ihren Armbrüsten — denn Pizarros Leute scheinen bei dieser Unternehmung keine Musketen gehabt zu haben — und griffen den Feind, das Schwert in der Hand, mutig an, und so gelang es ihnen, sie in das unwegsame Gebirge zurückzutreiben. Aber dies veranlaßte sie nur, ihre Tätigkeit nach einer andern Seite zu richten, und einen Angriff auf Pizarro zu machen, ehe er von seinen Untergebenen Hilfe erhalten konnte.

Vermöge ihrer größeren Bekanntschaft mit den Pässen, erreichten sie Pizarros Lager lange vor Montenegro, der einen Rückmarsch nach derselben Richtung angetreten hatte. Die kühnen Wilden brachen aus dem Walde hervor und begrüßten die spanische Be-

satzung mit einem Hagel von Wurfspießen und Pfeilen, von denen viele durch die Fugen der Harnische und die gepolsterten Wämse der Ritter drangen. Aber Pizarro war ein zu erfahrener Ritter, um nicht auf seiner Hut zu sein. Er rief seine Leute um sich, und beschloß, nicht den Angriff ruhig in der Verschanzung abzuwarten, sondern einen Ausfall zu machen und mit dem Feinde auf dessen eigenem Felde zusammenzutreffen. Die Wilden, die bis nahe an die Verschanzung vorgerückt waren, zogen sich zurück, als die Spanier, ihren tapferen Führer an der Spitze, hervorbrachen. Sie kehrten indes mit staunenswerter Heftigkeit zum Angriff zurück, ersahen sich Pizarro einzeln aus, den sie an seinem kühnen Benehmen und gebieterischen Ansehen leicht als den Anführer erkannten, und unter einem gegen ihn gerichteten Hagel von Wurfgeschossen verwundeten sie ihn, trotz seiner Rüstung, an sieben verschiedenen Stellen.

Durch die Wut des gegen seine Person gerichteten Angriffs zurückgetrieben, zog sich der spanische Befehlshaber den Abhang des Berges hinunter, indem er sich noch, so gut er konnte, mit Schwert und Schild verteidigte, als er plötzlich ausglitt und fiel. Der Feind stieß ein wildes Siegesgeschrei aus, und einige der Kühnsten sprangen vor, um ihm den Todesstreich zu geben. Aber Pizarro war im Augenblick wieder auf den Beinen, und indem er zwei der Vordersten mit seinem starken Arme niederhieb, hielt er die Übrigen so lange von sich ab, bis seine Leute ihm zu Hilfe kommen konnten. Von seinem Mute mit Bewunderung erfüllt, begannen die Wilden zu weichen, als Montenegro, der glücklicherweise in dem Augenblick zur Stelle kam und ihnen in den Rücken fiel, ihre Verwirrung vollständig machte; sie überließen ihm den Kampfplatz und zogen sich eiligst, so gut sie konnten, in die Bergschluchten zurück. Der Boden war mit ihren Erschlagenen bedeckt, aber der Sieg war teuer erkauft durch den Tod von noch zwei Spaniern und eine große Anzahl Verwundeter.

Hierauf ward ein Kriegsrat berufen. Die Stellung hatte ihren Reiz in den Augen der Spanier verloren, die bei ihrem ganzen Zuge hier auf den ersten Widerstand gestoßen waren. Es war nötig, die

Verwundeten an einen sichern Ort zu schaffen, wo ihre Wunden gepflegt werden konnten. Aber es war nicht ratsam, bei dem gebrechlichen Zustande ihres Schiffes weiter vorzugehen. Im Ganzen ward entschieden, zurückzukehren und dem Statthalter das Vorgefallene zu berichten, und obgleich die glänzenden Hoffnungen der Abenteurer nicht in Erfüllung gegangen waren, so war Pizarro doch überzeugt, daß genug geschehen sei, um die Wichtigkeit des Unternehmens zu beweisen und sich die Unterstützung Pedrarias zu seiner weitern Verfolgung zu sichern.

Aber Pizarro konnte sich nicht entschließen, sich bei dem gegenwärtigen Zustande des Unternehmens vor dem Statthalter zu zeigen. Er beschloß daher, sich mit dem vorzüglichen Teile seiner Mannschaft in Chicama, einem Orte auf dem Festlande, in geringer Entfernung westlich von Panama, ans Land setzen zu lassen. Von diesem Orte aus, den er ohne weitern Unfall erreichte, fertigte er das Schiff ab, und mit ihm seinen Schatzmeister, Nicolas de Ribera, mit dem Golde, das er zusammengebracht hatte, und mit der Anweisung, dem Statthalter einen vollständigen Bericht über seine Entdeckungen und den Erfolg der Unternehmung abzustatten.

Während diese Ereignisse vorgefallen, war Pizarros Verbündeter, Almagro, eifrig bemüht gewesen, noch ein anderes Schiff für ihren Zweck im Hafen von Panama auszurüsten. Erst lange nach seines Freundes Abreise war er gerüstet, ihm zu folgen. Mit dem Beistande Luques gelang es ihm endlich, ein kleines Fahrzeug auszurüsten und eine Mannschaft von sechzig bis siebzig Abenteurern, meist aus den niedrigsten Klassen der Ansiedler, einzuschiffen. Er steuerte in der nämlichen Richtung wie sein Gefährte, in der Absicht, ihn so bald als möglich einzuholen. Mit Hilfe von Einschnitten in den Bäumen, einem vorher verabredeten Zeichen, gelang es ihm, die von Pizarro besuchten Orte zu erkennen — Porto de Pinas, Puerto de la Hambre, Pueblo Quemada — indem er an jedem von seinem Landsmanne untersuchten Punkte, wiewohl für kürzere Zeit, anlegte. An dem letztgenannten Orte wurde er von den wilden Eingeborenen gleichfalls mit Zeichen

der Feindschaft, wie Pizarro, empfangen, wiewohl dieses Mal die Indianer nicht wagten, aus ihren Verschanzungen hervorzutreten. Aber der heißblütige Almagro war so aufgebracht über dieses Hindernis, daß er den Ort angriff und ihn mit dem Schwerte in der Hand einnahm, indem er die Außenwerke und Wohnungen anzündete und die unglücklichen Einwohner in die Wälder verjagte.

Sein Sieg kam ihm teuer zu stehen. Eine Kopfwunde durch einen Wurfspieß veranlaßte die Entzündung eines seiner Augen, die nach vielen Schmerzen mit dessen Verlust endete. Doch der unerschrockene Abenteurer nahm keinen Anstand, seine Reise fortzusetzen, und nachdem er an verschiedenen Orten an der Küste angelegt hatte, von denen einige ihn eine ansehnliche Beute an Gold eintrugen, gelangte er an die Mündung des Rio de San Juan, ungefähr vier Grade nördlicher Breite. Er war ergriffen von der Schönheit des Stromes und der Anpflanzung seiner Ufer, die mit indianischen Hütten besetzt waren, und zugleich auf eine höhere Bildung schließen ließen, als irgend etwas, das er bisher gesehen hatte.

Noch war sein Gemüt um das Schicksal Pizarros und seiner Gefährten beängstigt. Lange Zeit hindurch hatte er keine Spur von ihnen auf der Küste entdeckt, und es war ihm klar, daß sie entweder Schiffbruch gelitten oder den Rückweg nach Panama angetreten haben müßten. Dies war ihm am wahrscheinlichsten, da das Schiff in nächtlicher Dunkelheit oder in den dichten Nebeln, die zuweilen die Küste umlagern, unbemerkt vor ihm vorbeigefahren sein konnte.

Erfüllt von diesem Glauben, hatte er nicht Lust, seine Entdeckungsreise fortzusetzen, zu der auch allerdings sein einzelnes Fahrzeug mit dessen schwacher Bemannung gänzlich ungeeignet war. Er nahm sich daher vor, ohne Verzug umzukehren. Auf seinem Wege legte er an den Perleninseln an und erfuhr daselbst den Erfolg von seines Freundes Unternehmung, sowie den Ort seines gegenwärtigen Aufenthaltes. Hierauf nahm er sofort seine Richtung nach Chicama, wo die beiden Ritter bald die Freude hatten, sich

zu umarmen und sich gegenseitig ihre Taten und Gefahren zu erzählen. Almagro kehrte selbst besser mit Gold beladen, als sein Genosse zurück; bei jedem Schritt, den er vorwärts getan, hatte er neue Bestätigung von dem Vorhandensein eines großen und reichen Staates im Süden erhalten. Das Vertrauen der beiden Freunde war durch ihre Entdeckungen sehr verstärkt worden, und sie gaben ohne Bedenken einander das Versprechen, lieber zu sterben, als das Unternehmen aufzugeben.

Auf welche Weise sie sich am besten die nötigen Mannschaften zu einem so gefährlichen Unternehmen, das ihnen jetzt noch gefährlicher als früher erschien, verschaffen sollten — dies war der Gegenstand langer und ernster Beratungen. Endlich ward bestimmt, daß Pizarro in seinem gegenwärtigen Standlager bleiben solle, wie unbequem und selbst ungesund es auch durch die Feuchtigkeit des Klimas und die giftigen Insektenschwärme in der Luft sein mochte. Almagro sollte nach Panama übersetzen, dem Statthalter den Fall vorlegen und ihn womöglich zur Fortsetzung des Unternehmens geneigt zu machen suchen. Werde ihnen von dieser Seite kein Hindernis entgegengestellt, so dürften sie hoffen, mit Hilfe von Luque, die nötigen Verstärkungen zu erhalten, da überdies die Erfolge der letzten Unternehmung ermutigend genug waren, um Abenteurer unter ihre Fahne zu locken, in einem Gemeinwesen, das eine Sehnsucht nach Aufregung hatte, die selbst der Gefahr einen Reiz verlieh und für das das Gold einen höheren Wert hatte, als das Leben.

DRITTES HAUPTSTÜCK

Der berühmte Vertrag / Zweite Unternehmung / Ruiz untersucht die Küste / Pizarros Leiden in den Wäldern / Ankunft neuer Mannschaften / Neue Entdeckungen und Mißgeschicke / Pizarro auf der Insel Gallo

1526—1527

Bei seiner Ankunft in Panama fand Almagro, daß die Dinge eine weniger günstige Wendung für seine Absichten genommen, als er gedacht hatte. Pedrarias, der Statthalter, schickte sich an, in Person eine Unternehmung gegen einen widersetzlichen Beamten in Nicaragua anzuführen, und seine schon von Natur nicht sehr freundliche Gemütsart war durch diese Untreue seines Stellvertreters, und die ihm dadurch auferlegte Notwendigkeit eines langen und gefahrvollen Marsches noch erbitterter geworden. Als daher Almagro mit dem Gesuch um die Erlaubnis, noch mehr Mannschaften zur Fortsetzung seines Unternehmens auszuheben, vor ihm erschien, empfing ihn der Statthalter mit sichtbarem Mißvergnügen, hörte ruhig die Erzählung von seinen Verlusten an, zeigte sich ungläubig gegen seine großartigen Verheißungen für die Zukunft, und verlangte rund heraus Rechenschaft über die Menschenleben, die durch Pizarros Hartnäckigkeit seien geopfert worden, die aber, wenn sie erhalten geblieben wären, ihm bei seiner jetzigen Unternehmung nach Nicaragua gut zustatten gekommen sein würden. Er lehnte es entschieden ab, die unüberlegten Pläne der beiden Abenteurer länger zu unterstützen, und die Eroberung von Peru wäre in der Geburt erstickt worden, wenn nicht der andere Genosse, Fernando de Luque, wirksam eingeschritten wäre.

Auf diesen scharfsinnigen Geistlichen machte Almagros Erzählung einen ganz andern Eindruck als auf den reizbaren Statthalter. Die wirklichen Erfolge des Unternehmens an Gold und Silber waren allerdings insofern gering gewesen, als sie bedeutend hinter der Größe ihrer Erwartungen zurückblieben. Aber in anderer Rücksicht waren sie von der größten Wichtigkeit; da die Nachrichten,

welche die Abenteurer bei ihrem allmählichen Vorwärtsschreiten eingezogen hatten, auf die stärkste Weise diejenigen Berichte bestätigten, die sie von Andagoa und anderen über einen reichen Staat im Süden erhalten hatten, der die Mühe, ihn zu erobern, ebensogut belohnen würde, wie Mexiko das Unternehmen des Cortez belohnt hatte. Da er nun ganz in die Stimmung seiner Kriegsgenossen einging, benutzte er seinen ganzen Einfluß auf den Statthalter dazu, ihn zu einer günstigen Ansicht von dem Gesuche Almagros zu stimmen; und niemand in der kleinen Gemeinde von Panama übte einen größern Einfluß auf die Beschlüsse der ausübenden Gewalt, als der Pater Luque, was er nicht weniger seiner Klugheit und seinem bekannten Scharfsinn als seiner amtlichen Stellung verdankte.

Aber während Pedrarias, durch die Gründe oder die Zudringlichkeit des Geistlichen besiegt, seine widerstrebende Einwilligung zu dem Gesuche gab, unterließ er doch nicht, sein Mißvergnügen über Pizarro, dem er ganz besonders die Schuld an dem Verluste seiner Gefährten zuschrieb, dadurch kund zu geben, daß er Almagro einen ganz gleichen Rang mit ihm selbst bei dem Oberbefehle des beabsichtigten Unternehmens erteilte. Diese Kränkung ergriff Pizarro aufs Tiefste. Er argwöhnte, mit welchem Rechte, ist nicht klar, daß sein Gefährte diese Gunst sich bei dem Statthalter erbeten habe. Es trat eine zeitlang Kälte zwischen ihnen ein, die wenigstens äußerlich, sich nicht zeigte, weil Pizarro einsah, es sei doch besser, daß die Gewalt einem Freunde verliehen sei, als einem Fremden, vielleicht gar einem Feinde. Aber es blieb der Same des beständigen Mißtrauens in seiner Seele, und wartete nur auf die gehörige Zeit, um zu einer fruchtbaren Ernte der Uneinigkeit zu reifen.

Pedrarias war ursprünglich bei dem Unternehmen beteiligt gewesen, wenigstens insofern, daß er sich einen Anteil an dem Gewinn ausbedungen, wiewohl er, wie es scheint, nicht das Mindeste zu den Kosten beigetragen hatte. Endlich wurde er indes dahin gebracht, alle Rechte auf einen Anteil an dem etwaigen Nutzen aufzugeben. Aber sein Benehmen dabei zeigte einen geld-

süchtigen Sinn, der besser für einen kleinen Krämer, als für einen hohen Beamten der Krone paßte. Er setzte fest, das die Genossen ihm die Summe von tausend „pesos de oro" als Vergeltung seiner Bereitwilligkeit sichern sollten, und sie gingen lieber sogleich auf seinen Vorschlag ein, als mit seinen ferneren Ansprüchen belästigt zu werden. Für eine so unbedeutende Entschädigung trat er seinen Anteil an der reichen Beute der Inkas ab! Aber der Statthalter war nicht mit dem Auge eines Propheten begabt. Seine Habsucht war von der kurzsichtigen Art, die sich selbst schadet. Er hatte den ritterlichen Balboa gerade da geopfert, als dieser im Begriff war, ihm die Eroberung von Peru zu öffnen, und jetzt hätte er in Pizarro und seinen Gefährten den Unternehmungsgeist ersticken mögen, der dieselbe Richtung nehmen wollte.

Nicht lange hernach, im folgenden Jahre, folgte ihm in der Statthalterschaft Don Pedro de los Rios, ein Ritter aus Cordova. Es lag in der Politik der castilianischen Krone, keinen von den hohen Pflanzstaatbeamten den nämlichen Posten so lange bekleiden zu lassen, bis er durch seine Macht furchtbar würde. Sie hatte überdies manche besondere Ursache, mit Pedrarias unzufrieden zu sein. Der Beamte, den sie als seinen Nachfolger abschickte, war mit umfassenden Verhaltungsbefehlen zum Besten des Pflanzstaates, und besonders der Eingeborenen, versehen, auf deren Bekehrung man hauptsächlich drang, und deren persönliche Freiheit, als treue Vasallen der Krone, unzweideutig behauptet ward. Man muß der spanischen Regierung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß ihre Maßregeln im allgemeinen von einer menschenfreundlichen und gemäßigten Politik geleitet waren, die aber regelmäßig durch die Habgier der Ansiedler und durch die eigensinnige Grausamkeit der Eroberer vereitelt wurden. Die wenigen ihm noch übrig gebliebenen Jahre verbrachte Pedrarias in jämmerlichen Streitigkeiten, teils persönlicher, teils amtlicher Art; denn er blieb noch Beamter, hatte aber eine weniger bedeutende Stellung als die bisher von ihm bekleidete. Er lebte nur noch einige Jahre, und hinterließ den nicht beneidenswerten Ruf eines Mannes, der einen kleinmütigen Geist mit unbeherrschbaren Leidenschaften

verband; der dessenungeachtet eine gewisse Charakterstärke, oder um richtiger zu sagen, eine ungestüme Willenskraft zeigte, die zu guten Erfolgen führen konnte, wenn sie eine richtige Wendung genommen hätte. Unglücklicherweise war sein Mangel an Überlegung so groß, daß die Richtung, die er nahm, nur selten seinem Vaterlande oder ihm selbst zum Nutzen gereichte.

Nachdem nun die Verbündeten ihre Schwierigkeiten mit dem Statthalter geordnet, und seine Genehmigung ihres Unternehmens erlangt hatten, verloren sie keine Zeit, die nötigen Anstalten dazu zu treffen. Das Erste, was sie taten, war, den berühmten Vertrag zu vollziehen, der ihren künftigen Anordnungen zur Grundlage diente; und da Pizarros Name darin vorkommt, so ist es wahrscheinlich, daß dieser nach Panama übergeschifft sei, sobald er der günstigen Stimmung Pedrarias gewiß war. Die Urkunde, nachdem sie aufs Feierlichste die heilige Dreieinigkeit und unsere heilige Jungfrau angerufen, setzt fest, daß maßen die Betreffenden vollkommen befugt sind, die südlich vom Meerbusen gelegenen Länder und Landschaften, die zum peruanischen Reiche gehören, zu entdecken und sich zu unterwerfen, und da Fernando de Luque die zu dem Unternehmen erforderlichen Geldmittel in Goldbarren, im Werte von zwanzigtausend Pesos vorgeschossen, sie sich gegenseitig verbindlich machen, das Ganze der eroberten Ländereien gleichmäßig unter sich zu teilen. Diese Bestimmung wird zu wiederholten Malen angeführt, besonders in Beziehung auf Luque, der, wie ausdrücklich erklärt wird, Anspruch haben soll auf ein Drittteil aller Ländereien, Repartimientos, Schätze aller Art an Gold, Silber und Edelsteinen, auf ein Dritteil selbst von allen Vasallen, Einkünften und Vorteilen, die aus solchen Verleihungen entspringen, wie sie etwa von der Krone einem seiner Kriegsgefährten bewilligt werden dürften, um sie zu seinem eigenen Gebrauche oder dem seiner Erben, Bevollmächtigten oder rechtmäßigen Stellvertreter inne zu haben.

Die beiden Anführer verpflichten sich feierlich, sich ausschließlich dem gegenwärtigen Unternehmen zu widmen, bis es ausgeführt ist; und falls sie ihrerseits dem Vertrage untreu würden, Luque

seine Vorschüsse zu erstatten, wofür alles Eigentum, das sie besitzen, haften soll, und diese Erklärung soll als hinreichende Ermächtigung für die Vollziehung eines Urteils gegen sie betrachtet werden, ganz so, als wenn sie aus dem Beschlusse eines Gerichtshofes hervorgegangen wäre.

Die Befehlshaber Pizarro und Almagro leisteten einen Eid, im Namen Gottes und der heiligen Apostel, diesen Vertrag zu halten; sie schwuren ihn auf ein Meßbuch, auf welches sie eigenhändig das heilige Sinnbild des Kreuzes zeichneten. Um dem Vertrage noch eine größere Sicherheit zu geben, erteilte Pater Luque den Parteien das Abendmahl, indem er die geweihte Hostie in drei Teile teilte, von welchem jeder von ihnen einen erhielt, während, sagt der Geschichtschreiber, die Umstehenden durch das feierliche Schauspiel, wobei diese Männer sich freiwillig zu einem scheinbar nahe an Verrückheit grenzenden Opfer verpflichteten, bis zu Tränen gerührt wurden.

Die Schrift, die vom 10. März 1526 ausgestellt war, wurde von Luque unterzeichnet und von drei achtbaren Bürgern von Panama beglaubigt, von denen einer für Pizarro und ein anderer für Almagro unterschrieb; da dem in der Schrift enthaltenen Geständnisse gemäß, keiner von beiden imstande war, seinen Namen zu schreiben.

Dies war der sonderbare Vertrag, nach welchem drei unbedeutende Männer ruhig ein Reich zerlegten und unter sich verteilten, von dessen Umfang, Macht und Hilfsquellen, von dessen Lage, ja von dessen Dasein sie keine sichere und genaue Kenntnis hatten. Die bestimmte und zweifellose Weise, in der sie von der Größe dieses Reichs, von seinen Schätzen und Reichtümern sprechen, die mit dem Erfolge allerdings so übereinstimmt, wovon sie aber in der Tat so wenig wissen konnten, bildet einen auffallenden Gegensatz zu der allgemeinen Zweifelsucht und Gleichgiltigkeit, die fast jeder andere, hoch und niedrig, in der Gemeinde von Panama kund gab. Der religiöse Ton der Schrift ist nicht das am wenigsten Merkwürdige darin, besonders wenn wir ihn mit der unbarmherzigen Politik zusammenhalten, die gerade dieselben Männer bei ihrer

Eroberung des Landes befolgten. „Im Namen des Friedensfürsten", sagt der berühmte Geschichtschreiber von Amerika, Robertson, „vollzogen sie einen Vertrag, der Plünderung und Blutvergießen zum Zwecke hatte". Die Bemerkung erscheint ganz vernünftig. Doch bei der Beurteilung dessen, was geschehen, so wie was geschrieben ist, müssen wir den Geist der Zeit in Betracht ziehen. Die Anrufung des Himmels war da natürlich, wo der Zweck des Unternehmens zum Teil ein religiöser war. Religion war, in der Theorie wenigstens, von großer Bedeutung bei den spanischen Eroberern der neuen Welt. Daß Beweggründe niederer Art sich diesen höheren in verschiedenem Grade, je nach dem Charakter des Einzelnen, reichlich beimischten, wird Niemand leugnen. Und es gibt Wenige, die sich eine Laufbahn langer Tätigkeit vorgezeichnet, ohne daß irgend ein gewöhnlicher persönlicher Beweggrund, als Ruhm, Ehre oder Geldgewinn, sich beigemischt hätte. Daß aber die Religion die amerikanischen Kreuzzüge miterklären hilft, wie hart sie auch geführt worden sein mögen, geht aus der Geschichte ihres Ursprungs deutlich hervor; aus der ihnen von dem Haupte der Kirche offen erteilten Genehmigung; aus dem Hinzudrängen sich aufopfernder Bekehrer, die der Spur der Eroberer folgten, um eine reiche Ernte an Seelen zu halten; aus den wiederholten Verhaltungsmaßregeln der Krone, deren Hauptgegenstand die Bekehrung der Eingeborenen war; aus jenen abergläubischen Handlungen der hartherzigen Soldaten selbst, die, wenn sie auch als Ausbruch der Glaubenswut erscheinen, ihnen noch zu ernst waren, um den Vorwurf der Heuchelei irgend aufkommen zu lassen. Es war in der Tat ein feuriges Kreuz, das über das unglückliche Land gebracht ward, versengend, und verzehrend auf seinem schrecklichen Zuge. Aber es war dennoch das Kreuz, das Zeichen der Erlösung des Menschen, das einzige Zeichen, durch das jetzige und künftige Geschlechter vom ewigen Verderben errettet werden sollten.

Es ist eine merkwürdige, bisher dem Geschichtschreiber entgangene Tatsache, daß Luque nicht der wirkliche Teilnehmer an diesem Vertrage war. Er vertrat einen andern, der die zu dem Unter-

nehmen erforderlichen Geldmittel in seine Hand gelegt hatte. Dies geht aus einer von Luque selbst unterzeichneten und vor der nämlichen Gerichtsperson, die den ursprünglichen Vertrag abgefaßt hat, beglaubigten Schrift hervor. Die Schrift erklärt, daß die ganze für das Unternehmen vorgeschossene Summe von zwanzigtausend Pesos vom Licentiaten Gaspar de Espinosa, der sich damals in Panama befand, gezahlt worden sei; daß der Vikar nur als sein Geschäftsführer und in seiner Vollmacht handle, und daß daher der besagte Espinosa, und niemand anders, auf ein Dritteil jedes Nutzens und aller aus der Eroberung von Peru entspringenden Erwerbungen Anspruch habe. Diese Schrift, die von drei Personen bescheinigt ist, von denen eine dieselbe war, die den ursprünglichen Vertrag als Zeuge unterschrieben hatte, war am 6. August 1531 ausgestellt. Der Licentiat Espinosa war ein achtungswerter Beamter, der Hauptalkalde von Darien gewesen war und seitdem ausgezeichneten Anteil an der Eroberung und Ansiedlung von Tierra Firme genommen hatte. Er stand wegen seines persönlichen Charakters, sowie wegen seiner Stellung in großem Ansehen, und es ist merkwürdig, daß so wenig bekannt geworden ist, auf welche Weise der feierlich geschlossene Vertrag in bezug auf ihn vollzogen worden ist. Wahrscheinlich hat, wie dies auch bei Columbus der Fall war, die unerwartete Größe der Erfolge eine pünktliche Erfüllung der ursprünglichen Festsetzung verhindert; und doch kann man, aus demselben Betracht, schwerlich zweifeln, daß die zwanzigtausend Pesos des kühnen Spekulanten ihm einen reichen Gewinn gebracht haben müssen. Auch blieb der würdige Vikar, wie die Geschichte späterhin zeigen wird, nicht ohne Lohn.

Nachdem diese vorläufigen Anordnungen getroffen waren, verloren die drei Genossen keine Zeit bei ihren Anstalten zur Reise. Es wurden zwei größere und in jeder Art bessere Schiffe angeschafft, als die bei der früheren Gelegenheit benutzten. Es wurden Vorräte eingenommen, und zwar, wie es die Erfahrung gelehrt hatte, nach einem größeren Maßstabe als vorher, und man machte „eine Unternehmung nach Peru" öffentlich bekannt. Aber die zweifelsüchtigen Bürger von Panama gingen nicht sogleich darauf

ein. Von den zweihundert Mann, die sich an dem ersten Kreuzzug beteiligt, waren nur noch drei Viertel übrig. Diese schreckliche Sterblichkeit und der ausgehungerte und armselige Anblick der Überlebenden sprach beredter, als die prahlerischen Verheißungen und die glänzenden Aussichten, welche die Abenteurer ihnen vorhielten. Dennoch fanden sich in der Gemeinde Leute in so verzweifelten Umständen, daß jede Veränderung ihnen, wie ein Schicksalswink, eine Verbesserung ihrer Lage zu versprechen schien. Auch die meisten der früheren Gesellschaft fühlten sich, sonderbar genug, aufgelegter, das Abenteuer bis zum Ende zu verfolgen, als es aufzugeben, da sie das Licht besserer Tage über sich dämmern sahen. Unter diesen Umständen gelang es den beiden Anführern, ungefähr hundertundsechzig Mann zusammenzubringen, was im Ganzen eine zur Eroberung eines Reiches wenig geeignete Streitmacht bildete. Aurch einige Pferde und bessere Kriegsvorräte als früher wurden angeschafft, wiewohl immer noch nach einem sehr beschränkten Maßstabe. In Betracht ihrer Geldmittel läßt sich dies nur erklären aus der Schwierigkeit, Zufuhren in Panama zu erhalten, das erst neu gegründet war und wohin man bei seiner Lage an der entfernten Küste des stillen Meeres, nur durch Übersteigen der rauhen Gebirgskette gelangen konnte, was das Beziehen großer Gegenstände sehr schwierig machte. Selbst die dürftigen Vorräte, die Panama besaß, wurden wahrscheinlich bei der gegenwärtigen Lage der Dinge durch die Anstalten des Statthalters zu seiner eigenen Unternehmung nach dem Norden bedeutend in Anspruch genommen.

Auf diese Weise nur leidlich versorgt, reisten die beiden Befehlshaber, jeder in seinem eigenen Schiffe, unter der Leitung von Bartholomäus Ruiz, einem gescheiten, entschlossenen und in der Beschiffung des Südmeeres sehr erfahrenen Lootsen, von Panama ab. Er war aus Moguer in Andalusien gebürtig, dieser kleinen Pflanzschule für Seeunternehmungen, die zu Columbus erster Reise so viele Seeleute lieferte. Ohne an den zwischenliegenden Punkten auf der Küste anzulegen, die so wenig Anziehendes für die Reisenden darboten, fuhren sie weiter in die See hinaus und

steuerten geradenwegs nach dem Rio de San Juan, dem äußersten von Almagro erreichten Punkte. Die Jahreszeit war besser gewählt als das erste Mal, und sie wurden von günstigen Winden nach ihrem Bestimmungsort getrieben, den sie in wenigen Tagen ohne Unfall erreichten. Als sie in die Mündung des Flusses einfuhren, sahen sie die Ufer mit indianischen Wohnungen besetzt, und Pizarro, der an der Spitze eines kleinen Soldatenhaufens ans Land stieg, hatte das Glück, ein kleines Dorf zu überrumpeln und eine ansehnliche Beute an goldenen Schmuckssachen, die er in den Wohnungen fand, sowie einige Eingeborene selbst mitzunehmen. Ermutigt durch diesen Erfolg, waren die beiden Anführer überzeugt, daß der Anblick der so rasch erlangten reichen Beute nicht ermangeln könne, Abenteurer in Panama unter ihre Fahne zu locken, und da sie mehr als je die Notwendigkeit einer größern Streitmacht fühlten, um sich mit der immer dichter werdenden Bevölkerung messen zu können, zu der sie vordrangen, wurde beschlossen, daß Almagro mit dem Schatze zurückbleiben und neue Verstärkung anwerben solle, während der Lootse Ruiz im andern Schiffe das Land gegen Süden auskundschaften, und Nachrichten einziehen sollte, die sie über ihr weiteres Vorschreiten bestimmen könnten. Pizarro wollte mit der übrigen Mannschaft in der Nähe des Flusses bleiben, da ihn die indianischen Gefangenen versichert hatten, daß nicht weit im Innern ein offener Landstrich sei, wo er und seine Leute bequemes Unterkommen finden könnten. Diese Verabredung wurde sogleich ausgeführt. Wir wollen nun zuerst den unerschrockenen Lootsen auf seiner Kreuzfahrt gegen Süden begleiten.

Er fuhr der Küste des Festlandes entlang mit fortwährend günstigem Winde. Der erste Ort, wo Ruiz ankerte, war auf der Höhe der Insel Gallo, ungefähr zwei Grad nördlicher Breite. Die nicht zahlreichen Bewohner waren gerüstet, ihn feindlich zu empfangen; denn Nachrichten von der Ankunft der Eindringlinge waren ihnen im ganzen Lande vorausgegangen und selbst bis zu diesem einsamen Ort gelangt. Da Ruiz nur den Zweck hatte, das Land zu untersuchen, nicht es zu erobern, war er nicht gesonnen, sich in

Feindseligkeiten mit den Eingeborenen einzulassen; er gab daher seine Absicht, ans Land zu steigen, auf, lichtete die Anker und fuhr die Küste hinab bis zu dem Punkt, den man jetzt die Bucht von St. Mathäus nennt. Das Land, das, je weiter er vorwärts kam, Merkmale eines bessern Anbaues, sowie einer dichtern Bevölkerung als in den bisher gesehenen Gegenden zeigte, wimmelte längs der Küsten von Zuschauern, die weder Furcht, noch Feindseligkeit kund gaben. Sie staunten das Schiff der weißen Männer an, wie es sanft in dem klaren Wasser der Bucht dahinglitt, indem sie es, sagt ein alter Schriftsteller, für ein geheimnisvolles, vom Himmel gekommenes Wesen hielten.

Ohne lange genug auf dieser freundlichen Küste zu verweilen, um das einfache Volk zu täuschen, verließ Ruiz das Ufer und fuhr in die offene See hinaus; doch er war noch nicht weit in dieser Richtung gekommen, als er von dem Anblick eines Fahrzeugs überrascht ward, das ihm aus der Ferne wie eine Caravele von beträchtlicher Größe erschien, und woran ein großes Segel ausgespannt war, das sie langsam fortbewegte. Der alte Seemann erschrak nicht wenig über diese Erscheinung, da er überzeugt war, daß kein europäisches Fahrzeug vor ihm in diesen Breiten gewesen sein könne und da kein bis dahin entdecktes indianisches Volk, selbst nicht die gebildeten Mexikaner, den Gebrauch der Segel bei der Schiffahrt kannte. Als er näher kam, sah er, daß es ein großes Schiff, oder vielmehr Floß war, von den Eingeborenen „balsa“ genannt, das aus einer Anzahl großer, dicht zusammengebundener Balken von leichtem schwammigen Holze bestand, mit einem gebrechlichen Rohrdache, das sich darüber wie eine Art von Verdeck erhob. Zwei Mastbäume oder starke Pfähle, in der Mitte des Fahrzeuges aufgerichtet, hielten ein großes viereckiges baumwollenes Segel; eine rohe Art von Steuerruder und ein beweglicher Kiel, aus einem zwischen den Klötzen eingefügten Brette gemacht, ermöglichte es dem Seefahrenden, dem schwimmenden Machwerk eine Richtung zu geben, das ohne Hilfe von Ruder dahinfuhr. Die einfache Bauart dieser Barke war für die Zwecke der Eingeborenen hinreichend und hat auch wirklich noch

bis auf den heutigen Tag entsprochen; denn die Balsa, auf der sich kleine, mit Stroh gedeckte Hütten oder Kajüten erheben, gewährt noch das bequemste Mittel zur Beförderung von Reisenden und Gepäck auf den Flüssen und längs der Küsten dieses Teiles des amerikanischen Festlandes.

Als Ruiz Seite an Seite mit ihnen kam, fand er mehrere Indianer, Männer und Frauen, an Bord, einige mit reichen Schmucksachen an sich, außerdem mit verschiedenen aus Gold und Silber künstlich gearbeiteten Gegenständen, die sie zum Handel nach den verschiedenen Küstenplätzen mit sich führten. Was aber seine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog, war das wollene Zeug, aus dem ihre Kleider gemacht waren. Es war von feinem Gewebe, sauber mit Figuren von Vögeln und Blumen gestickt und von glänzenden Farben. Auch bemerkte er in dem Fahrzeuge ein Paar Wageschalen, zum Abwiegen der edeln Metalle. Sein Erstaunen über diese Beweise von Scharfsinn und Bildung, die so viel größer waren als irgend etwas, das er bisher im Lande gesehen, wurde noch durch die Nachricht gesteigert, die er von einigen dieser Indianer erhielt. Zwei von ihnen waren aus Tumbez, einem peruanischen Hafen, einige Grade gegen Süden, gekommen, und sie gaben ihm zu verstehen, daß in ihrer Nachbarschaft die Felder mit großen Herden von Tieren bedeckt seien, von denen man die Wolle bekomme, und daß in den Palästen ihres Herrschers Gold und Silber fast so gewöhnlich seien wie Holz. Die Spanier lauschten begierig diesen Berichten, die so ganz mit ihren liebsten Wünschen übereinstimmten, und Ruiz, obgleich er sie für übertrieben hielt, beschloß doch, einige von den Indianern, und darunter die Eingeborenen von Tumbez, zurückzubehalten, damit sie die wunderbare Geschichte dem Befehlshaber wiederholen, und zugleich das Castilianische lernen möchten, um sie später als Dolmetsche bei ihren Landsleuten zu benutzen. Die Übrigen ließ er ohne fernern Aufenthalt ihre Reise fortsetzen. Hierauf fuhr der vorsichtige Lootse weiter, ohne an einem andern Punkte der Küste anzulegen, bis Punto de Pasado, etwa einen halben Grad südlich, wodurch er den Ruhm hatte, der erste Europäer zu sein, der in

dieser Richtung nach dem stillen Meere den Erdgleicher überschritten hat. Dies war die Grenze seiner Entdeckungen; als er sie erreicht hatte, wendete er um nach Norden, und langte, nach einer Abwesenheit von einigen Wochen, wieder an der Stelle an, wo er Pizarro und seine Gefährten gelassen hatte.

Es war hohe Zeit; denn der Mut des kleinen Trupps war durch die Gefahren, die sie bestanden, auf eine harte Probe gestellt worden. Bei der Abfahrt seiner Schiffe marschierte Pizarro in das Innere, in der Hoffnung, das liebliche offene Land zu finden, das ihm von den Eingeborenen war verheißen worden. Aber bei jedem Schritte schienen die Wälder dichter und finsterer zu werden und die Bäume erhoben sich zu einer, selbst in diesen fruchtbaren Gegenden, wo die Natur nach einem so riesenmäßigen Maßstabe arbeitet, nie gesehenen Höhe. Die Berge hoben sich immer mehr, je weiter er vorrückte, und rollten sich gleichsam wellenartig vorwärts, um sich der Riesenmauer der Andes anzuschließen, deren Eiswände sich weit über die Wolken hinaus ausbreiteten, gleich einem Vorhang von glänzendem Silber, der den Himmel mit der Erde zu verbinden schien.

Bei dem Überschreiten dieser Waldhöhen wären die verirrten Abenteurer fast in Schluchten von grausiger Tiefe gestürzt, aus denen die Ausdünstungen eines feuchten Bodens mitten unter dem Duft wohlriechender Blumen empordrangen, die durch die Dunkelheit in den mannigfaltigsten Farben erglänzten. Vögel, besonders vom Papageiengeschlecht, spotteten dieser wunderbaren Mannigfaltigkeit der Natur durch ebenso glänzende Farben, wie die Pflanzenwelt. Affen schnatterten haufenweise über ihren Köpfen, und schnitten Gesichter, als seien sie die bösen Geister dieser Einöden; widriges, in den schlammigen Tiefen der Sümpfe erzeugtes Gewürm sammelte sich um die Fußtritte der Wanderer. Hier sahen sie die riesige Boa, wie sie ihre schwerfälligen Glieder um die Bäume wand, so daß sie kaum von den Stämmen zu unterscheiden waren, bis sie bereit war, sich auf ihre Beute zu stürzen; und Krokodile lagen, sich sonnend, an den Ufern der Flüsse, oder schlüpften unter das Wasser und bemächtigten sich ihres unvor-

sichtigen Opfers, ehe es ihr Herannahen merkte. Mehrere Spanier fanden auf diese Weise ihren Tod, und andere fielen in Hinterhalte der Eingeborenen, die ihre Bewegungen mit mißtrauischen Blicken beobachteten, und jede Gelegenheit benutzten, sich ihrer zu bemächtigen. Vierzehn von Pizarros Leuten wurden mit einem Male in einem Canot niedergemacht, das am Ufer eines Stromes gestrandet war.

Hungersnot gesellte sich zu den andern Übeln, und nur mit Mühe fanden sie Mittel, sich das Leben mit dürftiger Waldkost zu erhalten, zuweilen mit Kartoffeln, die wild wuchsen, wilden Kakaobohnen, oder an der Küste mit der salzigen und bittern Frucht des Mangelbaumes, obgleich die Küste weniger erträglich war als der Wald, wegen der Schwärme von Moskitos, welche die unglücklichen Abenteurer nötigten, ihren Körper bis an das Gesicht in Sand zu vergraben. Bei diesem verzweiflungsvollen Leiden dachten sie nur an Rückkehr, und alle habsüchtigen und ehrgeizigen Pläne hatten sich — ausgenommen bei Pizarro und einigen unverzagten Gemütern — in den einen sehnlichen Wunsch verwandelt, nach Panama zurückzukehren.

In diesem entscheidenden Augenblick war es, wo der Lootse Ruiz mit der Nachricht von seinen glänzenden Entdeckungen zurückkehrte, und nicht lange nachher lief Almagro mit seinem mit Mundvorräten und einer beträchtlichen Anzahl Neuangeworbener befrachteten Schiffe in den Hafen ein. Die Reise dieses Befehlshabers war glücklich gewesen. Als er in Panama ankam, fand er die Statthalterschaft in den Händen von Don Pedro de los Rios; er ging deshalb im Hafen vor Anker, da er sich nicht ans Land wagen mochte, bevor er von Pater Luque Nachricht über die Stimmung des gegenwärtigen Machthabers erhalten hätte. Diese lautete ziemlich günstig; denn der neue Statthalter hatte den ausdrücklichen Befehl, die Anordnungen, die sein Vorgänger mit den Verbündeten verabredet hatte, auszuführen. Als er Almagros Ankunft erfuhr, begab er sich nach dem Hafen, um ihn zu bewillkommnen, wobei er ihm seine Bereitwilligkeit versicherte, die Ausführung seiner Absichten auf jede Weise zu erleichtern. Glück-

licherweise war gerade vor diesem Zeitpunkte ein kleiner Haufe kriegerischer Abenteurer aus dem Mutterlande nach Panama gekommen, die vor Begierde brannten, ihr Glück in der neuen Welt zu machen. Sie folgten noch viel begieriger, als die alten, schon ermüdeten Ansiedler der ihnen vorgehaltenen goldenen Lockung, und mit ihnen und einigen unbeschäftigten Herumtreibern in der Stadt fand sich Almagro an der Spitze einer Verstärkung von wenigstens achtzig Mann, mit denen er, nachdem er frische Vorräte eingenommen hatte, wieder nach dem Rio de San Juan unter Segel ging.

Die Ankunft der für das Unternehmen höchst eifrigen Neuangeworbenen, die durch eine reiche Zufuhr von Lebensmitteln hervorgebrachte günstige Veränderung ihrer Umstände, und die glänzenden Schilderungen von dem Reichtum, der sie im Süden erwartete: dies alles übte seine Wirkung auf den gesunkenen Mut von Pizarros Gefährten. Ihre letzten Beschwerden und Entbehrungen waren bald vergessen, und mit den lebhaften und wechselnden Gefühlen eines Freibeuterlebens forderten sie jetzt ihren Befehlshaber ebenso dringend auf, seine Reise fortzusetzen, als sie ihn vorher aufgefordert hatten, sie aufzugeben. Diesen neuen Unternehmungsgeist benutzend, schifften sich die Anführer an Bord ihrer Schiffe ein, und unter der Leitung des erfahrenen Lootsen steuerten sie nach derselben Richtung, die er vor kurzem eingeschlagen hatte.

Aber sie hatten die günstige Jahreszeit zu einer südlichen Fahrt, die in diesen Breiten nur einige Monate im Jahre währt, vorübergehen lassen. Die Winde wehten fortwährend nach Norden und eine starke Strömung nahm, nicht weit von der Küste, dieselbe Richtung. Die Winde erhoben sich oft zu Stürmen, und die unglücklichen Reisenden wurden mehrere Tage lang in den brausenden Wellen unter schrecklichem Donner und Blitz umhergeschaukelt, bis sie endlich auf der schon von Ruiz besuchten Insel Gallo einen sichern Hafen fanden. Da sie jetzt zu stark an Zahl waren, um einen Angriff zu fürchten, landete das Schiffsvolk, und von den Eingeborenen nicht beunruhigt, blieben sie vierzehn Tage auf der Insel, besserten ihre beschädigten Schiffe aus und erholten

sich von ihren Beschwerden auf dem Meere. Alsdann setzten sie ihre Reise in der Richtung nach Süden weiter fort, bis sie die Bucht St. Mathäus erreichten. Bei ihrer Fahrt längs der Küste fielen ihnen, ebenso wie vorher Ruiz, die Zeichen einer höheren Bildung auf, die der allgemeine Anblick des Landes und seiner Bewohner darbot. Überall war die Wirkung des Landbaues sichtbar. Auch hatte das äußere Ansehen der Küste etwas mehr Einladendes; denn statt der ewigen Wildnisse von Mangelbäumen mit ihren gefährlichen Wurzeln unter dem Wasser, die sich zu Geweben verschlangen, als wollten sie den Reisenden heimtückisch umgarnen, war der flache Meeresrand mit stattlichen Ebenholzbäumen und mit einer Art von Mahagoni und anderen harten Hölzern bewachsen, welche die glänzendste und vielfarbigste Glättung annahmen. Sandelholz und viele balsamische Bäume von unbekannten Namen verbreiteten überall hin ihre süßen Gerüche, nicht in eine von verdorbenen Pflanzen verpestete Luft, sondern in die reinen Meereswinde, die uns Gesundheit und Duft zuwehen. Dazwischen lagen große Flächen angebauten Landes, auf den Anhöhen mit Mais und Kartoffeln bepflanzt oder in den niedrigeren Teilen mit blühenden Kakaosträuchern geziert.

Die Dörfer wurden zahlreicher, und als die Schiffe auf der Höhe von Tacamez vor Anker gingen, sahen die Spanier eine in Straßen abgeteilte Stadt von zweitausend Häusern, oder mehr, vor sich, außerdem noch mit einer starken in den Vorstädten angehäuften Bevölkerung. Männer und Frauen trugen vielerlei Schmucksachen von Gold und Edelsteinen an sich, was auffallend scheinen dürfte, da die peruanischen Inkas die Juwelen für sich selbst und die Edelleute vorbehielten, die sie damit zu beschenken pflegten. Aber obgleich die Spanier jetzt an die äußersten Grenzen des peruanischen Reiches gelangt waren, so waren sie doch noch nicht in Peru, sondern in Quito, und zwar in dem erst kürzlich unter die Herrschaft der Inkas gefallenen Teil, wo die alten Volksgebräuche schwerlich schon unter dem Druck der amerikanischen Gewaltherrscher erloschen sein konnten. Überdies war das angrenzende Land besonders reich an Gold, das, aus den Flußwäschen ge-

sammelt, noch jetzt eins der Landeserzeugnisse von Barbacoas ist. Hier war auch der schöne Smaragdfluß, der von den Steinbrüchen dieses köstlichen Edelsteins an seinen Ufern so genannt wird, aus denen die indianischen Herrscher ihren Schatz bereicherten.

Die Spanier staunten mit Entzücken diese unleugbaren Beweise des Reichtums an und sahen in dem sorgfältigen Anbau des Bodens die beruhigende Gewißheit, daß sie endlich das Land erreicht hatten, das so lange in glänzender, wenn auch ferner Aussicht vor ihnen gestanden. Aber auch hier war es ihr Los, durch den kriegerischen Geist des Volkes sich in ihren Hoffnungen getäuscht zu sehen, das, seiner Stärke sich bewußt, keine Geneigtheit zeigte, vor den Eindringlingen zu weichen. Einige ihrer Kanots stießen vielmehr ab, mit Kriegern beladen, die eine goldene Maske als Fahne führten und mit herausfordernden Blicken die Schiffe umkreisten; wenn sie verfolgt wurden, flüchteten sie sich leicht in die Nähe des Landes.

Ein furchtbarer Haufe stellte sich längs der Küste auf, der sich, nach den Berichten der Spanier, auf mindestens zehntausend Krieger belief, anscheinend begierig, mit den Angreifern ins Handgemenge zu kommen. Auch konnte Pizarro, der mit einem Teil seiner Leute in der Hoffnung ans Land gestiegen war, sich mit den Eingeborenen zu besprechen, Feindseligkeiten nicht ganz verhüten, und es würde den von ihrem entschlossenen, an Zahl so überlegenen Feinde hart bedrängten Spaniern übel ergangen sein, wenn sich nicht ein von den Geschichtschreibern berichteter komischer Zufall bei einem der Ritter ereignet hätte. Dies war ein Fall von seinem Pferde, der die Wilden so in Erstaunen setzte, weil sie nicht auf eine Teilung des ihnen als Ganzes erscheinenden Wesens gefaßt waren, daß sie bestürzt zurückwichen, und so den Christen einen Weg offen ließen, zu ihren Schiffen zurückzukehren.

Nun wurde ein Kriegsrat zusammenberufen. Es war klar, daß die Streitkräfte der Spanier einem Kampfe mit einem so zahlreichen und wohlgerüsteten Heere von Eingeborenen nicht gewachsen waren, und daß selbst, wenn sie hier die Oberhand behielten, sie doch keine Hoffnung haben könnten, sich dem Strome zu wider-

setzen, der sich ihnen bei ihrem weiteren Vordringen entgegenwälzen würde, denn das Land wurde immer dichter bevölkert, und Städte und Dörfer zeigten sich ihnen bei jedem neuen Vorgebirge, das sie umschifften. Es sei besser, meinten einige — die Mattherzigen — das Unternehmen, das ihre Kräfte übersteige, sofort aufzugeben. Aber Almagro sah die Sache anders an. „Nach Hause gehen, ohne etwas getan zu haben, würde ihnen Verderben und Unehre bringen. Es gäbe kaum einen, der nicht Gläubiger in Panama zurückgelassen habe, die wegen ihrer Bezahlung auf die Früchte dieser Unternehmung warteten. Jetzt zurückkehren, hieße sich sogleich in ihre Hände liefern und ins Gefängnis wandern. Es sei besser, als Freier in der Wüste umherzuirren, als gefesselt in den Gefängnissen von Panama zu schmachten. Der einzige Weg, den sie einschlagen könnten, sei der bisher verfolgte. Pizarro könnte einen bequemern Ort aufsuchen, wo er mit einem Teile der Mannschaft bleiben könne, während er selbst zur Anschaffung von Verstärkungen nach Panama zurückkehren wolle. Was er jetzt von den Reichtümern des Landes erzählen könne, die sie selbst mit eigenen Augen gesehen, würde ihre Unternehmung in einem ganz andern Lichte erscheinen lassen, und könne nicht ermangeln, so viele Freiwillige, als sie brauchten, ihrer Fahne zuzuführen."

Aber wie vernünftig auch diese Vorstellung war, so behagte sie doch keineswegs Pizarro, dem die Rolle, die ihm stets zuteil wurde, nicht gefiel, in den Sümpfen und Wäldern dieses wilden Landes zurückzubleiben. „Es ist alles recht schön", sagte er zu Almagro, „für Euch, der Ihr Eure Zeit ziemlich angenehm mit Hin- und Herreisen auf Euerm Schiffe oder sicher geschützt in einem wohlhabenden Lande zu Panama zubringt; aber ein ganz Anderes ist es für Die, welche vor Hunger verschmachtend und sterbend in der Wildnis zurückbleiben." Almagro antwortete mit einiger Heftigkeit, indem er seine Bereitwilligkeit beteuerte, für die tapferen Leute, die mit ihm zurückbleiben wollten, Sorge zu tragen, wenn es Pizarro ablehnte. Der Streit nahm einen so heftigen und drohenden Ton an, und es wäre fast von Worten zu Tätlichkeiten

gekommen, da beide, die Hand am Schwert, im Begriff waren, aufeinander loszugehen, als es dem Schatzmeister Ribera, von dem Lootsen Ruiz unterstützt, gelang, sie zu besänftigen. Diese kälteren Ratgeber hatten nicht wenig Mühe, die Ritter von der Torheit eines Betragens zu überzeugen, das der Unternehmung auf eine ihren Urhebern wenig zur Ehre gereichende Weise plötzlich ein Ende machen müßte. Es fand daher eine Versöhnung, wenigstens im äußerlichen Benehmen, statt, die hinreichend war, den beiden Befehlshabern ein übereinstimmendes Handeln möglich zu machen. Hierauf wurde Almagros Plan angenommen, und es blieb nur noch übrig, den sichersten und passendsten Ort zu Pizarros Standlager ausfindig zu machen.

Es vergingen einige Tage, nach angetretener Rückfahrt, im Anlegen an verschiedenen Punkten der Küste. Überall waren die Eingeborenen in Aufruhr und nahmen eine drohende und wegen ihrer großen Anzahl auch eine furchtbare Stellung an. An die nördlichere Gegend, mit ihren ungesunden Sümpfen und Wäldern, wo die Natur einen noch unbarmherzigeren Krieg führt, als die Menschen, war nicht zu denken. In dieser Verlegenheit entschieden sie sich für die kleine Insel Gallo, die im Ganzen wegen ihrer Entfernung von der Küste und wegen ihrer geringen Bevölkerung, der passendste Ort für sie in ihrer verlassenen und hilflosen Lage schien.

Aber kaum war der Entschluß der beiden Anführer bekannt, als ein Gefühl des Mißvergnügens unter ihren Gefährten ausbrach, besonders bei denen, die mit Pizarro auf der Insel bleiben sollten. „Was!" riefen sie, „sollten sie nach jenem unbedeutenden Orte geschleppt werden, um Hungers zu sterben? Die ganze Unternehmung sei von Anfang bis zu Ende nur ein Betrug und ein Mißlingen gewesen. Die so viel gerühmten goldenen Länder schienen, so wie sie vorrückten, vor ihnen zurückzuweichen, und das wenige Gold, das sie noch so glücklich gewesen, zusammenzubringen, sei alles nach Panama zurückgesandt worden, um damit andere Narren zu locken, ihrem Beispiele zu folgen. Was hätten ihnen alle ihren Leiden eingebracht? Die einzigen Schätze,

deren sie sich zu rühmen hätten, wären ihre Bogen und Pfeile, und jetzt wollte man sie auf dieser abscheulichen Insel sterben lassen, ohne auch nur eine Ruthe geweihter Erde, um ihre Knochen darin zu begraben!"

In diesem aufgeregten Gemütszustande schrieben einige von den Soldaten an ihre Freunde nach Hause, benachrichtigten sie von ihrer trostlosen Lage, und beschwerten sich über die kaltblütige Art, womit sie der hartnäckigen Habgier ihrer Anführer geopfert werden sollten. Aber diese waren schlau genug, diese Bewegung vorauszusehen, und Almagro kam ihr dadurch zuvor, daß er sich aller Briefe in den Schiffen bemächtigte und so jedes Mittel zur Verbindung mit ihren Freunden zu Hause mit einem Schlage abschnitt. Aber diese gewissenlose Gewalttat verfehlte, wie die meisten ähnlicher Art, ihren Zweck; denn ein Soldat, namens Sarabia, hatte den guten Einfall, ihr dadurch auszuweichen, daß er einen Brief in einen Ballen Baumwolle steckte, der in Panama als Muster von den Erzeugnissen des Landes dienen und der Gemahlin des Statthalters zugestellt werden sollte.

Der Brief, der außer von dem Schreiber auch noch von mehreren mißvergnügten Soldaten unterzeichnet war, schilderte in trüben Farben das Elend ihrer Lage, beschuldigte die beiden Befehlshaber, sie herbeigeführt zu haben, und forderte die Behörden von Panama auf, sich ihrer anzunehmen, und ein Schiff abzusenden, um sie aus ihrem trostlosen Aufenthalte abzuholen, so lange wenigstens noch einige von ihnen unter den Schrecken ihrer Gefangenschaft am Leben zu finden sein möchten. Der Brief schloß mit einem Gedicht, worin die beiden Anführer als Besitzer eines Schlachthauses bezeichnet wurden, von denen der eine das Vieh hineintreiben müsse, damit es der andere schlachte.

VIERTES HAUPTSTÜCK

Entrüstung des Statthalters / Pizarros kühner Entschluß / Fortsetzung der Reise / Glänzende Ansicht von Tumbez / Entdeckungen längs der Küste / Rückkehr nach Panama / Pizarro schifft sich nach Spanien ein

1527—1528

Nicht lange nach Almagros Abreise sandte Pizarro das andere Schiff unter dem Vorwande ab, es in Panama ausbessern zu lassen. Dadurch befreite er sich wahrscheinlich von einem Teile seiner Gefährten, deren aufrührerischer Geist sie mehr zu einem Hindernis als zu einer Hilfe in seiner verlassenen Lage machte, und von denen er sich umso lieber trennte, als an dem öden Orte, wo er sich jetzt aufhielt, es schwer war, Lebensmittel zu finden.

Die Zurückkunft Almagros und seiner Gefährten erzeugte großen Schrecken in der kleinen Gemeinde von Panama; denn der heimlicherweise in dem Ballen Baumwolle abgesandte Brief war in die Hände gekommen, für die er bestimmt war, und sein Inhalt hatte sich mit den gewöhnlichen Übertreibungen verbreitet. Schon das niedergeschlagene und abgemattete Aussehen der Abenteurer sprach an sich entmutigend genug, und es ward bald allgemein geglaubt, daß die wenigen Unglücklichen, welche die Unternehmung überlebt hatten, gegen ihren Willen von Pizarro zurückgehalten würden, um ihre Tage mit ihrem getäuschten Anführer auf einer einsamen Insel zu enden.

Der Statthalter Pedro de los Rios war so aufgebracht über den Erfolg der Unternehmung und den Verlust an Menschenleben, den sie der Niederlassung zugezogen, daß er von allen Bitten Luques und Almagros um fernere Unterstützung des Unternehmens nichts hören wollte; er spottete ihrer übertriebenen Erwartungen von der Zukunft, und beschloß zuletzt, einen Beamten nach der Insel Gallo zu senden, mit dem Auftrage, jeden Spanier, den er an jenem traurigen Aufenthalte noch am Leben finden werde, zurückzubringen. So wurden sofort zwei Schiffe abgefertigt und unter den Befehl eines Ritters aus Cordova, namens Tafur, gestellt.

Unterdessen hatten Pizarro und seine Gefährten alles Elend erduldet, das von der unfruchtbaren Beschaffenheit des Ortes, an dem sie gefangen saßen, zu erwarten war. Von der Furcht vor den Eingeborenen waren sie allerdings befreit, da diese die Insel bei deren Besetzung durch die weißen Männer verlassen hatten; aber sie hatten die Qualen des Hungers selbst in einem noch höhern Grade zu erdulden, als früher in den öden Wäldern des benachbarten Festlandes. Ihre Nahrung bestand hauptsächlich aus Krebsen und Muscheln, die sie nur sparsam an der Küste auflesen konnten. Unaufhörliche Gewitterstürme, denn es war die Regenzeit, tobten über die Unglücksinsel und überschwemmten sie fortwährend mit Regengüssen. So, halbnackend und vor Hunger gequält, waren nur wenige unter ihnen, die nicht den Unternehmungsgeist in sich erloschen fühlten, oder die ein glücklicheres Ende ihrer Beschwerden gewünscht hätten, als die Rückkehr nach Panama. Das Erscheinen Tafurs mit seinen beiden mit Lebensmitteln wohlversehenen Schiffen wurde daher mit ganz demselben Entzücken begrüßt, das das Schiffsvolk eines schiffbrüchigen Fahrzeuges bei der Ankunft einer unerwarteten Hilfe empfinden mag, und ihr einziger Gedanke, als sie ihren augenblicklichen Hunger gestillt hatten, war der, sich einzuschiffen und die verhaßte Insel auf immer zu verlassen.

Aber mit demselben Schiffe erhielt Pizarro Briefe von seinen Genossen Luque und Almagro, worin diese ihn beschworen, in seiner jetzigen Not nicht zu verzweifeln, sondern seinen ursprünglichen Zweck fest im Auge zu behalten. Unter den jetzigen Umständen zurückkehren, würde der Todesstoß für die Unternehmung sein, und sie verpflichteten sich feierlichst, ihn, wenn er fest auf seinem Posten bleiben wolle, in kurzer Zeit mit allen nötigen Mitteln zum weitern Vordringen zu versorgen.

Ein Hoffnungsstrahl war für den mutigen Sinn Pizarros hinreichend. Es scheint nicht, als hätte er selbst jemals an Rückkehr gedacht. Wäre dies aber der Fall gewesen, so wurden solche Gedanken durch die aufmunternden Worte gänzlich aus seiner Seele verbannt, und er war darauf gefaßt, den Ausgang des Spiels

ruhig abzuwarten, auf das er sich so verzweifelt eingelassen hatte. Er wußte indes, daß Bitten und Vorstellungen bei den Gefährten seines Unternehmens wenig nützen würden, und wahrscheinlich lag ihm nichts daran, die verzagten Geister für sich zu gewinnen, die durch beständiges Rückwärtsschauen seine künftigen Bewegungen nur hemmen würden. Er kündigte indes seinen Vorsatz auf eine kurze, aber entschiedene Weise an, die einen Mann bezeichnet, der mehr gewohnt ist zu handeln, als zu sprechen, und die wohl darauf berechnet war, auf seine rauhen Gefährten Eindruck zu machen.

Er zog sein Schwert und zeichnete damit eine Linie von Osten nach Westen in den Sand. Darauf wendete er sich nach Süden, und sagte: „Freunde und Gefährten! auf dieser Seite ist Beschwerde, Hunger, Nacktheit, Regen und Sturm, Verlassenheit und Tod, auf jener Lust und Wohlbehagen; dort liegt Peru mit seinen Schätzen, hier Panama mit seiner Armut. Ein jeder von Euch wähle, was am besten für einen tapfern Castilianer paßt. Was mich betrifft, ich gehe nach Süden." Indem er dies sagte, überschritt er die Linie. Ihm folgten nach: der tapfere Lootse Ruiz; dann Pedro de Candia, ein Ritter, auf einer griechischen Insel geboren, wie schon sein Name andeutet. Noch elf andere überschritten nacheinander die Linie, und gaben dadurch ihre Bereitwilligkeit kund, das Schicksal ihres Führers im Guten und Bösen zu teilen. Fama hat, um mich der begeisterten Worte eines alten Zeitgeschichtsschreibers zu bedienen, die Namen dieses kleinen Häufleins verewigt, „die so im Angesicht von Beschwerden, für die die Geschichte kein Beispiel bietet, eher Tod als Reichtum in Aussicht, doch alles eher wählten, als ihre Ehre aufzugeben, und die ihrem Führer treu blieben als ein Beispiel von Ergebenheit für künftige Geschlechter."

Aber diese Handlung fand keine solche Bewunderung bei Tafur, der darin einen groben Ungehorsam gegen die Befehle des Statthalters sah und sie nicht viel besser denn als Tollheit betrachtete, die allen dabei Beteiligten Verderben bringen müßte. Er verweigerte durchaus seine Zustimmung dazu, und wollte keines

seiner Schiffe den Abenteurern überlassen, um ihre Reise fortzusetzen; nur mit großer Mühe konnte er bewogen werden, ihnen einen Teil der Vorräte abzutreten, die er zu ihrem Unterhalt mitgebracht. Dies hatte indes keinen Einfluß auf ihren Entschluß; der kleine Haufe nahm Abschied von seinen zurückkehrenden Gefährten, und blieb unerschüttert bei seinem Vorsatz, das Schicksal des Befehlshabers zu teilen.

Es liegt etwas Fesselndes für die Einbildungskraft in dem Schauspiel dieser wenigen tapferen Geister, die sich so beharrlich einem gewagten Unternehmen widmeten, das ihre Kräfte ebensoweit überstieg, wie irgend eines in der fabelhaften Geschichte des fahrenden Rittertums. Eine Handvoll Leute, ohne Nahrung, ohne Kleidung, fast ohne Waffen, ohne Kenntnis von dem Lande, für das sie bestimmt waren, ohne Schiffe zu ihrer Beförderung, waren hier auf einem einsamen Felsen im Meer gelassen, mit dem eingestandenen Zweck, einen Kreuzzug gegen ein mächtiges Reich zu führen und ihr Leben an den Erfolg zu setzen. Was gibt es wohl in den Sagen des Rittertums, was dies übertrifft? Dies war der entscheidende Augenblick für Pizarros Schicksal. Es gibt Augenblicke im Leben der Menschen, die, je nachdem sie ergriffen oder versäumt werden, über ihr künftiges Schicksal entscheiden. Hätte Pizarro in seinem festen Vorsatze geschwankt und die ihm jetzt so verführerisch dargebotene Gelegenheit benutzt, sich und seine mutlosen Leute aus ihrer verzweifelten Lage zu retten, dann würde sein Name mit seinem Glück untergegangen und die Eroberung von Peru anderen und glücklicheren Abenteurern überlassen geblieben sein. Aber seine Beharrlichkeit war der Lage angemessen, und sein Benehmen hier erwies ihn als dem gefährlichen Posten gewachsen, den er eingenommen hatte, und flößte den anderen ein Vertrauen zu ihm ein, das den Erfolg am besten sicherte.

Mit dem Schiffe, das Tafur und die, welche sich von der Unternehmung zurückgezogen, heimführte, war es auch dem Lootsen Ruiz gestattet, zurückzukehren, um mit Luque und Almagro gemeinschaftlich sich um fernere Hilfe zu bewerben.

Nicht lange nach der Abfahrt der Schiffe entschloß sich Pizarro,

seinen gegenwärtigen Standort zu verlassen, der wenig Empfehlenswertes für ihn hatte und der, wie er bedachte, jetzt von den Urbewohnern beunruhigt werden dürfte, wenn sie bei der Kunde von der verminderten Zahl der weißen Männer wieder neuen Mut fassen und zurückkehren sollten. Die Spanier bauten daher auf seinen Befehl ein rohes Boot oder Floß, mit dem es ihnen gelang, die kleine Insel Gorgona zu erreichen, die fünfundzwanzig Leguas nördlich von ihrem jetzigen Aufenthalt lag. Sie war ungefähr fünf Leguas vom Festlande entfernt und unbewohnt. Sie hatte einige Vorzüge vor der Insel Gallo; denn sie ragte weiter aus dem Meere hervor, und war zum Teil mit Wald bedeckt, der einer Art von Fasanen und dem Hasen oder Kaninchen des Landes Schutz gewährte, so daß sich die Spanier mittelst ihrer Armbrüste einen ziemlichen Vorrat von Wildpret verschaffen konnten. Kühle Bäche, die dem Felsen entquollen, lieferten hinreichend Wasser, wiewohl der ohne Unterlaß herabströmende Regen sie nicht in Gefahr setzte, vor Durst zu sterben. Gegen dieses Ungemach fanden sie einigen Schutz in den rohen Hütten, die sie sich bauten; sie litten aber, wie an ihrem frühern Aufenthaltsorte, von den nicht minder unerträglichen giftigen Insekten, die in großer Menge in den Ausdünstungen des üppigen Bodens umherschwärmten. An diesem traurigen Aufenthalt ließ Pizarro kein Mittel unversucht, den sinkenden Mut seiner Leute aufzurichten. Es wurden die herkömmlichen Morgengebete gehalten und abends das Loblied auf die Jungfrau gesungen; die Kirchenfeste wurden sorgfältig gefeiert, und der Befehlshaber wandte alle Mittel an, um seinem Unternehmen eine Art von religiösem Charakter zu geben, und um seinen rauhen Gefährten ein Vertrauen zu dem Schutze des Himmels einzuflößen, das sie in ihrer gefährlichen Lage aufrecht halten sollte.

An diesem unbehaglichen Orte war ihre Hauptbeschäftigung, nach dem öden Meere hinauszuspähen, um das erste Zeichen der erwarteten Hilfe begrüßen zu können. Aber so mancher langweilige Monat ging vorüber, ohne daß ein solches Zeichen erschien. Rings umher war die nämliche große Wasserwüste, ausgenommen gegen Osten, wo der eisige Kamm der Andes, von der brennenden

Sonne des Erdgleichers beschienen, gleich einer Feuerlinie längs der ganzen Ausdehnung des großen Festlandes glühte. Jedes Fleckchen an dem weiten Gesichtskreise wurde aufmerksam beachtet, und das angeschwemmte Holz, sowie die Massen von Seegras, die sich hin und wieder aus der Tiefe des Meeres erhoben, nahmen in ihrer Einbildungskraft die Gestalt des verheißenen Schiffes an, bis nach wiederholten Täuschungen die Hoffnung allmählig dem Zweifel wich und dieser sich zur Verzweiflung steigerte.

Unterdessen hatte Tafurs Schiff den Hafen von Panama erreicht. Über die Nachricht, die es von der unbeugsamen Widersetzlichkeit Pizarros mitbrachte, war der Statthalter entrüstet. Er konnte darin nichts anderes sehen, als eine selbstmörderische Handlung, und weigerte sich beharrlich, Leuten ferner Hilfe zu senden, die sich hartnäckig zu ihrem eigenen Verderben verschworen hatten. Aber Luque und Almagro blieben ihren Verpflichtungen treu. Sie stellten dem Statthalter vor, daß, wenn das Verfahren ihres Genossen auch unbesonnen sei, es doch wenigstens den Dienst der Krone und die Fortsetzung des großen Entdeckungswerkes bezwecke. Rios habe bei der Übernahme der Statthalterschaft die Weisung erhalten, Pizarro zu dem Unternehmen behilflich zu sein, und ihn jetzt verlassen, würde die noch übrig gebliebene Hoffnung auf Erfolg vernichten, sowie sich für seinen Tod und den der tapferen Leute, die ihm treu geblieben, verantwortlich machen heißen. Diese Vorstellungen wirkten doch endlich insoweit auf den Beamten, daß er widerstrebend die Absendung eines Schiffes nach der Insel Gorgana bewilligte, jedoch mit nicht mehr Leuten bemannt, als zu seiner Führung nötig seien, und mit dem bestimmten Befehl an Pizarro, in sechs Monaten zurückzukehren, und in Panama selbst zu berichten, welchen Erfolg seine Unternehmung auch künftig haben möge.

Als die beiden Genossen sich auf diese Weise die Einwilligung der ausübenden Macht gesichert hatten, verloren sie keine Zeit, ein kleines Schiff mit Lebensmitteln und einem Vorrat von Waffen und Schießbedarf auszurüsten und es nach der Insel abzufertigen. Die unglücklichen Bewohner dieser kleinen Wildnis, die sich nun

sieben Monate lang daselbst aufgehalten, trauten kaum ihren eigenen Augen, als sie die weißen Segel des freundlichen Fahrzeuges auf dem Meere entdeckten. Und obgleich Pizarro, als das Schiff an der Küste Anker geworfen hatte, unwillig darüber war, daß es ihm keine neuen Mannschaften zu dem Unternehmen mitbrachte, so begrüßte er es doch freudig, da ihm dadurch ein Mittel dargeboten wurde, das große Rätsel vom Dasein des reichen südlichen Reiches zu lösen und sich so die Bahn zu dessen künftiger Eroberung zu eröffnen. Zwei seiner Leute waren so krank, daß man beschloß, sie der Pflege einiger freundlich gesinnter Indianer, die während seines ganzen Aufenthaltes bei Pizarro geblieben waren, zu überlassen und sie bei der Rückkehr abzuholen. Er nahm den Rest seiner kühnen Gefährten und die Eingeborenen aus Tumbez mit, schiffte sich ein, und eilig die Anker lichtend, nahm er Abschied von der „Hölle", wie die Spanier sie nannten, die der Schauplatz so vieler Leiden und so unverzagter Entschlossenheit gewesen war.

Jedes Herz war nun von neuer Hoffnung erfüllt, als sie sich noch einmal, wieder unter der Leitung des braven Lootsen Ruiz auf dem Meere sahen, der, infolge der von den Indianern erhaltenen Weisung, nach der Richtung von Tumbez steuerte, wodurch sie schnell zu dem goldenen Reiche der Inkas — dem Dorado — gelangen würden, das sie seit so langer Zeit aufgesucht hatten. Bei der traurigen Insel Gallo vorbei, die ihnen noch in so frischem Andenken stand, fuhren sie weiter ins Meer hinaus, um das Vorgebirge Tacumez herum, in dessen Nähe sie auf ihrer früheren Reise gelandet hatten. Sie legten nirgends an der Küste an, sondern setzten ihren Weg ohne Aufenthalt fort, obgleich Strömungen und Winde, die mit geringer Abwechslung stets aus Süden wehten, ihnen große Hindernisse in den Weg legten. Glücklicherweise war der Wind nicht so heftig und das Wetter im Ganzen günstig, so daß sie zwar eine langsame, aber doch nicht unangenehme Reise hatten. In wenigen Tagen bekamen sie die Landspitze Pasado zu Gesicht, den äußersten Punkt, bis zu dem der Lootse auf seiner vorigen Reise gelangt war, und indem es die Linie passierte, er-

reichte das kleine Fahrzeug die unbekannten Meere, die vorher noch von keinem Europäer beschifft worden waren. Sie bemerkten, daß die Küste allmählich ihren bisherigen steilen und rauhen Charakter verlor, indem sie sich sanft gegen das Ufer absenkte und sich in sandige Ebenen ausbreitete; einzelne Strecken zeichneten sich durch ungewöhnliche Fruchtbarkeit und Schönheit aus, während die weißen Hütten der Eingeborenen längs des Seerandes durchschimmerten und der zwischen den fernen Hügeln aufsteigende Rauch die zunehmende Bevölkerung des Landes anzeigte.

Endlich, nach Verlauf von zwanzig Tagen seit ihrer Abfahrt von der Insel, umfuhr das Abenteurerschiff die Spitze von St. Helena und glitt sanft in die schöne Bucht von Guayaquil. Das Land war hier längs der Küste mit Städten und Dörfern besetzt, obgleich die mächtige Bergkette der Cordilleren, die jählings von der Küste aufschoß, nur einen schmalen grünen Streifen frei ließ, durch den sich viele kleine Flüßchen ihren Weg zum Meere suchten und rings um sich Fruchtbarkeit verbreiteten.

Die Reisenden befanden sich nun einigen der ungeheuersten Höhen dieser prachtvollen Bergkette gegenüber, dem Chimborasso, mit seinem breiten, runden Gipfel, der sich wie die Kuppel der Andes auftürmte, und dem Cotopaxi, mit seinem blendenden silberweißen Kegel, der keine andere Veränderung kennt, als die durch seine eigenen vulkanischen Flammen bewirkte; denn dieser ist der tobendste der amerikanischen feuerspeienden Berge und war noch kurz vor unserer Erzählung in furchtbarer Tätigkeit. Sehr erfreut über die Zeichen von Gesittung, die sich ihnen bei jeder Legua offenbarten, die sie vorwärts kamen, warfen die Spanier endlich Anker auf der Höhe der Insel Santa Clara, die am Eingang der Bucht von Tumbez liegt.

Der Ort war unbewohnt, wurde aber von den Indianern am Bord als der bezeichnet, den das kriegerische Volk der benachbarten Insel Puna zuweilen zu seinen Opfern und seinem Gottesdienste wählte. Die Spanier fanden daselbst kleine Stückchen Gold roh in verschiedene Formen gestaltet, die wahrscheinlich zu Gaben für

die indianische Gottheit bestimmt waren. Sie waren hocherfreut, als die Eingeborenen ihnen versicherten, sie würden eine große Menge von diesem Metall in ihrer Stadt Tumbez vorfinden.
Am folgenden Morgen fuhren sie über die Bucht hinweg nach diesem Orte. Als sie näher kamen, erblickten sie eine Stadt von beträchtlicher Größe mit vielen wahrscheinlich aus Stein oder Mörtel gebauten Häusern, in der Mitte einer fruchtbaren Wiese, die von der Unfruchtbarkeit der umliegenden Gegend durch sorgfältige und fleißige Bewässerung erlöst zu sein schien. In einiger Entfernung vom Ufer sah Pizarro einige große Balsas auf sich zukommen, in denen sich, wie sich ergab, Krieger befanden, die auf einer Unternehmung gegen die Insel Puna begriffen waren. Als er zur Seite des kleinen indianischen Geschwaders vorbeifuhr, forderte er einige der Häuptlinge auf, an Bord seines Schiffes zu kommen. Die Peruaner staunten verwundert jeden Gegenstand an, den sie erblickten, besonders aber ihre Landsleute, die sie dort anzutreffen schwerlich erwartet hatten. Diese sagten ihnen, auf welche Weise sie den Fremden in die Hände geraten seien, die sie ihnen als eine Art wunderbarer Wesen beschrieben, die in keiner bösen Absicht hierher gekommen, sondern bloß um das Land und seine Bewohner kennen zu lernen. Dies wurde von dem spanischen Befehlshaber bestätigt, der die Indianer bewog, in ihre Balsas zurückzukehren und das, was sie erfahren, ihren Mitbürgern zu berichten, wobei er sie zugleich ersuchte, sein Schiff mit Lebensmitteln zu versorgen, da er mit den Eingeborenen in freundschaftlichen Verkehr zu treten wünsche.
Die Einwohner von Tumbez hatten sich längs des Ufers versammelt, und staunten mit unaussprechlicher Verwunderung die schwimmende Burg an, die nun ruhig in ihrer Bucht vor Anker lag. Sie hörten begierig die Erzählungen ihrer Landsleute an, und berichteten sogleich die Sache ihrem Curaca, oder Befehlshaber des Bezirks, der, in der Meinung, daß die Fremden Wesen höherer Art seien, sich sogleich anschickte, ihrem Verlangen zu genügen. Es währte nicht lange, da sah man mehrere Balsas dem Schiffe zusteuern, die mit Bananen, Pisang, Yucca, indianischem Korn,

süßen Kartoffeln, Ananas, Kakaobohnen und anderen Erzeugnissen des fruchtbaren Tales von Tumbez beladen waren. Auch Wild und Fische, sowie einige Lamas wurden gebracht; von diesen hatte Pizarro die Balboa gehörenden rohen Abbildungen, aber noch kein lebendiges Geschöpf gesehen. Er untersuchte dieses merkwürdige Tier, das peruanische Schaf — oder wie es die Spanier nannten, das „kleine Kamel" der Indianer — mit großer Aufmerksamkeit, wobei er die Mischung von Wolle und Haar bewunderte, die den Eingeborenen den Stoff zu ihren Zeugen lieferte.

Zufällig befand sich zu der Zeit in Tumbez ein Inkaedelmann oder Orejon — denn so wurden die Leute seines Ranges wegen der ungeheuer großen Zierrate, die sie in den Ohren trugen, von den Spaniern genannt. — Er war sehr neugierig, die wunderbaren Fremden zu sehen, und kam deshalb mit den Balsas heraus. Man konnte leicht aus der vorzüglichen Beschaffenheit seiner Kleidung, sowie aus der ihm von den andern bezeigten Hochachtung wahrnehmen, daß er ein Mann von Ansehen sei, und Pizarro empfing ihn mit besonderer Auszeichnung. Er zeigte ihm die verschiedenen Teile des Schiffes, indem er ihm den Gebrauch alles dessen erklärte, was seine Aufmerksamkeit erregte, und seine vielen Fragen, so gut er vermochte, mittelst der indianischen Dolmetscher beantwortete. Der peruanische Häuptling war besonders begierig zu erfahren, woher und weshalb Pizarro und seine Gefährten nach diesen Küsten gekommen seien. Der spanische Befehlshaber erwiderte, er sei der Untertan eines großen Fürsten, des größten und mächtigsten in der Welt, und er sei nach diesem Lande gekommen, um seines Gebieters rechtmäßige Herrschaft darüber geltend zu machen. Ferner sei er gekommen, um die Bewohner aus der Finsternis des Unglaubens zu befreien, in der sie jetzt wandelten. Sie beteten einen bösen Geist an, der ihre Seelen in ewiges Verderben stürzen werde; er aber wolle sie den wahren und einzigen Gott, Jesus Christus, kennen lehren, da an ihn zu glauben ewige Seligkeit sei.

Der indianische Fürst hörte dies mit großer Aufmerksamkeit und

augenscheinlichem Erstaunen an, antwortete aber nichts. Es ist möglich, daß weder er noch sein Dolmetscher einen irgend bestimmten Begriff von den so plötzlich offenbarten Lehren hatten; ferner daß er nicht glaubte, es gäbe auf Erden einen größern Herrscher als den Inka, wenigstens keinen, der ein größeres Recht habe, seine Länder zu regieren, und sehr wahrscheinlich ist es, daß er nicht geneigt war, zuzugeben, daß die große Himmelsleuchte, die er anbetete, dem Gott der Spanier untergeordnet sei. Aber was auch in dem ungebildeten Geiste des Wilden vorgegangen sein mag, er ließ es nicht laut werden, sondern beobachtete ein bescheidenes Schweigen, ohne zu versuchen, seinen christlichen Gegner zu bestreiten oder zu überzeugen.

Er blieb an Bord bis zur Mittagsmahlzeit, an der er mit den Spaniern teilnahm; er bezeigte seine Zufriedenheit mit den fremden Gerichten, und besonders behagte ihm der Wein, den er für weit vortrefflicher als die gegohrenen Getränke in seinem Vaterlande erklärte. Beim Abschied bat er die Spanier höflich, nach Tumbez zu kommen, und Pizarro entließ ihn mit Geschenken, worunter sich ein eisernes Beil befand, das seine Bewunderung ganz besonders erregt hatte; denn wie wir gesehen haben, war der Gebrauch des Eisens den Peruanern ebenso unbekannt wie den Mexikanern.

Am folgenden Tage sandte der spanische Befehlshaber einen von seinen eigenen Leuten, namens Alonso de Molina, in Begleitung eines aus Panama im Schiffe mitgekommenen Negers, ans Land, um dem Curaca ein Geschenk an Schweinen und Geflügel, die beide in der neuen Welt nicht heimisch waren, zu überbringen. Gegen Abend kehrte sein Bote mit einem neuen Vorrat von Früchten und Gemüsen zurück, den das freundliche Volk dem Schiffe zusandte. Molina hatte Wunderdinge zu erzählen. Beim Landen wurde er von den Eingeborenen umringt, die das größte Erstaunen über seine Kleidung, seine schöne Gesichtsfarbe und seinen langen Bart ausdrückten. Die Frauen besonders bezeigten ihm große Neugierde und Molina schien von ihren Reizen und ihrem einnehmenden Wesen ganz bezaubert zu sein. Er gab wahr-

scheinlich seine Zufriedenheit durch sein Benehmen zu erkennen, da sie in ihn drangen, bei ihnen zu bleiben; in diesem Falle versprachen sie, ihm eine schöne Frau zu verschaffen.
Über die schwarze Gesichtsfarbe seines Begleiters war ihre Verwunderung ebenso groß. Sie konnten nicht glauben, daß sie natürlich sei, und versuchten die vermeinte Farbe mit den Händen abzureiben. Als der Afrikaner dies mit gewohnter guter Laune ertrug und zugleich seine beiden Reihen weißer Zähne sehen ließ, waren sie ungemein heiter. Die Tiere überstiegen nicht minder ihre Begriffe, und als der Hahn krähte, schlug das einfache Volk die Hände zusammen und fragte, was er sage. Ihr Verstand war durch so neue Erscheinungen so verwirrt, daß es schien, als könnten sie den Menschen nicht vom Tiere unterscheiden.
Hierauf ward Molina nach der Wohnung des Curaca geleitet, die er auf das Prachtvollste eingerichtet fand, mit Türstehern an den Pforten und einer Menge goldener und silberner Geräte zu seinem Gebrauch. Alsdann zeigte man ihm mehrere Teile der indianischen Stadt, unter anderem eine aus rohem Stein erbaute Festung, die zwar niedrig war, aber einen sehr großen Flächenraum einnahm. Nahe dabei war ein Tempel, und des Spaniers Beschreibung von seiner Ausschmückung, die von Gold und Silber schimmerte, schien so übertrieben, daß Pizarro seiner ganzen Erzählung nicht traute und beschloß, am folgenden Tage einen klügern und glaubwürdigern Abgesandten hinzuschicken.
Dazu wählte er Pedro de Candia, den griechischen Ritter, dessen schon erwähnt ward als eines der ersten, der die Absicht äußerte, das Schicksal seines Befehlshabers zu teilen. Dieser ward in vollständiger Rüstung, wie es einem Ritter zukam, mit dem Schwert an der Seite und seiner Hakenbüchse auf der Schulter, ans Land geschickt. Über seine Erscheinung waren die Indianer noch mehr verwundert, als über die Molinas, da die Sonne auf seine glänzende Rüstung schien und von seinen Kriegswaffen zurückstrahlte. Sie hatten durch ihre Mitbürger, die mit dem Schiffe gekommen waren, viel von der furchtbaren Hakenbüchse gehört, und baten Candia, „sie zu ihnen sprechen zu lassen". Er stellte daher ein

hölzernes Brett als Scheibe auf, zielte wohlbedächtig und feuerte die Büchse ab. Das Aufblitzen des Pulvers und der plötzliche Knall des Geschützes, als das von der Kugel getroffene Brett in Splitter zertrümmert ward, erfüllte die Eingeborenen mit Schreck. Einige fielen auf die Erde, das Gesicht mit den Händen bedeckt, und andere nahten sich dem Ritter mit einem Gefühl von Furcht, das aber durch die Beruhigung,die ihnen der lächelnde Ausdruck seines Gesichts einflößte, allmählich verscheucht wurde.

Hierauf bezeigten sie ihm dieselbe gastfreundliche Aufmerksamkeit, wie früher Molina, und seine Beschreibung von den Wundern der Stadt bei seiner Zurückkunft gab der seines Vorgängers wenig nach. Die von einer dreifachen Reihe von Wällen umringte Festung hatte eine starke Besatzung. Den Tempel beschrieb er als buchstäblich mit goldenen und silbernen Platten ausgelegt. An diesen Bau schloß sich eine Art von Kloster an, das für die für den Inka bestimmten Bräute eingerichtet war, die große Neugier bezeigten, ihn zu sehen. Ob er diese Neugier befriedigte, ist nicht klar; aber Candia beschrieb die Gärten des Klosters, in die er eingetreten war, als mit Nachbildungen von Früchten und Pflanzen aus gediegenem Gold und Silber prangend. Er sah eine Anzahl Handwerker arbeiten, deren einzige Beschäftigung die Verfertigung dieses glänzenden Schmuckes für die religiösen Gebäude gewesen zu sein scheint.

Die Berichte des Ritters mögen wohl etwas zu sehr ausgeschmückt gewesen sein. Es war natürlich, daß auf Leute, die aus der schrecklichen Wildnis kamen, in der sie die letzten sechs Wochen über begraben waren, die Zeichen der Bildung, die sich ihnen auf der peruanischen Küste darboten, einen lebhaften Eindruck machen mußten. Aber Tumbez war eine Lieblingsstadt der peruanischen Herrscher. Sie war der wichtigste Ort an der nördlichen Grenze des Reichs und lag nahe an dem neuerworbenen Quito. Der große Tupac Yupanqui hatte daselbst eine starke Festung erbaut und sie durch eine Ansiedlung von Mitimaes bevölkert. Der Tempel und das Haus, das die Sonnenjungfrauen bewohnten, war von Huayna Capac errichtet und von ihm, nach der prunkenden Weise

der religiösen Stiftungen von Peru, reich ausgestattet worden. Die Stadt war durch viele Wasserleitungen mit Wasser wohlversorgt, und das fruchtbare Tal, in dessen Mitte sie lag, sowie das Meer, das ihre Ufer bespülte, lieferte hinreichende Mittel zum Unterhalt einer beträchtlichen Bevölkerung. Nach der Eroberung säumte die Habgier der Spanier nicht, den Ort seiner Herrlichkeiten zu berauben, und der Platz, wo seine stolzen Türme und Tempel standen, war nach Verlauf von weniger als fünfzig Jahren nach diesem Ereignis, nur noch an ungeheuern Trümmermassen zu erkennen, die den Boden bedeckten.

Die Spanier, sagt ein alter Schriftsteller, waren fast toll vor Freude, als sie diese glänzenden Nachrichten über die peruanische Stadt empfingen. Jetzt sollten alle ihre kühnen Träume in Erfüllung gehen, und sie waren endlich zu dem Reich gelangt, dessen Glanz ihrem Geist so lange vorgeschwebt hatte. Pizarro drückte seine Dankbarkeit gegen die Vorsehung aus, daß sie seine Mühen mit einem so glorreichen Erfolg belohnt hatte; aber er beklagte dabei bitterlich das harte Schicksal, das ihm seine Gefährten entrissen hatte und ihm in einem solchen Augenblick die Mittel versagte, aus seinem Erfolge Nutzen zu ziehen. Doch er hatte keinen Grund zu klagen, und der fromme Katholik sah gerade in diesem Umstande eine Einwirkung der Vorsehung, die den Versuch zu einer Eroberung verhütete, so lange solche Versuche unzeitig gewesen wären. Peru war noch nicht durch Zwistigkeiten zwischen den Thronbewerbern entzweit; und einig und stark unter dem Szepter eines kriegerischen Herrschers, würde es allen Streitkräften, die Pizarro aufzustellen vermochte, Trotz geboten haben. „Es war augenscheinlich das Werk des Himmels", ruft ein frommer Sohn der Kirche aus, „daß die Eingeborenen des Landes ihn so freundlich und liebevoll aufnahmen, was die Eroberung des Landes zu erleichtern am besten geeignet war; denn es war die Hand des Herrn, die ihn und seine Gefährten zur Ausbreitung des heiligen Glaubens und zur Erlösung von Seelen in diese ferne Gegend leitete."

Als Pizarro alle zu seinem Zwecke nötigen Erkundigungen ein-

gezogen, und von den Eingeborenen in Tumbez, unter dem Versprechen einer baldigen Rückkehr, Abschied genommen hatte, lichtete er die Anker und lenkte sein Schiff wieder gegen Süden. Indem er sich so nahe als möglich an der Küste hielt, damit kein irgend wichtiger Ort seiner Beobachtung entginge, kam er bei dem Kap Blanco vorbei, und lief nach einer Fahrt von ungefähr anderthalb Graden in den Hafen von Paita ein. Die Bewohner, die von seinem Herannahen Nachricht erhalten hatten, kamen in ihren Balsas heraus, um die wunderbaren Fremden zu sehen, und brachten mit der nämlichen gastfreundlichen Gesinnung, die ihre Landsleute in Tumbez bewiesen hatten, Früchte, Fische und Gemüse mit.

Nach einem kurzen Aufenthalte und nachdem er Geschenke von geringem Wert an die Eingeborenen verteilt hatte, setzte Pizarro seinen Zug fort, und als er an den sandigen, nahe an hundert englische Meilen einnehmenden Ebenen von Sechura vorbeigesegelt war, umschiffte er die Spitze von Aguja, und fuhr die nach Osten hin zurückweichende Küste hinab, wobei er stets durch leichte und wechselnde Winde vorwärts getrieben wurde.

Nun wurde das Wetter aber schlecht, und die Reisenden hatten mehrere heftige Stürme zu bestehen, die sie etwas weiter in die See hinaustrieben und mehrere Tage lang umherschleuderten. Aber sie verloren die mächtige Andeskette nicht aus den Augen, die, bei ihrem weitern Vordringen nach Süden, fortwährend etwa in der nämlichen Entfernung vom Ufer gesehen ward, Gipfel an Gipfel getürmt, mit ihren ungeheuern Eiswellen, gleich einem großen, mitten in seiner stürmischen Bewegung erstarrten Meere. Dieses Uferzeichen stets im Auge, bedurfte der Seefahrer wenig der Sterne oder des Kompasses, um sein Schiff auf seiner Fahrt zu leiten.

Sobald der Sturm sich gelegt hatte, wendete sich Pizarro wieder nach dem Festlande, indem er im Vorüberfahren an den bedeutendsten Landspitzen anlegte. Überall empfingen ihn die Eingeborenen mit der nämlichen edeln Gastfreundlichkeit, indem sie in ihren Balsas ihn zu begrüßen herauskamen, mit kleinen Vorräten

von Früchten und Gemüsen aller Art, wie sie in der „tierra caliente" so üppig wachsen. Alle waren begierig, die Fremden zu sehen, „die Kinder der Sonne", wie die Spanier wegen ihrer schönen Gesichtsfarbe, ihrer glänzenden Rüstung und der Donnerkeile, die sie in den Händen hatten, schon genannt wurden. Auch waren ihnen die vorteilhaftesten Berichte über die Höflichkeit und Freundlichkeit ihres Betragens vorausgegangen, was ihnen die Herzen der einfachen Eingeborenen gewann und wodurch diese zu Vertrauen und Wohlwollen gestimmt wurden. Der hartherzige Soldat hatte noch nicht die dunklere Seite seines Charakters enthüllt. Er fühlte sich noch zu schwach dazu. Die Stunde der Eroberung hatte noch nicht geschlagen.

An jedem Orte erhielt Pizarro die nämlichen Nachrichten von einem mächtigen Herrscher, der das Land regiere und seinen Hof auf der Hochebene im Innern halte, wo seine Hauptstadt als von Gold und Silber strotzend und die ganze Verschwendung eines morgenländischen Satrapen kundgebend, geschildert wurde. Die Spanier scheinen, ausgenommen in Tumbez, bei den Eingeborenen auf der Küste nur wenig edle Metalle angetroffen zu haben. Mehr als ein Schriftsteller behauptet, daß sie nicht darnach begehrt oder wenigstens, auf Pizarros Befehl, sich gestellt hätten, nicht darnach zu begehren. Er wollte nicht, daß sie ihre Lust nach Gold verrieten, und hat wirklich Geschenke abgelehnt, wenn sie ihm angeboten wurden. Wahrscheinlicher ist es, daß sie wenig äußern Reichtum wahrgenommen haben, ausgenommen in den Ausschmückungen der Tempel und anderer heiligen Gebäude, die sie nicht wagen durften zu beschädigen. Die zum Gebrauch des Gottesdienstes und für Personen von hohem Range vorbehaltenen edeln Metalle waren, begreiflicherweise, in den entlegenen Städten und Dörfern auf der Küste nicht in Überfluß vorhanden.

Doch boten sich den Spaniern hinreichende Beweise von einer allgemeinen Bildung und Macht dar, um sie zu überzeugen, daß die Berichte der Eingeborenen Grund hatten. Häufig sahen sie Gebäude aus Stein und Mörtel, die zuweilen von baukünstlerischer Geschicklichkeit, wenn auch nicht von geschmackvoller Zeichnung

Zeugnis gaben. Überall, wo sie vor Anker gingen, sahen sie grüne Striche angebauten Landes, die der Unfruchtbarkeit des Bodens abgewonnen waren und auf denen sich der mannigfaltigste Pflanzenwuchs der Wendekreise zeigte, während ein sinnreich angelegtes Netz von Wasserleitungen und Kanälen sich über das Land verbreitete und die Wüste zu einem Garten umschuf. An mehreren Stellen, wo sie landeten, trafen sie die große Landstraße der Inkas, die über die Seeküste fortlief, oft zwar im flüchtigen Sande verloren, wo kein Weg sich halten konnte, aber sich sofort wieder zu einer breiten und festen Kunststraße erhebend, sobald sich ein festerer Boden fand. Eine solche Vorkehrung für die innere Verbindung war an sich selbst schon kein geringer Beweis von Kraft und Bildung.

Immer weiter nach Süden fortsegelnd, kam Pizarro an dem Platz der künftigen blühenden Stadt Truxillo vorbei, die einige Jahre später von ihm gegründet ward, und eilte vorwärts, bis er in den Hafen von Santa einlief. Er lag an den Ufern eines schönen und breiten Stromes; aber die umliegende Gegend war so außerordentlich dürr, daß die Peruaner sie häufig zu einem Begräbnisplatze wählten, da sich der Boden höchst vorteilhaft für die Erhaltung ihrer Mumien zeigte. Es gab der indianischen Guacas daselbst so viele, daß man den Ort eher einen Wohnsitz der Toten als der Lebenden nennen konnte.

Als er diesen ungefähr neun Grad südlicher Breite gelegenen Ort erreicht hatte, ersuchten Pizarro seine Gefährten, die Reise nicht weiter fortzusetzen. Genug, und mehr als genug sei geschehen, sagten sie, um sich von dem wirklichen Dasein und der Lage des großen indianischen Reiches, daß sie so lange zu erforschen gesucht hatten, zu überzeugen. Bei ihrer unbedeutenden Streitmacht wären sie aber nicht imstande, Nutzen aus der Entdeckung zu ziehen. Alles, was ihnen daher übrig bleibe, sei, zurückzukehren und dem Statthalter von Panama Bericht über den Erfolg ihres Unternehmens abzustatten. Pizarro erkannte die Vernünftigkeit dieser Forderung an. Er war nun in diesen südlichen Gewässern neun Grad weiter vorgedrungen als irgend ein

früherer Seefahrer, und statt der Widerwärtigkeiten, die bis dahin seinem guten Glück im Wege gestanden, konnte er jetzt jubelnd zu seinen Landsleuten zurückkehren. Er zögerte daher nicht, Anstalt zur Rückkehr zu treffen, und wendete sich nun wieder gegen Norden.

Auf seinem Wege legte er an verschiedenen Orten an, wo er früher gelandet hatte. An einem, von den Spaniern Santa Cruz genannt, war er von einer vornehmen indianischen Frau eingeladen worden, ans Land zu kommen, und hatte versprochen, sie bei seiner Zurückkunft zu besuchen. Kaum hatte sein Schiff vor dem Dorfe, wo sie wohnte, Anker geworfen, als sie, begleitet von einem zahlreichen Gefolge, an Bord kam. Pizarro empfing sie mit allen Zeichen der Ehrfurcht, und beschenkte sie bei ihrem Fortgehen mit einigen Spielereien, die in den Augen einer indianischen Prinzessin einen wirklichen Wert hatten. Sie drang in den spanischen Befehlshaber und seine Gefährten, den Besuch zu erwiedern, und verpflichtete sich, zur Sicherheit für ihre gute Behandlung eine Anzahl Geiseln an Bord zu senden. Pizarro versicherte ihr, daß das offene Vertrauen, das sie ihnen gezeigt habe, dies unnötig mache. Aber kaum hatte er sich am folgenden Tage in seinem Boote aufgemacht, um ans Land zu gehen, als mehrere vornehme Personen des Ortes ans Schiff kamen, um während der Abwesenheit der Spanier als Geiseln zu dienen — ein besonderer Beweis von Rücksicht, die sie auf die sichtbaren Besorgnisse ihrer Gäste nahm.

Pizarro fand, daß Anstalten zu seinem Empfange auf eine einfach gastfreundliche Weise getroffen waren, die einen gewissen Grad von Geschmack verrieten. Es waren Lauben aus üppigen, weit ausgebreiteten Zweigen, mit duftenden Blumen und Stauden durchflochten, gebildet, die einen köstlichen Wohlgeruch in der Luft verbreiteten. Ein Gastmahl war veranstaltet, mit einem Überfluß von Speisen nach peruanischer Kochkunst, und von Früchten, verführerisch durch Farbe und Geschmack, deren Name und Eigenschaften jedoch den Spaniern unbekannt waren. Als das Mahl beendet war, wurden die Gäste mit Musik und Tanz

durch eine Bande junger Männer und Mädchen in einfacher Kleidung unterhalten, die bei dieser volkstümlichen Lieblingsunterhaltung die ganze Gewandtheit und Anmut entwickelten, zu der die Geschmeidigkeit ihrer Glieder die peruanischen Indianer so sehr geschickt macht. Vor seinem Abschiede setzte Pizarro seiner gütigen Wirtin die Beweggründe zu seinem Besuche des Landes auf dieselbe Weise auseinander, wie er dies schon bei anderen Gelegenheiten getan hatte, und schloß mit Entfaltung des königlichen Banners von Castilien, das er mit ans Land gebracht hatte, indem er sie und ihr Gefolge ersuchte, es als Zeichen der Unterwerfung unter seinen Landesherrn aufzurichten. Dies taten sie mit großer Bereitwilligkeit unter fortwährendem Lachen, wodurch sie, sagt der Zeitgeschichtschreiber, zu erkennen gaben, daß sie einen sehr unvollkommenen Begriff von dem Ernste dieser Feierlichkeit hatten. Pizarro war mit diesem äußerlichen Zeichen von Untertanentreue zufrieden, und kehrte ganz vergnügt über das ihm bereitete Fest nach seinem Schiffe zurück, wobei er wahrscheinlich schon über die beste Art nachdachte, es später durch Unterjochung und Bekehrung des Landes zu erwiedern.

Der spanische Befehlshaber unterließ nicht, auf seiner Rückreise auch bei Tumbez anzulegen. Hier äußerten einige seiner Gefährten, eingenommen von dem lieblichen Anblick der Stadt und dem Benehmen des Volkes, den Wusch zu bleiben, indem sie ohne Zweifel sich überlegt hatten, daß es besser sein würde, hier zu leben, wo sie Leute von Ansehen wären, als zu ihrer untergeordneten Stellung in der Gemeinde von Panama zurückzukehren. Einer von diesen war Alonso de Molina, derselbe, der zuerst in dieser Stadt ans Land gegangen, und von dem Reiz der indianischen Schönheiten bezaubert war. Pizarro willigte in ihre Wünsche, da er es für sehr bequem erkannte, bei seiner Rückkehr einige seiner Gefährten zu finden, die dann mit der Sprache und den Gebräuchen der Eingeborenen würden bekannt geworden sein. Es wurde ihm auch gestattet, zwei oder drei Peruaner in ähnlicher Absicht in seinem Schiffe mit zurückzunehmen, um sie in der castilianischen Sprache zu unterrichten. Einer von diesen, ein von

den Spaniern Felipillo genannter junger Mensch, spielt eine einigermaßen wichtige Rolle in der Geschichte der späteren Ereignisse. Als sie Tumbez verlassen hatten, steuerten die Abenteurer unmittelbar auf Panama zu, und legten unterwegs nur an der übelberüchtigten Insel Gorgona an, um ihre beiden Gefährten mit an Bord zn nehmen, die daselbst, als zu krank zum Mitgehen, zurückgelassen worden waren. Einer war unterdessen gestorben, und nachdem sie den Andern aufgenommen, setzte Pizarro mit seiner kleinen tapferen Schar seine Reise fort. Nach einer Abwesenheit von mindestens achtzehn Monaten gingen sie wieder einmal in dem Hafen von Panama glücklich vor Anker.

Das Aufsehen, das ihre Ankunft erregte, war, wie zu erwarten stand, groß. Denn es gab Wenige, selbst unter den Hoffnungsreichsten ihrer Freunde, die nicht glaubten, daß sie schon lange für ihre Künhnheit gebüßt hätten, und dem Klima oder den Eingeborenen zum Opfer gefallen oder im Meere elend umgekommen seien. Daher war ihre Freude um so größer, als sie die Reisenden jetzt nicht nur glücklich und gesund, sondern auch mit sicheren Nachrichten über die schönen Länder zurückkehren sahen, die sich ihnen so lange entzogen hatten. Es war auch ein Augenblick stolzer Genugtuung für die drei Genossen, die dem Tadel, der Verspottung und jedem Hindernis zum Trotz, das ihnen das Mißtrauen von Freunden oder die Gleichgültigkeit der Regierung in den Weg gelegt, so lange bei ihren großen Unternehmen beharrt hatten, bis sie Das als Wahrheit festgestellt hatten, was so allgemein für ein Hirngespinst erklärt worden war. Es ist das Los jener kühnen Geister, die einen für die Begriffe ihres Zeitalters zu großen Gedanken fassen, für träumerische Schwärmer zu gelten. Dies war auch das Schicksal Luques und seiner Genossen gewesen. Das Dasein eines mächtigen indianischen Reiches im Süden, woran der Glaube bei ihnen, durch alle Gründe, die dafür sprachen, zur Gewißheit der Überzeugung geworden war, war von ihren übrigen Landsleuten als ein Traumgeblide verlacht worden, das bei näherer Berührung in Luft zerinnen würde; und die Urheber, die ihr Vermögen bei dem Abenteuer einsetzten,

waren für Verrückte erklärt worden. Aber die Stunde ihres Sieges, ihres langsam und schwer errungenen Sieges, hatte jetzt geschlagen.

Doch der Statthalter Pedro de los Rios schien selbst jetzt noch nicht von der Größe der Entdeckung überzeugt zu sein — oder vielleicht war es gerade ihre Größe, die ihn entmutigte. Als die Genossen ihn nun mit größerem Vertrauen um seine Gönnerschaft bei einem Unternehmen ersuchten, das für ihre eigenen Hilfsquellen zu umfassend sei, erwiderte er ruhig: „Er wünsche nicht andere Staaten auf Unkosten seines eigenen aufzubauen; auch werde er sich nicht verleiten lassen, noch mehr Leben aufs Spiel zu setzen, als schon für elende goldene und silberne Spielereien und ein Paar indianische Schafe seien geopfert worden."

Entmutigt durch die Abweisung von der Seite her, von der einzig wirksame Hilfe zu erwarten war, ohne Geld und mit einem durch ihre bisherigen Anstrengungen fast erschöpften Kredit, gerieten die Verbündeten in die äußerste Verlegenheit. Aber jetzt still stehen — was würde es anderes geheißen haben, als die reiche Goldgrube, die ihr Fleiß und ihre Beharrlichkeit entdeckt hatte, anderen zur beliebigen Ausbeutung zu überlassen? In dieser Not verfiel Luques fruchtbarer Geist auf das einzige Mittel, von dem sie sich Erfolg versprechen durften. Dies war, sich an die Krone selbst zu wenden. Für Niemanden war der Erfolg der Unternehmung so wichtig. Denn, in der Tat, für die Regierung sollten die Entdeckungen gemacht, sollte das Land erobert werden. Die Regierung allein war imstande, für die nötigen Mittel zu sorgen, und sie mußte die Sache aus einem höheren und freieren Gesichtspunkte betrachten, als ein unbedeutender Pflanzstaatsbeamter.

Aber wer war dazu geeignet, diesen schwierigen Auftrag zu übernehmen? Luque war durch seine Berufspflichten an Panama gefesselt, und seine Genossen, ununterrichtete Soldaten, waren weit passender für ein Feld- als für ein Hoflager. Almagro, unbeholfen, etwas schwülstig in seiner Rede, von kleiner Gestalt und mit einem von Natur unbedeutenden, jetzt aber durch den Verlust eines Auges entstellten Gesicht, war zu dem Auftrage nicht so gut ge-

eignet wie sein Waffengefährte, der mit einem guten Äußeren eine Achtung gebietende Haltung verband, der verständig genug war, und, bei allen seinen Erziehungsmängeln, da wo er lebhaft angeregt wurde, sogar beredt sein konnte. Der Geistliche schlug indes vor, die Unterhandlung dem Licentiaten Corral zu übertragen, einem achtungswerten Beamten, der gerade weger einer öffentlichen Angelegenheit im Begriff stand, nach dem Mutterlande zurückzukehren. Dagegen erklärte sich aber Amalgro entschieden. Niemand könnte, sagte er, die Sache so gut führen, als wer selbst dabei beteiligt sei. Er hatte eine hohe Meinung von Pizarros Vorsicht, seiner Beurteilungskraft und seiner ruhigen, überlegten Weltklugheit. Er kannte seinen Gefährten hinreichend, um das Vertrauen zu ihm zu haben, daß seine Geistesgegenwart, selbst unter diesen neuen und daher beängstigenden Umständen, in die er am Hofe geraten müsse, ihn nicht verlassen würde. Niemand könne so wie er ihre Abenteuer mit solcher Wirkung vortragen, wie der Mann, der die Hauptrolle dabei gespielt habe; niemand die beispiellosen Leiden, die sie erduldet, und die Opfer, die sie gebracht, so gut schildern; niemand so eindringlich berichten, was geschehen sei, was noch zu tun bleibe, und welche Hilfe nötig sein würde, um es auszuführen. Er schloß, in der ihm eigentümlichen Freimütigkeit, mit der dringenden Aufforderung an seinen Genossen, den Auftrag zu übernehmen.

Pizarre fühlte die Stärke von Almagros Gründen, und willigte, wenn auch mit unverstelltem Widerstreben, in eine Maßregel, die weniger nach seinem Geschmack war, als eine Unternehmung in die Wildnis. Aber Luque fand sich schwerer in diese Anordnung. Gott gebe, Kinder, rief der Geistliche aus, daß nicht einer von Euch den Andern um seinen Segen bringe! Pizarro verpflichtete sich, den Vorteil seiner Genossen wie seinen eigenen zu beherzigen. Aber daß Luque dem Pizarro nicht vertraute, ist klar.

Noch zeigte sich einige Schwierigkeit darin, die nötigen Gelder anzuschaffen, um den Abgesandten mit äußerem Anstande am Hofe erscheinen zu lassen; so sehr war der Kredit der Verbündeten gesunken, und so wenig Vertrauen hatte man noch in den

Erfolg ihrer glänzenden Entdeckungen gesetzt. Endlich wurden fünfzehnhundert Dukaten zusammengebracht, und im Frühling 1528 nahm Pizarro, in Begleitung Pedros de Candia, Abschied von Panama. Er nahm auch einige von den Eingeborenen, sowie zwei oder drei Lamas, mehrere schön gearbeitete Zeuge, viele goldene und silberne Schmucksachen und Gefäße mit, als Beweise von der Bildung des Landes und als Bürgen für seine wunderbare Geschichte.

ZWEITES BUCH

ERSTES HAUPTSTÜCK

Pizarros Aufnahme am Hofe / Sein Vertrag mit der Krone / Er besucht seinen Geburtsort / Kehrt nach der neuen Welt zurück / Schwierigkeiten mit Almagro / Seine dritte Unternehmung / Abenteuer an der Küste / Schlachten auf der Insel Puna

1528—1531

Nach Überschreitung der Landenge, schifften sich Pizarro und sein Offizier in Nombre de Dios nach dem Mutterlande ein; sie erreichten Sevilla zu Anfang des Sommers 1528. In dem Hafen befand sich zufällig zu der Zeit ein in der Geschichte der spanischen Abenteuer wohlbekannter Mann, der Baccalaureus Enciso. Er hatte an der Ansiedelung von Tierra Firme tätigen Anteil genommen, und Geldansprüche an die früheren Ansiedler in Darien, von denen Pizarro einer war. So wie dieser ans Land gestiegen war, wurde er auf Encisos Antrag verhaftet und ins Schuldgefängnis gebracht. Pizarro, der aus seinem Geburtslande als ein verlassener und heimatloser Abenteurer entflohen war, wurde nun nach einer Abwesenheit von mehr als zwanzig Jahren, deren größten Teil er in beispiellosen Anstrengungen und Leiden zugebracht, bei seiner Zurückkunft der Bewohner eines Gefängnisses. Dies war der Anfang der glücklichen Schicksale, die, wie er hoffte, ihn in der Heimat erwarteten. Das Ereignis erregte allgemeine Entrüstung, und kaum hatte der Hof seine Ankunft im Lande und den großen Zweck seiner Sendung erfahren, als Befehl zu seiner Befreiung, mit der Erlaubnis, sofort seine Reise fortzusetzen, abgeschickt ward.

Pizarro fand den Kaiser in Toledo, das er bald wieder verlassen wollte, um sich nach Italien einzuschiffen. Spanien war nicht der Lieblingsaufenthalt Karls V. in der früheren Zeit seiner Regierung. Er befand sich jetzt in jenem Zeitpunkt, wo er die ganze Fülle seines Sieges über seinen Nebenbuhler in Frankreich genoß, den er geschlagen und in der großen Schlacht von Pavia zum Gefangenen gemacht hatte; der Sieger schickte sich jetzt an, nach Italien zu gehen, um da die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes

in Empfang zu nehmen. Übermütig durch seine Erfolge und seine Erhebung auf den deutschen Thron, kümmerte sich Karl wenig um sein Erbkönigreich, da seinem Ehrgeiz eine so glänzende Laufbahn auf dem großen Felde der europäischen Politik eröffnet war. Seine überseeischen Besitzungen hatten ihm bis dahin zu unbedeutenden Ertrag geliefert, als daß er ihnen die Aufmerksamkeit hätte schenken sollen, die sie verdienten. Aber da man ihn auf die vor kurzem erfolgte Erwerbung Mexikos und die glänzenden Aussichten in Betreff des südlichen Festlandes dringend aufmerksam machte, fühlte er ihre Wichtigkeit, als geeignet, ihm die Mittel zur Fortsetzung seiner ehrgeizigen und höchst kostspieligen Unternehmungen zu verschaffen.

Pizarro, der nun gekommen war, den Kaiser durch sichtbare Beweise von der Begründung der goldenen Gerüchte zu überzeugen, die von Zeit zu Zeit nach Castilien gedrungen waren, wurde daher gnädig empfangen. Karl untersuchte die verschiedenen Gegenstände, die sein Offizier ihm vorlegte, mit großer Aufmerksamkeit. Eine besondere Teilnahme schenkte er dem Lama, das als das einzige in der neuen Welt bekannte Lasttier so merkwürdig war; die feinen wollenen Stoffe, die aus seiner zottigen Bedeckung gemacht waren, gaben ihm in den Augen des scharfsichtigen Herrschers einen noch viel höheren Wert als den, den es als ein für häusliche Arbeit bestimmtes Tier hatte. Aber die Proben von Gold- und Silberarbeit und die wunderbaren Geschichten, die Pizarro von der Menge der edeln Metalle zu erzählen hatte, müssen selbst die stärkste Gier königlicher Habsucht befriedigt haben.

Weit entfernt, durch die Neuheit seiner Stellung in Verlegenheit gesetzt zu sein, behauptete Pizarro seine Selbstbeherrschung und zeigte in seinem Benehmen den Anstand und selbst die Würde, die dem Castilianer eigen sind. Er sprach in einem einfachen und achtungsvollen Tone, aber mit Ernst und der natürlichen Beredsamkeit eines Mannes, der bei den Auftritten, die er beschrieb, zugegen war, und der wußte, daß der Eindruck, den er mache, über sein künftiges Schicksal zu entscheiden habe. Alles hörte begierig seine Erzählungen an, von seinen seltsamen Abenteuern

zu Lande und zu Wasser, seinen Wanderungen durch die Wälder und durch die schrecklichen pestartigen Sümpfe an der Meeresküste, ohne Nahrung, ja ohne Kleidung, mit Füßen, die bei jedem Schritte verwundet wurden und bluteten, mit seinen wenigen Gefährten, deren durch Krankheit und Tod immer weniger wurden, und wie er dennoch mit unbesiegbarem Mute vorwärts gedrungen, um das castilianische Reich und den Namen und die Macht seines Herrschers zu vergrößern; aber als er seinen einsamen Zustand auf der öden Insel schilderte, wie er aufgegeben war von der heimischen Regierung, von allen verlassen, bis auf eine handvoll treuer Anhänger: da wurde sein kaiserlicher Zuhörer, der sonst nicht leicht zu rühren war, bis zu Tränen bewegt. Bei seiner Abreise von Toledo empfahl Karl die Angelegenheit Pizarros auf günstigste Weise dem Rate von Indien zur Beachtung.

Zu der nämlichen Zeit befand sich ein anderer Mann am Hofe, der mit einer ähnlichen Botschaft aus der neuen Welt gekommen war, dessen glänzende Taten ihm aber schon einen Namen gemacht hatten, der den entstehenden Ruf Pizarros etwas in Schatten stellte. Dieser Mann war Hernando Cortez, der Eroberer Mexikos. Er war in die Heimat gekommen, um seinem Landesherrn ein Reich zu Füßen zu legen und dagegen Abhilfe des ihm widerfahrenen Unrechts und Belohnung für seine großen Dienste zu verlangen. Er war am Ende seiner Laufbahn, wie Pizarro am Anfang der seinigen; die Eroberer des Nordens und des Südens; die beiden Männer von der Vorsehung erwählt, die mächtigsten indianischen Herrscherfamilien zu stürzen, und die Pforten zu öffnen, durch welche die Schätze der neuen Welt in die Geldkasten Spaniens einströmen sollten.

Trotz des Kaisers Empfehlung rückte Pizarros Geschäft mit der Langsamkeit vorwärts, wie sie am castilianischen Hofe gewöhnlich war. Er sah seine beschränkten Mittel allmählig durch die mit seiner gegenwärtigen Lage verbundenen Ausgaben sich erschöpfen, und stellte vor, daß, wenn nicht bald Maßregeln in Bezug auf sein Anliegen getroffen würden, er selbst, wie vorteilhaft sie auch zuletzt sein möchten, nicht imstande sein würde, Nutzen daraus zu

ziehen. Deshalb brachte die Königin, der die Geschäfte von ihrem Gemahl bei seiner Abreise waren übertragen worden, die Sache zu Ende, und am 26. Juli 1529 fertigte sie den merkwürdigen Vertrag aus, der Pizarros Befugnisse und Rechte feststellte.
Die Urkunde sicherte ihm das Recht der Entdeckung und Eroberung in der Landschaft Peru, oder Neu-Castilien — wie das Land damals auf gleiche Weise genannt wurde, wie Mexiko den Namen Neu-Spanien erhielt — in der Ausdehnung von zweihundert Leguas südlich von Santiago. Er sollte Rang und Titel eines Statthalters und Oberbefehlshabers der Landschaft, sowie eines Adelantado und Ober-Alguacils auf Lebenszeit erhalten und ein Gehalt von 725.000 Maravedis beziehen, mit der Verpflichtung, gewisse Beamte und ein kriegerisches Gefolge zu unterhalten, wie das der Würde seines Standes angemessen sei. Er sollte das Recht haben, bestimmte Festungen zu errichten, über die er unbeschränkten Befehl zu führen habe; Encomiendas von Indianern, unter der vom Gesetz vorgeschriebenen Beschränkung, zu verteilen, und sollte endlich fast alle Vorrechte genießen, die mit der Stellung eines Vizekönigs verbunden sind.
Sein Genosse Almagro wurde zum Befehlshaber der Festung von Tumbez, mit einer jährlichen Einnahme von 300.000 Maravedis und ferner dem Range und den Rechten eines Hidalgo ernannt. Der ehrwürdige Pater Luque erhielt den Lohn für seine Dienste in dem Bistum von Tumbez und wurde auch zum Beschützer der peruanischen Indianer erklärt. Er sollte ein jährliches Einkommen von tausend Dukaten genießen, das gleich den anderen in der Urkunde erwähnten Gehalten und Schenkungen aus den Einkünften des eroberten Gebiets bezogen werden sollte.
Auch die untergeordneten Teilhaber der Unternehmung waren nicht vergessen. Ruiz erhielt den Titel Großlootse des Südmeeres mit einer reichlichen Vergütung; Candia wurde an die Spitze des Geschützwesens gestellt und die übrigen elf Gefährten auf der wüsten Insel wurden zu Hildalgos und Cavalleros ernannt und ihnen gewisse obrigkeitliche Würden — in Aussicht gestellt.
Auch wurden Anordnungen freigebiger Art getroffen, um zu Ein-

wanderungen in das Land zu ermutigen. Die Ansiedler sollten von einigen der drückendsten gewöhnlichen Abgaben, wie die Alcabada, befreit oder ihnen nur unter einer milden Form unterworfen werden. Die Abgabe von edeln Metallen aus Bergwerken sollte fürs erste auf ein Zehntel herabgesetzt werden, statt des Fünfteils, das die nämlichen Metalle zu tragen hatten, wenn man sie durch Tausch oder Gewalt erlangte.

Es wurde Pizarro besonders empfohlen, die bestehenden Anordnungen zur zweckmäßigen Regierung und zum Schutz der Eingeborenen zu befolgen; auch verlangte man, daß er eine bestimmte Anzahl Geistliche mitnehme, mit denen er sich bei der Eroberung des Landes berate und deren Bemühungen dem Dienste und der Bekehrung der Indianer gewidmet sein sollten; wogegen Rechtsgelehrten und Sachwaltern, deren Anwesenheit als eine üble Vorbedeutung für die Einigkeit der neuen Ansiedelungen betrachtet wurde, streng verboten war, diese zu betreten.

Pizarro seinerseits war verpflichtet, sechs Monate nach der Ausstellung der Urkunde eine zum Dienst wohl ausgerüstete Streitmacht von zweihundertundfünfzig Mann aufzubringen, von denen hundert aus den Pflanzstaaten entnommen werden könnten, und die Regierung verpflichtete sich, ihm in der Anschaffung von Geschütz- und Kriegsvorräten eine unbedeutende Unterstützung zu gewähren. Endlich solle er sechs Monate nach seiner Rückkehr nach Panama bereit sein, diesen Hafen zu verlassen und sich zu seiner Unternehmung einzuschiffen.

Dies sind einige der Hauptpunkte dieses Vertrages, durch den die castilianische Regierung mit der klugen Politik, die sie gewöhnlich bei ähnlichen Angelegenheiten anwendete, die ehrgeizigen Hoffnungen des Abenteurers mit hochklingenden Titeln und freigebigen Versprechen von seinem Erfolge entsprechenden Belohnungen reizte, aber sich wohl hütete, selbst etwas für den Ausgang des Unternehmens aufs Spiel zu setzen. Sie wollte die Früchte seiner Arbeit ernten, aber nicht die Kosten dafür zahlen.

Ein Umstand, der bei diesen Anordnungen der Aufmerksamkeit nicht entgehen konnte, war die Art, auf welche die hohen und

einträglichen Ämter auf Pizarro, mit Ausschluß Almagros, gehäuft wurden, der, wenn er auch nicht einen so sichtbaren Anteil an den Mühen und Gefahren genommen, doch wenigstens mit ihm die anfänglichen Beschwerden des Unternehmens geteilt und durch seine Arbeiten in anderer Beziehung ebenso wesentlich zum Erfolge beigetragen hatte. Almagro hatte seinem Genossen den Ehrenposten willig überlassen; aber bei Pizarros Abreise nach Spanien war es ausgemacht worden, daß, während er den Posten eines Statthalters und Oberbefehlshabers für sich selbst nachsuche, er den eines Adelantado seinem Genossen verschaffen solle. Auf gleiche Weise hatte er sich anheischig gemacht, sich um den Bischofstuhl von Tumbez für den Vikar von Panama und um das Amt eines Ober-Alguacils für den Lootsen Ruiz zu bemühen. Die bischöfliche Würde wurde nach Verabredung erteilt, denn der Krieger konnte doch schwerlich auf die Mitra des Geistlichen Anspruch machen; aber die anderen Posten, statt sie verhältnismäßig zu verteilen, vereinigte er alle in sich selbst. Und doch hatte, gerade in Bezug auf seine Verwendung zugunsten seiner Freunde, Pizarro bei seiner Abreise versprochen, mit ihnen Allen offen und ehrlich zu verfahren.

Der soldatische Geschichtschreiber Pedro Pizarro behauptet, daß sein Verwandter sich in der Tat lebhaft für Almagro verwendet habe; die Regierung habe aber aus dem Grunde sein Verlangen abgeschlagen, weil Ämter von so hoher Wichtigkeit nicht getrennt erteilt werden könnten. Die üblen Wirkungen einer solchen Einrichtung seien schon seit langer Zeit in mehr als einer der indianischen Ansiedelungen empfunden worden, wo sie zu Eifersucht und unseligen Streitigkeiten Veranlassung gegeben habe. Als Pizarro daher gesehen, daß seine Vorstellungen unberücksichtigt gelassen würden, da sei ihm keine andere Wahl geblieben, als die Ämter in sich selbst zu vereinigen oder die Unternehmung scheitern zu sehen. Diese Erklärung der Sache hat bei anderen zeitgenössischen Geschichtschreibern keinen Eingang gefunden. Die Besorgnisse, die Luque zu der Zeit, wo Pizarro den Auftrag übernahm, wegen solcher Folgen äußerte, wie sie nun wirklich eintraten und die

ohne Zweifel auf die Kenntnis von dem Charakter seines Genossen gegründet waren, müssen uns Mißtrauen gegen die angeführte Rechtfertigung seines Benehmens einflößen und unser Mißtrauen wird durch die Kenntnis von seinem ferneren Lebenslaufe nicht vermindert werden. Pizarros Tugend war nicht von der Art, um der Versuchung und sogar einer weit schwächeren zu widerstehen, als die ihm jetzt dargeboten wurde.

Der glückliche Ritter wurde noch mit dem Ordenskleide des heiligen Jakob beehrt; auch ward ihm die Befugnis erteilt, in seinem Familienwappen eine wichtige Neuerung eintreten zu lassen; denn er war von Vaters Seite her befugt, Anspruch auf sein Wappenschild zu machen. Der schwarze Adler und die beiden Säulen, die zu dem königlichen Wappen gehörten, wurden dem der Pizarros einverleibt und eine indianische Stadt mit einem Schiffe auf dem Meere in der Ferne und das Lama von Peru bezeichneten den Schauplatz und den Charakter seiner Taten, während die Umschrift verkündete, daß „durch den Schutz Karls und die Tätigkeit, das Genie und die Hilfsquellen Pizarros das Land entdeckt und zur Ruhe gebracht worden sei", wodurch bescheiden sowohl die Vergangenheit, als die zu erwartenden Dienste des Eroberers angedeutet wurden.

Nachdem auf diese Weise alle Anordnungen vollständig zu Pizarros Zufriedenheit getroffen waren, ging er von Toledo nach Truxillo, seinem Geburtsorte in Estremadura, wo er am besten Anhänger für sein neues Unternehmen zu finden dachte und wo es ohne Zweifel seiner Eitelkeit schmeichelte, sich in dem siegreichen oder doch wenigstens vielverheißenden Zustande seiner gegenwärtigen Verhältnisse zu zeigen. Wenn Eitelkeit je verzeihlich ist, so ist es gewiß bei einem Manne von niederer Herkunft, der ohne Familie, ohne Freunde, auf die er sich stützen konnte, sein Glück in der Welt begründet und durch seine eigenen Hilfsquellen über alle die Hindernisse gesiegt hat, die Natur und Zufall ihm in den Weg gelegt hatten. In solcher Lage befand sich Pizarro, als er jetzt wieder nach seinem Geburtsorte kam, wo man ihn bis dahin nur als einen armen Ausgestoßenen gekannt

hatte, ohne Heimat, ihn zu schirmen, ohne Vater, ihn anzuerkennen, ohne Freund, ihn zu stützen. Aber jetzt fand er sowohl Freunde als Anhänger, und manche, die verwandt mit ihm sein und an seinem künftigen Glück teilnehmen wollten. Unter diesen befanden sich vier Brüder, von denen drei, wie er selbst, unehelich waren; einer von ihnen, namens Francisco Martin de Alcantara, war mit ihm von mütterlicher Seite verwandt; die beiden anderen, Gonzalo und Juan Pizarro, stammten vom Vater ab. „Sie waren alle arm und ebenso stolz wie arm", sagt Oviedo, der sie gesehen hatte, „und ihr Wunsch, etwas zu gewinnen, ebenso groß wie ihre Armut."

Der noch übrige Bruder, der älteste, namens Hernando, war ein rechtmäßiges Kind; „ehelich", fährt dieselbe Quelle beißend fort, „nach seinem Stolz sowohl, als durch seine Geburt". Seine Züge waren flach, sogar unangenehm, aber seine Gestalt war gut. Er war von großem Körperbau und hatte im ganzen, wie sein Bruder Francisco, ein Achtung gebietendes Benehmen. Sein Charakter vereinigte in sich einige der ärgsten Fehler der Castilianer. Er war im höchsten Grade eifersüchtig, empfindlich, nicht nur gegen eine Beleidigung, sondern gegen die unbedeutendste Geringschätzung, und unversöhnlich in seiner Rache. Er war entschieden in seinen Entschlüssen und gewissenlos bei deren Ausführung. Kein Mitleidsgefühl war imstande, ihn dabei zu hemmen. Seine Anmaßung war so groß, daß er fortwährend die Eigenliebe derer verletzte, mit denen er zu tun hatte. Auf diese Weise erzeugte er eine Mißstimmung gegen sich, die ihm unnötigerweise Hindernisse in den Weg stellte. Hierin unterschied er sich von seinem Bruder Francisco, dessen gefälliges Wesen alle Schwierigkeiten ebnete und ihm Vertrauen und Teilnahme bei seinen Unternehmungen erwarb. Leider übten die bösen Ratschläge Hernandos einen Einfluß auf seinen Bruder aus, der die aus seinen ausgezeichneten Fähigkeiten hervorgehenden Vorteile überwog.

Der allgemeinen Teilnahme ungeachtet, die Pizarros Abenteuer im Lande erregten, fand er es doch nicht leicht, die Bedingungen des Vertrages in Bezug auf die Anzahl seiner Aushebungen

zu erfüllen. Die seine Erzählungen am meisten bewunderten waren nicht immer am meisten geneigt, sich seinem Schicksale anzuschließen. Sie bebten vor den unerhörten Mühseligkeiten zurück, mit denen der Abenteurer zu kämpfen hatte, und mit sichtbarem Mißtrauen hörten sie die prunkenden Schilderungen der goldenen Tempel und Gärten von Tumbez, die sie, einigermaßen wenigstens, seiner glänzenden Einbildungskraft zuschrieben, in der handgreiflichen Absicht, dadurch Anhänger für seine Fahne zu gewinnen. Man sagt sogar, daß es Pizarro schwer geworden sein würde, die nötigen Geldmittel anzuschaffen, wenn er nicht von Cortez zur rechten Zeit unterstützt worden wäre, der, wie er selbst, aus Estremadura gebürtig, dazu sein ehemaliger Waffengefährte und der Angabe nach sein Verwandter war. Niemand war besser imstande, einem solchen Berufsgefährten hilfreiche Hand zu leisten, und wahrscheinlich empfand niemand größere Teilnahme für Pizarros Schicksal oder hatte größeres Vertrauen zu seinen möglichen Erfolgen, als der Mann, der erst vor kurzer Zeit die nämliche Laufbahn ruhmvoll betreten hatte.

Die durch den Vertrag gestattete Frist von sechs Monaten war abgelaufen und Pizarro hatte etwas weniger als die ihm vorgeschriebene Anzahl von Leuten zusammengebracht, mit denen er Anstalt traf, sich auf einem kleinem Geschwader von drei Schiffen in Sevilla einzuschiffen; aber ehe sie noch ganz fertig waren, erhielt er Nachricht, daß die Beamten des Rates von Indien die Absicht hätten, den Zustand der Schiffe zu untersuchen und sich davon zu überzeugen, inwiefern das Erforderte geleistet sei.

Da nun Pizarro fürchtete, daß, wenn die Wahrheit bekannt würde, sein Unternehmen im Keime erstickt werden könnte, lichtete er ohne Zeitverlust die Anker, überschritt die Barre von San Lucar im Januar 1530, und segelte nach der Insel Gomara, einer von den kanarischen Inseln. Er hatte seinen Bruder Hernando, der die übrigen Schiffe befehligte, angewiesen, mit ihm dort zusammenzutreffen.

Kaum war er abgegangen, als die Beamten ankamen, um die Untersuchung anzustellen. Aber sie ließen sich bei ihren Ein-

wendungen gegen den Mangel an Leuten leicht — vielleicht absichtlich — durch den Vorwand täuschen, daß die Fehlenden in dem Schiffe mit Pizarro vorausgegangen seien. Jedenfalls wurde Hernando weiter kein Hindernis in den Weg gelegt, und ihm gestattet, mit dem Rest des Geschwaders seinen Bruder, nach Übereinkunft, in Gomara aufzusuchen.

Nach einer glücklichen Reise erreichten die Abenteurer die nördliche Küste des großen südlichen Festlandes und warfen auf der Höhe des Hafens Santa Marta Anker. Hier erhielten sie so entmutigende Berichte über die Länder, für die sie bestimmt waren, über Wälder voller giftiger Insekten und Schlangen, über ungeheure Kaimans, die sich haufenweise an den Ufern der Ströme zeigten, und über Mühseligkeiten und Gefahren, wie selbst ihre Furcht sie ihnen nicht vorgestellt hatte, daß mehrere von Pizarros Leuten davonliefen, und da ihr Anführer es nicht für ratsam hielt, in einer so verräterischen Gegend länger zu verweilen, ging er sogleich nach Nombre de Dios unter Segel.

Bald nach seiner Ankunft trafen seine beiden Genossen Luque und Almagro, die über das Gebirge gekommen waren, daselbst ein, um aus seinem eigenen Munde den Inhalt des Vertrages mit der Krone zu hören. Almagros Mißvergnügen war, wie zu erwarten stand, groß, als er das erfuhr, was er als den Erfolg der treulose Ränke seines Genossen betrachtete. „Auf solche Weise also", rief er aus, „verfuhrst Du mit dem Freunde, der alle Hindernisse, Gefahren und Kosten des Unternehmens gleich mit Dir teilte, und dies trotz Deiner heiligen Verpflichtung bei Deiner Abreise, für seinen Vorteil ebenso wie für Deinen eigenen zu sorgen? Wie konntest Du mich durch eine so geringfügige Entschädigung, die meine Dienste in Vergleich zu den Deinigen als nichts zu achten scheint, in den Augen der Welt so entehren lassen?"

Pizarro versicherte darauf seinem Gefährten, daß er seine Sache getreulich betrieben, die Regierung aber sich geweigert habe, die Gewalten, die so fest ineinander eingriffen, in verschiedene Hände zu legen. Es sei ihm keine andere Wahl geblieben, als alles selbst

anzunehmen oder alles abzulehnen, und er suchte Almagro dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm vorstellte, das Land sei groß genug für ihrer beider Ehrgeiz, und die ihm selbst übertragene Vollmacht beziehe sich in der Tat ebenso gut auf Almagro, da alles, was er habe, stets zur Verfügung seines Freundes stehen werde, als sei es dessen Eigentum. Aber diese süßen Worte befriedigten den Gekränkten nicht, und die beiden Befehlshaber kehrten bald darauf mit Gefühlen von Entfremdung, wo nicht von Feindseligkeit gegeneinander, nach Panama zurück, was für ihr Unternehmen von keiner guten Vorbedeutung war.

Almagro war jedoch von einer edeln Gemütsart und würde auch wohl durch die klugen Zugeständnisse seines Nebenbuhlers besänftigt worden sein, wenn sich nicht Hernando Pizarro eingemischt und schon von ihrem ersten Zusammentreffen an wenig Achtung vor dem alten versuchten Krieger gezeigt hätte, die allerdings die unbedeutende Persönlichkeit Almagros nicht geeignet war, einzuflößen, und der ihn jetzt mit besonderm Widerwillen als ein Hindernis auf der Laufbahn seines Bruders betrachtete.

Almagros Freunde — und sein offenes und freisinniges Benehmen hatte ihm deren viele erworben — waren nicht weniger, als er selbst, über das anmaßende Betragen dieses neuen Genossen aufgebracht. Sie äußerten sich laut darüber, es sei genug, durch die Treulosigkeit Pizarros zu leiden, ohne sich auch noch den Beleidigungen seiner Familie ausgesetzt zu sehen, die jetzt mit ihm herübergekommen sei, um sich an den Erträgen der Eroberung zu mästen, die ihrem Anführer gehörten. Die Entzweiung ging bald so weit, daß Almagro seine Absicht kundgab, die Unternehmung ohne weitere Teilnahme seines Genossen fortzusetzen, und wirklich wegen Anschaffung von Schiffen zu diesem Ende in Unterhandlung trat. Aber Luque und der Licenciat Espinosa, der glücklicherweise zu dieser Zeit aus St. Domingo herübergekommen war, bemühten sich jetzt, einen Bruch zu heilen, der mit dem Fehlschlagen des Unternehmens und der wahrscheinlichen Vernichtung aller derer enden mußte, die bei seinem Erfolge beteiligt waren.

Durch ihre Vermittlung wurde endlich ein Schein von Versöhnung zwischen den Parteien, auf Pizarros Versicherung, herbeigeführt, daß er auf die Würde eines Adelantado zugunsten seines Nebenbuhlers verzichten, und den Kaiser ersuchen wolle, diesen in ihrem Besitz zu bestätigen; — eine Versicherung, die, wie bemerkt wergen muß, nicht leicht mit seiner früheren Behauptung in bezug auf die eingestandene Politik der Krone bei Erteilung dieses Amtes zu vereinbaren ist. Er wolle sich überdies um eine abgesonderte höchste Gewalt für seinen Genossen bewerben, sobald er selbst im Besitz des ihm überwiesenen Landes sein werde; auch wolle er eher kein Amt für einen seiner Brüder nachsuchen, als bis für Almagro gesorgt sein werde. Endlich solle der frühere Vertrag, in bezug auf die Teilung der Ausbeute in drei gleiche Teile unter den ursprünglichen Genossen, auf das Ausdrücklichste bestätigt werden. Die auf diese Weise unter den Parteien bewirkte Aussöhnung entsprach dem einstweiligen Zweck, übereinstimmend in der Unternehmung vorzuschreiten. Aber dies war nur eine leichte Verharschung der Wunde, die tief um sich fressend im Innern, nur auf eine neue Veranlassung wartete, um mit einer größern Bösartigkeit als je wieder aufzubrechen.

Nun ward keine Zeit verloren bei den Vorbereitungen zur Reise. Diese fand indes bei den Ansiedlern von Panama wenig Anklang, da ihnen die Leiden auf den früheren Zügen zu gut bekannt waren, als daß sie sich zu einer abermaligen, selbst bei der reichen Beute, die man ihnen in Aussicht stellte, hätten sollen sonderlich aufgelegt fühlen.

Nur einige von der alten Mannschaft waren geneigt, das Abenteuer bis zu Ende mitzumachen, und aus der Landschaft Nicaragua, die, wie zu bemerken ist, von Panama aus angesiedelt war, brachte man noch einige Herumtreiber zusammen. Trotzdem vermehrte Pizarro die aus Spanien mitgebrachten Mannschaften nur unbedeutend, wiewohl diese in besserem Zustande und in bezug auf Waffen, Schießbedarf und Ausrüstung im allgemeinen weit besser ausgestattet waren als seine früheren Anwerbungen. Alle zusammen beliefen sich auf nicht über hundertneunzig Mann,

wobei siebenundzwanzig Pferde für die Reiterei. Er hatte sich mit drei Schiffen versehen, wovon zwei ziemlich groß waren, und dadurch diejenigen ersetzt, die er sich genötigt gesehen hatte, auf der gegenüberliegenden Seite der Landenge in Nombre de Dios zurückzulassen; eine Flotte, die zur Eroberung eines Reiches klein und bei weitem nicht so groß war wie der Vertrag mit der Krone vorschrieb. Mit dieser wollte der unerschrockene Anführer den Angriff beginnen, wobei er sich auf seine eigenen Erfolge und die Tätigkeit Almagros verließ, der fürs Erste zurückbleiben sollte, um Verstärkungen anzuwerben.

Am St. Johannestage wurden die Fahnen der Mannschaft und auch das königliche Banner in der Stiftskirche von Panama geweiht; Bruder Juan de Vargas, ein von der Regierung für die peruanische Bekehrungssache ausgewählter Dominikanermönch, hielt eine Predigt vor der kleinen Schar; auch wurde eine Messe gelesen und jedem Soldaten das Abendmahl gereicht, ehe er den Kreuzzug gegen die Ungläubigen antrat. So, nach Erflehung des Segens des Himmels für das Unternehmen, ging Pizarro mit seinen Gefährten an Bord ihrer Schiffe, die in der Bucht von Panama vor Anker lagen, und segelte Anfangs Januar 1531 zu seiner dritten und letzten Unternehmung zur Eroberung von Peru ab.

Es war seine Absicht, unmittelbar nach Tumbez zu segeln, das ihm eine so glänzende Schaustellung von Schätzen bei seiner früheren Reise geboten hatte. Aber widrige Winde und Strömungen vereitelten wie gewöhnlich seinen Vorsatz, und nach einer Fahrt von dreizehn Tagen, weit weniger als früher zu der nämlichen Entfernung nötig war, warf sein kleines Geschwader in der Bucht von St. Mathäus, ungefähr einen Grad nördlicher Breite, Anker. Nach einer Beratung mit seinen Offizieren entschloß sich Pizarro seine Mannschaft auszuschiffen, und längs der Küste vorwärts zu gehen, während die Schiffe ihre Fahrt in einer mäßigen Entfernung vom Ufer fortsetzten.

Der Marsch der Truppen war ungemein mühsam und beschwerlich, denn der Weg war fortwährend von Flüssen durchschnitten,

die durch Winterregen angeschwollen, an ihren Mündungen sich zu großen Seearmen ausbreiteten. Pizarro, der von früher her einige Kenntnis von dem Lande hatte, war sowohl Führer als Befehlshaber der Unternehmung. Stets war er bereit da zu helfen, wo es Not tat, indem er seine Leute ermunterte die Bergströme so gut sie könnten zu durchwaten oder zu durchschwimmen, und den Verzagten durch seinen eigenen mutigen Sinn aufzurichten bemüht war.

Endlich erreichten sie einen dichtbevölkerten Flecken oder vielmehr eine Stadt in der Landschaft Coaque. Die Spanier stürzten auf den Ort los, und die Einwohner entflohen, ohne Widerstand zu leisten, in die nahen Wälder, indem sie ihre Habe — von weit größerem Wert als man geglaubt hatte — in den Händen der Angreifer zurückließen. „Wir überfielen sie mit dem Schwerte in der Hand", sagt einer der Eroberer mit einiger Unbefangenheit, „denn wenn wir die Indianer von unserer Ankunft unterrichtet hätten, würden wir daselbst nicht eine solche Menge Gold und Edelsteine gefunden haben". Einer anderen Gewährschaft zufolge, blieben die Eingeborenen freiwillig: „denn da sie den weißen Männern kein Leid getan hatten, schmeichelten sie sich, daß auch ihnen keines geschehen werde, sondern daß sie und die Fremden sich vielmehr gegenseitig gefällig sein würden", eine vielleicht auf den guten Ruf gegründete Erwartung, den sich die Spanier bei ihrem ersten Besuche erworben hatten, in der sich das einfache Volk aber jetzt sehr unangenehm getäuscht sah.

Die Angreifer stürzten sich in die verlassenen Wohnungen, worin sie, außer Stoffen mancherlei Art und reichlichen, in ihrem ausgehungerten Zustande höchst willkommenen Nahrungsmitteln, auch eine große Menge plump gearbeiteter Gold- und Silberschmucksachen nebst vielen Edelsteinen vorfanden; denn dies war die Gegend der Smaragde, in der dieser kostbare Stein am häufigsten vorkam. Einer davon, der Pizarro in die Hände fiel, war so groß wie ein Taubenei. Unglücklicherweise kannten seine rohen Gefährten nicht ihren Wert, und brachen viele durch Hammerschläge in Stücke. Zu diesem sonderbaren Verfahren wurden

sie, wie man sagt, durch einen der Bekehrer, den Dominikaner Fray Reginaldo de Pedraza, verleitet, der ihnen versicherte, daß dies die Art sei, sich von der Echheit des Smaragds zu überzeugen, da ein solcher sich nicht zerbrechen lasse. Jedoch will man bemerkt haben, daß der gute Pater seine eigenen Edelsteine dieser weisen Probe nicht unterworfen habe; daß er vielmehr, da die Steine infolge dessen, indem man sie nur für buntes Glas hielt, im Werte sanken, eine ansehnliche Menge davon nach Panama zurückgebracht habe.

Die aus den Wohnungen geraubten goldenen und silbernen Schmucksachen wurden auf einen gemeinschaftlichen Haufen zusammengebracht, ein Fünftel davon für die Krone zurückgelegt, das Übrige aber ward von Pizarro in richtigem Verhältnis unter Offiziere und die anderen Personen seiner Schar verteilt. Dieser Gebrauch wurde bei gleichen Gelegenheiten während der ganzen Eroberung regelmäßig beobachtet. Die Krieger waren zu einem gemeinschaftlichen Abenteuer verbunden. Sie hatten daher ein gemeinschaftliches Interesse daran, und wenn man jedem Einzelnen gestattet hätte, für seine eigene Rechnung zu plündern, so würde dies zu Ungehorsam und beständigen Streitigkeiten geführt haben. Es wurde daher allen bei Todesstrafe anbefohlen, das was sie durch Handel oder Raub erlangten, in eine allgemeine Niederlage zu bringen; und allen lag zu viel an der Vollziehung der Strafe, als daß ein Schuldiger, der das Gesetz übertrat, Aussicht gehabt hätte, ihm zu entgehen.

Nach seiner gewöhnlichen Politik sandte Pizarro eine große Menge Gold, nicht weniger als zwanzigtausend Castellanos an Wert, nach Panama zurück, weil er glaubte, daß der Anblick so vieler, in so kurzer Zeit gewonnener Schätze die Zweifel der Unentschlossenen heben, und sie bestimmen würde, sich seinem Banner anzuschließen. Er hatte richtig geurteilt. Denn, wie einer der Eroberer sich gottesfürchtig ausdrückt: „es hatte dem Herrn gefallen, uns in die Stadt Coaque einrücken zu lassen, damit die Reichtümer des Landes bei dem Volke Glauben fänden, und es dorthin strömen solle".

Nachdem Pizarro seine Leute sich hatte erfrischen lassen, setzte er seinen Marsch längs der Küste fort, aber nicht länger in Begleitung der Schiffe, die, um Verstärkung zu holen, nach Panama zurückgekehrt waren. Weiter vordringend, wurde der Weg durch weite Strecken wüsten Sandes beschwerlich, der durch die Winde aufgeweht, die Soldaten blendete, und den Boden für Menschen und Tiere unsicher machte. Die Blendung war sehr stark, und die Sonnenstrahlen fielen so senkrecht auf die eisernen Panzer und die dick mit Baumwolle gepolsterten Wämse der Truppen, daß diese von der erstickenden Hitze fast ohnmächtig wurden. Zu ihren Leiden kam noch eine sonderbare ansteckende Krankheit, die in der kleinen Schar ausbrach. Sie trat in Gestalt von Geschwüren oder vielmehr scheußlicher großer Warzen auf, die den Körper bedeckten, und die, wenn sie aufgestochen wurden, wie dies bei einigen geschah, eine so große Menge Blut von sich gaben, daß dies dem Kranken Verderben brachte. Einige starben an dieser schrecklichen Krankheit, die so plötzlich ausbrach, und von einer so gänzlichen Entkräftung begleitet wurde, daß die, welche sich noch die Nacht gesund niedergelegt hatten, am nächsten Morgen nicht imstande waren, die Hände bis zum Kopfe zu heben. Diese ansteckende Krankheit, die während dieses Zuges zuerst auftrat, und nicht lange darnach wieder verschwand, verbreitete sich über das Land, und verschonte weder die Eingeborenen noch die Weißen. Es war eine jener Plagen aus der Schale des Zorns, die der Engel der Vernichtung, der den Eroberer auf seinem Wege begleitet, über die dem Verderben geweihten Völker ergießt.

Die Spanier erfuhren auf ihrem Marsche nur selten Widerstand oder Beunruhigung von den Bewohnern, die, belehrt durch das Beispiel von Coaque, mit ihren Habseligkeiten in die Wälder und die benachbarten Berge flohen. Niemand kam heraus, die Fremden zu bewillkommnen und ihnen die Gebräuche der Gastfreundschaft zu gewähren, wie damals, als sie zuletzt das Land besucht hatten. Denn man betrachtete die weißen Männer nicht mehr als gute vom Himmel kommende Wesen, sondern als grausame Zerstörer, die, durch die Angriffe der Indianer nicht zu verwunden,

auf den Rücken wilder Tiere, schneller als der Wind, getragen wurden, mit Waffen in den Händen, die Feuer und Verwüstung verbreiteten, wohin sie kamen. Solche Geschichten erzählte man sich jetzt von den Eindringlingen, die überall hin auf ihrem Marsche vorauseilend, ihnen die Herzen, wenn auch nicht die Türen der Eingeborenen verschlossen. Erschöpft durch die Anstrengung der Reise und durch Krankheit, und bitter getäuscht durch die Armut des Landes, das ihnen jetzt keinen Ersatz für ihre Beschwerden bot, verfluchten Pizarros Leute die Stunde, in der sie sich unter seine Fahne gereiht hatten, und besonders die Leute aus Nicaragua, sagt der alte Zeitgeschichtschreiber, die sich ihrer schönen Gegenden in ihrem üppigen Lande erinnerten, seufzten nur darnach, in ihr mohamedanisches Paradies zurückzukehren.

In dieser Lage ward die Schar durch den Anblick eines Schiffes aus Panama erfreut, das einige Zufuhren brachte und zugleich den königlichen Schatzmeister, den Oberaufseher, und andere von der Krone zur Begleitung der Unternehmung ernannte hohe Beamte. Pizarro hatte sie, infolge seiner plötzlichen Abreise, in Spanien zurückgelassen; und als der Rat von Indien diesen Umstand erfahren, hatte er den Befehl nach Panama gesandt, das Absegeln des Geschwaders aus diesem Hafen zu verhindern. Aber die spanische Regierung widerrief mit größerer Einsicht diesen Befehl und forderte die Beamten nur auf, ihre Abreise zu beschleunigen, und ohne Zeitverlust ihre Stellen bei der Unternehmung anzutreten.

Die Spanier waren auf ihrem Marsche, längs der Küste, bis Puerto Viejo vorgedrungen. Hier stieß bald darauf eine kleine Verstärkung von etwa dreißig Mann, unter einem Offizier, namens Belalcazar, zu ihnen, der nachher eine ausgezeichnet hohe Stellung in diesem Dienste einnahm. Viele von Pizarros Gefährten wollten in diesem Hafen halt machen und daselbst eine Ansiedlung begründen. Aber ihr Anführer dachte, wenigstens für jetzt, mehr an Erobern als an Ansiedeln, und bestimmte als ersten festen Fuß die Besitznahme von Tumbez, das er als die Pforte des peruani-

schen Reiches betrachtete. Er setzte daher seinen Marsch nach der Küste fort, die jetzt die Bucht von Guayaquil genannt wird, wo er dann auf der Höhe der kleinen Insel Puna anlangte, die nicht weit von der Bucht von Tumbez lag. Diese Insel, dachte er, werde ihm einen bequemen Lagerplatz gewähren, bis er vorbereitet wäre, in der indianischen Stadt zu landen.

Die Stimmung der Inselbewohner schien seine Absicht zu begünstigen. Er hatte sich noch nicht lange in ihrer Nähe aufgehalten, als Abgesandte der Eingeborenen, ihren Caziken an der Spitze, in ihren Balsas nach dem Lande zusteuerten, um die Spanier nach ihrer Insel einzuladen. Aber die indianischen Dolmetscher aus Tumbez, die mit Pizarro aus Spanien zurückgekehrt und im Lager geblieben waren, warnten ihren Gebieter, gegen die beabsichtigte Verräterei der Inselbewohner auf seiner Hut zu sein, die sie des Vorhabens beschuldigten, die Spanier, durch Abschneiden der Taue, welche die Flöße zusammenhielten, ins Verderben zu stürzen, und die sich darauf befänden im Wasser umkommen zu lassen. Als Pizarro aber diesen verräterischen Plan dem Caziken vorwarf, leugnete er ihn mit einem Ansehen so selbstbewußter Unschuld, daß sich Pizarro mit seinem Gefolge ohne weiteres Bedenken seiner Leitung anvertraute und sicher nach der Küste von Puna gebracht wurde.

Hier wurde er gastfreundlich aufgenommen und seine Truppen fanden ein bequemes Unterkommen. Zufrieden mit seiner gegenwärtigen Lage, beschloß Pizarro daselbst zu bleiben, bis die strenge und regnerische Jahreszeit vorüber sein würde, wo dann die Ankunft der Verstärkungen, die er erwartete, es ihm besser gestatten würde, nach dem Lande des Inka zu marschieren.

Die an der Mündung des Flusses Guayaquil, ungefähr acht Leguas lange und vier Leguas breite Insel war zu jener Zeit zugleich teilweise reich mit Holz bewachsen. Aber ein großer Teil war angebaut und enthielt blühende Pflanzungen von Kakao, von der süßen Kartoffel und von verschiedenen Erzeugnissen des Wendekreises, ein Beweis sowohl für die landwirtschaftliche Kenntnis als für die Betriebsamkeit der Bevölkerung. Diese bestand aus

einem kriegerischen Stamme, der aber von ihren peruanischen Feinden den Beinamen der Treulosen erhalten hatte. Dies ist das Brandmal, das die römischen Geschichtschreiber, vielleicht aus keinem besseren Grunde, ihren carthagischen Feinden aufgedrückt haben. Die kühnen und unabhängigen Insulaner setzten den Waffen der Inkas einen heftigen Widerstand entgegen; und obgleich sie sich endlich unterworfen hatten, so lebten sie seitdem doch stets in Streit, und oft in tötlicher Feindschaft mit ihren Nachbarn von Tumbez.

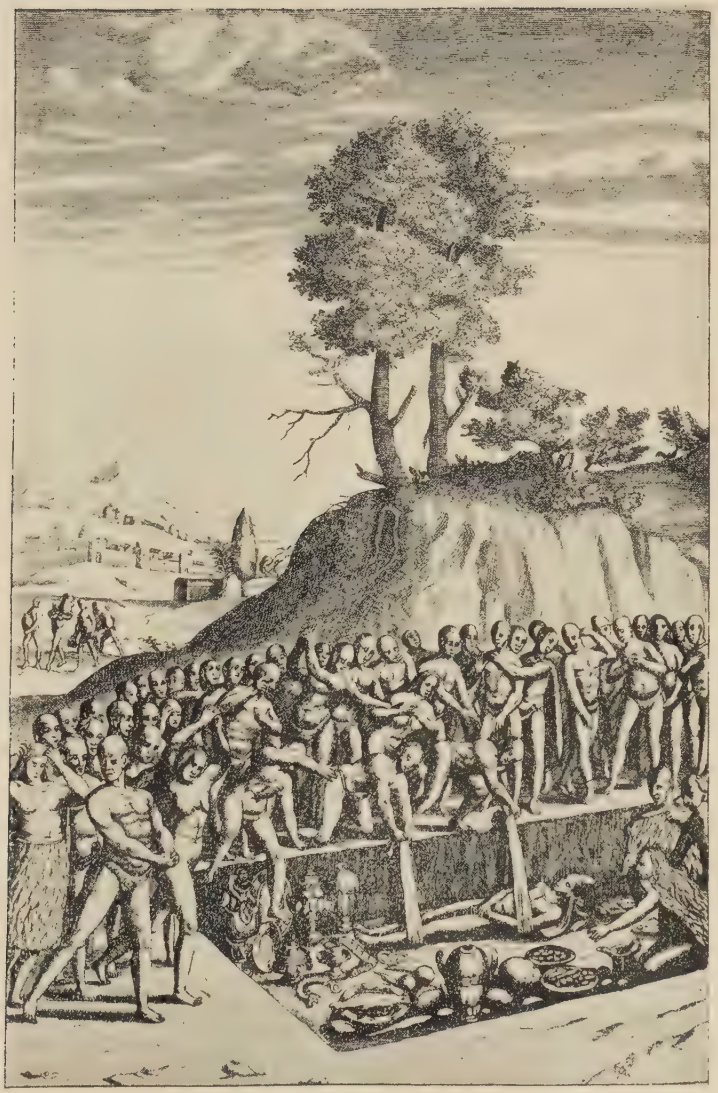
Diese hatten Pizarros Ankunft auf der Insel kaum erfahren, als sie, wahrscheinlich im Vertrauen auf ihre früheren freundlichen Verhältnisse mit ihm, in mäßiger Anzahl in das spanische Lager herüberkamen. Die Anwesenheit ihrer verhaßten Nebenbuhler war den eifersüchtigen Bewohnern von Puna keineswegs angenehm, und so konnte ein längerer Aufenthalt der weißen Männer auf ihrer Insel ihnen nur lästig sein. Äußerlich behielten sie zwar ihr freundliches Benehmen bei; aber Pizarro wurde von seinen Dolmetschern wiederholt vor der sprichwörtlichen Treulosigkeit ihrer Wirte gewarnt. Nach so erwecktem Argwohn ward dem spanischen Befehlshaber hinterbracht, daß mehrere Häuptlinge zusammengekommen seien, um über einen Aufruhrplan zu beratschlagen. Da er das Auffliegen der Mine nicht abwarten mochte, umringte er den Versammlungsort mit seinen Soldaten und machte die verdächtigen Häuptlinge zu Gefangenen. Einer Quelle zufolge, gestanden sie ihre Schuld. Dies ist indes keineswegs gewiß; auch nicht einmal, daß sie an Aufruhr dachten. Doch ist die Sache an sich nicht unwahrscheinlich; obgleich ihre Wahrscheinlichkeit durch die Behauptung der feindlichen Dolmetscher eben nicht größer wird. Gewiß ist es indes, daß Pizarro, von dem Bestehen einer Verschwörung überzeugt, seine unglücklichen Gefangenen, zehn oder zwölf an der Zahl, ohne weiteres Bedenken, dem zarten Erbarmen ihrer Nebenbuhler von Tumbez preisgab, die sie augenblicklich vor ihren Augen niedermetzelten.

Durch diese Gewalttätigkeit außer sich gebracht, flog die Bevölkerung von Puna zu den Waffen und stürzte sich plötzlich mit

furchtbarem Geheul und den wildesten Drohungen auf das spanische Lager. Der Anzahl nach waren sie sehr im Vorteil, denn sie zählten einige Tausend Krieger. Aber der entscheidendere Vorteil durch Waffen und Kriegszucht, war auf seiten ihrer Gegner; und so wie die Indianer in einer verworrenen Masse zum Angriff heranstürmten, empfingen die Castilianer sie kaltblütig mit ihren langen Piken, oder streckten sie mit den Ladungen aus ihren Geschützen nieder. Ihre schlecht geschützten Körper wurden mit dem scharfen Schwerte der Spanier leicht in Stücke gehauen; und Hernando Pizarro drang, an der Spitze der Reiterei, mitten unter sie, und trieb sie weit und breit auf dem Schlachtfelde auseinander, bis die Flüchtlinge, entsetzt durch den schrecklichen Andrang der stahlbedeckten Reiter und das betäubende Knallen und Blitzen der Feuergewehre, in der Dunkelheit der Wälder Schutz suchten. Doch verdankte man den Sieg, wenn wir den Eroberern glauben dürfen, wenigstens in gewissem Grade, der Vermittlung des Himmels; denn der heilige Michael wurde mit seinen Scharen hoch in der Luft über den Streitenden gesehen, wie sie mit dem Erzfeinde des Menschen kämpften und die Christen durch ihr Beispiel anfeuerten!

Nicht mehr als drei oder vier Spanier fielen in dem Gefecht, aber mehrere wurden verwundet, und unter diesen Hernando Pizarro, der eine schwere Verletzung am Bein durch einen Wurfspieß erhielt. Doch war der Krieg hiemit nicht beendigt; denn die unversöhnlichen Insulaner, die Dunkelheit der Nacht oder irgend eine Unachtsamkeit ihres Feindes benutzend, waren stets bereit, sich aus ihren Verstecken zu schleichen, und den Feind im Lager zu überfallen, einzelne Posten abzuschneiden und ihn durch Zerstörung seiner Vorräte fortwährend zu beunruhigen.

In dieser unangenehmen Lage wurde der spanische Befehlshaber durch das Erscheinen von zwei Schiffen erfreut, die sich in der Nähe der Insel zeigten. Sie brachten eine Verstärkung von Hundert Freiwilligen und außerdem noch Pferde für die Reiterei. Diese stand unter dem Befehl von Hernando de Soto, einem später als Entdecker des Mississippi berühmt gewordenen Manne, über



BEGRÄBNIS DES INKA HUAYNA CAPAC

dessen Begräbnisplatz jener majestätische Strom noch sein Wasser strömen läßt — ein passendes Denkmal für seine Überreste sowie für seinen Ruhm.

Diese Verstärkung war für Pizarro sehr willkommen, der schon lange über seine Lage auf der Insel mißvergnügt war, wo er nichts fand, was ihn für ein Leben fortwährender Feindseligkeiten, zu denen er sich genötigt sah, hätte entschädigen können. Mit diesen Neuangeworbenen fühlte er sich stark genug, nach dem Festlande überzugehen und seine kriegerischen Unternehmungen auf dem eigentlichen Schauplatz der Entdeckung und Eroberung wieder zu beginnen. Von den Indianern aus Tumbez erfuhr er, daß durch einen Bürgerkrieg zwischen zwei Söhnen des verstorbenen Herrschers, die beide auf den Thron Anspruch machten, das Land eine zeitlang verwüstet worden sei. Diese Nachricht betrachtete er als höchst wichtig, denn er erinnerte sich des Gebrauchs, den Cortez von ähnlichen Uneinigkeiten zwischen den Stämmen Anahuacs gemacht hatte. Auch scheint Pizarro bei mehr als einer Gelegenheit das Beispiel seines großen Vorgängers vor Augen gehabt zu haben. Aber er blieb weit hinter seinem Muster zurück; denn ungeachtet des Zwanges, den er sich zuweilen auflegte, verleitete ihn seine rohere Natur und sein wilderer Charakter oft zu Handlungen, die einer gesunden Politik widerstrebten, und die der Eroberer von Mexiko niemals gebilligt haben würde.

ZWEITES HAUPTSTÜCK

Peru zur Zeit der Eroberung / Regierung Huayna Capacs / Die Inkabrüder / Streit um die Herrschaft / Sieg und Grausamkeiten Atahuallpas

Ehe wir Pizarro und seine Gefährten auf ihrem Marsche in das Land der Inkas begleiten, ist es nötig, den Leser mit der damaligen bedenklichen Lage des Königreichs bekannt zu machen. Denn die Spanier kamen gerade zu Ende einer wichtigen Staatsumwälzung an, zur Zeit eines für die Eroberung höchst günstigen Ereignisses, ohne das sie mit einer Handvoll Leute nie hätte gelingen können.

In dem letzten Teile des fünfzehnten Jahrhunderts starb Tupac Inca Yupanqui, einer der berühmtesten der „Kinder der Sonne", der die peruanische Herrschaft über die brennende Sandwüste von Atacama bis zu den fernen Grenzen von Chili ausbreitete und zugleich in entgegengesetzter Richtung die Grenzen des Reichs durch die Eroberung der südlichen Landschaften von Quito erweiterte. In dieser Gegend wurde der Krieg von seinem Sohne Huayna Capac geleitet, der seinem Vater auf dem Throne nachfolgte und ihm an kriegerischem Mut und an Regierungsfähigkeit völlig gleich war.

Unter diesem Fürsten wurde das Ganze des mächtigen Staates Quito, der an Reichtum und Bildung mit dem von Peru wetteiferte, unter das Szepter der Inkas gebracht, deren Macht durch diese Eroberung den wichtigsten Zuwachs seit der Gründung der Manco Capacschen Herrscherfamilie erhielt. Der siegreiche Herrscher wendete seine übrige Lebenszeit zur Unterjochung der unabhängigen Stämme an den entlegenen Grenzen seines Gebiets an und noch mehr zur Befestigung seiner Eroberungen durch Einführung der peruanischen Staatsverfassung. Er war lebhaft mit der Vollendung der großen Bauwerke seines Vaters, besonders der Landstraßen beschäftigt, die von Quito nach der Hauptstadt führten. Er vervollkommnete die Posteinrichtungen, gab sich große

Mühe, die Quichamundart im ganzen Reiche einzuführen, richtete eine bessere Art des Landbaues ein und endlich munterte er die verschiedenen Zweige des Gewerbefleißes auf und suchte die verständigen Pläne seines Vorgängers zur Hebung seines Volkes zu verwirklichen. Unter seiner Regierung erreichte das peruanische Reich seine höchste Blüte und machte unter ihm, wie schon unter seinem berühmten Vater, so rasche Fortschritte auf der Bahn der Bildung, daß es bald die Höhe der verfeinerten Staaten Asiens erreicht und vielleicht einen glänzendern Beweis von den Fähigkeiten der amerikanischen Indianer geliefert hätte, als sonst irgendwo auf dem großen Festlande zu finden ist. — Aber den indianischen Stämmen war ein anderes und trüberes Schicksal bestimmt.

Die erste Ankunft der weißen Männer an der südlichen Küste des stillen Meeres erfolgte ungefähr zehn Jahre vor dem Tode Huayna Capacs, als Balboa über die Bucht von St. Michael kam und die erste bestimmte Kunde von dem Reiche der Inkas erhielt. Ob der indianische Herrscher etwas von diesen Abenteurern gehört hat, ist zweifelhaft. Darüber herrscht aber kein Zweifel, daß er Nachricht von der ersten Unternehmung unter Pizarro und Almagro erhielt, als dieser bis zum Rio de San Juan, ungefähr unter dem vierten Grade nördlicher Breite, vordrang. Die Berichte, die er darüber empfing, machten einen tiefen Eindruck auf Huayna Capac. Er erkannte in der furchtbaren Tapferkeit und in den Waffen der Angreifer Zeichen einer der seines Volkes weit überlegenen Bildung. Er gab seine Besorgnis zu erkennen, daß sie zurückkehren dürften und daß vielleicht in einer nicht zu fernen Zeit der Thron der Inkas durch diese mit so unbegreiflichen Kräften begabten Fremden erschüttert werden könnte. Dem gewöhnlichen Auge war es nur eine kleiner Fleck am Rande des Gesichtskreises; aber der kluge Herrscher entdeckte darin die finstere Gewitterwolke, die sich immer weiter und weiter ausdehnen und endlich mit Wut über seinem Volke losbrechen würde!

So weit ist Grund zum Glauben vorhanden. Aber andere Berichte, die allgemeine Verbreitung erlangt haben, begnügen sich

nicht damit, sondern bringen die ersten Nachrichten von den weißen Männern mit lange schon im Lande bekannt gewesenen Prophezeiungen in Verbindung, die alle Herzen des Volkes mit Schrecken erfüllten. Man hatte Kometen gesehen, die über den Himmel hinflammten. Erdbeben erschütterten das Land; um den Mond sah man Feuerringe von verschiedenen Farben; ein Blitz fuhr auf einen der königlichen Paläste herab und verwandelte ihn in Asche; man hatte einen Adler, von mehreren Falken gejagt, gesehen, der kreischend in der Luft über dem großen Platze von Cuzco schwebte, bis der König der Vögel, von den Krallen seiner Peiniger durchbohrt, in Gegenwart vieler vornehmer Inkas leblos zu Boden fiel, worin diese eine Vorbedeutung ihrer eigenen Vernichtung erkannten! Huayna Capac selbst versammelte, als er sein Ende herannahen sah, seine hohen Beamten um sich und verkündete die Zerstörung seines Reiches durch das Geschlecht der weißen und bärtigen Fremden, als die Erfüllung der Orakelsprüche nach der Regierung des zwölften Inka und empfahl den Vasallen, sich nicht den Beschlüssen des Himmels zu widersetzen, sondern sich dessen Abgesandten in Gehorsam zu fügen.

Auf diese Weise wird der Eindruck geschildert, den das Erscheinen der Spanier im Lande machte und der uns an ähnliche Gefühle abergläubischen Schreckens erinnert, den ihr Erscheinen in Mexiko verursachte. Aber die Überlieferungen dieses Landes gründen sich auf zuverlässigere Quellen, als die der Peruaner, die unterstützt durch Zeugnisse von Zeitgenossen, fast ganz auf der bloßen Versicherung eines Einzelnen aus ihrem Volke beruhen, der ohne Zweifel in den unvermeidlichen Beschlüssen des Himmels die beste Entschuldigung für die Untätigkeit seiner Landsleute zu finden dachte.

Unwahrscheinlich ist es nicht, daß sich allmählig Gerüchte von der Ankunft eines fremden und geheimnisvollen Geschlechtes unter den indianischen Stämmen auf dem großen Tafellande der Cordilleren verbreitet und die Herzen der tapfersten Krieger durch Gefühle einer unbestimmten Furcht von irgend einem drohenden Unglück erschüttert haben mögen. In einer solchen Stimmung war

es wohl natürlich, daß Erderschütterungen, denen dieses vulkanische Land besonders ausgesetzt ist, einen ungewohnten Eindruck auf ihr Gemüt hervorbrachten, und daß die Erscheinungen, die in gewöhnlichen Zeiten politischer Sicherheit nur als etwas Ungewöhnliches betrachtet worden wären, jetzt durch die abergläubischen Wahrsager als Winke der Vorsehung gedeutet wurden, durch die der Gott der Inkas den nahenden Sturz des Reiches verkündete.

Huayna Capac hatte, wie die peruanischen Fürsten gewöhnlich, eine Menge Nebenfrauen, von denen er eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterließ. Der Thronerbe, der Sohn seiner rechtmäßigen Frau und Schwester, hieß Huascar. Zu der Zeit der Ereignisse, an die wir jetzt gelangt sind, war er ungefähr dreißig Jahre alt. Dem Thronerben zunächst kam von einer andern Frau, einer Base des Herrschers, Manco Capac, ein junger Prinz, der eine bedeutende Stelle in unserer folgenden Geschichte einnehmen wird. Aber der geliebteste von des Inka Kindern war Atahuallpa. Seine Mutter war die Tochter des letzten Scyri von Quito, der, wie man sagte, aus Gram gestorben war, nicht lange nachdem Huayna Capac sein Königreich unterjocht hatte. Die Prinzessin war schön und der Inka, sei es nun, um seine Leidenschaft zu befriedigen oder, wie die Peruaner sagen, weil er ihr für das Verderben der Eltern Ersatz gewähren wollte, nahm sie unter seine Nebenfrauen auf. Die Geschichtsschreiber Quitos behaupten, sie sei seine rechtmäßige Frau gewesen; aber diese Würde war, nach den Gebräuchen des Landes, nur den Jungfrauen aus dem Inkageblüt vorbehalten.

Huayna Capac brachte seine letzten Jahre in seinem neuen Königreiche Quito zu. Atahuallpa wurde daher unter seinen Augen erzogen, begleitete ihn in seinen jüngeren Jahren auf seinen Feldzügen, schlief mit seinem königlichen Vater in dem nämlichen Zelte und speiste mit ihm aus der nämlichen Schüssel. Die Lebhaftigkeit des Knaben, sein Mut und edelmütiger Charakter gewannen ihm die Zuneigung des alten Herrschers in einem solchen Grade, daß er beschloß, von den bestehenden Gebräuchen des

Reiches abzuweichen und dieses zwischen ihm und seinem ältern Bruder Huascar zu teilen. Auf seinem Totenbette rief er die hohen Kronbeamten zu sich und erklärte, es sei sein Wille, daß das alte Königreich Quito auf Atahuallpa übergehe, der darauf, als das Gebiet seiner Vorfahren, gewissermaßen einen natürlichen Anspruch habe. Das übrige Reich bestimmte er für Huascar; und er empfahl den beiden Brüdern, sich in diese Anordnung zu fügen und miteinander in Freundschaft zu leben. Dies war die letzte Handlung des heldenmütigen Herrschers, ohne Zweifel die unklügste seines ganzen Lebens; sein letzter Atemzug stürzte die Grundgesetze des Reiches übereinander und während er den Nachfolgern seiner Macht Einigkeit empfahl, hinterließ er gerade durch diese Teilung den Samen zu unvermeidlichem Zwiespalt.

Sein Tod erfolgte, wie es wahrscheinlich ist, zu Ende des Jahres 1525, nicht ganz sieben Jahre vor Pizarros Ankunft in Puna. Die Nachricht von seinem Absterben verbreitete Gram und Bestürzung im ganzen Lande; denn war er auch streng und selbst unerbittlich gegen den Empörer und gegen den lange widerstehenden Feind, so war er doch ein braver und edelmütiger Herrscher und gab seine Gesetze aus dem weitblickenden Gesichtspunkte eines Fürsten, der jeden Teil seines Gebietes als gleich berechtigt auf seine Fürsorge betrachtete. Die Bewohner von Quito, geschmeichelt durch die Beweise von Vorzug, die er ihnen durch seinen beständigen Aufenthalt in ihrem Lande und durch seine Verschönerung ihrer Hauptstadt gegeben hatte, bezeigten einen ungeheuchelten Gram über seinen Verlust und seine Untertanen in Cuzco, stolz auf den Ruhm, den seine Waffen und seine Fähigkeiten seinem Geburtslande gesichert hatten, zollten ihm nicht weniger Bewunderung. Dagegen blickten die Bedächtigeren und Zaghafteren in beiden Ländern mit Besorgnis in die Zukunft, wo das Szepter des großen Reiches, statt von einer alten und erfahrenen Hand geführt zu werden, den beiden fürstlichen Nebenbuhlern anvertraut sein würde, die schon von Natur aufeinander eifersüchtig und ihrer Jugend wegen dem schädlichen Einflusse

listiger und ehrgeiziger Ratgeber ausgesetzt sein würden. Das Volk gab seine Trauer durch die ungewohnten Ehrenbezeigungen zu erkennen, die es dem verstorbenen Inka erwies. Sein Herz wurde in Quito zurückbehalten und sein nach der Sitte des Landes einbalsamierter Leichnam nach Cuzco gebracht, um daselbst in dem großen Tempel der Sonne neben den Überresten seiner königlichen Vorfahren seine Stelle einzunehmen. Sein Leichenbegängnis wurde in beiden Hauptstädten seines ausgedehnten Reiches mit überschwenglicher Pracht gefeiert und viele Tausende seiner Nebenfrauen, nebst zahlreichen Dienern und Beamten, sollen ihren Gram, oder vielmehr ihren Aberglauben, durch die Opferung ihres Lebens bewiesen haben, um ihren abgeschiedenen Gebieter in die glänzende Wohnung der Sonne zu begleiten.

Ungefähr fünf Jahre lang nach dem Tode Huayna Capacs regierten die königlichen Brüder ohne Mißtrauen gegen einander und ohne den mindesten Streit. Es schien, als sollte der Wunsch ihres Vaters vollständig erfüllt werden und die beiden Staaten ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit ebenso behaupten, als seien sie niemals in einem vereinigt gewesen. Aber bei den mannigfachen Gründen zu Eifersucht und Mißvergnügen und dem Schwarme von Hofschmarotzern, die durch die Anregung solcher Gefühle ihre Rechnung zu finden hofften, war es leicht vorauszusehen, daß dieser Zustand der Dinge nicht lange bestehen könne. Auch würde er ohne das edle Gemüt Huascars, der allein von beiden Ursache hatten, sich zu beklagen, nicht so lange bestanden haben. Er war vier oder fünf Jahre älter als sein Bruder und von unbezweifeltem Mut erfüllt; aber er war ein Prinz von edlem und leutseligen Charakter und würde vielleicht, sich selbst überlassen, sich bei einer Anordnung beruhigt haben, die der, wenn auch ihn beeinträchtigende, Wille seines zu den Göttern eingegangenen Vaters war. Aber Atahuallpa war anderer Natur; kriegliebend, ehrgeizig und verwegen, war er fortwährend in Unternehmungen zur Vergrößerung seines Gebietes begriffen, obgleich seine schlaue Politik sorgfältig vermied, nach Ausdehnung seiner Besitzungen nach der Seite seines königlichen Bruders hin zu streben. Sein

unruhiger Geist erregte indes einige Besorgnis am Hofe von Cuzca und endlich schickte Huascar einen Abgesandten an Atahuallpa, um ihm über seine ehrgeizigen Pläne Vorstellungen zu machen und ihn aufzufordern, ihm wegen des Königreiches Quito Huldigung zu leisten.

So lautet die eine Angabe; andere Berichte behaupten, der unmittelbare Grund zu einem Bruch sei ein Anspruch gewesen, den Huascar auf das Gebiet von Tumebamba erhob, das sein Bruder als einen Teil seiner väterlichen Erbschaft inne hatte. Es kommt wenig auf den ausgesprochenen Grund zu Streitigkeiten zwischen Personen an, die durch die Umstände in eine so falsche Stellung zu einander gesetzt waren, daß der Bruch zu einer oder der andern Zeit doch unvermeidlich eintreten mußte.

Der Anfang und sogar der ganze Verlauf der Feindseligkeiten, die bald zwischen den beiden Brüdern ausbrachen, werden mit unvereinbaren und in Betracht, daß ihre Zeit dem Einfall der Spanier so nahe lag, mit unerklärlichen Abweichungen angegeben. Einige sagen, Atahuallpa sei beim ersten Zusammentreffen mit den Truppen aus Cuzco geschlagen und bei Tumebamba, einem Lieblingsaufenthalt seines Vaters, in dem alten Gebiete von Quito in dem Bezirke von Canaris, zum Gefangenen gemacht worden. Aus diesem Mißgeschick erhob er sich wieder durch eine glückliche Flucht aus der Gefangenschaft und nach seiner Rückkehr in seine Hauptstadt, befand er sich bald an der Spitze eines zahlreichen, von den geschicktesten und erfahrensten Feldherren angeführten Heeres.

Das freimütige Benehmen des jungen Atahuallpa hatte ihn bei den Soldaten beliebt gemacht, mit denen er, wie wir gesehen haben, zu den Lebzeiten seines Vaters mehr als einen Feldzug zusammen gemacht hatte. Diese Truppen waren die Blüte von dem großen Heere des Inka und einige von ihnen waren in seiner langen kriegerischen Laufbahn ergraut, die im Norden geendet hatte, wo sie dann bereitwillig ihre Huldigung auf den jungen Herrscher von Quito übertrugen. Sie wurden von zwei in großem Ansehen stehenden Offizieren befehligt, die beide große Kriegserfahrung

besaßen und das höchste Vertrauen des verstorbenen Inka genossen. Einer von ihnen hieß Quizquiz; der andere, der mütterlicherseits ein Oheim Atahuallpas war, hieß Chalicuchima.

Mit diesen erfahrenen Kriegern zu seiner Leitung, stellte sich der junge Herrscher an die Spitze seiner kriegerischen Schar und nahm seinen Marsch gegen Süden. Er war noch nicht weiter als bis Ambato, ungefähr sechzig englische Meilen von der Hauptstadt, vorgerückt, als er auf einen zahlreichen Kriegshaufen stieß, der von seinem Bruder unter der Anführung eines ausgezeichneten Häuptlings aus dem Inkastamme gegen ihn war ausgeschickt worden. Es folgte eine blutige Schlacht, die den größten Teil des Tages dauerte; der Schauplatz des Kampfes war der Saum des mächtigen Chimborazo.

Die Schlacht endete günstig für Atahuallpa und die Peruaner wurden unter großem Gemetzel und mit Verlust ihres Anführers in die Flucht geschlagen. Der Herrscher von Quito benutzte seinen Vorteil, um seinen Marsch so lange fortzusetzen, bis er vor den Toren von Tumebamba anlangte, das ebenso wie der ganze Bezirk von Canaris, obwohl von Alters her zu Quito gehörig, die Partei seines Nebenbuhlers ergriffen hatte. Er zog als Eroberer ein, ließ die Bewohner über die Klinge springen und machte die Stadt mit allen ihren prachtvollen Gebäuden, von denen einige von seinem eigenen Vater waren errichtet worden, dem Erdboden gleich. Den nämlichen Vernichtungskrieg setzte er auf seinem Marsch durch den abgefallenen Bezirk Canaris fort. An einigen Orten sollen Weiber und Kinder mit grünen Zweigen in den Händen in einem Trauerzuge herausgekommen sein, um seinen Zorn zu beschwören; aber taub gegen ihr Flehen, verwüstete der rachsüchtige Sieger das Land durch Feuer und Schwert und schonte keines einzigen ihm in die Hände fallenden Menschen, der im Stande war, Waffen zu tragen.

Das Schicksal von Canaris ergriff die Herzen seiner Feinde mit Schrecken und eine Stadt nach der andern öffnete ihre Tore dem Sieger, der seinen Marsch nach der peruanischen Hauptstadt fortsetzte. Der Fortschritt seiner Waffen wurde eine Zeitlang vor der

Insel Puna gehemmt, deren kühne Krieger die Sache seines Bruders verfochten. Nach einigen vor diesem Ort verlorenen Tagen überließ Atahuallpa den Kampf ihren alten Feinden, dem Volke von Tumbez, das schon frühzeitig sich für ihn erklärt hatte, während er seinen Marsch wieder antrat und bis Caxamalca, ungefähr sieben Grad südlicher Breite, vordrang. Hier machte er mit einer Abteilung des Heeres Halt, während er seine Hauptmacht, unter dem Befehle seiner beiden Generale, mit dem Auftrage vorwärts schickte, gerade auf Cuzco loszurücken. Er zog es vor, sich selbst nicht weiter in dem Lande des Feindes vorzuwagen, wo eine Niederlage ihm verderblich werden konnte. Durch das Aufschlagen seines Lagers in Caxamalca war er imstande, seine Generale, falls ihnen ein Mißgeschick begegnete, zu unterstützen oder schlimmstenfalls seinen Rückzug nach Quito so lange zu sichern, bis er wieder imstande sein würde, die Feindseligkeiten von Neuem zu beginnen.

Die beiden Befehlshaber, die in schnellen Märschen vorrückten, gingen endlich über den Apurimacstrom und langten in geringer Entfernung von der peruanischen Hauptstadt an. Unterdessen war Huascar nicht untätig gewesen. Auf die Nachricht von der Niederlage seines Heeres bei Ambato, bot er alles auf, um neue Truppen im ganzen Lande auszuheben. Auf den Rat seiner Priester, wie man sagt — der schlechtesten Ratgeber in Zeiten der Gefahr — entschloß er sich, die Ankunft des Feindes in seiner Hauptstadt zu erwarten und da dieser nur noch einige Leguas von Cuzco entfernt war, machte er, ebenfalls auf den Rat der Geistlichen, einen Ausfall, um ihm eine Schlacht zu liefern.

Die beiden Heere trafen sich auf der Ebene von Quipaypan, in der Nähe der indianischen Hauptstadt. Ihre Anzahl wird, wie gewöhnlich, abweichend angegeben; aber Atahuallpas Truppen hatten einen bedeutenden Vorzug durch die Kriegszucht und Erfahrung, denn viele von Huascars Mannschaften waren eiligst aus der umliegenden Gegend zusammengezogen worden. Beide fochten indes mit der Verzweiflung von Leuten, die fühlten, daß alles auf dem Spiele stand. Es war nicht mehr der Kampf um

eine einzelne Landschaft, sondern um den Besitz eines Reiches. Atahuallpas Truppen, aufgeblasen durch einen erst soeben errungenen Sieg, fochten mit einem auf überlegene Tapferkeit gegründeten Vertrauen, während die treuen Vasallen des Inka die Hingebung von Leuten kundgaben, die ihr Leben im Dienste ihres Gebieters gering anschlagen.

Der Kampf wütete mit größter Hartnäckigkeit von Morgens früh bis zu Sonnenuntergang und der Boden war mit Haufen von Sterbenden und Toten bedeckt, deren Knochen noch lange nach der Eroberung der Spanier bleichend auf dem Schlachtfelde lagen. Endlich entschied sich das Glück für Atahuallpa oder vielmehr es zeigte sich der gewöhnliche Erfolg größerer Zucht und Kriegserfahrung. Die Reihen des Inka wurden in unheilbare Verwirrung gebracht und wichen in jeder Richtung hin zurück. Die Sieger folgten den Fliehenden dicht auf den Fersen. Huascar suchte mit etwa tausend Mann, die sich um seine Person geschart hatten, zu entkommen. Aber der königliche Flüchtling wurde entdeckt, noch ehe er das Schlachtfeld verlassen hatte; seine kleine Schar ward von Feindesmassen umring und fast alle diese Treuen fanden bei der Verteidigung ihres Inka den Tod. Huacsar ward gefangen genommen und die siegreichen Häuptlinge marschierten sofort nach seiner Hauptstadt, die sie im Namen ihres Herrschers in Besitz nahmen.

Diese Begebenheiten ereigneten sich im Frühjahr 1532, wenige Monate vor der Landung der Spanier. Atahuallpa empfing die Nachricht vom Erfolge seiner Waffen und der Gefangennehmung seines unglücklichen Bruders in Caxamalca. Er gab sogleich Befehl, daß Huascar mit der seinem Range gebührenden Achtung behandelt, aber nach der starken Festung Xauxa gebracht gebracht und daselbst in engem Gewahrsam gehalten werden solle. Seine Befehle beschränkten sich nicht darauf, wenn wir dem Berichte Garcilassos de la Vega glauben dürfen, der selbst vom Inkageschlecht und von mütterlicher Seite ein Neffe des großen Huayna Capacs war.

Dieser Quelle gemäß lud Atahuallpa den Inkaadel im ganzen

Lande ein, sich in Cuzco zu versammeln, um sich mit ihnen über das beste Mittel zu beraten, das Reich zwischen ihm und seinem Bruder zu teilen. Als sie in der Hauptstadt beisammen waren, wurden sie von den Truppen aus Quito umringt und ohne Erbarmen niedergemetzelt. Der Zweck dieser treulosen Handlung war, die königliche Familie gänzlich auszurotten, von der ein Jeder einen bessern Anspruch auf die Krone erheben könnte, als der uneheliche Atahuallpa. Aber das Gemetzel blieb dabei nicht stehen. Die uneheliche Nachkommenschaft, wozu er doch selbst gehörte, die Halbbrüder des Ungeheuers, kurz alle, in deren Adern Inkablut floß, wurden mit hineingezogen und mit einer, selbst in den Jahrbüchern des römischen Reiches und der französischen Revolution beispiellosen Mordlust ließ Atahuallpa alle Frauen aus königlichem Geblüt, seine Tanten, Nichten und Geschwisterkinder, umbringen und dies sogar unter den ausgesuchtesten und langwierigsten Qualen. Um der Rache noch eine größere Würze zu geben, fanden viele Hinrichtungen in der persönlichen Gegenwart Huascars statt, der auf diese Weise gezwungen ward, Zeuge von der Abschlachtung seiner Weiber und Schwestern zu sein, die in ihrer Todesangst ihn vergebens um Hilfe anflehten!

So lautet die Erzählung des Geschichtsschreibers der Inkas, die er, wie er uns versichert, von seiner Mutter und seinem Oheim hat. Beide waren zu der Zeit Kinder und gehörten zu den wenigen Glücklichen, die der Ermordung ihres Hauses entgingen. Und auf diese Weise wird sie seitdem von manchem spanischen Schriftsteller, ohne irgend ein Zeichen des Mißtrauens, wiederholt. Aber ein Gewebe so unveranlaßter Scheußlichkeiten, wie diese, ist der menschlichen Natur, ja selbst dem gesunden Menschenverstande zu widerstrebend, als daß wir auf den Grund eines gewöhnlichen Zeugnisses daran glauben können.

Leider enthalten die Jahrbücher halbgesitteter Völker Beispiele ähnlicher Versuche, ein ganzes verhaßtes Geschlecht auszurotten, das zum Gegenstande der Eifersucht eines Tyrannen geworden war, obgleich ein solcher Versuch fast ebenso töricht ist, als wenn man eine besondere Pflanzenart vertilgen wollte, deren Samen

jeder Wind über das Land geweht hatte. Aber wenn der Versuch, das Inkageschlecht auszurotten, wirklich von Atahuallpa gemacht ward, wie kommt es, daß der Schriftsteller das Dasein so vieler Abkömmlinge aus rein königlichem Geblüt — nahe an sechshundert — siebzig Jahre nach dem behaupteten Gemetzel zugibt? Warum hätte sich die Niedermetzelung, statt sich auf die ehelichen Mitglieder des königlichen Hauses zu beschränken, die einen bessern Anspruch auf die Krone nachweisen konnten, als deren unrechtmäßiger Besitzer, auf alle mit dem Geschlecht in noch so entfernter Verbindung Stehende erstreckt? Warum wären bejahrte Frauen und junge Mädchen in der Verurteilung inbegriffen und so ausgesuchten und unnötigen Qualen preisgegeben worden, da es doch augenscheinlich ist, daß so ohnmächtige Wesen nichts getan haben konnten, um die Eifersucht des Tyrannen zu wecken? Warum wurden, während man so viele aus unbestimmter Furcht vor entfernter Gefahr hinopferte, sein Nebenbuhler Huascar, so wie sein jüngerer Bruder Manco Capac, von denen der Eroberer doch am meisten zu fürchten hatte, am Leben gelassen? Kurz, warum wird die wunderbare Geschichte nicht von anderen, die vor Garcilassos Zeiten schrieben und den Begebenheiten fast um ein halbes Jahrhundert näher standen, erzählt?

Daß sich Atahuallpa wohl hat Ungehörigkeiten zuschulden kommen lassen, und daß er das Recht der Eroberung durch unnütze Grausamkeiten mißbraucht haben mag, wird man leicht glauben; denn niemand, der sich seiner Behandlung der Canaris erinnert — die selbst seine Verteidiger nicht zu leugnen wagen — wird bezweifeln, daß er das rachsüchtige Gemüt „jener Feuerseelen und Sonnenkinder" besaß,

„bei denen Rache eine Tugend war."

Aber es liegt ein großer Unterschied zwischen dieser und den unnatürlichen und meist unveranlaßten Greueln, die ihm zugeschrieben werden und die eine teuflische Natur voraussetzen, an die man auf die Behauptung eines indianischen Parteihauptes, des geschworenen Feindes seines Hauses, nicht glauben kann, obgleich sie von castilianischen Geschichtschreibern wiederholt wird, die

natürlich in der Schilderung von Atahuallpas Greueltaten eine Entschuldigung für die Grausamkeit ihrer Landsleute gegen ihn suchen.

Die Nachricht von dem großen Siege wurde auf Sturmesflügeln nach Caxamalca getragen und laut und lange ertönte die Freude, nicht nur im Lager Atahuallpas, sondern auch in der Stadt und der umliegenden Gegend; denn alles strömte nun zusammen, um dem Sieger Glückwünsche zu bringen und ihm zu huldigen. Der Herrscher von Quito zögerte nun nicht länger, das scharlachene Borla, die Krone der Inkas, anzunehmen. Sein Sieg war vollständig. Er hatte seine Feinde auf ihrem eigenen Grund und Boden geschlagen, hatte ihre Hauptstadt in Besitz genommen, seinen Fuß auf den Nacken seines Nebenbuhlers gesetzt und sich das alte Szepter der Kinder der Sonne errungen. Aber seine Siegesstunde war bestimmt, die Stunde seiner tiefsten Erniedrigung zu werden. Atahuallpa war keiner jener, denen nach den Worten des griechischen Barden, „die Götter sich gern offenbaren". Er hatte den Wink des Himmels nicht verstanden. Der kleine Fleck, den das scharfsichtige Auge seines Vaters am fernen Rande des Gesichtskreises erkannt, den aber Atahuallpa, in seiner Spannung auf den tödlichen Streit mit seinem Bruder, wenig beachtet hatte, war nun hoch am Himmel aufgestiegen, hatte sich immer weiter ausgedehnt, bis er die Wolken verfinsterte und nun im Begriffe war, in einem Gewitter über das unselige Volk loszubrechen.

DRITTES HAUPTSTÜCK

Landung der Spanier in Tumbez / Pizarro untersucht die Gegend / San Miguel / Marsch ins Innere / Botschaft von dem Inka / Ereignisse auf dem Marsche Er gelangt an den Fuß der Andes

1532

Wir verließen die Spanier auf der Insel Puna, als sie sich zu einer Landung auf dem benachbarten Festlande von Tumbez anschickten. Dieser Hafen war nur wenige Leguas davon entfernt und Pizarro ging mit dem größeren Teile seiner Leute hinüber, während die wenigen Übrigen das Gepäck des Befehlshabers und die Kriegsgeräte auf einigen indianischen Balsas dorthin schaffen sollten. Eines dieser Fahrzeuge, das zuerst an der Küste ankam, ward umringt und drei auf dem Flosse befindliche Leute wurden von den Eingeborenen in das nahegelegene Gehölz geschleppt und dort ermordet. Darauf bemächtigten sich die Indianer einer der anderen Balsas, die Pizarros Kleidervorrat enthielt; als aber die Leute, die sie verteidigten, ein lautes Hilfegeschrei erhoben, drang dies bis zu Hernando Pizarro, der mit einer kleinen Reiterschar etwas weiter unten an der Küste gelandet war. Zwischen ihm und den so hart von den Eingeborenen bedrängten Leuten lag eine große Strecke schlammigen Bodens, die bei hohem Wasser überflutet wurde. Die Flut war vorüber und der Grund schlüpfrig und gefährlich. Mit wenig Rücksicht auf die Gefahr, spornte der kühne Reiter sein Pferd in die schlammige Tiefe, und von seinen Begleitern gefolgt, arbeitete er sich im Morast bis an den Sattelgurt vorwärts, bis sie mitten unter den Plünderern erschienen, die, erschrocken über die sonderbare Erscheinung der Reiter, eilig, ohne auch nur einen Anschein von Widerstand, in die benachbarten Wälder flohen.

Dies Benehmen der Eingeborenen von Tumbez läßt sich nicht leicht erklären, wenn man an die freundlichen Verhältnisse denkt, in denen sie mit den Spaniern bei deren vorigem Besuche gestanden, und die sie erst vor kurzem wieder auf der Insel Puna erneuert hatten. Aber noch mehr erstaunt war Pizarro, als er, beim

Eintritt in ihre Stadt, diese nicht nur verlassen, sondern, mit Ausnahme weniger Häuser, ganz zerstört fand. Vier oder fünf der festesten Privathäuser, der große Tempel und die Festung — sämtliche bedeutend beschädigt und ihrer Ausschmückung gänzlich beraubt — waren allein übrig geblieben, um die Lage der Stadt zu bezeichnen und deren ehemaligen Glanz zu bekunden. Der Anblick dieser Verwüstung erfüllte die Eroberer mit Schrecken; denn selbst die Neuangeworbenen, die nie vorher auf der Küste gewesen waren, hatten die wunderbaren Erzählungen von Tumbez goldenen Schätzen gehört, und mit Vertrauen hatten sie auf diese als auf eine leichte Beute nach allen ihren Mühseligkeiten hingeblickt. Aber Perus Gold schien nur ein täuschendes Luftgebilde zu sein, das, nachdem es ihnen durch Mühe und Gefahr hindurch gewinkt hatte, in dem Augenblick verschwand, wo sie es zu ergreifen versuchten.

Pizarro sandte einen kleinen Truppenteil zur Verfolgung der Flüchtigen ab; und nach einigen leichten Scharmützeln bekamen sie mehrere der Eingeborenen in ihre Gewalt, und unter ihnen, wie es sich zufällig fügte, den Curaca des Ortes. Als er dem spanischen Befehlshaber vorgeführt wurde, leugnete er irgend einen Anteil an der Gewalt genommen zu haben, die den weißen Männern zugefügt worden; dies sei, sagte er, von einem gesetzlosen Volkshaufen ohne sein Wissen geschehen; und er erklärte sich bereit, sie zur Strafe zu ziehen, wenn sie entdeckt werden könnten. Den zerstörten Zustand der Stadt erklärte er durch die langen Kriege, die sie mit den wilden Stämmen von Puna geführt, denen es zuletzt gelungen sei, die Stadt in Besitz zu nehmen und die Einwohner in die benachbarten Wälder und Berge zu verjagen. Der Inka, dem sie anhingen, sei zu sehr mit seinen eigenen Fehden beschäftigt, um sie gegen ihre Feinde zu schützen.

Ob Pizarro der Entschuldigung des Caziken Glauben schenkte, muß bezweifelt werden. Jedoch verbarg er seinen Argwohn und da der vornehme Indianer sowohl in seinem Namen, als in dem seiner Vasallen Gehorsam versprach, willigte der spanische General darein, der Sache weiter keine Erwähnung zu tun. Er scheint jetzt

DIE LANDUNG IN TUMBEZ

zum ersten Male in seiner ganzen Stärke gefühlt zu haben, daß seine Politik erheische, sich die Zuneigung des Volkes zu gewinnen, unter das er sich, trotz so furchtbarer Überzahl, geworfen hatte. Vielleicht waren es die Ausschweifungen, die sich seine eigenen Leute im früheren Verlauf der Unternehmung hatten zuschulden kommen lassen, wodurch das Vertrauen des Volkes von Tumbez erschüttert und zu dieser verräterischen Vergeltung aufgeregt worden war.

Pizarro fragte die nun unter dem Versprechen der Straflosigkeit ins Lager kommenden Eingeborenen, was aus seinen beiden Gefährten geworden sei, die bei der ersten Unternehmung bei ihnen geblieben waren. Ihre Antworten darauf waren dunkel und widersprechend. Einige sagten, sie seien im Kriege mit Puna umgekommen; noch Andere gaben zu verstehen, daß sie infolge von unsittlichen Angriffen auf indianische Weiber das Leben verloren hätten. Es war unmöglich, die Wahrheit herauszubringen. Die letzte Angabe war nicht die unwahrscheinlichste. Aber was auch der Grund gewesen sein mochte, so blieb doch kein Zweifel, daß sie beide ums Leben gekommen waren.

Diese Nachricht verbreitete unter den Spaniern noch mehr Trübsinn, der selbst durch die lebhaften Schilderungen der Eingeborenen von den Reichtümern des Landes und von dem Glanz und der Freigebigkeit des Herrschers in seiner fernen Hauptstadt im Gebirge nicht verscheucht ward. Auch trauten sie der Echtheit einer Papierrolle nicht, die Pizarro von einem Indianer erhalten hatte, dem sie von einem der im Lande gebliebenen weißen Männer war zugestellt worden. „Wisse, wer Du auch sein magst", sagte die Schrift, „den das Schicksal zufällig in dies Land führen sollte, daß es mehr Gold und Silber enthält, als es in Biscaya Eisen gibt." Als der Anführer den Soldaten dies Papier zeigte, lachten sie nur darüber, indem sie es für eine Erfindung ihres Führers hielten, um ihre unbegründeten Hoffnungen rege zu erhalten.

Pizarro sah nun ein, daß es nicht klug wäre, länger in seiner jetzigen Stellung zu verweilen, wo sich bald ein Geist des Mißmutes in die Reihen seiner Anhänger schleichen könnte, falls ihre

Stimmung nicht durch neue Ereignisse oder durch ein Leben fortwährender Tätigkeit gehoben würde. Doch war er sehr begierig, genauere Kunde als bisher über den jetzigen Zustand des peruanischen Reiches, über dessen Stärke und Hilfsquellen, über den König, der es regierte und seine jetzigen Verhältnisse einzuziehen. Auch wünschte er, ehe er einen entscheidenden Schritt zum Eindringen in das Land täte, irgend einen zu einer Ansiedelung bequem gelegenen Ort ausfindig zu machen, der ihm die Mittel zu einer regelmäßigen Verbindung mit den Pflanzstaaten gewährte und zugleich einen festen Platz, in den er sich, falls ihn ein Unglück träfe, zurückziehen könnte.

Er entschloß sich daher, einen Teil der Mannschaft in Tumbez zu lassen, darunter die, die wegen ihres Gesundheitszustandes am wenigsten geeignet waren ins Feld zu ziehen und mit den übrigen einen Streifzug in das Innere zu unternehmen, um das Land auszukundschaften, ehe er sich für irgend einen Kriegsplan entschied. Anfangs Mai 1532 rückte er aus; und während er selbst sich in den niedriger gelegenen Gegenden hielt, sandte er eine kleine Abteilung unter dem Befehl von Hernando de Soto ab, um die Ränder der großen Sierra zu untersuchen.

Er hielt strenge Kriegszucht auf dem Marsche, befahl seinen Leuten sich jeder Gewalttätigkeit zu enthalten und bestrafte Ungehorsam auf die schnellste und entschlossenste Weise. Die Eingeborenen leisteten nur selten Widerstand. Wenn sie es taten, wurden sie bald besiegt und weit entfernt, rachsüchtig zu verfahren, zeigte sich Pizarro empfänglich für die ersten Zeichen von Unterwerfung. Durch diese milde und verständige Politik erlangte er bald einen Ruf bei den Bewohnern, der die ungünstigen Eindrücke verwischte, die der frühere Teil seines Feldzuges gemacht hatte. Auf seinem Marsche durch die dichtbevölkerten Weiler, mit denen die niedrigen Gegenden zwischen den Cordilleren und dem Meere besät waren, hieß ihn die Eingeborenen mit ländlicher Gastfreiheit willkommen und versorgten seine Truppen mit guten Quartieren und reichlichen Lebensmitteln, die in dem üppigen Boden der Tierra caliente nur wenig kosteten. Überall erließ

Pizarro Bekanntmachungen, daß er im Namen des heiligen Statthalter Gottes und des Herrschers von Spanien komme, um von den Einwohnern, als echten Kindern der Kirche und als Untergebenen seines Herrn und Gebieters, Gehorsam zu fordern. Und da das einfache Volk keine Einwendung gegen eine Formel machte, von der es nicht eine Silbe verstehen konnte, wurden sie als gute Untertanen der castilianischen Krone angenommen und ihre Huldigung — oder was man sofort als ein solche auslegte — ward von dem Notar gehörig niedergeschrieben und bescheinigt. Nach Verlauf von etwa drei oder vier Wochen, die er zur Auskundschaftung verwendet hatte, kam Pizarro zu dem Schlusse, daß der passendste Ort zu seiner neuen Niederlassung sich in dem reichen Tale von Tangarala, dreißig Leguas südlich von Tumbez, finde, das von mehr als einem Flusse durchströmt wurde, die eine Verbindung mit dem Meere vermittelten. Nach diesem Orte befahl er daher der in Tumbez zurückgelassenen Mannschaft sogleich zu ihren Schiffen zu kommen und kaum waren sie angelangt, als tätige Anstalten getroffen wurden, die Stadt auf eine den Bedürfnissen der Ansiedelung angemessene Weise aufzubauen. Das Bauholz verschaffte man sich aus den benachbarten Wäldern. Steine bezogen sie aus den Steinbrüchen und allmählig erhoben sich Gebäude, von denen einige auf Festigkeit, wo nicht auf Zierlichkeit Anspruch machen konnten. Unter diesen befanden sich eine Kirche, ein öffentliches Vorratshaus, ein Gerichtsgebäude und eine Festung. Die städtische Obrigkeit, bestehend aus Regidores, Alcaldes und den gewöhnlichen bürgerlichen Beamten, ward eingesetzt. Das umliegende Land wurde unter die Bewohner verteilt und jedem Ansiedler eine bestimmte Anzahl Eingeborene zugewiesen, um ihm bei seinen Arbeiten zu helfen; denn da, wie Pizarros Sekretär bemerkt: „es erwiesen ist, daß die Ansiedler nicht ohne die Dienstleistungen der Indianer bestehen können, so waren die Geistlichen und die Leiter der Unternehmung sämtlich darin einverstanden, daß ein Repartimiento der Eingeborenen der Sache der Religion dienlich sein und sehr zu ihrem geistlichen Wohle beitragen werde, da sie auf diese Weise Gelegenheit er-

halten würden, sich mit dem wahren Glauben vertraut zu machen." Nachdem Pizarro diese Einrichtungen mit so gewissenhafter Rücksicht auf die Wohlfahrt der in der Finsternis wandelnden Heiden getroffen hatte, gab er seiner jungen Stadt den Namen San Miguel, als Anerkennung der Dienste, die ihm dieser Heilige in seinen Schlachten mit den Indianern von Puna geleistet hatte. Da sich nachher die Lage der Ansiedelung als ungesund erwies, wurde sie mit einer andern an den Ufern des schönen Piura vertauscht. Die Stadt hat noch immer einige Berühmtheit wegen ihrer Manufakturen, obgleich sie ihre ehemalige Bedeutung verloren hat; aber der Name San Miguel de Piura, den sie trägt, erinnert noch an die Gründung der ersten europäischen Niederlassung im Reiche der Inkas.

Ehe Pizarro von der neuen Ansiedlung schied, ließ er die Gold- und Silberschmucksachen, die er in verschiedenen Teilen des Landes erhalten hatte, in eine Masse zusammenschmelzen und ein Fünftel davon für die Krone zurücklegen. Das Übrige, das den Truppen gehörte, bewog er diese für jetzt aufzugeben, unter dem Versprechen, daß sie dafür durch die erste ihnen zufallende Beute entschädigt werden sollten. Mit diesen Schätzen und anderen Gegenständen, die er im Laufe des Feldzuges zusammengebracht hatte, sandte er die Schiffe nach Panama zurück. Das Gold wurde zur Bezahlung der Schiffseigner und der Leute verwendet, die die zur Unternehmung nötigen Vorräte geliefert hatten. Daß es ihm so leicht gelang, seine Leute zur Aufgabe ihres gegenwärtigen Besitzes für künftige Entschädigung zu bestimmen, beweist, daß der Unternehmungsgeist wieder in seiner ganzen Stärke bei ihnen erwacht war und daß sie mit dem nämlichen lebhaften Vertrauen auf Erfolg in die Zukunft blickten.

Bei seinem Beobachtungszuge hatte der spanische Befehlshaber manche wichtige Erfahrung über den Zustand des Königreiches gesammelt. Er hatte sich über den Erfolg des Streites zwischen den Brüdern sowie darüber Gewißheit verschafft, daß der Sieger jetzt mit seinem Heere in einer Entfernung von nur zehn bis zwölf Tagereisen von San Miguel sein Lager aufgeschlagen habe. Was

er über den Reichtum und die Macht dieses Herrschers und über seine große südliche Hauptstadt erfuhr, stimmte mit den früher gehörten allgemeinen Gerüchten überein und war daher geeignet, zugleich sowohl das Vertrauen der Eindringlinge etwas zu dämpfen, als ihre Habsucht zu reizen.

Pizarro hätte gern sein kleines Heer durch einige Verstärkungen, wie gering sie auch sein mochten, vermehrt gesehen und verschob aus dem Grunde seinen Aufbruch um einige Wochen. Aber es kam keine Verstärkung an; und da er keine weiteren Nachrichten von seinen Genossen in Panama erhielt, so urteilte er, daß ein längerer Aufschub ihm wahrscheinlich größere Übel zuziehen würde, als die ihm auf dem Marsche bevorständen; daß ein untätiges Leben unausbleiblich Mißvergnügen erzeugen und daß die Kraft und der Mut des Soldaten unter dem entnervenden Einflusse des tropischen Himmelstriches leiden würden. Doch schien die ihm zu Gebot stehende, sich in allem auf kaum zweihundert Mann belaufende Mannschaft, wenn er davon noch fünfzig zum Schutz der neuen Ansiedlung zurückließ, sehr gering zur Eroberung eines Reiches zu sein. Er konnte allerdings, statt gegen den Inka zu marschieren, eine südliche Richtung gegen die reiche Hauptstadt Cuzco nehmen. Aber dies würde nur die Stunde der Entscheidung verzögert haben. Denn welche Gegend des Reiches konnte er zu betreten hoffen, wo der Arm des Herrschers ihn nicht erreichen würde? Durch eine solche Maßregel würde er überdies Mangel an Vertrauen zu sich selbst zeigen. Er würde die Meinung von seiner unbesieglichen Tapferkeit erschüttern, die er bisher bemüht gewesen war, bei den Eingeborenen zu verbreiten und in der das große Geheimnis seiner Stärke bestand, die, es kurz zu sagen, mächtiger auf ihren Geist wirkte, als die Entfaltung einer großen Anzahl von Truppen und bloß physische Kraft; und was das Schlimmste war, ein solches Verfahren hätte das Vertrauen der Truppen zu sich selbst und zu ihm geschwächt; es würde die ganze Unternehmung mit einem Male gelähmt haben. Daran war also nicht zu denken.

Aber obgleich Pizarro sich zum Marsch ins Innere entschloß,

bleibt es doch zweifelhaft, ob er sich einen bestimmten Plan dazu entworfen hatte. Nach einer so langen Zeit besitzen wir kein anderes Mittel zur Kenntnis seiner Absichten, als seine Taten. Leider konnte er nicht schreiben und er hat keinen Brief hinterlassen, gleich den unschätzbaren Aufzeichnungen des Cortez, um uns über seine Beweggründe aufzuklären. Sein Sekretär und einige seiner Waffengefährten haben seine Taten ausführlich erzählt, aber sie waren nicht immer imstande, die Beweggründe anzugeben, die ihn leiteten.

Möglich ist es, daß der spanische General, selbst schon während seines Aufenthaltes in San Miguel, an einen kühnen und wirksamen Handstreich gedacht haben mag, der, gleich dem des Cortez, als er den aztekischen Herrscher in sein Lager entführte, das Volk mit Schrecken erfüllen und mit einem Schlage das Schicksal des Tages entscheiden sollte. Wahrscheinlich ist es indes, daß sein Vorsatz nur war, sich dem Inka als den friedliebenden Stellvertreter eines andern Herrschers vorzustellen und durch diese Freundschaftsbezeugung jedes feindselige Gefühl, ja selbst jeden Argwohn zu verscheuchen. War er erst einmal mit dem indianischen Prinzen in Verbindung getreten, dann konnte er ja sein ferneres Benehmen nach den Umständen einrichten.

Am 21. September 1532, fünf Monate nach seiner Landung in Tumbez, rückte Pizarro an der Spitze seines kleinen Haufens Abenteurer aus den Toren von San Miguel aus, nachdem er den Ansiedlern befohlen hatte, ihre indianischen Untergebenen mit Menschlichkeit zu behandeln und ihr Betragen so einzurichten, daß sie sich dadurch die Gunst der benachbarten Stämme gewönnen; hiervon hänge ihr Leben, die Sicherheit des Heeres und der Erfolg der Unternehmung ab. An dem Orte selbst sollten der königliche Schatzmeister, der Veedor oder Aufseher der Metalle und andere Beamte der Krone zurückbleiben; der Befehl über die Besatzung wurde dem Contador, Antonio Navarro, anvertraut. Hierauf brach er, an der Spitze seiner Truppen, kühn gegen das Herz des Landes in der Richtung auf, in der, wie er gehört hatte, das Lager des Inka sich befand. Es war ein gewagtes Unternehmen,

so mit einer Handvoll Leute in das Herz eines mächtigen Reiches einzudringen, dem indianischen Herrscher in seinem Lager, umgeben von der Blüte seines siegreichen Heeres, entgegenzutreten. Pizarro hatte schon mehr als einmal erfahren, wie schwer es sei, sich gegen die rohen Stämme des Nordens zu behaupten, die an Stärke und Zahl so weit unter den kriegerischen Scharen Perus standen. Aber ein gewagtes Spiel hatte, wie ich schon mehrmals zu bemerken Gelegenheit gehabt, einen großen Reiz für die Spanier. Die glänzenden Taten seiner Landsleute bei ähnlichen Gelegenheiten, mit so unzureichenden Mitteln, flößten ihm Vertrauen zu seinem Glücksstern ein; und diesem Vertrauen hatte er seinen Erfolg zu danken. Hätte er nur einen Augenblick geschwankt, hätte er sich damit aufgehalten, die möglichen Fälle zu berechnen, dann würde es ihm unfehlbar mißglückt sein; denn die Überlegenheit war zu groß, als daß die nüchterne Vernunft gegen sie hätte ankämpfen können. Nur der Mut eines fahrenden Ritters konnte sie siegreich bestehen.

Nachdem die kleine Schar die freundlichen Gewässer des Piura überschritten, setzte sie ihren Weg durch ein ebenes Land fort, das die von den nahegelegenen Cordilleren herabkommen Ströme durchschnitten. Die Oberfläche des Landes war mit Riesenwäldern bedeckt und zuweilen von steilen Anhöhen unfruchtbaren Bodens durchkreuzt, die das Ansehen von Ausläufern der naheliegenden Andes hatten und in der Ebene hier und da kleine abgelegene Täler von großer Lieblichkeit bildeten. Wurde auch der Boden nur selten durch Regen bewässert, so war er doch von Natur fruchtbar und wo ihn Feuchtigkeit erfrischte, wie an den Ufern der Flüsse, da schmückte ihn das glänzendste Grün. Überdies hatte der Fleiß der Bewohner diese Flüsse aufs Beste nutzbar gemacht, indem Kanäle und Wasserleitungen die Niederungen in allen Richtungen durchzogen und sich wie ein großes Netz verbreiteten. Die Luft duftete von süßen Blumengerüchen und überall wurde das Auge durch den Anblick von Obstgärten voller unbekannter Früchte, von gelben Kornfeldern und fruchtbaren saftigen Gemüsen aller Art entzückt, die in dem sonnigen Klima des Erdgleichers

üppig gedeihen. Die Spanier befanden sich unter einem Volke, das den Landbau vollkommener betrieb, als sie es bisher irgendwo auf dem amerikanischen Festlande gefunden hatten; und auf dem Marsche durch diese paradiesische Fülle bildete ihre jetzige Lage einen angenehmen Gegensatz gegen das, was sie vorher in der traurigen Einöde der Mangelbäume gelitten hatten.

Auch wurden sie überall von dem einfachen Volke mit zutraulicher Gastfreiheit aufgenommen; was sie ohne Zweifel großenteils ihrem eigenen friedfertigen Benehmen verdankten. Jeder Spanier schien sich zu überzeugen, daß das einzige Mittel zum Gelingen des Vorhabens darin lag, die gute Meinung der Bewohner zu gewinnen, unter die er sich so furchtlos gewagt hatte. In den meisten Weilern und in jeder Stadt von beträchtlicher Größe fand sich eine Festung oder für den Inka ein königliches Rasthaus, dessen weite Räume den Spaniern alle Bequemlichkeiten darboten, die dadurch ihren ganzen Weg entlang auf Unkosten derselben Regierung, die sie zu stürzen beabsichtigten, mit Wohnungen versorgt wurden.

Am fünften Tage nach ihrem Aufbruche von San Miguel machte Pizarro in einem dieser köstlichen Täler halt, um seine Truppen ausruhen zu lassen und um sie zu besichtigen. Sie beliefen sich im ganzen auf hundertsiebenundsiebzig Mann, wobei siebenundsechzig Reiter. Die ganze Schar hatte nur drei Büchsen- und wenige Armbrustschützen, zusammen nicht über zwanzig. Die Mannschaft war leidlich gut ausgerüstet und überhaupt in gutem Zustande. Aber der scharfe Blick ihres Befehlshabers bemerkte mit Mißbehagen, daß, obgleich seine Leute im allgemeinen Mut für das Unternehmen zeigten, sich doch einige unter ihnen befanden, aus deren Blicken Mißvergnügen sprach und die, wenn sie es auch nicht durch offenes Murren kund gaben, doch weit entfernt davon waren, sich mit ihrer gewohnten Munterkeit zu bewegen. Er fühlte, daß, wenn ein solcher Geist ansteckend würde, dies dem Unternehmen zum Verderben gereichen könnte und hielt es für das Ratsamste, den Krebsschaden sofort, koste es was es wolle, auszurotten, als zu warten, bis er das Ganze ergriffen hätte.

Er berief daher seine Leute zusammen und sagte ihnen, „es sei jetzt ein entscheidender Augenblick in ihrer Angelegenheit eingetreten, dem zu begegnen ihr ganzer Mut erforderlich sei. Es solle keiner daran denken, in der Unternehmung weiter fortzuschreiten, der es nicht von ganzem Herzen tun könne oder der das geringste Mißtrauen in den Erfolg setze. Bereue jemand, sich daran beteiligt zu haben, so sei es noch nicht zu spät, umzukehren. San Miguel sei nur schwach besetzt und es würde ihm angenehm sein, es stärker beschützt zu sehen. Wer von ihnen wolle, möge nach jenem Platze zurückkehren und diese sollten Anspruch auf die nämlichen Anteile an Ländereien und indianische Vasallen machen können, wie die jetzt dort befindliche Besatzung. Mit den übrigen, seien es wenige oder viele, die es vorzögen sein Schicksal mit ihm zu teilen, werde er das Abenteuer zu Ende führen."

Dies war sicher ein merkwürdiger Vorschlag für einen Anführer, der die Anzahl der Mißvergnügten in seinen Reihen nicht kannte und der von seiner, für das Unternehmen schon viel zu schwachen Streitkraft auch nicht einen einzigen Mann gut entbehren konnte. Überdies verschaffte er durch seine Hinweisung auf die geringe Besatzung von San Miguel den Mißvergnügten einen anständigen Vorwand, zurückzutreten und entfernte die Schranke der Scham, die sie noch etwa im Lager hätte zurückhalten können. Trotz der ihnen auf diese Weise gestatteten offenen Erklärung, fanden sich doch nur wenige, neun in allem, die von des Generals Erlaubnis Gebrauch machten. Davon gehörten fünf zum Fußvolk und vier zur Reiterei. Die übrigen erklärten laut ihren Entschluß, mit ihrem tapferen Anführer vorwärts zu gehen; und fanden sich auch einige schwache Stimmen unter dem allgemeinen Ausruf, so hatten diese doch auf das Recht verzichtet, sich später zu beklagen, da sie freiwillig auf die Erlaubnis zurückzukehren verzichtet hatten. Diese kluge Maßregel des scharfsinnigen Führers hatte besten Erfolg. Er hatte die wenigen Samenkörner des Mißvergnügens ausgesondert, die, wenn sie sich selbst überlassen geblieben, leicht im stillen hätten gähren können, bis die ganze Masse zur Meuterei übergegangen wäre. Cortez hatte seine Leute dadurch gezwungen, in

seinem Unternehmen mutig vorwärts zu gehen, daß er ihre Schiffe verbrannte und ihnen so die einzigen Mittel zum Rückzuge abschnitt. Pizarro andererseits öffnete den Mißvergnügten die Tür und erleichterte ihnen den Abzug. Beide urteilten richtig unter ihren eigentümlichen Umständen und beiden gelang ihr Vorhaben vollständig.

Pizarro, der sich durch seinen Verlust gestärkt, statt geschwächt fühlte, trat nun seinen Marsch wieder an und gelangte am zweiten Tage nach einem Orte, namens Zaran, der in einem fruchtbaren Tale zwischen Bergen lag. Einige von den Einwohnern waren ausgehoben worden, um unter den Truppen Atahuallpas zu dienen. Die Spanier hatten auf ihrem Marsche häufige Beweise von den drückenden Maßregeln des Inka erfahren, der einige der Täler fast entvölkert hatte, um sich Verstärkungen für sein Heer zu schaffen. Der Curaca der indianischen Stadt, in der Pizarro jetzt anlangte, empfing ihn mit Freundlichkeit und Gastfreiheit und die Truppen wurden, wie gewöhnlich, in einem der königlichen Tambos oder Empfangshäuser untergebracht.

Noch immer nahmen die Spanier an keinem Zeichen wahr, daß sie sich dem königlichen Feldlager näherten, obgleich schon eine längere Zeit verstrichen war, als die man ihnen anfänglich angegeben hatte. Kurz vor seinem Eintritt in Zaran hatte Pizarro gehört, daß sich eine peruanische Besatzung in einem Orte, namens Caxas, befinde, der zwischen den Bergen, nicht weit von seinem gegenwärtigen Aufenthalte, liege. Er hatte sofort eine kleine Abteilung unter Hernando de Soto nach jener Richtung geschickt, um die Gegend auszukundschaften und ihm nach Zaran, wo er die Zurückkunft dieses Offiziers erwarten wolle, Nachricht über die wirkliche Sachlage zu bringen.

Es verging ein Tag nach dem andern; schon war eine Woche verflossen, ohne das Pizarro Nachricht erhielt, und er fing an, über das Schicksal seiner Gefährten ernstlich besorgt zu werden, als am achten Morgen Soto erschien und einen Abgesandten von dem Inka selbst mitbrachte. Dies war ein vornehmer Mann, den mehrere Personen von geringerem Stande begleiteten. Er hatte die Spanier

in Caxas getroffen und begleitete sie jetzt auf ihrer Rückkehr, um die Botschaft seines Herrschers auszurichten und zugleich ein Geschenk für den spanischen Befehlshaber zu überbringen. Dies bestand in zwei steinernen Gefäßen in der Form von Festungen, einigen schönen, mit Gold und Silber gestickten wollenen Stoffen, und einer Menge getrockneten, auf eigentümliche Weise gewürzten Gänsefleisches, dessen sich die vornehmen Peruaner in pulverisiertem Zustande als Räucherzeug bedienen. Der indianische Abgesandte hatte auch seines Herrn Gruß an die Fremden zu bringen, die Atahuallpa in seinem Lande willkommen heiße, und die er einlade, ihn in seinem Lager im Gebirge zu besuchen.

Pizarro sah wohl ein, daß der Zweck des Inka bei diesem diplomatischen Besuch weniger war, ihm eine Höflichkeit zu erweisen, als die Stärke und den Zustand der Eindringlinge zu erfahren. Aber er bezeigte sich sehr erfreut über die Gesandschaft und stellte sich, als wenn er ihre wahre Absicht nicht kenne. Er ließ den Peruaner auf die beste Weise, die das Lager erlaubte, bewirten, und bezeigte ihm die Ehrfurcht, sagt einer der Eroberer, die dem Abgesandten eines so großen Herrschers gebührt. Pizarro ersuchte ihn, seinen Besuch um einige Tage zu verlängern, was der indianische Gesandte ablehnte; doch benutzte er seine Zeit aufs Beste, alle möglichen Erkundigungen über den Gebrauch jedes ihm fremden Gegenstandes, den er sah, sowie über den Zweck des Besuchs der weißen Männer im Lande und die Gegend, aus der sie kämen, einzuziehen.

Der spanische Befehlshaber befriedigte seine Neugier in allen diesen Stücken. Die Unterhaltung mit den Eingeborenen fand, wie hier bemerkt werden mag, vermittelst zweier junger Leute statt, welche die Eroberer bei ihrer Rückkehr von ihrer vorigen Reise begleitet hatten. Sie waren von Pizarro nach Spanien mitgenommen worden, und da man sich viel Mühe gegeben hatte, sie das Castilianische zu lehren, vertraten sie jetzt die Stelle von Dolmetschern und erleichterten dadurch den Verkehr mit ihren Landsleuten. Dies war ein unschätzbarer Dienst und so erntete der spanische Befehlshaber reichliche Früchte seiner Vorsicht.

Bei der Abreise des peruanischen Gesandten beschenkte ihn Pizarro mit einer roten Tuchmütze, einigen wohlfeilen, aber schimmernden Glasschmucksachen und anderen Spielereien, die er zu dem Zweck aus Castilien mitgebracht hatte. Er trug dem Gesandten auf, seinem Gebieter zu sagen, daß die Spanier von einem mächtigen Fürsten kämen, der weit jenseits des Meeres wohne; daß sie viel von Atahuallpas Siegesruhm gehört hätten, und gekommen seien, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen und ihm ihre Dienste und ihren Beistand gegen seine Feinde anzubieten, und er möge versichert sein, daß sie sich nicht länger als nötig auf dem Wege aufhalten würden, um sich ihm vorzustellen.

Jetzt erhielt Pizarro von Soto einen ausführlichen Bericht über seine letzte Unternehmung. Als dieser Anführer nach Caxas kam, fand er die Einwohner in feindlicher Absicht aufgestellt, um ihm den Durchzug streitig zu machen. Aber er überzeugte sie bald von seinen friedlichen Absichten, worauf sie ihre drohende Stellung aufgaben und die Spanier mit derselben Höflichkeit empfingen, die ihnen an den meisten Orten auf ihrem Marsche erwiesen worden war.

Daselbst fand Soto einen von den königlichen Beamten zur Einziehung der Auflage für die Regierung. Von diesem erfuhr er, daß der Inka sich mit seinem großen Heere in Caxamalca befinde, einer Stadt von beträchtlicher Größe jenseits der Cordilleren, wo er die natürlichen warmen Quellbäder gebrauchte, wegen derer der Ort damals berühmt war, wie er es auch noch heute ist. Der Ritter zog auch wichtige Kunde über die Hilfsquellen und die allgemeine Politik der Regierung ein, über den Hofstaat, den der Inka hielt, und die unerbittliche Strenge, mit der man überall Gehorsam gegen das Gesetz erzwang. Er hatte selbst einige Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, da er, bei seinem Eintritt in das Dorf, einige Indianer bei den Füßen aufgehängt sah, die hingerichtete worden waren, weil sie sich gegen die Sonnenjungfrauen ungebührlich benommen, die ein Kloster in der Nähe hatten.

Von Caxas hatte sich Soto nach der benachbarten, weit größeren, volkreicheren und besser gebauten Stadt Guancabamba begeben.

Viele von den Häusern waren, statt aus an der Sonne gebackenem Lehm, aus festen Steinen gebaut, die so dicht zusammengefügt waren, daß die Verbindung zwischen den einzelnen nicht zu entdecken möglich war. Über den durch die Stadt fließenden Strom war eine Brücke geschlagen, und die durch diese Gegend führende Landstraße der Inkas war weit schöner als die, welche die Spanier an der Seeküste gesehen hatten. Sie erhob sich an mehreren Stellen wie eine Kunststraße, war mit schweren Steinfließen gepflastert, und mit Bäumen eingefaßt, die dem Wanderer einen angenehmen Schatten gewährten, während frisches Wasser aus den Wasserleitungen daneben floß, um seinen Durst zu stillen. In gewissen Entfernungen gewahrten sie auch kleine Häuser, wie man ihnen sagte, zur Bequemlichkeit der Reisenden bestimmt, die auf diese Weise gemächlich von einem Ende des Königreiches zum andern wandern konnten. In einer andern Gegend sahen sie eines jener für das Heer bestimmten Vorratshäuser, mit Getreide und Kleidungsstücken angefüllt, und am Eingang der Stadt befand sich in einem steineren Gebäude ein Beamter, dessen Geschäft es war, Zoll und Abgaben von den verschiedenen in die Stadt gebrachten oder von ihr ausgeführten Waren zu erheben. Diese von Soto erstatteten Berichte bestätigten nicht nur alles, was die Spanier von dem indianischen Reiche gehört hatten, sondern brachten ihnen noch höhere Begriffe von seinen Hilfsquellen und seiner innern Politik bei. Sie hätten wohl das Vertrauen in weniger mutvollen Herzen erschüttern können.

Ehe Pizarro seinen gegenwärtigen Aufenthalt verließ, fertigte er einen Boten mit Nachrichten über sein ferneres Vorhaben nach San Miguel ab, und sandte zugleich die von dem Inka erhaltenen, sowie die ihm an anderen Orten auf seinem Wege zugekommenen Gegenstände mit. Die Geschicklichkeit, mit der einige davon gearbeitet waren, erregte, als sie nach Castilien kamen, daselbst große Bewunderung. Besonders wurden die schönen wollenen Zeuge mit ihrer reichen Stickerei der Seide gleich geschätzt, von der sie nicht leicht zu unterscheiden waren. Wahrscheinlich waren sie aus der zarten in Europa noch unbekannten Vicunawolle gemacht.

Nachdem Pizarro sich nach dem geradesten Wege nach Caxamalca — dem heutigen Caxamarca — erkundigt hatte, trat er seinen Marsch fast in südlicher Richtung wieder an. Der erste Ort von einigem Umfang, an dem er Halt machte, war Motupe, lieblich in einem fruchtbaren Tale gelegen, unter Bergen von geringer Höhe, die den Fuß der Cordilleren umgeben. Der Ort war von seinem Curaca verlassen, der mit dreihundert seiner Krieger sich unter die Fahne des Inka gestellt hatte. Hier hielt sich der General, seines Vorsatzes ungeachtet, ungesäumt vorwärts zu eilen, vier Tage auf. Diese Verzögerung läßt sich nur durch die Hoffnung erklären, die er noch immer gehegt haben mag, noch mehr Verstärkungen zu erhalten, ehe er die Cordilleren überstieg. Es zeigte sich indeß keine, und nach einem Marsche durch eine Gegend, in der sandige Ebenen nur zuweilen durch einen breiten, grünenden, von natürlichen Flüssen, häufiger aber durch künstliche Kanäle bewässerten Wiesengrund unterbrochen wurden, gelangten die Truppen endlich an die Ufer eines Stromes. Er war breit und tief und die Schnelligkeit seines Laufes machte den Übergang schwieriger als gewöhnlich. Da Pizarro besorgte, die Eingeborenen am andern Ufer möchten ihm die Überschreitung streitig machen, befahl er seinem Bruder Hernando, mit einer kleinen Abteilung unter dem Schutze der Nacht überzusetzen und so den übrigen Truppen eine sichere Landung zu bereiten. Beim Anbruch des Tages schickte sich Pizarro zum Übergang an, indem er Baumstämme aus dem nahegelegenen Walde schlug, und eine Art von fliegender Brücke baute, mittelst der vor Eintritt der Nacht die ganze Schar glücklich hinüberkam, wobei die schwimmenden Pferde am Zügel geführt wurden. Es war ein Tag mühevoller Arbeit; Pizarro nahm selbst, gleich einem gemeinen Soldaten, tätigen Anteil daran, wobei er es nie an aufmunternden Worten für seine Leute fehlen ließ.

Als sie nach dem jenseitigen Ufer gelangt waren, erfuhren sie von ihren Gefährten, daß die Eingeborenen, statt Widerstand zu leisten, erschrocken die Flucht ergriffen hätten. Einer von ihnen, den man gefangen und Hernando Pizarro vorgeführt hatte, weigerte sich,

auf die ihm in bezug auf den Inka und sein Heer vorgelegten Fragen zu antworten, bis er, auf die Folter gebracht, gestand, daß Atahuallpa mit seiner ganzen Streitmacht in drei einzelnen Abteilungen ein Lager bezogen habe, das die Höhen und Ebenen von Caxamalca einnehme. Ferner berichtete er, daß der Inka vom Herannahen der weißen Männer und von ihrer geringen Anzahl Kunde erhalten, und daß er sie absichtlich in jene Gegend gelockt habe, um sie besser in seine Gewalt zu bekommen.

Dieser von Hernando seinem Bruder erstattete Bericht erfüllte diesen mit großer Besorgnis. Als indeß die Schüchternheit des Landvolks allmählig abnahm, machten sich einige von ihnen mit den Truppen bekannt, und unter ihnen auch der Curaca des Dorfes. Er war selbst im königlichen Lager gewesen, und berichtete dem General, daß Atahuallpa sich in der festen Stadt Guamachucho, zwanzig oder mehr Leguas südlich von Caxamalca, mit einem aus wenigstens 50.000 Mann starken Heere befinde.

Diese widersprechenden Angaben setzten den Anführer in große Verlegenheit; er machte daher einem von den Indianern, die ihm während eines großen Teiles des Marsches Gesellschaft geleistet hatten, den Vorschlag, sich als Kundschafter in des Inka Lager zu begeben und ihm von seiner jetzigen Stellung und, so weit er es erfahren könne, von seinen Absichten gegen die Spanier Nachricht zu bringen. Aber der Mann lehnte diesen gefährlichen Dienst entschieden ab, wogegen er sich bereit erklärte, sich als ein von dem spanischen Befehlshaber dazu befugter Abgeordneter dorthin zu begeben.

Pizarro ging auf diesen Vorschlag ein, und wies seinen Gesandten dahin an, dem Inka zu versichern, daß er in möglichster Eile vorrücke, um mit ihm zusammenzutreffen. Auch sollte er den Herrscher mit dem durchgehends gemessenen Benehmen der Spanier gegen seine Untertanen während ihres Zuges durch das Land bekannt machen, und ihm versichern, daß sie jetzt in dem vollen Vertrauen kämen, bei ihm die nämlichen freundlichen Gesinnungen gegen sie zu finden. Der Abgesandte hatte noch den besondern Auftrag, zu untersuchen, ob die festen Pässe auf der Landstraße

verteidigt würden, sowie ob irgend welche feindliche Anstalten zu bemerken seien. Überdies sollte er dem General durch zwei oder drei schnellfüßige Diener, die ihn auf seiner Sendung begleiten würden, Nachricht zukommen lassen.

Nachdem er diese Vorsicht angewendet, trat der kluge Befehlshaber seinen Marsch wieder an, und gelangte nach drei Tagen an den Fuß des Bergwalls, hinter dem die alte Stadt Caxamalca lag. Vor ihm erhoben sich die ungeheuern Andes, Fels auf Fels geschichtet. Die unteren, dicht mit immergrünen Wäldern besetzten Gegenden wechselten hie und da mit angepflanzten Gärten ab; ländliche Gehöfte lagen um die rauhen Seitenwände und die Schneegipfel glänzten hoch in den Wolken. Das ganze zeigte ein so wildes Gemenge von Pracht und Schönheit, wie es keine andere Gebirgsgegend in der Welt darzubieten vermag. Nun sollten die Truppen diesen furchtbaren Wall überschreiten durch ein Labyrinth von Pässen, die eine Handvoll Leute gegen ein ganzes Heer leicht verteidigen konnte. Rechter Hand lief ein breite aber ebene, an den Seiten freundlich beschattete Straße, auf der zwei Wagen nebeneinander Platz hatten. Sie war eine von den großen nach Cuzco führenden Landstraßen, und schien durch ihre angenehme und leichte Zugänglichkeit den müden Krieder einzuladen, ihr vor den gefährlichen Bergpässen den Vorzug zu geben. Daher waren viele der Meinung, daß man diesen Weg einschlagen und den anfänglichen Vorsatz, nach Caxamalca zu gehen, aufgeben sollte. Dieser Meinung war aber Pizarro nicht.

Er sagte, die Spanier hätten überall ihre Absicht verkündet, den Inka in seinem Lager zu besuchen. Diese Absicht sei dem Inka selbst mitgeteilt worden. Jetzt eine andere Richtung einzuschlagen, könne nur der Feigheit verdächtig machen und ihnen Atahuallpas Verachtung zuziehen; es bleibe ihnen daher keine andere Wahl, als geradenwegs über die Sierra in sein Hauptquartier zu gehen. „Fasse ein Jeder von Euch Mut", sagte der kühne Mann, „und gehe vorwärts, wie es einem guten Soldaten ziemt, uneingeschüchtert durch die Kleinheit Eurer Anzahl. Denn in der größten Not steht Gott den Seinen bei, und, zweifelt nicht daran, er wird den

Stolz des Heiden demütigen, und ihn den wahren Gott lehren, was ja der große Zweck der Eroberung ist".

Pizarro besaß, gleich Cortez, in einem hohen Grade jene offene und männliche Beredsamkeit, die das Herz des Soldaten mehr bewegt, als die äußerliche Wohlredenheit und das zierlichste Wortgepränge. Er war selbst Soldat und teilte alle Gefühle des Soldaten, seine Freuden, seine Hoffnungen und seine Trübsale. Weder Rang noch Erziehung hatten in ihm das Gefühl für den Geringsten seiner Untergebenen erstickt. Jede Saite, die in ihrem Herzen angeschlagen ward, fand Widerhall in dem seinigen, und die Überzeugung davon verschaffte ihm Herrschaft über sie. „Führe uns", riefen sie laut, als er seine kurze, aber lebhafte Rede beendet hatte, „führe uns überall hin, wo es Dir gutdünkt! Wir werden Dir bereitwillig folgen, und Du wirst sehen, daß wir für die Sache Gottes und des Königs unsere Schuldigkeit tun können!" Nun war nicht länger zu zögern. Alles dachte jetzt nur daran, die Cordilleren zu überschreiten.

VIERTES HAUPTSTÜCK

Schwieriger Übergang über die Andes / Botschaften von Atahuallpa / Die Spanier gelangen nach Caxamalca / Botschaft an den Inka / Zusammenkunft mit ihm / Niedergeschlagenheit der Spanier

1532

An jenem Abend beriet sich Pizarro mit seinen vornehmsten Offizieren und es ward beschlossen, daß er selbst den aus 40 Reitern und 60 Mann Fußvolk bestehenden Vortrab anführen sollte, um die Gegend zu durchforschen, während seine übrige Mannschaft, unter seinem Bruder Hernando, in ihrer jetzigen Stellung verbleiben sollte, bis sie fernere Befehle erhalten haben würde.

Mit Tagesanbruch war der spanische General mit seiner Abteilung unter Waffen, und bereit, den Schwierigkeiten der Sierra Trotz zu bieten. Diese erwiesen sich größer, als man erwartet hatte. Die Straße war mit großer Überlegung um die rauhen und steilen Wände der Berge herum angelegt, weil man so am besten die natürlichen Hindernisse vermied, die der Boden entgegenstellte. Aber dieser war an manchen Stellen so steil, daß die Reiterei absitzen, und die Pferde am Zügel, so gut wie möglich hinaufklimmen mußte. An manchen Stellen, wo ungeheure Felsenvorsprünge den Weg überhingen, zog sich dieser hart am Rande des Abhanges hin, und sie mußten sich längs der schmalen Kante des Felsens, die kaum für ein einziges Pferd Platz hatte, durchwinden, wo ein Fehltritt sie hunderte, ja tausende von Fuß in den fürchterlichen Abgrund stürzen konnte! Die rauhen Pässe der Sierra, gangbar freilich für den halbnackten Indianer und allenfalls noch für das sichere und vorsichtige Maultier — ein Tier, das für die Wege der Cordilleren geschaffen zu sein scheint — waren für den mit seiner Panzerrüstung belasteten Kriegsmann furchtbar. Die in dieser Gebirgskette so gefährlichen ungeheuern Spalten oder „quebadas" klafften ihnen entgegen, als wären die Andes durch ein Erdbeben auseinandergerissen worden, und ließen an ihren Wänden eine breite Urgebirgslage sehen, die zum

Teil von wild emporgeschossenem, Jahrhunderte altem Pflanzenwuchs überdeckt war. Ihre finsteren Tiefen bildeten ein Bett für die Bergströme, die im Innern der Sierra entspringend, sich nach und nach ans Licht arbeiteten und sich dann über die „savannas" und grünen Täler der „tierra caliente" ihren Weg nach dem Meer bahnten.

Manche dieser Pässe boten augenscheinlich Verteidigungspunkte dar, und als die Spanier diese felsigen Hohlwege betraten, blickten sie besorgt umher, ob sie nicht irgend einen Feind aus seinem Hinterhalt aufstörten. Diese Besorgnis wurde noch gesteigert, als sie auf der Spitze eines steilen und schmalen Gebirgspasses, den sie durchzogen, einen festungsartigen Bau erblickten, der ihnen gleichsam mit finsterem Drohen trotzte. Das Bauwerk war aus dem Felsen herausgearbeitet und beherrschte eine Biegung des Weges, und als die Spanier näherkamen, glaubten sie schon die düsteren Gestalten der Krieger sich über die Zinnen erheben zu sehen und eine Ladung ihrer Wurfgeschosse auf ihren Schildern zu fühlen; denn es war eine so feste Stellung, daß schon wenige entschlossene Leute daselbst ein ganzes Heer in Schach halten konnten. Aber sie hatten die Freude, den Platz unbesetzt zu finden und ihr Mut hob sich bedeutend durch die Überzeugung, daß der indianische Herrscher nicht die Absicht habe, ihnen den Durchzug streitig zu machen, was, wenn er es gewollt hätte, so leicht mit Erfolg hätte geschehen können.

Nun sandte Pizarro an seinen Bruder den Befehl, ihm unverzüglich zu folgen; dann, nachdem er seine Leute sich hatte erholen lassen, stieg er mühsam weiter hinauf, und erreichte vor Anbruch der Nacht eine Anhöhe, auf deren Spitze sich wiederum eine Festung befand, und zwar eine noch stärkere, als die vorhergehende. Sie war aus festem Mauerwerk gebaut, der untere Teil aus dem lebendigen Felsen gehauen, und das ganze mit einer Geschicklichkeit ausgeführt, die der eines europäischen Baumeisters nicht nachstand.

Hier schlug Pizarro sein Lager für die Nacht auf. Ohne die Ankunft der Nachhut abzuwarten, setzte er am folgenden Morgen

seinen Marsch weiter fort, der ihn noch tiefer in die verschlungenen Schluchten der Sierra führte. Das Klima hatte sich nach und nach geändert, und Leute und Pferde, besonders diese, litten, nach so langer Gewöhnung an die drückende Hitze der Wendekreise, sehr durch die Kälte. Auch der Pflanzenwuchs hatte einen andern Charakter angenommen, und das prächtige Laubholz, das die niedrigeren Ebenen des Landes bedeckte, hatte allmählich den traurigen Fichtenwäldern, und als sie noch höher stiegen, den verkrüppelten zahllosen Alpenpflanzen Platz gemacht, deren harte Natur in der eisigen Luft der höheren Gegenden einen ihnen zusagenden Wärmegrad fand. Diese traurigen Einöden schienen beinahe ebenso verlassen von Menschen wie von Tieren zu sein. Nur zuweilen konnte man die leichtfüßige Vicuna in angeborener Freiheit umherstreichen und von einer hohen Felsspitze, auf die der Fuß des Jägers sich nicht wagen durfte, herabschauen sehen. Aber statt der lustigen Geschöpfe, deren buntes Gefieder in dem grünen Walddunkel der Wendekreise erglänzte, zeigte sich dem Wanderer hier nur der große Vogel der Andes, der widrige Condor, der hoch über den Wolken seinen Flug nahm, und der Spur des Heeres mit kläglichem Geschrei folgte, als wenn ihn sein Naturtrieb zu Mord und Blut anleitete.

Endlich gelangten sie auf den Kamm der Cordilleren, wo sich dieser zu einer flachen, rauhen Ebene ausdehnte, die kaum eine Spur von Pflanzenleben zeigte, mit Ausnahme des „pajonal"- eines trockenen, gelben Grases, das, von unten gesehen, wie es den Fuß der schneebedeckten Gipfel umgibt und in seiner glänzenden Strohfarbe von den Strahlen der brennenden Sonne beschienen ist, den Eindruck einer goldenen Einfassung um glänzende silberne Zinnen macht. Das Land war unfruchtbar, wie dies in Bergwerksgegenden gewöhnlich der Fall ist, denn sie näherten sich nun den einst so berühmten Goldgruben auf dem Wege nach Caxamalca hin. Hier machte Pizarro halt, um seine Nachhut zu erwarten. Die Luft war scharf und eisig und die Soldaten schlugen ihre Zelte auf, zündeten Feuer an, um die sie sich einhüllten und suchten nach ihrem beschwerlichen Marsche einige Ruhe.

Sie waren noch nicht lange an diesem Ort, als ein Bote ankam, einer von denen, die den von Pizarro an Atahuallpa geschickten indianischen Abgesandten begleitet hatten. Er berichtete dem General, daß der Weg frei von Feinden und eine Gesandschaft des Inka nach dem castilianischen Lager unterwegs lei. Da sandte Pizarro zurück, um den Marsch der Nachhut zu beschleunigen, da es ihm unlieb gewesen wäre, wenn der peruanische Abgesandte ihn mit seiner jetzigen so verringerten Mannschaft gefunden hätte. Der Rest der Schar war nicht weit zurück und erreichte bald das Lager.

Kurze Zeit darauf kam auch die indianische Gesandtschaft an, die aus einem aus dem Inkaadel und mehreren Dienern bestand, die dem spanischen Befehlshaber ein willkommenes Geschenk an Lamas überbrachten. Der Peruaner brachte auch Grüße von seinem Gebieter, der zu wissen wünschte, wann die Spanier nach Caxamalca kommen würden, damit er für die nötigen Erfrischungen sorgen könne. Pizarro erfuhr, daß der Inka Guamachucho verlassen habe und sich jetzt mit einer geringen Mannschaft in der Nähe von Caxamalca in einer wegen ihrer warmen Quellen berühmten Stadt befinde. Der Peruaner war ein einsichtsvoller Mensch und der spanische Befehlshaber erfuhr von ihm so manches Nähere über die letzten Streitigkeiten, die das Reich entzweit hatten.

Da der Gesandte die Tapferkeit und die Hilfsquellen seines Herrschers in erhabenen Ausdrücken rühmte, hielt es Pizarro für ratsam, zu zeigen, daß er sich dadurch nicht einschüchtern lasse. Er drückte seine Zufriedenheit mit den Siegen Atahuallpas aus, die, wie er gestehe, ihn zu einem hohen Range unter den indianischen Kriegern erhoben habe. Aber er sei, fügte er mit größerer Klugheit als Höflichkeit hinzu, dem Beherrscher der weißen Männer eben so untergeordnet, wie die unbedeutenden Curacas seines Landes ihm selbst nachständen. Dies gehe schon offenbar aus der Leichtigkeit hervor, mit der wenige Spanier dieses große Festland überwältigt und ein Volk nach dem andern besiegt hätten, das sich ihren Waffen widersetzen wollte. Atahuallpas Ruf

habe ihn veranlaßt, in seine Staaten zu kommen und ihm seine Dienste in seinen Kriegen anzubieten und wenn ihn der Inka in derselben freundlichen Gesinnung aufnehme, in der er komme, dann wolle er um des Beistandes willen, den er ihm leisten könne, seinen Zug quer durch das Land nach dem jenseitigen Meere einstweilen aussetzen. Den castilianischen Berichten zufolge hörte der Indianer diese hochtrabende Ruhmredigkeit des spanischen Befehlshabers ehrfurchtsvoll an. Doch ist es auch möglich, daß der Gesandte ein besserer Diplomat war als man glaubte und nur deshalb schwieg.

Früh am folgenden Morgen waren die Truppen wieder auf dem Marsche; sie brauchten zwei Tage, um durch die hohen Pässe der Kordilleren zu dringen. Bald nachdem sie angefangen hatten, auf der östlichen Seite hinabzusteigen, kam ein anderer Abgesandter des Inka, mit einer ähnlichen Botschaft, wie die vorhergehende, und mit einem gleichen Geschenk von peruanischen Schafen. Dies war derselbe Häuptling, der zu Pizarro im Tale gekommen war. Jetzt kam er in größerem Glanze, und trank chicha — den gegorenen Maissaft — aus goldenen Bechern, die seine Diener trugen und die den habgierigen Abenteurern entgegenfunkelten.

Während seines Aufenthaltes im Lager kehrte der gleich zu Anfang von Pizarro an den Inka abgesandte Bote zurück, und kaum hatte er den Peruaner erblickt und die ehrenvolle Aufnahme bemerkt, die er bei den Spaniern fand, als er vom Zorn ergriffen ward, der ohne das Einschreiten der Umstehenden sich in Tätlichkeiten Luft gemacht hätte. Es sei schändlich, sagte er, daß dieser peruanische Hund so höflich behandelt würde, während er selbst bei einer ähnlichen Sendung zu seinen Landsleuten fast ums Leben gekommen sei. Als er in das Lager des Inka gekommen, sei ihm der Zutritt zu ihm verweigert worden, weil er einen Fasttag feiere und man ihn nicht sehen könne. Man habe seiner Versicherung nicht geglaubt, daß er als Abgesandter von den weißen Männern komme, und er wäre wahrscheinlich nicht mit dem Leben davongekommen, wenn er nicht ver-

sichert hätte, daß jede ihm angetane Gewalt in vollem Maße an den jetzt im spanischen Lager anwesenden peruanischen Gesandten würde vergolten werden. Man dürfe, fuhr er fort, an den feindlichen Absichten Atahuallpas nicht zweifeln; denn er sei von einem zahlreichen Heere umgeben, das in einem befestigten Lager, ungefähr eine Legua von Caxamalca stehe, während diese Stadt von den Einwohnern gänzlich geräumt sei.

Auf dies alles erwiderte der Gesandte des Inka ruhig, daß Pizarros Bote auf einen solchen Empfang hätte gefaßt sein müssen, weil er kein Beglaubigungsschreiben für seine Sendung mitgenommen zu haben scheine. Was den Fasttag des Inka betreffe, so habe es damit seine Richtigkeit, und obgleich er den Boten ohne Zweifel vorgelassen haben würde, wenn er gewußt hätte, daß er von den Fremden komme, so würde es doch nicht ratsam gewesen sein, ihn bei dieser feierlichen Gelegenheit, wo er in seiner Andacht begriffen war, zu stören. Die Truppen, die er bei sich habe, seien nicht zahlreich, wenn man erwäge, daß der Inka zu der Zeit gerade einen bedeutenden Krieg führe, und was Caxamalca betreffe, so sei es von den Einwohnern verlassen, um den weißen Männern Platz zu machen, die es so bald besetzen sollten.

Wie wahrscheinlich diese Erklärung sein mochte, so befriedigte sie den General doch nicht ganz, denn er war zu sehr von Atahuallpas Schlauheit überzeugt, dessen Absichten gegen die Spanier er schon lange mißtraut hatte. Da er sich indeß vorgenommen hatte, für jetzt freundliche Beziehungen zu dem Herrscher zu unterhalten, so war es offenbar nicht an der Zeit, Argwohn zu zeigen. Indem er sich daher stellte, der Erklärung des Gesandten vollen Glauben zu schenken, entließ er ihn mit der wiederholten Versicherung, daß er sich eiligst selbst dem Inka vorstellen werde.

Das Hinabsteigen von der Sierra bot, wiewohl die Andes auf ihrer östlichen Seite weniger steil sind, als auf ihrer westlichen, Schwierigkeiten dar, die fast denen beim Hinaufsteigen gleich kamen, und die Spanier waren nicht wenig erfreut, als sie

am siebenten Tage des Tales von Caxamalca ansichtig wurden, das mit allen Zeichen des Anbaus geschmückt und, gleich einem reichen, bunten Teppich vor ihnen ausgebreitet, einen auffallenden Gegensatz gegen die düsteren Formen der Andes bildete, die sich ringsum erhoben. Das Tal hat eine länglich runde Form und ist ungefähr fünf Leguas lang und drei Leguas breit. Es war von einer gebildeteren Bevölkerung bewohnt, als die Spanier jenseits des Gebirges irgendwo angetroffen hatten, was schon aus ihrer anständigeren Kleidung und der großen Reinlichkeit und Behaglichkeit hervorging, die an ihren Körpern und ihren Wohnungen zu bemerken war. So weit das Auge reichte, hatte die Ebene einen Anstrich von fleißigem und sorgsamem Landbau. Durch die Wiesen floß ein breiter Strom, der häufige Bewässerungen vermittelst der gewöhnlichen Kanäle und unterirdischen Wasserleitungen leicht machte. Das von grünen Hecken durchschnittene Land zeigte Striche von mannigfaltiger Anpflanzung; denn der Boden war ergiebig, und war auch das Klima weniger fruchttreibend, als die heißen Küstengegenden, so war es dagegen den dauerhaften Erzeugnissen der gemäßigten Breiten günstiger. Zu den Füßen der Abenteurer lag die kleine Stadt Caxamalca mit ihren weißen, in der Sonne glänzenden Häusern, funkelnd wie ein Edelstein auf den dunklen Rändern der Sierra. In einer Entfernung von ungefähr einer Legua weiter über das Tal hinaus sah man Dampfsäulen gen Himmel steigen, welche die von peruanischen Fürsten häufig besuchten warmen Bäder anzeigten. Zugleich bot sich aber auch den Spaniern ein minder angenehmer Anblick dar, denn längs des Abhanges der Berge zeigte sich eine weiße Wolke von Zelten, die den Boden wie Schneeflocken, dem Anscheine nach mehrere englische Meilen weit, bedeckten. „Wir wurden alle von Erstaunen ergriffen", sagt einer der Eroberer, „die Indianer in so stolzer Haltung zu sehen! So viele wohleingerichtete Zelte, wie wir nie bisher in Indien gesehen hatten. Der Anblick erzeugte etwas wie Bestürzung, ja Furcht bei den herzhaftesten Leuten. Aber es war zu spät zum Umkehren oder um nur das leiseste Zeichen von Schwäche zu verraten, da die zu unserer eigenen

Schar gehörenden Eingeborenen in einem solchen Falle die ersten gewesen wären, sich gegen uns zu erheben. So schickten wir uns denn an, nachdem wir die Lage ruhig in Augenschein genommen, mit einer möglichst kühnen äußern Haltung unsern Einzug in Caxamalca zu halten."

Was der peruanische Herrscher empfand, als er den kriegerischen Zug der Christen erblickte, wie sie mit wehenden Bannern und glänzenden Rüstungen, die in den Strahlen der Abendsonne funkelten, aus den dunkeln Tiefen der Sierra hervorbrachen, und in feindlicher Haltung über den schönen Landstrich vorrückten, der zu damaliger Zeit noch von keinem andern Fuße, als von dem der roten Männer betreten worden war, wissen wir nicht. Es ist möglich, daß, wie einige Berichte behaupten, der Inka die Abenteurer absichtlich in das Herz seines Landes gelockt habe, um sie mit seinen Kriegsscharen zu umringen und sich so desto leichter zum Herrn ihres Eigentums und ihrer Personen zu machen. Oder war es aus natürlicher Neugierde und Vertrauen auf ihre Freundschaftsversicherungen, daß er ihnen, ohne auch nur einen Widerstand zu versuchen, gestattet hatte, vor ihm zu erscheinen? Jedenfalls kann er schwerlich ein solches Vertrauen zu sich selbst gehabt haben, daß er nicht mit Besorgnis, ja mit Furcht auf die geheimnisvollen Fremden geblickt haben sollte, die aus einer unbekannten Welt, mit so wunderbaren Eigenschaften ausgestattet, trotz allen Hindernissen, die der Mensch und die Natur ihnen entgegenstellten, sich über Berg und Tal Bahn gemacht hatten.

Pizarro hatte seine kleine Schaar in drei Abteilung geteilt und bewegte sich jetzt in gemessenerem Schritte und in Schlachtordnung die Abhänge hinab, die nach der indianischen Stadt führten. Als er sich nahte, kam Niemand heraus, ihn zu bewillkommnen, und er ritt durch die Straßen, ohne einem Menschen zu begegnen, oder auch nur einen Laut zu hören, außer dem Echo, das aus den verlassenen Häusern von den Tritten der Soldaten widerhallte.

Es war eine Stadt von ansehnlicher Größe, für ungefähr zehntausend Einwohner, wahrscheinlich etwas mehr, als die neue Stadt

Caxamalca heutigentags enthält. Die Häuser waren größtenteils aus an der Sonne gehärtetem Lehm gebaut, die Dächer mit Stroh oder Holz gedeckt. Einige der stattlichsten Häuser waren von behauenen Steinen; auch befand sich ein von den Sonnenjungfrauen bewohntes Kloster in der Stadt, und ein der Sonne geweihter Tempel, der in dem dunkeln Schatten eines Haines am Ende der Stadt verborgen lag. Auf der Seite gegen das indianische Lager war ein ungeheuer großer, von niedrigen Gebäuden umgebener dreieckiger Platz. Die Gebäude bestanden aus geräumigen Hallen, mit weiten Türen oder Öffnungen, die auf den Platz ausmündeten. Sie waren wahrscheinlich zu einer Art von Kaserne für die Soldaten des Inka bestimmt. An der nach dem offenen Lande zu gelegenen Seite des Platzes befand sich eine steinerne Festung mit einem Treppengange, der aus der Stadt hinaufführte, und einem besonderen Eingange aus den angrenzenden Vorstädten. Auf einer Anhöhe lag noch eine zweite Festung, welche die Stadt beherrschte, aus behauenen Steinen gebaut, und von drei runden Mauern, oder vielmehr von einer und derselben Mauer umschlossen, die sich schneckenförmig herumwand. Es war ein sehr fester Platz, und die Arbeit zeigte von größerer Kenntnis des Maurerhandwerks und gab einen höhern Begriff von der bei dem Volke verbreiteten Baukunst, als irgend etwas, das die Spanier bis dahin gesehen hatten.

Es war schon spät am Nachmittage des 15. November 1532, als die Eroberer in die Stadt Caxamalca einrückten. Das Wetter, das den Tag über schön gewesen war, ließ jetzt einen Sturm befürchten und Regen, mit Hagel gemischt, fing an zu fallen, denn es war ungewöhnlich kalt. Pizarro war indeß so begierig, sich über die Gesinnung des Inka Gewißheit zu verschaffen, daß er beschloß, sogleich eine Gesandtschaft an ihn abzuschicken. Er wählte dazu Hernando de Soto mit fünfzehn Reitern; da er aber nach dessen Abreise einsah, daß im Fall irgend eines feindseligen Benehmens von seiten der Indianer jene Anzahl zu gering sein dürfte, befahl er seinem Bruder Hernando, jenem mit noch zwanzig Reitern nachzufolgen. Dieser Offizier und noch ein anderer seiner Abteilung

haben uns einen Bericht über diesen Ausflug hinterlassen.
Zwischen der Stadt und dem königlichen Lager lag eine Wiese und durch diese führte eine fest gebaute Kunststraße. Diese entlang galoppierte die Reiterei, und ehe sie noch eine Legua zurückgelegt hatte, befand sie sich im Angesicht des peruanischen Lagers, das sich längs der sanften Abhänge der Berge ausbreitete. Die Krieger hatten ihre Lanzen vor ihren Zelten in den Boden gesteckt und die indianischen Soldaten erblickten mit stummem Erstaunen den christlichen Reiterzug, wie er mit Waffengeklirr und Trompetenschall, gleich einer furchtbaren Erscheinung, auf Windesflügeln herannahte.
Der Trupp kam bald an einen breiten, aber seichten Fluß, der sich durch die Wiese schlängelte und eine Schutzwehr für die Stellung des Inka bildete. Eine hölzerne Brücke führte hinüber, da die Reiter aber ihrer Stärke nicht trauten, zogen sie vor, durch das Wasser zu setzen, und gelangten so ohne Schwierigkeit an das jenseitige Ufer. Ein Haufen indianischer Krieger war unter Waffen an dem äußersten Ende der Brücke aufgestellt, allein sie beunruhigten die Spanier nicht, da diese von Pizarro gemessenen Befehl hatten — der unter den gegenwärtigen Umständen kaum nötig war — die Eingeborenen mit Freundlichkeit zu behandeln. Einer von den Indianern bezeichnete ihnen die Wohnung des Inka.
Sie bestand in einem offenen Hofe mit einem leichten Gebäude oder Lusthause in der Mitte, um den ein Säulengang lief, der sich hinten nach einem Garten öffnete. Die Mauern waren mit einem glänzenden, weißen und bunten Mörtel bekleidet, und auf dem Vorplatze des Gebäudes befand sich ein großer steinerner Behälter, den Wasserleitungen mit warmem und kaltem Wasser versorgten. Ein aus Stein gehauenes Becken — das wohl aus neuerer Zeit herstammen mag — trägt an dem Orte noch den Namen „Inkabad". Im Hofe befand sich eine große Menge prachtvoll gekleideter indianischer Edelleute als Gefolge des Herrschers, sowie zum königlichen Hofstaat gehörende Frauen. In dieser Versammlung war es nicht schwer, die Person Atahuallpas zu erkennen, obgleich sein Anzug einfacher als der seines Gefolges war. Aber

er trug die rote Borla oder Franze auf dem Kopfe, die, um seine Stirn gewunden, bis auf die Augenbrauen herabhing. Dies war das wohlbekannte Abzeichen der peruanischen Herrscherwürde und von dem Könige erst seit der Niederlage seines Bruders Huascar angenommen worden. Er saß auf einem niedrigen Sessel oder Kissen, etwa nach maurischer oder türkischer Mode, und seine Edelleute und vornehmsten Offiziere standen in großer Förmlichkeit um ihn her und nahmen die ihrem Range gebührenden Stellen ein.

Die Spanier betrachteten mit großer Aufmerksamkeit den Fürsten, von dessen Grausamkeit und Schlauheit sie so viel gehört hatten und dessen Tapferkeit ihm den Besitz des Reiches verschafft hatte. Aber sein Gesicht zeigte weder die wilde Leidenschaft, noch die List, die man ihm zugeschrieben hatte, und obgleich er in seiner Haltung einen Ernst und ein einem Könige wohl anstehendes Bewußtsein von Macht kundgab, so schienen seine Züge doch allen Ausdrucks zu entbehren und nur die den amerikanischen Stämmen so eigentümliche Gefühllosigkeit zu offenbaren. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit muß diese zum Teil absichtlich angenommen gewesen sein. Denn es ist unmöglich, daß der indianische Fürst nicht eine so auffallende und in gewisser Rücksicht erschreckende Erscheinung, wie die dieser geheimnisvollen Fremdlinge, hätte mit neugieriger Teilnahme betrachten sollen, umso mehr, da er durch keine vorangegangene Beschreibung vorbereitet sein konnte.

Hernando Pizarro und Soto ritten nur mit drei Mann langsam vor dem Inka auf, und Pizarro zeigte nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, ohne jedoch vom Pferde zu steigen, dem Inka an, daß er als Abgesandter seines Bruders, des Befehlshabers der weißen Männer komme, um ihn von ihrer Ankunft in seiner Stadt Caxamalca zu benachrichtigen. Sie seien die Untertanen eines mächtigen Herrschers jenseits des Meeres, und hätten sich, sagte er, durch die Kunde von seinen großen Siegen angezogen gefühlt, ihm ihre Dienste anzubieten und ihn der Lehren des wahren Glaubens, zu dem sie sich bekannten, teilhaftig zu machen; auch

bringe er eine Einladung von dem General für Atahuallpa, er möge geruhen, die Spanier in ihrem gegenwärtigen Aufenthalt mit seinem Besuche zu beehren.

Auf alles dieses antwortete der Inka nicht ein Wort; er gab selbst nicht durch irgend ein Zeichen zu erkennen, daß er es verstehe, obgleich es ihm durch Felipillo, einem der schon erwähnten Dolmetscher, übersetzt ward. Er verhielt sich schweigend mit niedergeschlagenen Augen; nur einer seiner ihm zur Seite stehenden Edelleute antwortete: „Es ist gut." Dies setzte die Spanier in Verlegenheit, die ebenso weit davon entfernt waren, die wirkliche Gesinnung des peruanischen Herrschers gegen sie zu kennen, als hätten Berge zwischen ihnen gelegen.

Hernando Pizarro unterbrach auf eine höfliche und ehrerbietige Weise wiederum das Stillschweigen, indem er den Inka ersuchte, selbst zu ihnen zu sprechen, und ihnen zu sagen was er beschlossen. Darauf geruhte Atahuallpa, mit einem leisen Lächeln in seinen Zügen, zu erwidern: „Saget Eurem Anführer, daß ich Fasttage halte, die morgen zu Ende gehen. Alsdann werde ich ihn mit meinen Häuptlingen besuchen. Unterdessen möge er bis zu meiner Ankunft die öffentlichen Gebäude am Platz bewohnen, aber keine anderen, ich werde dann befehlen, was geschehen soll."

Soto, der, wie schon erwähnt, bei dieser Unterredung zugegen war, hatte das beste Pferd, und war auch vielleicht der beste Reiter in Pizarros Schar. Da er bemerkte, daß Atahuallpa das vor ihm stehende feurige Pferd aufmerksam betrachtete, das an seinem Gebisse kaute, und mit der einem Kriegsrosse natürlichen Ungeduld den Boden stampfte, ließ er ihm den Zügel schießen, setzte ihm die Sporen in die Seite und sprengte über die Ebene hin, worauf er dann im Kreise herumritt, und sowohl die schönen Bewegungen seines Rosses als seine eigene Reitkunst sehen ließ. Er hielt es darauf in vollem Laufe plötzlich an, indem er es fast auf die Hinterfüße warf, so nahe bei dem Inka, daß etwas von dem Schaume, der das Pferd bedeckte, auf die königliche Kleidung spritzte. Aber Atahuallpa behauptete die nämliche marmorkalte Haltung wie vorher, obgleich einige seiner Soldaten, bei denen

Soto in seinem Laufe vorbeikam, so bestürzt dadurch waren, daß sie in offenbarem Entsetzen zurückwichen: eine Feigheit, die ihnen teuer zu stehen kam, da, wie die Spanier versichern, Atahuallpa sie noch an demselben Abend hinrichten ließ, weil sie den Fremden gegenüber eine so unwürdige Schwäche verraten hatten.
Nun wurden den Spaniern von den Dienern Erfrischungen angeboten, die sie ablehnten, da sie nicht absitzen wollten. Doch verweigerten sie nicht in dem funkelnden Chicha Bescheid zu tun, der ihnen in sehr großen goldenen Gefäßen von den schwarzäugigen Schönheiten des Harems gereicht wurde. Darauf nahmen die Ritter ehrerbietigen Abschied vom Inka, und ritten nach Caxamalca zurück, mit manchen trüben Betrachtungen über das war sie gesehen hatten; über den Glanz und Reichtum des indianischen Herrschers; über die Stärke seiner Kriegsmacht, deren vortreffliche Ausrüstung und die offenbar herrschende Kriegszucht, — was einen höheren Grad von Bildung und daher von Macht verriet, als Alles was sie in den niederen Gegenden des Landes gesehen hatten. Als sie alles dieses mit ihrer eigenen geringen Streitmacht verglichen und bedachten, daß sie jetzt schon zu weit vorgedrungen waren, als daß noch Verstärkung zu ihnen gelangen könnte, da fühlten sie, sie hätten übereilt gehandelt, als sie sich mitten in ein so furchtbares Reich warfen und wurden von trüben Ahnungen über den Erfolg erfüllt. Ihre Gefährten im Lager wurden bald von dieser Mutlosigkeit angesteckt, die nicht vermindert ward, als die Nacht herankam und sie die Wachtfeuer der Peruaner von den Bergwänden herleuchten und „so dicht", sagt einer von ihnen, „wie die Sterne am Himmel", in der Dunkelheit blitzen sahen.
Nur Einer befand sich in der großen Schar, der weder Furcht noch Niedergeschlagenheit empfand. Dies war Pizarro, der sich heimlich darüber freute, daß er jetzt die Sachen so weit gebracht sah, als er längst gewünscht hatte. Er sah ein, daß es notwendig sei, seinen Gefährten ein ähnliches Gefühl einzuflößen, wenn sie nicht alle verloren sein sollten. Ohne seine Pläne durchblicken zu lassen, ging er bei allen seinen Leuten herum und bat sie, in diesem ent-

scheidenden Augenblicke, wo sie mit dem Feinde, den sie so lange gesucht, Angesicht gegen Angesicht ständen, keine Mutlosigkeit zu zeigen. „Sie sollten auf sich selbst und auf die Vorsehung vertrauen, die sie glücklich durch so manche schreckliche Prüfung geführt habe. Diese werde sie jetzt nicht verlassen; und wären ihnen ihre Feinde auch der Zahl nach noch so sehr überlegen, so mache dies wenig aus, wenn der Himmel mit ihnen sei." Der spanische Ritter handelte unter dem Einflusse ritterlichen Mutes und religiösen Eifers. Dieser war der wirksamste in der Stunde der Gefahr; und Pizarro, der die Charaktere genau kannte, mit denen er zu tun hatte, fachte dadurch, daß er das Unternehmen als einen Kreuzzug darstellte, den erlöschenden Funken der Begeisterung in den Herzen seiner Gefährten an und stellte ihren Mut wieder her.

Darauf rief er einen Rat seiner Offiziere zusammen um den Kriegsplan zu überlegen, oder vielmehr um ihnen den überraschenden Plan vorzulegen, für den er sich entschieden hatte. Dieser bestand darin, dem Inka einen Hinterhalt zu legen und ihn im Angesicht seines ganzen Heeres zum Gefangenen zu machen. Dies war ein höchst gefährlicher Plan, der, wie es schien, an Verzweiflung grenzte. Aber verzweifelt waren auch die Umstände der Spanier. Wohin sie sich wenden mochten, überall bedrohten sie die schrecklichsten Gefahren; und besser war es der Gefahr tapfer entgegenzutreten, als schwach vor ihr zurückzubeben, wo sich keine Aussicht zum Entkommen bot.

An Flucht zu denken war es jetzt zu spät und wohin konnten sie fliehen? Bei dem ersten Zeichen von Rückzug würde das ganze Heer des Inka ihnen auf den Hals gekommen sein. Ihren Bewegungen würde ein mit den Irrgängen der Sierra weit vertrauterer Feind zuvorgekommen sein; sie würden die Pässe besetzt gefunden, und sich auf allen Seiten gehemmt gesehen haben; schon jede rückgängige Bewegung allein würde das Vertrauen und mit diesem die wirkliche Macht seiner Schar geschwächt, die des Feindes aber verdoppelt haben.

Lange untätig in der gegenwärtigen Lage zu verbleiben, schien

dringlingen ihr Mut und ihre Waffen und die Überraschung des fast ebenso gefährlich. Selbst wenn sie bei Atahuallpa freundliche Gesinnungen gegen sie hätten voraussetzen können, so konnten sie doch der Dauer solcher Gefühle nicht trauen. Nähere Bekanntschaft mit den weißen Männern würde bald die Vorstellung von etwas Übernatürlichen und selbst von Überlegenheit in ihnen zerstören. Er würde ihre unbedeutende Anzahl mit Geringschätzung betrachten. Ihre Pferde, ihre Waffen und ihre glänzende Ausrüstung würde eine anziehende Lockung in den Augen des rohen Herrschers sein und habe er sich erst überzeugt, daß er die Macht habe, deren Besitzer zu vernichten, so würde er nicht säumen einen Vorwand dafür zu finden. Ein hinreichender bot sich schon in den willkürlichen Maßregeln der Eroberer auf ihrem Marsche durch seine Staaten.

Aber welchen Grund hatten sie, sich mit so freundlichen Gesinnungen des Inka gegen sie zu schmeicheln? Er war ein listiger und gewissenloser Fürst und hatte, wenn die Berichte, die sie wiederholt auf ihrem Marsche erhielten, wahr gewesen, der Ankunft der Spanier stets mit Argwohn entgegengesehen. Es war kaum anders möglich. Seine freundlichen Botschaften hatten nur die Absicht, sie über die Berge zu locken, wo er sie mit Hilfe seiner Krieger leicht überwältigen konnte. Sie waren in dem Netze verstrickt, das der listige Fürst ihnen gestellt hatte.

Es blieb ihnen nur das einzige Mittel, des Inka Schlauheit gegen ihn selbst zu kehren, ihn womöglich in seiner eigenen Schlinge zu fangen. Da war keine Zeit zu verlieren; denn jeder Tag konnte die siegreichen Scharen, die ihm kürzlich seine Schlachten im Süden gewonnen hatten, zurückführen und so die Überlegenheit über die Spanier noch größer als jetzt machen.

Jedoch Atahuallpa in offenem Felde anzugreifen schien sehr gefährlich; und selbst wenn sie Sieger blieben, würde es sehr unwahrscheinlich gewesen sein, daß die Person des Inka, die von so großer Wichtigkeit war, ihnen in die Hände fiele. Die Einladung, in ihr Lager zu kommen, die er so verdachtlos angenommen, bot die beste Gelegenheit, sich diesen kostbaren Fang zu verschaffen. Auch war

das Unternehmen, in Betracht der großen Vorteile, die den Eindringlingen ihr Mut und ihre Waffen und die Überraschung des Angriffes gewährten, nicht so verzweifelt. Schon der Umstand, daß sie nach einem verabredeten Plane handelten, würde eine kleine Anzahl einer weit größeren mehr gleichstellen. Aber es war ja nicht nötig, die ganze indianische Streitmacht vor dem Angriff in die Stadt zu lassen; und hatte man sich einmal der Person des Inka bemächtigt, dann würde sein Gefolge, seien es wenige oder viele, von einem so überraschenden Ereignis betäubt, nicht den Mut haben sich weiter zu widersetzen; — und war der Inka einmal in ihrer Gewalt, dann konnte Pizarro dem Reiche Gesetze vorschreiben.

Bei diesem gewagten Plane hatte der spanische Befehlshaber offenbar die glänzende Tat des Cortez im Auge, als dieser den aztekischen Herrscher in seiner Hauptstadt entführte. Aber dies geschah nicht mit Gewalt — wenigstens nicht mit offener Gewalt — und erhielt die Einwilligung — wenn auch eine erzwungene — des Fürsten selbst. Auch ist es wahr, daß der Erfolg jenes Falles eine Wiederholung des Versuches nicht ganz rechtfertigte; indem damals das ganze Volk sich erhob, um den Fürsten und seine Räuber zu opfern. Daran war aber, wenigstens zum Teil, die Unbesonnenheit der Spanier schuld. Das Unternehmen hatte zu Anfang vollständigen Erfolg gehabt; und konnte Pizarro sich einmal der Person Atahuallpas bemächtigen, so verließ er sich wegen des Übrigen auf seine Klugheit. Er würde sich wenigstens aus seiner jetzigen bedenklichen Lage befreien, indem er eine genügende Bürgschaft für seine Sicherheit in die Hände bekam; und konnte er dem Inka auch nicht sogleich seine Bedingungen stellen, so würde die Ankunft von Verstärkungen aus der Heimat ihn bald dazu in Stand setzen.

Da Pizarro die Ausführung seines Planes für den folgenden Tag verabredet hatte, ging der Rat auseinander, und der Befehlshaber beschäftigte sich mit den Anstalten zur Sicherheit des Lagers während der Nacht. Die Zugänge zur Stadt wurden geschützt, man stellte Schildwachen auf mehrere Punkte, namentlich auf die

Spitze der Festung, wo sie die Stellung des Feindes beobachten und jede Bewegung, welche die Ruhe der Nacht zu stören drohte, melden sollten. Nach diesen Vorsichtsmaßregeln zogen sich der Befehlshaber und sein Gefolge in ihre Wohnungen zurück — aber nicht um zu schlafen. Wenigstens müssen Die erst spät eingeschlafen sein, die um den entscheidenden Plan des folgenden Morgens wußten, der über ihr Schicksal entscheiden sollte — entweder um ihr ehrgeiziges Vorhaben mit vollem Erfolg zu krönen oder sie zu unvermeidlichem Verderben zu verurteilen!

FÜNFTES HAUPTSTÜCK

Pizarros verzweifelter Plan / Atahuallpa besucht die Spanier / Gräßliches Gemetzel / Der Inka wird gefangen genommen / Benehmen der Eroberer / Glänzende Versprechungen des Inka / Huascars Tod

1532

Die Wolken des vergangenen Abends waren vorübergezogen, und die Sonne ging am folgenden Morgen, dem denkwürdigsten Tage in der Geschichte Perus, glänzend auf. Es war ein Sonnabend, der 16. November 1532. Mit der ersten Morgendämmerung rief der laute Trompetenschall die Spanier zu den Waffen; Pizarro machte sie kurz mit dem Angriffsplane bekannt und traf die nötigen Anstalten.

Die Plaza war, wie in dem vorigen Hauptstücke bemerkt, auf drei Seiten durch niedrige Reihen von Gebäuden geschützt, die aus geräumigen Hallen bestanden, mit weiten auf den Platz führenden Toren. In diesen Hallen stellte er seine Reiterei in zwei Abteilungen auf, die eine unter seinem Bruder Hernando, die andere unter De Soto. Das Fußvolk brachte er in einem der andern Gebäude unter, behielt aber zwanzig ausgewählte Leute zurück, um mit ihnen selbst ans Werk zu gehen, wo die Gelegenheit es erheischen würde. Pedro de Candia, mit einigen Soldaten und dem Geschütz, unter welch gewichtigem Namen zwei kleine Kanonen, Feldschlangen genannt, zu verstehen waren, ließ er die Festung besetzen. Alle erhielten den Befehl, auf ihren Posten bis zur Ankunft des Inka zu bleiben. Nachdem dieser seinen Einzug auf dem großen Platze gehalten, sollten sie noch so lange versteckt bleiben und sich nicht eher sehen lassen, als bis durch Abfeuerung eines Geschützes das Zeichen gegeben sei, wo sie dann ihr Kriegsgeschrei erheben und alle zusammen aus ihrem Versteck hervorstürzen, die Peruaner niedermachen und den Inka selbst wegführen sollten. Die Einrichtung der ungeheuren Hallen, die sich in gleicher Ebene mit dem Platze öffneten, schienen ganz zu einem unverhofften Überfall geschaffen zu sein. Pizarro schärfte ihnen

noch besonders unbedingten Gehorsam ein, damit in der Eile des Augenblicks keine Unordnung entstehe. Alles hänge davon ab, daß mit Übereinstimmung, Ruhe und Schnelligkeit verfahren werde.

Hierauf untersuchte der Anführer, ob ihre Waffen in gutem Zustande und ließ die Bruststücke ihrer Pferde mit Schellen versehen, um durch deren Lärm die Bestürzung der Indianer noch zu vermehren. Auch wurden Erfrischungen reichlich unter die Truppen verteilt, damit sie imstande seien, sich gut zu schlagen. Als diese Vorkehrungen getroffen waren, wurde von den die Schar begleitenden Geistlichen mit großer Feierlichkeit Messe gelesen; der Gott der Schlachten ward angerufen, sein Schild über die Soldaten auszubreiten, die für die Erweiterung des Reiches des Kreuzes kämpfen sollten; und alle stimmten begeistert in den Gesang ein: „Exsurge Domine" (Erhebe Dich, o Herr, und richte Deine eigene Sache). Man hätte sie für einen Verein von Märtyrern, bereit ihr Leben für den Glauben hinzugeben, halten können, statt für eine verwegene Bande von Abenteurern, die im Begriff standen, eine der scheußlichsten Treulosigkeiten zu begehen, die die Geschichte aufbewahrt hat. Doch welcher Laster auch der castilianische Reiter beschuldigt werden kann, Heuchelei war nicht darunter. Er fühlte, daß er für das Kreuz kämpfte und in dieser Überzeugung, die in einem Augenblicke wie dieser sich zum vorherrschenden Antrieb steigerte, war er blind für die niedrigeren Beweggründe, die mit dem Unternehmen vermengt waren. Mit Gefühlen, die auf diese Weise zur Flamme religiösen Eifers angefacht waren, blickten Pizarros Krieger erneuten Mutes dem bevorstehenden Kampfe entgegen; und mit Zufriedenheit sah der Anführer, daß in der Prüfungsstunde seine Leute ihm und sich selbst treu bleiben würden.

Der Tag war schon weit vorgerückt, ehe irgend eine Bewegung im peruanischen Lager sichtbar war, wo man viele Anstalten traf, um sich mit gebührender Pracht und Förmlichkeit in das christliche Lager zu begeben. Eine Botschaft von Atahuallpa kündigte dem spanischen Befehlshaber an, daß er mit seinen vollständig be-

waffneten Kriegern kommen werde, auf gleiche Weise wie die Spanier am Abend vorher in sein Lager gekommen seien. Dies war für Pizarro keine angenehme Nachricht, wiewohl er wahrscheinlich keinen Grund hatte, das Gegenteil zu erwarten.Aber Einwendung dagegen zu machen, konnte Mißtrauen erregen oder vielleicht einigermaßen seine eigenen Absichten verraten. Er sagte daher, daß ihm die Anzeige erfreulich sei und versicherte dem Inka, daß, er komme wie er wolle, er von ihm als Freund und Bruder werde empfangen werden.

Es wurde Mittag, ehe der indianische Zug auf dem Marsche war, wo man dann sah, daß er die große Kunststraße in einer langen Ausdehnung einnahm. Voran ging eine große Menge Diener, deren Geschäft zu sein schien, den Weg sorgsam von jedem kleinen Hindernisse zu säubern. Hoch über der Menge erschien der Inka, von seinen vornehmsten Edelleuten auf den Schultern getragen, während andere vom nämlichen Range neben seinem Tragsessel gingen, mit so glänzenden Schmucksachen bekleidet, daß sie, wie sich einer der Eroberer ausdrückt, „wie die Sonne strahlten". Aber der größere Teil von des Inkas Truppen war längs der Felder aufgestellt, die den Weg einfaßten und verbreitete sich auf den Wiesen so weit das Auge reichen konnte.

Als der königliche Zug etwa eine halbe englische Meile vor der Stadt angelangt war, machte er Halt; und mit Erstaunen sah Pizarro, daß Atahuallpa Anstalt traf, seine Zelte aufzuschlagen, als wollte er daselbst ein Lager beziehen. Bald darauf kam ein Bote an, um den Spaniern anzuzeigen, daß der Inka die folgende Nacht in seiner jetzigen Stellung bleiben und erst am nächsten Morgen in die Stadt kommen werde.

Diese Nachricht war für Pizarro sehr störend, da er die allgemeine Ungeduld seiner Leute über das langsame Vorrücken der Peruaner geteilt hatte. Die Truppen waren schon seit Tagesanbruch unter den Waffen, die Reiterei zu Pferde und das Fußvolk auf seinen Posten und alle hatten stillschweigend die Ankunft des Inka erwartet. Es herrschte in der ganzen Stadt eine tiefe Stille, die nur zuweilen durch den Ruf der Schildwache von der

Spitze der Festung zur Verkündigung der Bewegungen des indianischen Heeres unterbrochen wurde. Pizarro wußte wohl, daß nichts den Soldaten so sehr auf die Probe stellt, als ein langer Aufschub in einer bedenklichen Lage wie die gegenwärtige; und er fürchtete, daß ihr Eifer erkalten und jenem Gefühl der Abspannung Platz machen könnte, das auch dem tapfersten Gemüt in einem so entscheidenden Augenblicke natürlich ist und das wenn auch nicht Furcht, doch nahe verwandt damit ist. Er ließ daher Atahuallpa antworten, daß er ihn bitte, seinen ursprünglichen Vorsatz nicht zu ändern und fügte hinzu, er habe alles zu seiner Bewirtung vorbereitet und erwarte ihn noch heute zum Abendessen.

Diese Botschaft brachte den Inka wieder von seinem Vorsatz ab; er ließ seine Zelte einziehen und trat seinen Marsch wieder an, nachdem er vorher hatte sagen lassen, er werde den größeren Teil seiner Krieger zurücklassen und nur mit wenigen und ohne Waffen in die Stadt kommen, da er es vorziehe, die Nacht in Caxamalca zuzubringen. Zugleich verlangte er, daß Wohnungen für ihn selbst und sein Gefolge in einem der großen steinernen Gebäude, das wegen einer auf den Mauern abgebildeten Schlange, „das Schlangenhaus" genannt wurde, bereit gehalten würden. Keine Nachricht konnte den Spaniern willkommener sein. Es schien, als wenn der indianische Fürst begierig gewesen wäre, in die Falle zu gehen, die ihm gelegt war! Der schwärmerische Ritter ermangelte nicht, darin den unmittelbaren Finger der Vorsehung zu sehen.

Es ist schwer, sich dieses schwankende Benehmen Atahuallpas zu erklären, das so sehr von dem kühnen und entschiedenen Charakter abweicht, den die Geschichte ihm zuschreibt. Es leidet keinen Zweifel, daß er seinen Besuch bei den weißen Männern in vollkommen guter Absicht machte; obgleich Pizarro wahrscheinlich Recht hatte, wenn er vermutete, daß diese freundschaftliche Gesinnung auf sehr unsicheren Füßen stehe. Ebensowenig Grund hat man aber vorauszusetzen, daß er der Aufrichtigkeit der Fremden mißtraute, sonst würde er nicht so unnötigerweise vorgeschlagen

haben, unbewaffnet zu ihnen zu kommen. Seine anfängliche Absicht, mit seiner ganzen Streitmacht zu kommen war ohne Zweifel die, seinen königlichen Prunk sehen zu lassen und vielleicht auch den Spaniern größere Achtung zu erweisen; aber als er einwilligte, ihre Gastfreundschaft anzunehmen und die Nacht in ihren Wohnungen zuzubringen, da wollte er sie auch mit einem großen Teil seiner bewaffneten Mannschaft verschonen und seinen Besuch auf diese Weise abstatten, der ein vollkommenes Vertrauen zu ihrer Aufrichtigkeit bekundete. Er herrschte zu unumschränkt in seinem eigenen Reiche, als daß er so leicht hätte Argwohn schöpfen sollen; und wahrscheinlich konnte er sich nicht eine Verwegenheit vorstellen, mit der wenige Leute, wie die jetzt in Caxamalca versammelten, an einen Angriff auf einen mächtigen, von seinem siegreichen Heere umgebenen Herrscher dachten. Er kannte den Charakter der Spanier nicht.

Es war nicht lange vor Sonnenuntergang, als der Vortrab des königlichen Zuges durch die Tore der Stadt eintrat. Zuerst kamen einige Hundert Diener zur Säuberung des Weges von jedem Hindernisse bei ihrer Ankunft, unter Anstimmung von Siegesliedern, „die in unseren Ohren", sagt einer der Eroberer, „wie Gesänge der Hölle klangen!" Darauf folgten andere Haufen verschiedenen Ranges und in verschiedenartigen Anzügen. Einige trugen einen glänzenden Stoff, weiß und rot gemustert wie die Felder eines Schachbrettes. Andere waren ganz weiß gekleidet, und trugen Hämmer oder Keulen von Silber und Kupfer; und die Leibwachen, sowie die unmittelbare Dienerschaft des Fürsten, zeichneten sich durch eine reiche himmelblaue Kleidung und eine Fülle von bunten Zierraten aus, wobei der peruanische Edelmann an großen Ohrgehängen zu erkennen war.

Hoch über seinen Vasallen erschien der Inka Atahuallpa, auf einer Sänfte oder offenem Sessel getragen, auf dem sich eine Art von Thron aus gediegenem Golde von unschätzbarem Wert befand. Der Tragsessel war mit buntfarbigen Federn tropischer Vögel besetzt und starrte von glänzenden Gold- und Silberplatten. Die Kleidung des Herrschers war noch viel reicher als am vergangenen

Abend. Er trug ein Halsband von Smaragden von ungewöhnlicher Größe und Schönheit. Sein kurzes Haar war mit Zierraten geschmückt und um seine Schläfen wand sich die königliche Borla. Die Haltung des Inka war gesetzt und würdig und von seinem hohen Sitze blickte er auf die Menge unten mit einem Ansehen von Gemütsruhe wie jemand, der zu befehlen gewohnt ist.

Als die vordersten Reihen des Zuges den großen Platz betraten (er war größer, sagt ein alter Geschichtschreiber, als irgend ein Platz in Spanien), öffneten sie sich nach der rechten Seite, um dem königlichen Gefolge Raum zum vorbeigehen zu lassen. Alles wurde mit bewundernswerter Ordnung ausgeführt. Man ließ den Herrscher stillschweigend über die plaza gehen und nicht ein einziger Spanier war zu sehen. Als etwa fünf- bis sechtausend seiner Leute auf dem Platze angelangt waren, stand Atahuallpa still und fragte mit einem rings umher forschenden Blicke: „Wo sind die Fremden?"

In diesem Augenblicke trat der Bruder Vicente de Valverde, ein Dominikanermönch, Pizarros Hausgeistlicher und nachmals Bischof von Cuzco, mit seinem Brevier oder wie andere berichten, mit der Bibel in der einen Hand und einem Kruzifix in der andern, hervor und sagte dem Inka, indem er sich ihm näherte, er komme im Auftrage des Befehlshabers, ihm die Lehren des wahren Glaubens darzulegen, zu welchem Zweck die Spanier von so weit her in sein Land gekommen seien. Darauf setzte der Mönch die geheimnisvolle Lehre von der Dreieinigkeit, so gut er konnte, auseinander; weit ausholend, fing er mit der Erschaffung des Menschen an, ging dann über zu seinem Sündenfalle, seiner darauf erfolgten Erlösung durch Jesus Christus, zu der Kreuzigung und Himmelfahrt, wo dann der Heiland den Apostel Petrus als seinen Stellvertreter auf Erden zurückließ. Diese Macht sei auf die Nachfolger des Apostels, gute und weise Männer, übertragen worden, die unter dem Titel Päpste über alle Mächte und Fürsten der Erde Gewalt hätten. Einer der letzten dieser Päpste habe dem spanischen Kaiser, dem mächtigsten Herrscher in der Welt, den Auftrag erteilt, die Eingeborenen auf der westlichen Halbkugel zu besiegen

und zu bekehren und sein General, Francisco Pizarro, sei jetzt gekommen, um diesen wichtigen Auftrag auszuführen. Der Mönch schloß damit, daß er den peruanischen Herrscher anflehte, ihn gütig aufzunehmen, die Irrtümer seines eigenen Glaubens abzuschwören und den ihm soeben vorgetragenen Christenglauben, den einzigen, durch den er hoffen könne, selig zu werden, anzunehmen und überdies sich als dem Kaiser Karl V. zinspflichtig zu bekennen, der in diesem Falle ihn als seinen treuen Vasallen beschützen und ihm beistehen werde.

Ob Atahuallpa jedes Glied der sonderbaren Kette von Schlüssen gefaßt hat, durch die der Mönch Pizarro mit dem heiligen Petrus in Verbindung brachte, muß bezweifelt werden. Gewiß ist es indes, daß er sehr unrichtige Begriffe von der Dreieinigkeit bekommen haben muß, wenn, wie Garcilasso behauptet, der Dolmetscher Felipillo sie dadurch erklärte, daß er sagte, „die Christen glaubten an drei Götter und einen Gott und das mache vier." Aber daran ist nicht zu zweifeln, daß er den wesentlichen Inhalt der Rede, ihn zu bewegen, auf sein Szepter zu verzichten und die Oberherrschaft eines Andern anzuerkennen, vollkommen verstand.

Die Augen des indianischen Fürsten sprühten Flammen und seine finsteren Augenbrauen wurden noch finsterer, als er erwiderte: „Ich will keinem Menschen zinspflichtig sein! Ich bin größer als irgend ein Fürst auf Erden. Euer Kaiser mag ein großer Fürst sein; ich zweifle nicht daran, wenn ich sehe, daß er seine Untertanen so weit über das Meer gesandt hat und ich bin bereit, ihn als einen Bruder zu betrachten. Was den Papst betrifft, von dem ihr sprecht, so muß er wahnsinnig sein, wenn er daran denkt, Länder zu verschenken, die nicht ihm gehören. Meinen Glauben mag ich nicht ändern. Euer Gott ist, wie ihr sagt, von denselben Menschen getötet worden, die er geschaffen hat. Der meinige aber" — so schloß er, indem er auf seine Gottheit zeigte, die gerade in voller Pracht hinter den Bergen untersank — „mein Gott lebt noch im Himmel und blickt auf seine Kinder herab."

Darauf fragte er Valverde, was ihm die Berechtigung gebe, diese Dinge zu sagen. Der Mönch wies auf das Buch, das er als seine

Berechtigung betrachte. Atahuallpa ergriff es, wendete einen Augenblick einige Blätter darin um, und als wenn der Schimpf, den er erfahren, plötzlich in ihm aufflammte, warf er es heftig auf den Boden und rief aus: „Sagt Euern Gefährten, daß sie mir Rechenschaft von ihrem Verfahren in meinem Lande geben sollen. Ich werde nicht von hier fortgehen, bis sie mir für alles Unrecht, das sie begangen, werden vollständige Genugtuung gegeben haben."

Aufs äußerste über die dem heiligen Buche zugefügte Schmach entrüstet, hob der Mönch es schleunig auf und lief zu Pizarro, um ihn von dem Vorgefallenen zu unterrichten, wobei er ausrief: „Seht ihr nicht, daß, während wir uns hier mit diesem stolzen Hunde außer Atem reden, sich die Felder mit Indianern füllen? Greift augenblicklich an! Ich gebe Euch Absolution." Pizarro sah, daß die Zeit gekommen sei. Er wehte mit einer weißen Binde und gab so das verabredete Zeichen. Das verhängnisvolle Geschütz wurde von der Festung abgefeuert. Darauf stürzte der spanische Feldherr mit seinen Leuten unter dem bekannten Kriegsruf: „St. Jago" und „Greift an!" auf den Platz. Dies wurde durch den Schlachtruf aller in der Stadt befindlichen Spanier erwidert, wobei sie aus den Toren der großen Hallen, worin sie verborgen waren, eilig auf die Plaza strömten. Fußvolk und Reiterei warfen sich in geschlossenen Schlachtreihen mitten unter den Haufen der Indianer. Von Überraschung befangen, bestürzt von dem Knallen des Geschützes und der Musketen und geblendet von dem Rauche, der in schwefeligen Wolken sich auf dem Platze verbreitete, wurden diese von panischem Schrecken ergriffen. Sie wußten nicht, wohin sie fliehen sollten, um vor dem nahenden Verderben Schutz zu suchen. Vornehme und Geringe wurden durcheinander unter dem wilden Angriff der Reiter niedergetreten, die ihre Hiebe rechts und links ohne Erbarmen austeilten, während sie ihre in der Dunkelheit blitzenden Schwerter schwangen und die unglücklichen Eingeborenen mit Entsetzen erfüllten, da diese zum ersten Male das Pferd und seinen Reiter in ihrer ganzen Furchtbarkeit sahen. Sie leisteten keinen Widerstand — da sie überdies keine Waffen

hatten, womit sie ihn hätten leisten können. Jeder Ausweg zum Entkommen war gesperrt, denn der Eingang zum Platze war mit den Leichnamen der Leute angehäuft, die bei den vergeblichen Anstrengungen zum Entfliehen umgekommen waren, und so groß war die Todesangst der Überlebenden unter dem schrecklichen Andrang ihrer Verfolger, daß eine große Menge Indianer in ihren krampfhaften Anstrengungen die Mauern aus Stein und gebranntem Lehm durchbrachen, die zur Umzäunung der Plaza dienten! Durch ihren Einsturz entstand eine Öffnung von über hundert Schritten, durch die eine Menge Leute ihren Ausweg ins Freie fanden, obgleich sie auch da noch von der Reiterei hitzig verfolgt wurden, die, über den angehäuften Schutt setzend, die hinteren Flüchtlinge erreichte und niederhieb.

Während der Zeit währte das Gefecht oder vielmehr Gemetzel in voller Hitze um den Inka her fort, gegen dessen Person der Angriff hauptsächlich gerichtet war. Seine getreuen Edelleute, die sich um ihn scharten, warfen sich den Angreifern entgegen und bemühten sich, indem sie diese aus den Sätteln rissen oder wenigstens ihre eigene Brust als Ziel ihrer Rache darboten, ihren geliebten Gebieter zu schirmen. Einige Quellen sagen, daß sie unter ihren Kleidern versteckte Waffen bei sich führten. Wenn dies auch wahr ist, so nützte es ihnen wenig, da nicht gesagt wird, daß sie sich ihrer bedient haben, während doch das furchtsamste Tier sich verteidigt, wenn es zum Äußersten gebracht ist. Wenn die Indianer dies in diesem Augenblick nicht taten, so ist dies ein Beweis, daß sie keine Waffen hatten. Doch fuhren sie fort, die Reiter zurückzudrängen, indem sie sich mit Todeskrampf an ihre Pferde klammerten und so wie einer niedergehauen war, trat ein anderer an die Stelle seines gefallenen Gefährten mit wahrhaft rührender Hingebung.

Der erschrockene und betäubte indianische Herrscher sah seine treuen Untertanen rings um sich her fallen, ohne seine Lage recht zu begreifen. Die Sänfte, auf der er saß, schwankte hin und her, so wie der gewaltige Andrang rückwärts oder vorwärts trieb; er starrte das überwältigende Verderben an, gleich einem verschla-

genen Seefahrer, der, in seinem Schiffe von den wütenden Elementen umhergeschleudert, die Blitze flammen sieht und den Donner rings um sich her rollen hört, mit dem Bewußtsein, nichts tun zu können, um sein Schicksal von sich abzuwenden. Endlich, als die Spanier von ihrem Zerstörungswerk ermüdet waren und die Abendsonne sich immer mehr neigte, fürchteten sie, daß ihnen der von ihnen erzielte Hauptpreis zuletzt entgehen könnte und einige von den Rittern machten einen verzweifelten Versuch, den Kampf mit einem Male durch die Tötung Atahuallpas zu beendigen. Aber Pizarro, der seiner Person zunächst stand, rief mit Stentorstimme: „Niemand, dem sein Leben lieb ist, vergreife sich an dem Inka", und indem er den Arm ausstreckte, um ihn zu schützen, erhielt er von einem seiner Leute eine Wunde an der Hand, die einzige Wunde, die ein Spanier bei dem Vorfall erhalten hat.

Nun ward der Kampf rings um die königliche Sänfte hitziger als je. Sie wankte immer mehr und mehr, und nachdem mehrere von den Edelleuten, die sie trugen, erschlagen worden waren, fiel sie um und Atahuallpa würde heftig zu Boden gestürzt sein, wäre sein Fall nicht durch die Bemühungen Pizarros und einiger anderer Ritter, die ihn in ihren Armen auffingen, gemildert worden. Durch einen Soldaten, namens Estete, wurde ihm augenblicklich die Borla von der Stirn gerissen und der unglückliche Fürst wurde, unter sicherem Schutz, in ein nahe gelegenes Gebäude gebracht, wo er sorgfältig bewacht wurde.

Nun hörte jeder Versuch zum Widerstand auf. Das Schicksal des Inka verbreitete sich schnell über Stadt und Land. Der Zauber, der die Peruaner zusammengehalten haben mochte, war gelöst. Jedermann dachte nur an seine eigne Sicherheit. Selbst die auf den nahen Feldern gelagerten Kriegsscharen wurden unruhig und als sie die bösen Nachrichten erfuhren, sah man sie nach allen Seiten hin vor ihren Verfolgern fliehen, die in ihrem Siegesrausch kein Erbarmen kannten. Endlich breitete die Nacht, mitleidsvoller als der Mensch, ihren freundlichen Mantel über die Flüchtlinge und die vereinzelten Truppen Pizarros sammelten sich noch ein-

mal auf den Schall der Trompete innerhalb des blutigen Platzes von Caxamalca.

Die Anzahl der Getöteten wird, wie gewöhnlich, sehr verschieden angegeben. Pizarros Sekretär sagt, daß zweitausend der Eingeborenen fielen. Ein Abkömmling der Inkas — eine bessere Gewährschaft als Garcilasso — gibt die Anzahl auf zehntausend an. Die Wahrheit liegt gewöhnlich in der Mitte. Das Gemetzel währte unaufhörlich fort, da nichts ihm Einhalt tat. Daß dabei kein Widerstand geleistet wurde, kann uns nicht befremden, wenn wir bedenken, daß die unglücklichen Schlachtopfer waffenlos waren und daß ihre Sinne durch den neuen erschreckenden Auftritt, der so unvermutet über sie losbrach, völlig betäubt waren. „Wie kann man sich darüber wundern", sagte ein ehemalige Inka zu einem Spanier, der es wiederholt, „daß unsere Landsleute die Besinnung verloren, als sie das Blut wie Wasser strömen und den Inka, den wir alle anbeten, ergreifen und von einer Handvoll Leute fortführen sahen?" Doch war auch das Gemetzel ununterbrochen, so währte es doch nicht lange. Seine ganze Dauer füllte nur das kurze Zwielicht der Wendekreise aus und betrug nicht viel über eine halbe Stunde; allerdings eine geringe Zeit, aber doch lang genug, um das Schicksal Perus zu entscheiden und den Herrscherstamm der Inkas zu vernichten.

An jenem Abend hielt Pizarro sein Versprechen gegen den Inka, indem er ihn zum Speisen bei sich hatte. Das Mahl war aufgetragen in einer der Hallen an dem großen Platz, der wenige Stunden vorher der Schauplatz des Gemetzels gewesen war und auf dessen Pflaster noch die Leichen der Untertanen des Inka aufgehäuft lagen. Der gefangene Fürst erhielt seinen Platz neben seinem Sieger. Er hatte das Ansehen von Einem, der die Größe seines Unglücks noch nicht begriffen hatte; begriff er sie, dann zeigte er wenigstens eine bewundernswerte Seelenruhe. „Das ist das Kriegsglück", sagte er und wenn wir den Spaniern glauben dürfen, so sprach er seine Bewunderung über die Geschicklichkeit aus, mit der sie es bewirkt hätten, ihn mitten unter seinen Truppen gefangen zu nehmen. Er fügte noch hinzu, er sei schon von dem

Augenblick ihrer Landung an von ihrem Zuge unterrichtet gewesen, habe sich aber durch ihre so geringe Anzahl verleiten lassen, ihre Macht für unbedeutend zu halten. Er zweifle nicht, daß es ihm leicht gewesen wäre, sie bei ihrer Ankunft in Caxamalca durch seine überlegenen Streitkräfte zu bewältigen; weil er aber gewünscht, selbst zu sehen, welche Art von Menschen sie seien, habe er sie über das Gebirge gehen lassen, in der Absicht, sich die, die ihm gefielen, zu seinem Dienst auszuwählen, sich ihrer wundervollen Waffen und Pferde zu bemächtigen und die Übrigen töten zu lassen.

Daß dies Atahuallpas Absicht gewesen sein mag, ist nicht unwahrscheinlich. Daraus erklärt es sich, daß er es unterlassen, die Bergpässe zu besetzen, die so starke Verteidigungspunkte gegen einen Überfall darboten. Aber daß ein so schlauer Fürst, wie er nach dem Zeugnis der Eroberer gewesen sein soll, ein so unkluges Bekenntnis seiner verborgenen Absichten abgelegt haben sollte, ist nicht so wahrscheinlich. Die Unterredung mit dem Inka wurde hauptsächlich vermittels des Dolmetschers Felipillo oder „Philippchen", wie er nach seinem angenommenen christlichen Namen genannt wurde, geführt — eines, wie es scheint, boshaften jungen Menschen, der Atahuallpa nicht wohlwollte und dessen Übersetzungen die Eroberer bereitwillig annahmen, da sie begierig waren, einen Vorwand zu ihrer blutigen Vergeltung zu finden. Atahuallpa war, wie schon anderswo bemerkt, zu der Zeit ungefähr dreißig Jahre alt. Er war wohl gebaut und von einer bei seinen Landsleuten ungewöhnlichen Kräftigkeit. Sein Kopf war groß und sein Gesicht hätte können schön genannt werden, wenn seine Augen, die mit Blut unterlaufen waren, seinen Zügen nicht einen wilden Ausdruck gegeben hätten. Er war überlegt im Sprechen, feierlich in seinem Benehmen und gegen seine Untertanen ernst bis zur Strenge, wiewohl er sich gegen die Spanier leutselig zeigte und selbst zuweilen scherzhafte Einfälle äußerte.

Pizarro erwies seinem königlichen Gefangenen alle Aufmerksamkeit und bemühte sich, den Trübsinn, der sich trotz seines angenommenen Gleichmutes in seinen Blicken zeigte, wenn er ihn auch

nicht verscheuchen konnte, doch zu erleichtern. Er bat ihn, sich nicht durch sein Mißgeschick niederschlagen zu lassen, denn er habe nur das Los aller Fürsten geteilt, die sich den weißen Männern widersetzt hätten. Sie seien in sein Land gekommen, um das Evangelium, die Religion Jesu Christi, zu verkünden und es sei kein Wunder, daß sie gesiegt hätten, da sein Schild sie beschirmt habe. Der Himmel habe gewollt, daß Atahuallpas Stolz gedemütigt werde, weil er das heilige Buch beschimpft habe. Aber er bitte den Inka, Mut zu fassen und ihm zu vertrauen, denn die Spanier seien ein edelmütiges Volk, das nur Krieg gegen die führe, die es bekriegten, und Gnade gegen Alle übe, die sich ihm unterwürfen. Atahuallpa mag wohl das Gemetzel an jenem Tage für keinen sonderlichen Beweis von dieser gerühmten Milde erachtet haben.

Ehe Pizarro sich zur Nacht zurückzog, sprach er mit seinen Truppen kurz über ihre gegenwärtige Lage. Als er sich überzeugt hatte, daß kein einziger seiner Leute verwundet sei, befahl er ihnen, Dankgebete an die Vorsehung für ein so großes Wunder zu richten; ohne ihre Sorge für sie könnten sie den Schwarm ihrer Feinde nicht so leicht besiegt haben und er baue darauf, daß ihr Leben noch zu größeren Dingen bestimmt sei; ihnen bleibe aber noch viel zu tun, wenn sie ihr Ziel erreichen wollten. Sie befänden sich im Herzen eines mächtigen Reiches, umringt von ihrem Herrscher treu ergebenen Feinden. Sie müßten deshalb stets auf ihrer Hut und zu jeder Stunde gefaßt sein, durch den Schall der Trompete aus dem Schlummer geweckt zu werden. Nachdem er dann seine Schildwachen verteilt, eine starke Wache vor Atahuallpas Zimmer gestellt und alle Vorsichtsmaßregeln eines sorgsamen Befehlshabers getroffen hatte, begab er sich zur Ruhe und wenn er wirklich das Bewußtsein haben konnte, in den blutigen Auftritten des verflossenen Tages nur den ehrlichen Kampf für das Kreuz gekämpft zu haben, so schlief er ohne Zweifel besser, als in der der Gefangennehmung des Inka vorangegangenen Nacht. Am folgenden Morgen betraf der erste Befehl des spanischen Generals die Reinigung der Stadt; die Gefangenen, deren sich

viele im Lager befanden, wurden zur Fortschaffung und zum anständigen Begraben der Toten verwendet. Dann war seine nächste Sorge, eine Abteilung von etwa dreißig Reitern nach der zuletzt von Atahuallpa innegehabten Wohnung in den Bädern abzusenden, um sich der Beute zu bemächtigen, und den Rest der peruanischen Mannschaften, die sich noch in der Nähe jenes Ortes aufhielten, zu zerstreuen.

Noch vor Mittag kehrten die damit beauftragten Leute mit einem großen Trupp Indianer, Männer und Frauen zurück, unter denen sich viele von den Weibern und Dienerinnen des Inka befanden. Die Spanier hatten keinen Widerstand gefunden, da die peruanischen Krieger, obgleich so überlegen an Zahl, trefflich ausgerüstet und meistenteils aus kräftigen jungen Leuten bestehend — denn der größere Teil der alten Soldaten befand sich mit dem General des Inka im Süden — von dem Augenblick der Gefangennehmung ihres Herrschers an allen Mut verloren hatten. Es fand sich kein Anführer, um seine Stelle zu ersetzen; denn sie erkannten keine andere Herrschaft, als die des Kindes der Sonne, und es schien, als hielt sie eine Art von unsichtbarem Zauber in der Nähe seines Gefängnisses fest, während sie mit abergläubiger Furcht die weißen Männer anstaunten, die ein so verwegenes Unternehmen auszuführen vermocht hatten.

Die Anzahl der indianischen Gefangenen war so groß, daß einige der Eroberer der Meinung waren, man solle sie alle umbringen oder ihnen wenigstens die Hände abhauen, um sie zu Gewalttaten unfähig zu machen und um ihre Landsleute abzuschrecken. Dieser Vorschlag kam ohne Zweifel von den niedrigsten oder rohesten unter den Kriegern. Aber daß er überhaupt getan werden konnte, beweist, aus welchen Leuten zum Teil Pizarros Schar zusammengesetzt war. Der Befehlshaber verwarf ihn sogleich als eben so unklug wie unmenschlich, und entließ die Indianer, einen jeden in seine Heimat, mit der Versicherung, daß keinem ein Leid zugefügt werden solle, der sich nicht den weißen Männern widersetze. Eine hinreichende Anzahl von ihnen wurde indes zur Aufwartung der Eroberer zurückbehalten, die in dieser Rücksicht so gut ver-

DIE GEFANGENNAHME ATAHUALLPAS

sorgt waren, daß die meisten der gemeinen Soldaten ein Gefolge von Dienerschaft bei sich hatten, das besser für die Einrichtung eines vornehmen Herrn gepaßt hätte.

Die Spanier hatten in der Nähe der Bäder ungeheure Herden von Lamas, zum Verbrauch des Hofes bestimmt, unter Aufsicht ihrer Hirten gefunden. Viele Lamas ließen sie in ihren heimatlichen Bergen frei umherlaufen, doch eine große Menge ließ Pizarro zum Gebrauch des Heeres zurückbehalten. Und dies war keine geringe Anzahl, wenn, wie einer der Eroberer sagt, an hunderfünfzig peruanische Schafe oft an einem Tage geschlachtet wurden. Die Spanier waren in der Tat so unbedachtsam in der Tötung dieser Tiere, daß in wenigen Jahren diese von der peruanischen Regierung so sorgfältig gepflegten Herden fast ganz aus dem Lande verschwunden waren.

Die zur Plünderung des Landhauses des Inka abgesandten Leute kehrten mit einer reichen Beute an Gold und Silber zurück, das hauptsächlich aus Geschirr für die königliche Tafel bestand, über deren Größe und Gewicht die Spanier sich ungemein wunderten. Sowohl diese, als einige dort gefundene große Smaragde, nebst den kostbaren Gegenständen, die sie bei den im Gemetzel umgekommenen indianischen Edelleute gefunden, wurden in sichere Verwahrung genommen, um später verteilt zu werden. In der Stadt Caxamalca fanden die Truppen auch Vorräte von wollenen und baumwollenen Stoffen, viel schöner in bezug auf Feinheit des Gewebes und die Kunst der Verschmelzung verschiedener Farben, als sie dergleichen je gesehen hatten. Sie waren in den Gebäuden vom Flur bis zum Dach hinauf in solcher Menge aufgestapelt, daß, nachdem jeder Soldat sich mit dem versorgt hatte, was ihm beliebte, keine merkliche Verminderung des Ganzen zu bemerken war.

Pizarro hätte nun gern seinen Marsch nach der peruanischen Hauptstadt angetreten. Aber die Entfernung war groß und seine Mannschaft gering. Diese mußte noch mehr durch die nötige Bewachung des Inka vermindert werden, und der General fürchtete, mit einem so kostbaren Fange in Händen, sich noch weiter in einem so volkreichen und mächtigen Reiche vorwärts zu wagen.

Er sah sich daher ängstlich nach Verstärkungen aus den Ansiedlungen um, und fertigte einen Eilboten nach San Miguel ab, um die dortigen Spanier von seinen Erfolgen zu unterrichten, und um zu erfahren, ob daselbst etwas aus Panama angekommen sei. Unterdessen verwendete er seine Leute dazu, Caxamalca zu einem schicklichen Aufenthalt für ein christliches Heer umzuschaffen, indem er eine Kirche baute oder vielleicht ein indianisches Gebäude dazu einrichtete, in dem von den Dominikanermönchen mit großer Feierlichkeit regelmäßig Messe gelesen ward. Die zerstörten Mauern der Stadt wurden auf eine festere Weise als vorher wieder hergestellt, und bald war jede Spur von dem Sturme verwischt, der erst vor so kurzer Zeit darin gewütet hatte.

In nicht langer Zeit hatte Atahuallpa, bei allem äußerlichen Religionseifer seiner Sieger, in den meisten von ihnen eine mächtigere geheime Begierde als nach Religion und Ehre entdeckt. Diese war die Liebe zum Golde. Er beschloß, sie zu benutzen, um sich seine Freiheit zu verschaffen. Bei der bedenklichen Lage seiner Angelegenheit war es wichtig, damit nicht lange zu zögern. Sein Bruder Huascar war seit seiner Niederlage gefangen gehalten und in der Gewalt seines Besiegers. Er befand sich jetzt in Andramarca, nicht sehr weit von Caxamalca, und Atahuallpa fürchtete mit gutem Grunde, daß, wenn seine eigene Gefangenschaft bekannt würde, es Huascar leicht wäre, seine Wächter zu bestechen, zu entfliehen und sich an die Spitze des streitigen Reiches zu stellen, ohne daß sein Nebenbuhler ihn daran verhindern könne.

In der Hoffnung nun, seinen Zweck durch Erregung der Habsucht seiner Hüter zu erreichen, sagte er Pizarro eines Tages, daß, wenn er ihn freilassen wolle, er sich verpflichte, den Fußboden des Zimmers, in dem sie sich befänden mit Gold zu bedecken. Die Anwesenden hörten dies mit einem ungläubigen Lächeln an, und da der Inka keine Antwort erhielt, sagte er mit einigem Nachdruck, daß „er nicht bloß den Fußboden bedecken, sondern das Zimmer so hoch mit Gold füllen wolle, als er reichen könne"; dabei stellte er sich auf die Zehen und streckte die Hand gegen die Wand aus. Alle starrten ihn verwundert an, da sie dies für

die tolle Prahlerei eines Mannes hielten, der zu begierig war, sich die Freiheit zu verschaffen, um den Sinn seiner Worte zu erwägen. Doch Pizarro war in großer Ungewißheit. Bei seinem Vorrücken im Lande hatte vieles von dem, was er selbst gesehen, und alles, was er gehört, die blendenden Berichte bestätigt, die er gleich zuerst von den Schätzen Perus erhalten hatte. Atahuallpa selbst hatte ihm die glänzendste Schilderung von dem Reichtum der Hauptstadt gemacht, wo die Dächer der Tempel mit Gold gedeckt, die Wände mit Tapeten und die Fußböden mit Ziegeln von dem nämlichen kostbaren Metall bekleidet seien. Alles dies müsse doch einigen Grund haben. Jedenfalls sei es ratsam, auf den Vorschlag des Inka einzugehen; denn dadurch könne er mit einem Male alles Gold zu seiner Verfügung bekommen, und so verhüten, daß es von den Eingeborenen entfernt oder versteckt werde. Er nahm daher Atahuallpas Anerbieten an, und indem er längs der Wand zu der Höhe, die der Inka angedeutet hatte, einen roten Strich zog, ließ er die Bedingungen des Vorschlags von dem Notar gehörig niederschreiben. Das Zimmer war ungefähr siebzehn Fuß breit, zweiundzwanzig lang und die Linie auf der Wand war neun Fuß weit vom Fußboden entfernt. Dieser Raum sollte mit Gold ausgefüllt werden; doch kam man überein, daß das Gold nicht in Barren geschmolzen sein, sondern die ursprüngliche Form der Gegenstände behalten sollte, zu denen es verarbeitet war, damit dem Inka der Raum zugut komme, den sie einnehmen. Ferner verpflichtete er sich, ein anstoßendes kleineres Zimmer zweimal auf gleiche Weise mit Silber zu füllen, und verlangte zwei Monate Zeit, um alles dies zu erfüllen.

Kaum war das Übereinkommen getroffen, als der Inka Eilboten nach Cuzco und den anderen vorzüglichen Städten des Reiches mit dem Befehl sandte, daß man die goldenen Zierraten und Geräte aus den königlichen Palästen, aus den Tempeln und anderen öffentlichen Gebäuden fortnehmen und ohne Zeitverlust nach Caxamalca bringen solle. Unterdessen blieb er in dem spanischen Lager, wurde mit der seinem Range gebührenden Ehrfurcht behandelt, und genoß jede Freiheit, die sich mit der Sicherstellung

seiner Person vereinigen ließ. Obgleich er nicht ausgehen durfte, so trug er doch keine Fesseln, und hatte eine lange Reihe von Gemächern zur Benutzung, unter der mißtrauischen Aufsicht einer Wache, die den Wert des königlichen Gefangenen zu gut kannte, um fahrlässig zu sein. Die Gesellschaft seiner Lieblingsfrauen war ihm gestattet, und Pizarro sorgte dafür, daß er in seiner häuslichen Zurückgezogenheit nicht gestört wurde. Seine Untertanen hatten freien Zutritt zu ihrem Herrscher, und jeden Tag empfing er Besuche von den indianischen Edelleuten, die ihrem unglücklichen Gebieter Geschenke brachten und ihr Beileid bezeigten. Bei solchen Gelegenheiten wagte es auch der vornehmste seiner Vasallen nicht, vor ihm zu erscheinen, ohne seine Sandalen auszuziehen und ohne, als Zeichen der Ehrfurcht, eine Last auf dem Rücken zu tragen. Die Spanier betrachteten diese Zeichen der Huldigung, oder vielmehr der sklavischen Unterwürfigkeit von der einen Seite und das Ansehen völliger Gleichgültigkeit, mit der sie als eine Sache, die sich von selbst verstand, von der andern Seite aufgenommen wurden, mit neugierigen Blicken, und sie bekamen einen hohen Begriff von dem Charakter eines Fürsten, der selbst in seiner gegenwärtigen hilflosen Lage seinen Untertanen eine solche Ehrfurcht einflößen konnte. Der königliche Hofzirkel war so fleißig besucht, und dem gefangenen Herrscher wurde von seinen Vasallen so viel Ehrerbietung bewiesen, daß zuletzt ein Gefühl von Mißtrauen bei seinen Wächtern nicht ausbleiben konnte.

Pizarro benutzte die ihm so dargebotene Gelegenheit, seinem Gefangenen die Wahrheiten der Offenbarung mitzuteilen, und er arbeitete gemeinschaftlich mit seinem Hausgeistlichen, Pater Valverde, an diesem guten Werke. Atahuallpa hörte mit Gemütsruhe und scheinbarer Aufmerksamkeit zu. Aber nichts schien ihn so sehr zu rühren, wie der Beweis, mit dem der kriegerische Bekehrer seine Rede schloß, daß es nämlich nicht der wahre Gott sein könne, den Atahuallpa anbete, da dieser ihn nicht würde haben in die Hände seiner Feinde fallen lassen. Der unglückliche Herrscher erkannte dies an, und gestand selbst, daß seine Gottheit ihn wirklich in seiner größten Not verlassen habe.

Allein sein damaliges Benehmen gegen seinen Bruder Huascar beweist nur zu deutlich, daß, wie viel Achtung er auch für seine Bekehrer gezeigt haben mag, die Lehren des Christentums noch wenig Eindruck auf sein Herz gemacht hatten. Kaum war Huascar von der Gefangennehmung seines Nebenbuhlers und dem großen Lösegeld, das für seine Befreiung geboten, unterrichtet worden, als er, wie der letztere vorausgesehen hatte, alles aufbot, um seine Freiheit wieder zu erlangen, und eine Botschaft an den spanischen Befehlshaber sandte oder zu senden versuchte, mit dem Versprechen, ein weit größeres Lösegeld zu zahlen, als das von Atahuallpa gebotene, der, da er niemals in Cuzco gewohnt habe, die Größe der dortigen Schätze gar nicht kenne, und nicht wisse, wo sie lägen.

Von allem diesem wurde Atahuallpa durch die Personen, die seinen Bruder in Gewahrsam hatten, heimlich unterrichtet, und seine dadurch erregte Eifersucht noch durch Pizarros Erklärung gesteigert, daß er die Absicht habe, Huascar nach Caxamalca bringen zu lassen, wo er selbst den Streit untersuchen, und dann entscheiden wolle, wer von beiden den begründetsten Anspruch auf das Szepter des Reiches habe. Pizarro erkannte von Anfang an den Vorteil eines Thronstreites, der es ihm möglich machte, der Schale, die er vorzog, dadurch das Übergewicht zu verschaffen, daß er sein Schwert in diese warf. Der von beiden das Szepter durch seine Ernennung erhielt, wurde dadurch zu einem Werkzeug in seinen Händen, mittelst dessen er seinen Willen besser durchsetzen könne, als dies unter seinem eigenen Namen möglich wäre. Es war das nämliche Spiel, wie jeder weiß, das Eduard I. in den schottischen Angelegenheiten und so mancher andere König vorher und nachher gespielt hat, und wenn ihr Beispiel auch dem unwissenden Krieger unbekannt gewesen, so hatte Pizarro doch einen zu hellen Blick, als daß er, in dieser Angelegenheit wenigstens, der Lehren der Geschichte bedurft hätte.

Atahuallpa war sehr unruhig über den Entschluß des spanischen Befehlshabers, den Rechtsstreit der beiden Nebenbuhler entscheiden zu wollen; denn er fürchtete, daß, abgesehen von allen Rechts-

gründen, die Entscheidung sich leicht zugunsten Huascars neigen könnte, dessen milde und lenksame Gemütsart ihn zu einem passenden Werkzeuge in den Händen seiner Sieger machen dürfte. Ohne weitern Anstand beschloß er, diesen Grund zur Eifersucht durch den Tod seines Bruders auf immer zu entfernen.

Seine Befehle wurden unmittelbar ausgeführt und der unglückliche Fürst ward, wie allgemein erzählt wird, im Flusse Andamarca ertränkt; sterbend erklärte dieser, daß die weißen Männer seinen Mord rächen würden und sein Nebenbuhler ihn nicht lange überleben solle.

So starb der unglückliche Huascar, der rechtmäßige Erbe des Thrones der Inka, in der Blüte seines Lebens und im Anfang seiner Regierung, einer Regierung, die jedoch lange genug gewährt hatte, um viele treffliche und liebenswürdige Eigenschaften zu entfalten, obgleich er eine zu milde Natur hatte, um einer so verwegenen und heftigen, wie die seines Bruders, die Spitze bieten zu können. So ist das Bild, das die indianischen und castillianischen Geschichtschreiber von ihm geben, wobei jedoch nicht übersehen werden darf, daß jene Verwandte des Huascar und diese sicher nicht für Atahuallpa eingenommen waren.

Dieser Fürst empfing die Nachricht von Huascars Tode mit allen Zeichen der Überraschung und Entrüstung. Er sandte sogleich nach Pizarro und teilte ihm das Ereignis in Ausdrücken der tiefsten Betrübnis mit. Der spanische Befehlshaber wollte anfangs die unwillkommene Nachricht nicht glauben, und sagte dem Inka gerade heraus, sein Bruder könne nicht tot sein und er sei für sein Leben verantwortlich. Darauf erwiderte Atahuallpa durch wiederholte Beteuerungen der Tatsache, und fügte hinzu, daß die Tat ohne sein Wissen von Huascars Wächtern vollführt sei, weil sie befürchtet hätten, daß er die Unruhen im Lande zu seiner Flucht benutzen könnte. Nachdem Pizarro weitere Nachforschungen angestellt, überzeugte er sich, daß die Nachricht von seinem Tode nur zu wahr sei. Daß er durch Atahuallpas Beamte ohne dessen ausdrücklichen Befehl sollte bewirkt worden sein, würde nur zeigen, daß sie dadurch wahrscheinlich den Wünschen ihres Gebieters zuvorgekom-

men seien. Das Verbrechen, das in unseren Augen durch die Verwandtschaft Beider eine noch dunklere Färbung erhält, machte bei den Inkas nicht einen solchen Eindruck, in deren zahlreichen Familien die brüderlichen Bande lose gewesen sein müssen — viel zu lose, um den Arm eines Tyrannen, jedes Hindernis, das ihm entgegenstand, aus dem Wege zu räumen.

SECHSTES HAUPTSTÜCK

Ankunft des zum Lösegeld bestimmten Goldes / Zug nach Pachacamac / Zerstörung des Götzenbildes / Lieblingsgeneral des Inka / Leben des Inka in der Gefangenschaft / Des Abgesandten Benehmen in Cuzco / Almagros Ankunft

1533

Mehrere Wochen waren schon vergangen, seitdem Atahuallpas Abgeordnete nach dem Gold und Silber waren abgefertigt worden, das zu seinem Lösegeld dienen sollte. Aber die Entfernung war zu groß, und ihre Sendungen gingen nur langsam ein; sie bestanden größtenteils in schweren Stücken Gold- und Silbergerät, von denen einige zwei bis drei Arobas — ein spanisches Gewicht von fünfundzwanzig Pfund — wogen. An einigen Tagen wurden Gegenstände, dreißig- bis vierzigtausend Pesos de Oro an Wert gebracht, zuweilen auch im Wert von fünfzig- bis sechzigtausend Pesos. Die habsüchtigen Augen der Eroberer weideten sich an den glänzenden Schätzen, die die indianischen Lastträger auf den Schultern trugen, und die nach sorgfältiger Verzeichnung, unter strenger Aufsicht, in sicheren Verwahrsam gebracht wurden. Jetzt fingen sie an zu glauben, daß die glänzenden Versprechungen des Inka erfüllt werden würden; da ihre Habsucht aber durch den bezaubernden Anblick der Reichtümer, die sie sich kaum vorzustellen gewagt hatten, noch mehr gereizt wurde, wuchs auch ihre Begierde und ihre Ungeduld. Sie brachten die Entfernung und die Schwierigkeiten des Weges nicht in Anschlag, und murrten laut über die Langsamkeit, mit der die königlichen Befehle ausgeführt würden. Sie hatten sogar Atahuallpa in Verdacht, als veranlasse er dies absichtlich, bloß um dadurch einen Vorwand zu erhalten, mit seinen Untertanen in entfernten Orten in Verbindung zu bleiben, und als gehe er so langsam als möglich zu Werke, um Zeit für die Ausführung seiner Pläne zu gewinnen. Es waren Gerüchte von einem Aufstande unter den Peruanern im Umlauf, und die Spanier besorgten einen plötzlichen und allgemeinen An-

griff auf ihre Quartiere. Ihre neuen Erwerbungen gaben ihnen noch mehr Ursache zu Besorgnissen, und gleich einem Geizhalse, zitterten sie mitten unter ihren Schätzen.

Pizarro teilte dem Inka jene Gerüchte mit, und nannte, als einen der zum Sammelplatz der Indianer bezeichneten Ort, die benachbarte Stadt Guamachucho. Atahuallpa vernahm dies mit unverstelltem Erstaunen, und wies entrüstet die Anklage, als durchaus falsch, zurück. „Nicht ein einziger meiner Untertanen", sagte er, „würde es wagen, ohne meine Erlaubnis in Waffen zu erscheinen oder auch nur einen Finger zu heben. Ihr habt mich,', fuhr er fort, „ in Eurer Gewalt. Habt Ihr nicht über mein Leben zu verfügen, und welche bessere Bürgschaft könnt Ihr für meine Treue haben?" Hierauf stellte er dem spanischen Befehlshaber vor, daß die Entfernung vieler Städte sehr groß sei; daß, wenn man von Caxamalca nach der Hauptstadt Cuzco auch eine Botschaft vermittelst einer Reihe von Eilboten in fünf Tagen senden könnte, doch für einen Träger, mit einer schweren Last auf dem Rücken, Wochen zu der Reise erforderlich seien. „Aber damit Ihr Euch überzeugt, daß ich aufrichtig verfahre", setzte er hinzu, „wünsche ich, daß Ihr einige von Eueren eigenen Leuten nach Cuzco senden mögt. Ich will ihnen einen Geleitbrief mitgeben, und wenn sie dort sind, können sie die Ausführung des Auftrages beaufsichtigen, und sich mit eigenen Augen überzeugen, daß keine feindliche Bewegung beabsichtigt wird." Dies war ein ehrliches Anerbieten; und begierig, genauere und zuverlässigere Nachrichten über den Zustand des Landes einzuziehen, ging Pizarro gern darauf ein.

Vor dem Abgange dieser Abgesandten hatte der General seinen Bruder Hernando mit ungefähr zwanzig Reitern und einer kleinen Abteilung Fußvolk nach der benachbarten Stadt Guamachucho abgesandt, um die Gegend auszukundschaften und sich zu überzeugen, ob die Nachricht begründet sei, daß sich eine bewaffnete Streitmacht daselbst zusammengezogen habe. Hernando fand alles ruhig, und hatte sich einer freundlichen Aufnahme durch die Eingeborenen zu erfreuen; auf nachträglichen Befehl seines Bruders setzte er seinen Marsch nach Pachacamac, einer an der Küste ge-

legenen wenigstens hundert Leguas weit von Caxamalca entfernten Stadt fort. Sie war zum Sitze des großen Tempels der Gottheit dieses Namens geweiht, die die Peruaner als den Schöpfer der Welt anbeteten. Die Inkas sollen hier bei ihrer ersten Einnahme des Landes dieser Gottheit geweihte Altäre gefunden haben; und die Verehrung, die ihr von den Eingeborenen gezollt wurde, war so groß, daß die Inkas, statt zu versuchen ihre Anbetung abzuschaffen, es für weiser erachteten, diese neben der ihrer eigenen Gottheit, der Sonne, fortbestehen zu lassen. Beide Tempel erhoben sich nebeneinander auf den Höhen, die die Stadt Pachacamac beherrschten, und wurden reich durch die Opfergaben ihrer beiderseitigen Verehrer. „Es war eine schlaue Einrichtung", sagt ein alter Schriftsteller, „durch die der große Feind des Menschen sich eine doppelte Seelenernte verschaffte".

Aber der Tempel des Pachacamac behauptete fortwährend den ersten Rang und die Orakelsprüche, die von seinem Altare ausgingen, standen bei den Eingeborenen von Tavantinsuyu (oder „die vier Weltgegenden" wie Peru unter den Inkas genannt wurde) in keinem geringeren Rufe als die Orakel von Delphi bei den Griechen. Aus den entferntesten Gegenden wurden Wallfahrten nach dem geheiligten Orte gemacht und die Stadt Pachacamac wurde bei den Peruanern, was Mekka bei den Mohammedanern oder Cholula bei dem Volke von Anahuac war. Der durch die Gaben der Pilger bereicherte Schrein der Gottheit wurde nach und nach einer der reichsten im Lande; und da Atahuallpa daran lag, sein Lösegeld so schnell wie möglich zusammenzubringen, trieb er Pizarro an, eine Abteilung Leute nach jener Richtung zu senden, um sich der Schätze zu versichern, ehe sie von den Priestern des Tempels verborgen würden.

Dies war eine äußerst beschwerliche Reise. Zwei Drittel des Weges liefen längs dem Tafellande der Cordilleren und waren zuweilen von den Kämmen der Gebirgskette durchschnitten, die ihrem Vorrücken nicht wenig hinderlich waren. Glücklicherweise konnten sie auf einer langen Strecke Weges die große Landstraße nach Cuzco benutzen, „und nichts in der Christenheit", ruft Her-

nando Pizarro aus, „gleicht der Pracht dieser Landstraße durch die Sierra." An einigen Stellen waren die Felshänge so steil, daß Stufen für die Wanderer hineingehauen waren; und obgleich die Seiten durch schwere Steinbrustwehren geschützt waren, so konnten die Pferde sie doch nur mit der größten Mühe erklimmen. Häufig durchkreuzten den Weg Flüsse, über die hölzerne oder steinerne Brücken geschlagen waren; zuweilen aber stürzte das Wasser längs der Bergabhänge so wütend herab, daß die hängenden Weidenbrücken, die die Spanier bis dahin nicht gekannt hatten, das einzige mögliche Mittel boten, sie zu überschreiten. Sie waren auf jedem Ufer an schwere steinerne Pfeiler befestigt. Aber da sie ursprünglich für nichts Schwereres als Fußgänger und Lamas bestimmt waren und ein sehr gebrechliches Ansehen hatten, nahmen die Spanier Anstand, sich mit ihren Pferden darauf zu wagen. Erfahrung zeigte indes bald, daß sie imstande seien, ein viel größeres Gewicht zu tragen; und obgleich die Reisenden durch das Schwanken des langen Ganges schwindelig wurden und wie trunken in den Strom blickten, der in einer Tiefe von hundert Fuß oder mehr unter ihnen brauste, bewirkte doch die Reiterei ihren Übergang ohne Unfall. An diesen Brücken waren, wie noch bemerkt werden mag, Leute aufgestellt, die von allen Reisenden den Zoll für die Regierung erheben mußten.

Die Spanier waren erstaunt, sowohl über die Menge als über die Größe der Lamaherden, die sie die verkrüppelten Kreuter abweiden sahen, die in den höheren Gegenden der Andes wachsen. Zuweilen waren sie eingepfercht, doch häufiger liefen sie weit umher unter der Leitung ihrer indianischen Hirten; und die Eroberer erfuhren hier zum ersten Male, daß diese Tiere mit eben so vieler Sorgfalt behandelt und ihre Wanderungen eben so streng geregelt wurden, wie die der mächtigen Merinoherden in ihrem eigenen Lande.

Das Tafelland und dessen Abhänge waren dicht besetzt mit Weilern und Städten, von denen einige eine beträchtliche Größe hatten; und das Land trug in jeder Richtung Zeichen eines betriebsamen Landbaues. Man sah Felder von indianischen Korn

in seinen verschiedenen Entwicklungsstufen, von der grünen und zarten Ähre bis zum reifsten Gelb der Erntezeit. Wenn sie in die Täler und tiefen Schluchten hinabstiegen, die den Rücken der Cordilleren durchschnitten, sahen sie sich von dem Pflanzenwachstum eines wärmeren Himmelsstriches umringt, an dessen bunter Farbenpracht sich das Auge ergötzte und dessen Wohlgeruch die Sinne betäubte. Überall wurde die Ergiebigkeit des Bodens durch ein sorgfältiges Bewässerungssystem, das aus jedem Strom und Flüßchen, das die Abhänge der Andes herabfloß, die befruchtende Feuchtigkeit benutzte, noch erhöht; und die abgestuften Wände und Berge waren mit Blumen- und Obstgärten bekleidet, die von Früchten verschiedener Breitegrade strotzten. Die Spanier konnten die Betriebsamkeit nicht genug bewundern, mit der die Eingeborenen die Ergiebigkeit der Natur benutzt oder den Mangel ersetzt hatten, wo sie sparsamer zu Werke gegangen war.

Entweder weil es der Inka befohlen oder wegen der Furcht, den ihre Taten im ganzen Lande verbreitet hatten, wurden die Eroberer in jeder Stadt, durch die sie kamen, mit gastfreundlicher Güte aufgenommen. Man sorgte für ihre Wohnungen und in bestimmten Zwischenräumen auf ihrem Wege wurden Erfrischungen aus den wohlversorgten Vorratshäusern unter sie verteilt. In vielen Städten kamen die Einwohner heraus, um sie mit Gesang und Tanz zu bewillkommnen; und wenn sie ihren Marsch wieder antraten, wurde ihnen eine Anzahl kräftiger Träger geliefert, um ihr Gepäck fortzuschaffen.

Endlich, nach einer mehrwöchentlichen Reise, die trotz aller dieser Erleichterungen beschwerlich war, kam Hernando Pizarro vor der großen Stadt Pachacamac an. Es war eine Stadt von ansehnlicher Bevölkerung und viele von den Häusern waren fest gebaut. Der Tempel ihrer Schutzgottheit war ein großes steinernes Gebäude oder vielmehr eine Reihe von Gebäuden, die rings um einen kegelförmigen Berg gelegen, eher das Ansehen einer Festung, als einer religiösen Anstalt hatten. Aber obgleich die Mauern aus Stein bestanden, war das Dach doch nur von leichtem Stroh, wie dies

in Ländern gebräuchlich ist, wo es selten oder nie regnet, und wo man daher hauptsächlich nur eines Schutzes gegen die Sonnenstrahlen bedarf.

Als Hernando Pizarro sich an dem unteren Eingange des Tempels zeigte, wurde ihm von den Wächtern am Tore der Zutritt verweigert; aber er rief aus: „er sei zu weit hergekommen, als daß er sich von dem Arm eines indianischen Priesters sollte aufhalten lassen", und drang mit Gewalt in den Durchgang. Gefolgt von seinen Leuten, wand er sich durch den Gang, der nach einem offenen Platze auf der Spitze des Berges führte, auf dessen einer Seite eine Art von Kapelle stand. Dies war die heilige Stätte der gefürchteten Gottheit. Die Türen waren mit kristallenen Zieraten, mit Türkisen und kleinen Korallen belegt. Hier würden die Indianer Pizarro von dem Eintritte in die geheiligten Räume abgeraten haben, wenn nicht in dem nämlichen Augenblicke der Stoß eines Erdbebens, der die alten Mauern in ihren Grundfesten erschütterte, die Eingeborenen, sowohl die im Gefolge Pizarros, als die Bewohner der Stadt, so beunruhigt hätte, daß sie erschrocken entflohen, indem sie gar nicht zweifelten, daß ihre erzürnte Gottheit die Eindringlinge unter Trümmern begraben oder mit ihren Blitzen verbrennen werde. Aber die Eroberer wurden von keinem solchen Schrecken ergriffen, sie dachten, daß sie hier wenigstens den Kampf für den Glauben ausfechten sollen.

Pizarro riß die Tür auf und ging mit seinen Leuten hinein; aber statt einer, wie sie sich fest eingebildet hatten, aus Gaben der Anbeter Pachacamacs, reich mit Gold und Edelsteinen geschmückten Halle, fanden sie einen kleinen dunklen Raum oder vielmehr eine Höhle, von deren Boden und Wänden sich die abscheulichsten Gerüche, wie die eines Schlachthauses, entwickelten. Es war der Opferplatz. Am Boden entdeckten sie einige Stücke Gold und Smaragde; und als sich ihr Auge an die Finsternis gewöhnt hatte, erkannten sie in dem entferntesten Winkel des Raumes das Bild der Gottheit. Es war ein aus Holz gemachtes scheußliches Ungeheuer, mit einem Kopfe, der dem einen Menschen glich. Dies war der Gott, durch dessen Lippen der Teufel die weitberühmten

Orakelsprüche verkündete, die seine indianischen Anbeter betrogen hatten.

Die entrüsteten Spanier zogen das Götzenbild aus seinem Versteck, schleppten es ins Freie und zertrümmerten es dort in kleine Stücke. Dann wurde der Platz gereinigt und ein großes Kreuz aus Stein und Mörtel auf derselben Stelle errichtet. Wenige Jahre darauf wurden die Mauern des Tempels von den spanischen Ansiedlern niedergerissen, die die Steine zu ihren eigenen Gebäuden benutzten. Aber das Kreuz blieb stehen und breitete seine großen Arme über die Trümmer aus. Es stand da wo es aufgerichtet war, mitten im Sitze des Heidentums; und während alles ringsum in Trümmern versunken war, verkündete es den ewigen Sieg des Glaubens.

Als die einfachen Eingeborenen sahen, daß der Himmel keine Donnerkeile für die Eroberer und ihr Gott keine Macht habe, die Entweihung seines Tempels zu verhindern, fanden sie sich allmählich ein, den Fremden zu huldigen, die sie jetzt mit abergläubischer Furcht betrachteten. Pizarro benutzte diese Stimmung, um sie womöglich von ihrem Götzendienst zu entwöhnen; und obgleich selbst kein Prediger, wie er uns sagt, so hielt er doch eine Rede, die ohne Zweifel so erbauend war, wie man sie von einem Krieger nur erwarten konnte; und zum Schluß lehrte er sie das Zeichen des Kreuzes, als einen unschätzbaren Talisman gegen die künftigen Anschläge des Teufels.

Aber der spanische Befehlshaber war in seine geistlichen Verrichtungen nicht so versunken, daß er nicht hätte auch die weltlichen Angelegenheiten im Auge behalten sollen, um derentwillen er in diese Gegend gekommen war; und er stellte fest, daß die Priester von Pachacamac, als sie Anzeige von seiner Sendung erhalten, den bei weitem größten Teil des Goldes in Sicherheit gebracht und sich damit, vor seiner Ankunft, davongemacht hatten. Vieles davon wurde später in die Erde vergraben entdeckt. Der Betrag des Erlangten war doch noch beträchtlich und belief sich auf beinah achtzigtausend Castellanos, eine Summe, die sie einst als eine Entschädigung für größere Beschwerden, als sie erduldeten, be-

trachtet haben würden. Aber den Spaniern war das Gold alltäglich geworden; und ihre durch die romantischen Abenteuer, die sie seit kurzem bestanden hatten, entflammte Einbildungskraft nährte Vorstellungen, die alles Gold von Peru kaum zu verwirklichen ausgereicht hätte.

Einen Fang machte jedoch Hernando durch seine Unternehmung, der ihn für den Verlust seines Schatzes fast tröstete. Während seines Aufenthaltes in Pachacamac, erfuhr er, daß der indianische Befehlshaber Challcuchima mit einer großen Streitmacht in der Nähe von Xauxa, einer ziemlich festen Stadt, in beträchtlicher Entfernung zwischen den Bergen, liege. Dieser mit Atahuallpa nahe verwandte Mann war sein erfahrenster General und hatte, in Verein mit dem jetzt in Cuzco befindlichen Quizquiz, jene Siege im Süden erfochten, die den Inka auf den Thron brachten. An Geburt, Fähigkeiten und Erfahrungen stellte man ihm keinen zweiten Untertan im Lande gleich. Pizarro sah ein, wie wichtig es sei, sich seiner Person zu bemächtigen. Da jener indianische Große es ablehnte, bei seiner Rückkehr mit ihm zusammenzukammen, beschloß er, sofort nach Xauxa zu marschieren und den Befehlshaber in seinem Lager gefangen zu nehmen. Ein solcher Plan konnte, in Betracht des ungeheuern Unterschiedes in der Anzahl, selbst für Spanier, als verzweifelt gelten; aber ihre Erfolge hatten ihnen ein so großes Vertrauen eingeflößt, daß sie sich kaum herabließen, die Folgen zu berechnen.

Der Weg durch das Gebirge bot noch größere Schwierigkeiten dar, als der frühere Marsch. Zu noch größerer Verlegenheit der Reiterei, waren die Hufeisen ihrer Pferde abgenutzt und deren Hufe litten sehr auf dem rauhen und steinigen Boden. Man hatte kein Eisen zur Hand, nur Gold und Silber. In der Verlegenheit machten sie selbst davon Gebrauch und Pizarro ließ sämtliche Pferde mit Silber beschlagen. Die indianischen Schmiede besorgten es und es gelang so gut, daß sie in diesem kostbaren Metalle auf ihrem übrigen Marsche einen Ersatz für Eisen fanden.

Xauxa war eine große und volkreiche Stadt; wenn wir auch der Versicherung der Eroberer schwerlich glauben dürfen, daß sich

gewöhnlich hunderttausend Menschen auf dem großen Platze versammelten. Der peruanische Befehlshaber stand, wie man sagte, mit einem Heere von fünfunddreißigtausend Mann, nur wenige englische Meilen weit von der Stadt, im Lager. Mit einiger Mühe wurde er zu einer Zusammenkunft mit Pizarro bewogen; dieser redete ihn höflich an und forderte ihn auf, mit ihm nach dem castilianischen Lager in Caxamalca zurückzukehren, was er für einen Befehl des Inka ausgab. Seit der Gefangennehmung seines Gebieters war Callcuchima zweifelhaft gewesen, wie er sich verhalten solle. Die Gefangennehmung des Inka auf eine so plötzliche und geheimnisvolle Weise, durch eine Gattung von Wesen vollbracht, die aus den Wolken gefallen zu sein schienen und überdies gerade unmittelbar nach seinem Siege, hatte den peruanischen Häuptling ganz außer Fassung gebracht. Er hatte sich gar keinen Plan zur Befreiung Atahuallpas gemacht, auch wußte er nicht einmal, ob dergleichen Schritte ihm angenehm sein würden. Er fügte sich daher nun in seine Befehle und wollte jedenfalls eine persönliche Unterredung mit seinem Gebieter halten. Pizarro erreichte seinen Zweck, ohne daß er nötig hatte die geringste Gewalt zu gebrauchen. Als der Wilde mit dem Weißen in Berührung gebracht ward, schien dessen überlegener Geist ihn zurückzuschrecken, auf gleiche Weise wie das wilde Tier vor dem festen Blicke des Jägers den Mut verlieren soll.

Challcuchima kam von einem zahlreichen Gefolge begleitet. Seine Vasallen trugen ihn in seiner Sänfte auf den Schultern; und als er die Spanier bei ihrer Rückkehr durch das Land begleitete, erwiesen ihm die Einwohner überall die nur dem Liebling eines Königs gezollte Ehrfurcht. Doch all dieser Glanz verschwand, als er bei dem Inka eintrat, dem er sich mit bloßen Füßen und mit einer leichten Last auf dem Rücken, die er einem aus dem Gefolge abgenommen, näherte.Als er an ihn herangekommen, rief der alte Krieger, mit zum Himmel erhobenen Händen aus: „Wäre ich hier gewesen, dann würde dies nicht geschehen sein!“ Darauf kniete er nieder, küßte dem Gebieter Hände und Füße und badete sie mit Tränen. Atahuallpa seinerseits verriet nicht die mindeste

DIE HINRICHTUNG DES INKA ATAHUALLPA

Rührung und gab kein anderes Zeichen von Freude über die Anwesenheit seines liebsten Ratgebers zu erkennen, als daß er ihn einfach willkommen hieß. Das kalte Benehmen des Herrschers stand in auffallendem Widerspruche mit der gefühlvollen Treue des Untertans.

Den Inka stellte sein Rang unermeßlich hoch über den stolzesten seiner Vasallen; und die Spanier hatten oft Gelegenheit, die Macht zu bewundern, die er, selbst in seinem gesunkenen Glückszustande, über sein Volk ausübte und die Ehrfurcht, mit der es sich ihm nahte. Pedro Pizarro berichtet von einer Zusammenkunft, bei der er gegenwärtig war, zwischen Atahuallpa und einem seiner vornehmsten Edelleute, der Erlaubnis erhalten hatte, nach einem entlegenen Teile des Landes zu reisen, unter der Bedingung, an einem bestimmten Tage zurückzukehren. Er war ein wenig über die bewilligte Frist ausgeblieben; und als er mit einem kleinen Versöhnungsgeschenke vor seinem Herrscher erschien, zitterten ihm die Kniee so heftig, sagt der Zeitgeschichtschreiber, daß er fast umfiel. Sein Gebieter empfing ihn indes gnädig und entließ ihn ohne ein Wort des Vorwurfs.

Atahuallpa wurde während seiner Gefangenschaft von den Spaniern eben so achtungsvoll wie bisher behandelt. Sie lehrten ihn das Würfel- und das künstlichere Schachspiel; worin der königliche Gefangene Fortschritte machte und womit er sich gern die Langeweile seiner Gefangenschaft vertrieb. Seinen eigenen Leuten gegenüber, behauptete er, so weit als möglich, seine gewohnte Würde und Förmlichkeit. Die Frauen und Mädchen seines Harems waren um ihn, warteten, wie dies gebräuchlich war, bei Tisch auf und verrichteten die anderen häuslichen Dienste. Eine Anzahl indianischer Edelleute stand im Vorzimmer, durfte aber nie unbefohlen vor ihm erscheinen; und wann sie zu ihm eintraten, unterwarfen sie sich den nämlichen demütigenden Gebräuchen, die auch die Höchsten seiner Untertanen beobachten mußten. Sein Tafelgeschirr bestand aus Gold und Silber. Sein Anzug, den er oft wechselte, bestand in Mänteln aus Vicunawolle, die so schön war, daß sie das Ansehen von Seide hatte. Zuweilen vertauschte er diese auch

mit einem Gewande aus Fledermaushäuten, so weich und glatt wie Samt.Um den Kopf trug er das Llautu, einen wollenen faltenreichen Shawl oder Turban aus dem feinsten Gewebe und mannigfach glänzender Farbe; auch fuhr er fort um seine Schläfen den Borla zu tragen, dessen rote mit Gold gemischte Fäden so weit herabhingen, daß sie teilweise seine Augen versteckten. Das Schattenbild des Königtums hatte noch Reize für ihn, als dessen Wesen entschwunden war. Kein Kleidungsstück oder Gerät, das einmal dem peruanischer Herrscher gehört hatte, konnte jemals wieder von einem andern benutzt werden. Sobald er es ablegte, wurde es sorgfältig in eine dazu bestimmte Kiste gelegt und nachher verbrannt. Es wäre ein Frevel gewesen, etwas zu gewöhnlichem Dienste zu gebrauchen, was durch die Berührung des Inka geheiligt war.

Nicht lange nach der Rückkunft der Abteilung aus Pachacamac, in der letzten Hälfte des Mai, kehrten die drei Abgeordneten aus Cuzco zurück. Ihre Sendung hatte einen sehr glücklichen Erfolg gehabt. Infolge des Befehls des Inka und der Furcht, welche die weißen Männer jetzt im ganzen Lande einflößten, hatten die Spanier überall einen freundlichen Empfang gefunden. Die Eingeborenen hatten sie in Hamacas oder den im Lande gebräuchlichen Sänften, auf den Schultern getragen; und da sie den ganzen Weg nach der Hauptstadt auf der großen königlichen Landstraße gemacht hatten, längs derer, in bestimmten Zwischenräumen, indianische Träger aufgestellt waren, so hatten sie diese Reise von mehr als sechshundert englichen Meilen, nicht nur ohne Beschwerde, sondern mit der größten Bequemlichkeit zurückgelegt. Sie kamen durch viele volkreiche Städte und stets fanden sie die einfachen Eingeborenen bereit, sie als Wesen höherer Art zu verehren. In Cuzco wurden sie mit öffentlichen Festlichkeiten empfangen, erhielten prachtvolle Wohnungen und die gehorsame Ergebenheit der Einwohner kam allen ihren Wünschen zuvor.

Was sie von der Hauptstadt erzählten, bestätigte alles, was Pizarro schon vorher über den Reichtum und die Bevölkerung der Stadt gehört hatte. Obgleich sie sich länger als eine Woche in dieser

Stadt aufgehalten, so hatten sie diese noch nicht ganz gesehen. Den großen Tempel der Sonne fanden sie buchstäblich mit Goldplatten bekleidet. Sie waren hineingegangen und hatten die königlichen Mumien, eine jede auf ihrem mit Gold verzierten Stuhle in reich geschmückten Gewändern sitzen sehen. Die Spanier waren so gnädig, sie unberührt zu lassen, wie ihnen der Inka vorher empfohlen hatte; aber sie verlangten, daß die Platten, womit die Mauern belegt waren, abgenommen würden. Die Peruaner fügten sich nach großem Widerstreben in die Befehle ihres Gebieters, den Haupttempel des Volkes zu entweihen, den jeder Einwohner der Stadt mit Stolz und Verehrung betrachtete. Mit geringerem Widerwillen waren sie den Spaniern bei der Abnahme der Zierraten von mehreren Gebäuden behilflich, an denen das Gold indes, weil es mit einem großen Teil Zusatz vermischt war, einen viel geringeren Wert hatte.

Die Anzahl der Platten, die sie vom Sonnentempel abrissen, belief sich auf siebenhundert und obgleich sie wahrscheinlich nicht sehr dick waren, so vergleicht man sie doch an Größe mit dem Deckel eines zehn bis zwölf Zoll breiten Kastens. Das Gebäude war von einem Gesimse aus gediegenem Golde eingefaßt, das aber so fest in dem Steine saß, daß es glücklicherweise allen Anstrengungen der Räuber widerstand. Die Spanier beklagten sich über den bei dem Zerstörungswerk von den Indianern gezeigten Mangel an Tätigkeit und sagten, es gebe noch andere Teile der Stadt, die an Gold und Silber reiche Gebäude enthalten, die zu sehen ihnen aber nicht gestattet worden sei. Ihre Sendung, im besten Falle höchst undankbar, war durch die Art, wie sie diese ausgeführt, doppelt lästig geworden. Die Abgeordneten waren Leute von sehr niederer Herkunft; durch die Ehrenbezeigungen aufgeblasen, die ihnen die Eingeborenen erwiesen, betrachteten sie sich als dazu berechtigt und verachteten die Indianer als ein unendlich tief unter den Europäern stehendes Volk. Nicht nur zeigten sie die widerwärtigste Raubgier, sie behandelten noch überdies die vornehmsten Edelleute mit übermütiger Unverschämtheit. Sie sollen sogar so weit gegangen sein, in die Einsamkeit der Klöster zu dringen und

die religiösen Gefühle der Peruaner durch anstößige Liebeshändel mit den Sonnenjungfrauen zu verletzen. Die Einwohner von Cuzco waren so aufgebracht, daß sie Hand angelegt hätten, wenn nicht ihre gewohnte Ehrfurcht vor dem Inka, in dessen Namen die Spanier gekommen waren, sie davon abgehalten hätte. Da es aber einmal so war, brachten die Indianer so viel Gold zusammen, als nötig war, um ihre unwürdigen Gäste zu befriedigen und sie so schnell wie möglich wieder los zu werden. Es war ein großer Fehler von Pizarro, solche Leute dorthin zu schicken; es gab Personen in seiner Schar, die, wie sich bei anderen Gelegenheiten zeigte, einige Achtung vor sich selbst, wenn auch nicht vor den Eingeborenen hatten.

Die Abgeordneten brachten außer Silber volle zweihundert Cargas oder Ladungen Gold mit. Dies war ein bedeutender Beitrag zu den Leistungen Atahuallpas und obgleich der Schatz die vorgezeichnete Linie bei weitem noch nicht erreicht hatte, so sah der Herrscher doch mit Genugtuung die Zeit zur Vervollständigung seines Lösegeldes näherrücken.

Nichtlange vorher war ein Ereignis eingetreten, das die Lage der Spanier veränderte und einen ungünstigen Einfluß auf das Schicksal des Inka hatte. Dies war die Ankunft Almagros mit einer bedeutenden Verstärkung in Caxamalca. Diesem Anführer war es nach großen Anstrengungen gelungen, drei Schiffe auszurüsten und hundertfünfzig Mann zusammenzubringen, mit denen er zu Ende des vergangenen Jahres von Panama abgesegelt war. Auf seiner Reise holte ihn noch eine kleine Truppenzahl aus Nicaragua ein, so daß sich seine ganze mit Kriegsvorräten wohlversehene Schar auf hundertfünfzig Mann Fußvolk und fünfzig Reiter belief. Seine Schiffe wurden von dem alten Lootsen Ruiz geführt, aber nachdem er an der Bucht von St. Matthäus vorbei war, steuerte er langsam längs der Küste hin, wie gewöhnlich durch Winde und Strömungen gehemmt und allen Beschwerlichkeiten preisgegeben, die dieser so verlängerten Fahrt eigen sind. Was auch der Grund sein mochte, er war nicht so glücklich, Nachrichten von Pizarro zu erhalten und seine Leute hatten so sehr den Mut verloren (die

meisten von ihnen waren rohe Abenteurer), daß sie bei ihrer Ankunft in Puerto Viejo ihm vorschlugen, die Unternehmung aufzugeben und sogleich nach Panama zurückzukehren. Glücklicherweise brachte ein Schiff des kleinen Geschwaders, das Almagro voraus nach Tumbez geschickt hatte, Nachricht von Pizarro und der Niederlassung, die er in San Miguel gegründet hatte. Erfreut durch diese Nachricht, trat Almagro seine Reise wieder an und gegen Ende Dezember 1532 gelang es ihm endlich, seine ganze Mannschaft glücklich nach der spanischen Niederlassung zu bringen.

Dort erhielt er die Nachricht von Pizarros Marsch über das Gebirge, von der Gefangennehmung des Inka und bald darauf von dem ungeheuren Lösegeld, das dieser für seine Befreiung geboten habe. Almagro und seine Gefährten hörten mit unverhehltem Erstaunen diese Nachricht über Pizarro und über die ebenso schleunige als wunderbare Änderung seines Schicksals, die ihnen wie Zauberei erschien. Zu gleicher Zeit empfing er eine Warnung von einem Ansiedler, sich nicht Pizarros Macht anzuvertrauen, von dem man wisse, daß er ihm nicht wohlwolle.

Nicht lange nach Almagros Ankunft in San Miguel ward die Nachricht davon nach Caxamalca gesandt und eine geheime Anzeige seines Sekretärs Perez meldete Pizarro, daß sein Genosse nicht in der Absicht gekommen sei, mit ihm gemeinschaftlich zu Werke zu gehen, sondern um eine unabhängige Regierung zu stiften. Beide spanische Feldherren scheinen von kleinlichen und unruhigen Leuten umgeben gewesen zu sein, die sie miteinander zu entzweien suchten ohne Zweifel um dabei ihre eigene Rechnung zu finden. Diesmal schlugen indes ihre boshaften Kunstgriffe fehl.

Pizarro war überglücklich über die Ankunft einer beträchtlichen Verstärkung, die ihn instand setzen würde, sein Glück nach Wunsch weiter zu verfolgen und in der Eroberung des Landes vorzuschreiten. Auf die Mitteilung des Sekretärs legte er wenig Gewicht, da, was auch Almagros ursprüngliche Absicht gewesen sein möchte, Pizarro wußte, daß die Ader des Reichtums, die er

jetzt im Lande geöffnet hatte, ihm gewiß seine Mitwirkung zu deren Bearbeitung sichern würde. Er hatte daher den Edelmut — denn es liegt etwas edelmütiges darin, den Einflüsterungen einer kleinlichen Eifersucht, zugunsten der gesunden Politik, kein Gehör zu geben — sofort zu seinem alten Gefährten zu schicken und ihn unter vielen Freundschaftsversicherungen nach Caxamalca einzuladen. Almagro, der offener und sorgloser Natur war, empfing die Mitteilung in dem Sinne, worin sie gemacht war und nach dem nötigen Aufschub trat er seinen Marsch ins Innere an. Doch da er, ehe er San Miguel verließ, das verräterische Verfahren seines Sekretärs erfahren hatte, belohnte er seine Treulosigkeit dadurch, daß er ihn auf der Stelle aufhängen ließ.

Um die Mitte Februar 1533 langte Almagro in Caxamalca an. Pizarros Leute kamen heraus, um ihre Landsleute zu begrüßen und die beiden Feldherren umarmten sich mit allen Zeichen herzlicher Freude. Alle früheren Zwistigkeiten wurden in Vergessenheit begraben und sie schienen nun bereit, einander im Verfolgen der ihnen jetzt zur Eroberung eines Reiches geöffneten glänzenden Laufbahn behilflich zu sein.

Es gab einen Menschen in Caxamalca, auf den diese Ankunft der Spanier einen ganz andern Eindruck machte. Dies war Atahuallpa. Er sah in den Neuangekommenen nur einen neuen Schwarm von Heuschrecken, bereit, sein unglückliches Land zu verheeren und er fühlte, daß, wenn sich seine Feinde so rings um ihn vermehrten, die Aussicht, seine Freiheit wieder zu erlangen oder die erlangte zu behaupten, sich vermindere. Ein kleiner Umstand, unbedeutend an sich selbst, aber durch Aberglauben bis zur Furchtbarkeit vergrößert, ereignete sich zu der Zeit, um seine Lage noch trüber zu machen.

Es wurde eine merkwürdige Erscheinung, ein Meteor oder vielleicht ein Komet, von einigen Soldaten am Himmel wahrgenommen und Atahuallpa gezeigt. Er betrachtete sie einige Minuten lang mit angestrengter Aufmerksamkeit und rief dann mit Niedergeschlagenheit aus: „Ein ähnliches Zeichen ist kurz vor dem Tode meines Vaters Huayna Capac am Himmel gesehen worden.“ Von

diesem Tage an schien ein Trübsinn sich seiner zu bemächtigen und er blickte mit Zweifel und unbestimmter Furcht in die Zukunft. So geschieht es, daß in Zeiten der Gefahr die Sinne in ihren Wahrnehmungen eine krankhafte Schärfe erlangen und daß die mindeste Abweichung vom regelmäßigen Laufe der Natur, die in gewöhnlichen Zeiten unbemerkt vorübergingen, für das abergläubische Auge eine Bedeutung erhält, als stände sie auf eine oder die andere Art mit dem Schicksal des einzelnen Menschen in Verbindung.

SIEBENTES HAUPTSTÜCK.

Ungeheurer Umfang des Schatzes / Seine Verteilung unter die Truppen / Gerüchte von einem Aufstande / Verhör des Inka / Seine Hinrichtung / Betrachtungen

1533

Die Ankunft Almagros bewirkte eine merkliche Änderung in Pizarros Aussichten, da sie es ihm möglich machte, seine kriegerischen Unternehmungen wieder tätig fortzusetzen und seine Eroberungen im Innern zu erweitern. Das einzige Hindernis, das ihm im Wege stand, war das Lösegeld des Inka. Die Spanier hatten ruhig gewartet, bis die Rückkehr der Abgeordneten aus Cuzco den Schatz zu einem großen Belauf anhäufte, obgleich er die bedungene Höhe noch nicht erreichte. Aber jetzt gewann ihre Habsucht die Überhand über ihre Mäßigung und sie forderten laut die unmittelbare Teilung des Goldes. Länger zu warten, hieße nur, ihre Feinde durch eine so anziehende Lockung zum Überfall zu reizen. So lange der Schatz ungezählt bleibe, könne Niemand seinen Wert und den Anteil jedes Einzelnen kennen. Es sei besser, ihn sogleich zu verteilen und es dann Jedem zu überlassen, sein Eigentum zu verteidigen. Überdies waren einige geneigt, in die Heimat zurückzukehren und ihren Anteil an Gold mitzunehmen, wo sie es sicher anlegen konnten. Aber dies waren nur wenige, während der bei weitem größere Teil nur dringend wünschte, ihren gegenwärtigen Aufenthalt zu verlassen und sogleich nach Cuzco zu marschieren. Sie dachten, daß in dieser Hauptstadt mehr Gold ihrer warte, als sie hier durch längeres Verweilen erlangen könnten; daß auch jede Stunde kostbar sei, um zu verhindern, daß die Einwohner ihre Schätze verbergen, welche Absicht sie schon zu erkennen gegeben hatten.

Pizarro wurde besonders von der letzten Rücksicht bewogen und sah ein, daß er, ohne die Hauptstadt zu besitzen, keine Hoffnung haben könne, sich zum Herrn des Reiches zu machen. Die Teilung des Schatzes wurde nun ohne weitern Anstand beschlossen.

Bevor sie aber vorgenommen werden konnte, war es nötig, das Ganze in Barren von gleichmäßigem Inhalt zu verwandeln, denn die Beute bestand aus unendlich mannigfaltigen Gegenständen, in denen das Gold sehr verschiedene Grade von Reinheit hatte. Es waren Becher, Wasserkannen, Kredenzteller, Vasen von jeder Form und Größe, Zierraten und Geräte für die Tempel und königlichen Paläste, Ziegel und Platten zur Ausschmückung der öffentlichen Gebäude, merkwürdige Nachahmungen verschiedener Pflanzen und Tiere. Unter den Pflanzen war die schönste das indianische Getreide, dessen goldene Ähren von seinen breiten silbernen Blättern umgeben waren, aus denen ein reicher Büschel Fäden, aus dem nämlichen kostbaren Metall, herabhing. Auch wurde ein Springbrunnen sehr bewundert, der einen funkelnden Strahl von Gold emporwarf, während Vögel und Tiere aus demselben Stoffe am Rande des Wassers spielten. Die Sauberkeit der Arbeit an einigen von diesen und die Schönheit und Sinnigkeit der Zeichnung zog die Bewunderung besserer Kunstrichter auf sich, als der rohen Eroberer von Peru.

Ehe man diese Proben von indianischer Kunst zerstörte, wurde beschlossen, einen Teil davon, der von dem königlichen Fünfteil abgerechnet werden sollte, an den Kaiser zu schicken. Dies werde zum Beweise von der Kunst der Eingeborenen dienen und ihn den Wert seiner Eroberungen erkennen lassen. Eine Anzahl der schönsten Gegenstände im Wert von hunderttausend Dukaten wurde ausgewählt und Hernando Pizarro zum Überbringer nach Spanien ernannt. Er sollte bei der Übergabe der Schätze eine Audienz beim Kaiser nachsuchen, ihm Bericht über das Verfahren der Eroberer erstatten und sich bemühen eine weitere Vermehrung ihrer Streitkräfte und Würden zu erlangen.

Niemand im Heere paßte durch Gewandtheit und Geschäftskenntnis besser zu dieser Sendung als Hernando Pizarro; niemand war so geeignet, die Angelegenheit an dem stolzen castilianischen Hofe mit Erfolg zu betreiben. Aber es übten bei der gegenwärtigen Lage der Dinge andere Gründe Einfluß auf seine Wahl.

Seine frühere Eifersucht gegen Almagro war noch nicht erloschen

und dessen Ankunft im Lager erregte seinen Mißmut, den er sich nicht die Mühe gab zu verhehlen. Er betrachtete ihn, als käme er, um die Siegesbeute zu teilen und seinen Bruder um die diesem gebührenden Ehrenbezeigungen zu bringen. Statt die herzliche Begrüßung Almagros bei ihrer ersten Zusammenkunft zu erwidern, behauptete der anmaßende Ritter ein mürrisches Schweigen. Sein Bruder Francisco war sehr erzürnt über ein Benehmen, das den alten Streit zu erneuern drohte und veranlaßte Hernando, ihn nach Almagros Wohnung zu begleiten und sich bei diesem wegen seines unhöflichen Betragens einigermaßen zu entschuldigen. Aber trotz dieser scheinbaren Versöhnung hielt der General doch die sich darbietende Gelegenheit für günstig, seinen Bruder vom Kriegsschauplatze zu entfernen, wo sein aufrührerischer Sinn seine bedeutenden Dienste mehr als überwog.

Das Geschäft, das Gerät einzuschmelzen, wurde den indianischen Goldschmieden übertragen, die auf diese Weise ihre eigene Arbeit zerstören mußten. Sie arbeiteten Tag und Nacht, aber die Menge des Einzuschmelzenden war so groß, daß ein ganzer Monat dazu erforderlich war. Als das ganze in Barren von gleichmäßigem Gehalt umgeformt war, wurden diese unter Aufsicht des königlichen Beamten genau gewogen. Der ganze Betrag des Goldes belief sich auf 1,326.539 Pesos de oro, was, in Rücksicht des größeren Wertes des Goldes im sechzehnten Jahrhundert, heute wahrscheinlich nahe an drei und eine halbe Million Pfund Sterling betragen würde. Das Gewicht des Silbers wurde auf 51.610 Mark geschätzt. Es gibt in der Geschichte kein zweites Beispiel einer solchen Beute und noch überdies in der umsetzbarsten Form, gleichsam in barem Gelde, die einer so kleinen Schar von Abenteurern, wie die Eroberer von Peru, zuteil geworden ist. Das Hauptaugenmerk der spanischen Unternehmungen in der neuen Welt war Gold. Merkwürdig ist es, daß ihr Erfolg so vollständig gewesen ist. Hätten sie den Weg der Engländer, der Franzosen oder der Holländer nach den Küsten des nördlichen Festlandes eingeschlagen, wie ganz anders wäre der Erfolg gewesen! Ebenso merkwürdig ist es, daß der so plötzlich erworbene Reichtum, indem

er sie von den langsamen, aber sicheren und dauernden Quellen des Volkswohlstandes ablenkte, zuletzt ihren Händen entschlüpft ist und sie zu einem der ärmsten Völker der Christenheit hat werden lassen.

Nun entstand eine neue Schwierigkeit in Bezug auf die Teilung des Schatzes. Almagros Anhänger verlangten einen Anteil daran, der, da sie, der Anzahl nach, der Schar Pizarros gleich waren, ja diese sogar noch um etwas überstiegen, ihren Gewinn bedeutend geschmälert hätte. „Wir sind allerdings", sagten Almagros Soldaten zu ihren Gefährten, „bei der Gefangennehmung des Inka nicht hier gewesen, aber wir haben dadurch das unsrige getan, daß wir über ihn Wache gehalten, Euch Eure Schätze verteidigen halfen und es Euch jetzt möglich machen, vorwärts zu gehen und Eure Eroberungen zu sichern. Es ist eine gemeinschaftliche Sache", sagten sie, „bei der Alle gleich beteiligt sind und daher muß auch der Gewinn gleich unter uns verteilt werden."

Aber diese Art, die Sache anzusehen, war für Pizarros Leute keineswegs ansprechend; sie führten für sich an, daß Atahuallpa den Vertrag mit ihnen ausschließlich gemacht habe; daß sie den Inka gefangengenommen, das Lösegeld sich ausgemacht, kurz sich jeder Gefahr des Unternehmens ausgesetzt hätten und nun nicht geneigt seien, seine Früchte mit Jedem zu teilen, der nach ihnen komme. — Es war nicht zu leugnen, daß diese Darlegung sehr viel für sich hatte und so ward denn zuletzt zwischen den Anführern festgesetzt, daß Almagros Leute ihre Ansprüche gegen eine bestimmte Summe von nicht sehr großem Belauf aufgeben und die ihnen jetzt eröffnete Laufbahn dazu benutzen sollten, selbst für ihr Glück zu sorgen.

Als diese bedenkliche Angelegenheit so friedlich geordnet war, schickte sich Pizarro mit aller Feierlichkeit zur Teilung der reichen Beute an. Die Truppen wurden auf den großen Platz zusammenberufen und der spanische Befehlshaber „rief mit Gottesfurcht", sagt der Bericht, „den Beistand des Himmels an, um dies Werk mit Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit vor ihm zu vollbringen."

Dieser Anruf dürfte bei der Verteilung einer so unrechtlich erworbenen Beute etwas unpassend scheinen; doch wenn man die Größe des Schatzes in Betracht zieht und das von Pizarro übernommene Recht, ihn nach den Verdiensten jedes einzelnen zu verteilen, so mag wohl mit wenigen Handlungen seines Lebens eine schwerere Verantwortlichkeit verbunden gewesen sein. Von seiner gegenwärtigen Entscheidung, kann man sagen, hing das künftige Schicksal jedes seiner Gefährten ab — Armut oder Unabhängigkeit für den Rest seines Lebens.

Zuerst wurde das königliche Fünfteil, unter Hinzurechnung des schon nach Spanien Abgesendeten, abgezogen. Der Anteil Pizarros belief sich auf 57.222 Pesos an Gold und 2350 Mark an Silber. Er hatte noch außerdem den großen Sessel oder Thron des Inka aus gediegenem Golde, 25.000 Pesos de oro an Wert. Seinem Bruder Hernando wurden 31.080 Pesos an Gold und 2350 Mark an Silber gezahlt. De Soto erhielt 17.740 Pesos an Gold und 724 Mark Silber. Die meisten der übrigen Reiter, sechzig an der Zahl, erhielten ein jeder 8880 Pesos an Gold und 362 Mark Silber; wiewohl einige von ihnen mehr, andere bedeutend weniger hatten. Die Anzahl des Fußvolks betrug im ganzen hundertundfünf Mann. Fast ein Fünfteil erhielt Mann für Mann 4440 Pesos an Gold und 180 Mark Silber, die Hälfte von dem, was die Reiter bekommen hatten. Die übrigen empfingen den vierten Teil weniger, wiewohl auch hierbei Ausnahmen stattfanden, und einige mußten sich mit einem weit geringern Anteil an der Beute begnügen.

Die neue Kirche San Francisco, der erste christliche Tempel in Peru, wurde mit 2220 Pesos Gold beschenkt. Der Almagros Mannschaft überwiesene Betrag war nicht übertrieben, wenn er nicht größer als 20.000 Pesos war; und der für die Ansiedler von San Miguel aufbewahrte, der sich nur auf 15.000 Pesos belief, war unerklärlich gering. Es gab einige unter ihnen, die zu einer früheren Zeit der Unternehmung, wie der Leser sich erinnern wird, den Marsch aufgaben und nach San Miguel zurückkehrten. Diese hatten sicher wenig Anspruch darauf, bei der Teilung der

Beute bedacht zu werden. Aber der größere Teil der Ansiedler bestand aus Dienstunfähigen, Leuten, deren Gesundheit durch die früheren Beschwerden gelitten hatte, die aber mit standhaftem und willigem Mute auf ihrem Kriegsposten an der Seeküste gute Dienste leisteten. Wodurch diese ihre Ansprüche auf eine reichlichere Belohnung verwirkt hatten, ist nicht leicht zu erklären.

In der Teilung ist nichts von Almagro selbst gesagt, der, nach den Bedingungen des ursprünglichen Vertrages, Anspruch auf einen gleichen Anteil an der Beute wie seine Genossen zu machen hatte. Ebenso wenig wird Luque, der dritte Genosse, erwähnt. Luque selbst konnte allerdings nicht mehr durch irdische Schätze belohnt werden. Er war kurz vor Almagros Abreise aus Panama gestorben; zu früh, um den ganzen Erfolg des Unternehmens zu erfahren, das ohne seine Bemühungen hätte fehlschlagen müssen; zu früh, um von den Taten und Verbrechen Pizarros unterrichtet zu werden. Aber der Licentiat Espinosa, dessen Stelle er vertrat, und der, wie es scheint, die Gelder zu der Unternehmung vorgeschossen hatte, war noch in St. Domingo am Leben, und Luques Ansprüche waren ausdrücklich auf ihn übertragen. Es läßt sich indes, nach einer so entfernten Zeit, nicht sicher auf ein bloßes Stillschweigen hin urteilen; und man darf schon daraus eine starke Vermutung für Pizarros allgemeine Billigkeit bei der Verteilung ziehen, daß keine Klage darüber weder von irgend einem der beteiligten Anwesenden, noch von gleichzeitigen Geschichtschreibern bis zu uns gedrungen ist.

Nach der Teilung des Lösegeldes schien nichts weiter die Spanier abzuhalten, ihre Unternehmungen tätig fortzusetzen und den Marsch nach Cuzco anzutreten. Doch was sollte man mit Atahuallpa anfangen? Bei der Entscheidung dieser Frage war das Zweckmäßige das Gerechte. Ihn loslassen, würde geheißen haben dem Manne die Freiheit zu schenken, der sich als ihr gefährlichster Feind erweisen konnte; dem, dessen Geburt und königlicher Rang das ganze Volk um ihn scharen, das ganze Triebwerk der Regierung und alle ihre Hilfsquellen in seine Hände geben mußte, kurz dem, dessen bloßes Wort alle Kräfte seines

Volkes gegen die Spanier vereinigen, und so die Eroberung des Landes, wenn nicht gar vernichten, doch auf lange Zeit verzögern würde. Doch ihn gefangen zu halten, war kaum mit weniger Schwierigkeiten verknüpft, da die Bewachung eines so wichtigen Fanges eine Zersplitterung und Schwächung ihrer Streitmacht nötig machen würde; und wie konnten sie, bei noch so großer Wachsamkeit, sich gegen Befreiung ihres Gefangenen in den gefährlichen Gebirgspässen sichern?

Der Inka selbst verlangte nun laut seine Freiheit. Der volle Belauf des Lösegeldes war allerdings noch nicht entrichtet. Auch war es zweifelhaft, ob er, in Betracht der Hindernisse, welche die Wächter der Tempel in den Weg legten, jemals entrichtet werden konnte. Denn diese schienen die Schätze lieber verstecken zu wollen, als die heiligen Orte zur Befriedigung der Habgier der Fremden zu plündern. Auch war es für den indianischen Herrscher ein Unglück, daß Vieles von dem Golde, und zwar das aus dem besten Gehalt, in flachen Platten oder Ziegeln bestand, die, wie wertvoll sie auch waren, eng aufeinander lagen und wenig zur Erhöhung des Haufens beitrugen. Aber ein ungeheurer Betrag war doch schon entrichtet und er wäre, konnte der Inka sagen, noch größer geworden, wenn die Spanier nicht so ungeduldig gewesen wären. Jedenfalls war es ein stattliches Lösegeld, wie nie vorher von irgend einem Fürsten oder Landesherrn gezahlt worden.

Solche Bemerkungen äußerte Atahuallpa gegen mehrere der Ritter und besonders gegen Hernando de Soto, der mit ihm auf einem vertrauteren Fuße stand als Pizarro. De Soto hinterbrachte seinem Befehlshaber Atahuallpas Verlangen; aber dieser wich einer bestimmten Erwiderung aus. Er verriet die schwarzen Absichten nicht, über die er brütete. Nicht lange darauf ließ er den Notar eine Schrift aufsetzen, in der er den Inka von jeder ferneren Verpflichtung bezüglich des Lösegeldes frei sprach. Diese befahl er öffentlich im Lager bekannt zu machen, während er zugleich offen erklärte, daß die Sicherheit der Spanier die fernere Gefangenhaltung des Inka erheische, bis sie noch weitere Verstärkungen erhalten haben würden.

Unterdessen fingen die alten Gerüchte über einen von den Eingeborenen beabsichtigten Angriff an, sich unter den Soldaten zu verbreiten. Einer erzählte es dem andern, und bei jeder Wiederholung wurde es um etwas vergrößert. Ein ungeheures Heer, sagte man, sei in Quito, Atahuallpas Geburtsland, aufgestellt, und dreißigtausend Caraiben seien auf dem Wege, es zu verstärken. Die Caraiben wurden von den früheren Spaniern, nach Belieben, nach verschiedenen Teilen von Amerika versetzt; sie schrieben ihnen, als einem menschenfressenden Stamme, ganz eigentümliche Greuel zu.

Es war nicht leicht, dem Ursprung dieser Gerüchte auf die Spur zu kommen. Es befanden sich im Lager eine beträchtliche Menge Indianer, die zu Huascars Partei gehörten, und die natürlich feindselig gegen Atahuallpa gesinnt waren. Aber sein ärgster Feind war Felipillo, der schon erwähnte Dolmetscher aus Tumbez. Dieser junge Mensch hatte für eine der königlichen Nebenfrauen eine Leidenschaft gefaßt, oder war, wie einige sagen, mit ihr in einem Liebesverhältnis betroffen worden. Der Vorfall kam Atahuallpa zu Ohren, der sich tief dadurch beleidigt fühlte. „Daß ein solcher Schimpf von einem so gemeinen Menschen ihm angetan werde, sei eine Schändlichkeit", sagte er, „schwerer zu erdulden als seine Gefangenschaft"; und er sagte Pizarro, „nach dem peruanischen Gesetze könne ein solcher nicht durch den Tod des Verbrechers allein, sondern nur durch den seiner ganzen Familie und seiner Verwandten gesühnt werden." Aber Felipello war für die Spanier zu wichtig, als daß sie hätten so kurz mit ihm verfahren mögen; auch legten sie wahrscheinlich nicht ein solches Gewicht auf ein Vergehen, das, wenn die Berichte nicht trügen, sich auf ihr eigenes Beispiel stützte. Felipillo erfuhr indes bald des Inka Gesinnung gegen ihn, und haßte ihn von dem Augenblicke an. Unglücklicherweise fand sein bösartiges Gemüt die Mittel bereit, um diesen Haß zu betätigen.

Das Gerücht von einem Aufstande unter den Eingeborenen bezeichnete Atahuallpa als den Veranlasser. Chalcuchima wurde darüber verhört, versicherte aber, daß er von einer solchen Absicht,

die er für eine boshafte Verleumdung erklärte, durchaus nichts wisse. Darauf stellte Pizarro die Sache dem Inka selbst vor, wiederholte ihm die umlaufenden Gerüchte, und stellte sich, als wenn er daran glaubte. „Welch ein Verrat ist es", sagte der General, „den Du gegen mich geschmiedet hast, gegen mich, der Dich stets ehrenvoll behandelte, und Deinen Worten, wie denen eines Bruders traute?" — „Du scherzest", erwiderte der Inka, der vielleicht die Wirkung dieses Vertrauens nicht fühlte, „Du scherzest fortwährend mit mir. Wie könnte ich und mein Volk an Verschwörung gegen so tapfere Leute wie die Spanier denken? Scherze nicht auf solche Weise mit mir, ich bitte Dich." — „Dies", fährt Pizarros Sekretär fort, „sagte er auf die ruhigste und natürlichste Weise, indem er dabei lächelte, um seine Falschheit zu verbergen, so daß wir alle erstaunt waren, so große List bei einem Wilden zu finden." Aber es war nicht aus List, sondern aus dem Bewußtsein seiner Unschuld, wie die Folge zeigte. Er erkannte indes sogleich die Gründe, vielleicht auch die Folgen der Beschuldigung. Er sah einen finstern Abgrund vor sich geöffnet; und er war von Fremden umgeben, von deren keinem er Rat und Schutz erwarten konnte. Das Leben eines gefangenen Königs ist gewöhnlich kurz, und Atahuallpa mag diese Wahrheit wohl erkannt haben, wenn er an Huascar dachte. Er bedauerte jetzt bitterlich die Abwesenheit Hernando Pizarros, denn, wie sonderbar es auch scheinen mag, der stolze Sinn Hernandos war von der Lage des königlichen Gefangenen gerührt worden, und er hatte ihn mit einer Ehrerbietung behandelt, die ihm die besondere Achtung und das Vertrauen des Indianers erworben hatte. Doch verlor dieser keine Zeit, um womöglich den Argwohn des Generals zu verscheuchen und seine Unschuld festzustellen. „Bin ich nicht", sagte er zu Pizarro, „ein armer Gefangener in Deinen Händen? Wie könnte ich die Absichten nähren, deren Du mich beschuldigst, da ich ja das erste Opfer wäre? Und Du kennst mein Volk wenig, wenn Du denkst, daß ein solcher Aufstand ohne meinen Befehl erfolgen könnte; da selbst die Vögel in meinen Staaten", sagte er, „gegen meinen Willen kaum wagen würden zu fliegen."

DIE EINBRINGUNG DES LÖSEGELDES ATAHUALLPAS

Aber diese Unschuldsbeteuerungen machten wenig Eindruck auf die Truppen, unter denen das Gerücht von einem allgemeinen Aufstande der Eingeborenen jede Stunde mehr Glauben gewann. Man sagte, es sei schon eine große Streitmacht in Guamachucho, nicht hundert englische Meilen weit vom Lager, beisammen, und man könne stündlich auf einen Angriff gefaßt sein. Der Schatz, den die Spanier erworben hatten, war ein lockender Siegespreis, und die Besorgnis, ihn zu verlieren, vermehrte ihre Unruhe. Die Runden wurden verdoppelt, die Pferde gesattelt und aufgezäumt gehalten. Die Soldaten schliefen unter Waffen; Pizarro machte regelmäßig die Runde, um zu sehen, ob auch jede Schildwache auf ihrem Posten sei. Kurz, die kleine Schar war auf einen augenblicklichen Angriff vorbereitet.

Menschen, die unter dem Einflusse der Furcht stehen, sind gewöhnlich nicht zu gewissenhaft in den Mitteln, die Veranlassung dazu zu beseitigen. Murren und finsteres Drohen wurde gegen den Inka, den Urheber dieser Anstiftungen, vernommen. Viele fingen an, seinen Tod, als zur Sicherheit des Heeres notwendig, zu fordern. Unter diesen waren die heftigsten Almagro und seine Anhänger. Sie waren bei der Gefangennehmung Atahuallpas nicht gegenwärtig gewesen und empfanden kein Mitleid für ihn in seinem gesunkenen Zustande. Sie betrachteten ihn nur als eine Last, und ihr Wunsch war nun, ihr Glück weiter im Lande zu versuchen, da sie von dem Golde in Caxamalca so wenig erhalten hatten. Sie hatten eine Stütze an Riquelme, dem Schatzmeister, und an den übrigen königlichen Beamten. Diese Leute waren von Pizarro in San Miguel gelassen worden, weil ihm eben nichts daran lag, amtliche Kundschafter in seiner Nähe zu haben. Aber sie waren mit Almagro ins Lager gekommen, und forderten laut den Tod des Inka, als unentbehrlich für die Ruhe des Landes und den Vorteil der Krone.

Diesen düsteren Eingebungen lieh Pizarro kein williges Ohr, oder schien ihnen keins zu leihen, indem er ein sichtbares Widerstreben gegen ein äußerstes Verfahren mit seinen Gefangenen zeigte. Es gab einige Wenige, und unter anderen Hernando de Soto, die

ihn in diesen Ansichten bestärkten, und die solche Maßregeln als keineswegs durch den Beweis von Atahuallpas Schuld gerechtfertigt betrachteten. Bei dieser Lage der Dinge beschloß der spanische Befehlshaber eine kleine Abteilung nach Guamachucho zu senden, um die Gegend auszukundschaften, und zu erforschen, welcher Grund zu den Gerüchten von einem Aufstande vorhanden sei. De Soto erhielt diesen Auftrag, der, weil die Entfernung nicht groß, in wenigen Tagen ausgeführt sein konnte.

Nach Sotos Abgange vermehrte sich die Aufregung bei den Soldaten, statt sich zu vermindern, in einem solchen Grade, daß Pizarro, außerstande, ihrem Drängen zu widerstehen, dareinwilligte, Atahuallpa augenblicklich in Untersuchung zu ziehen. Es war schicklich, und gewiß auch sicherer, die Formen eines Verhörs zu beobachten. Ein Gerichtshof ward dazu eingesetzt, bei dem die beiden Feldherren Pizarro und Almagro als Richter den Vorsitz führen sollten. Es wurde ein Staatsanwalt ernannt, um für die Krone aufzutreten, und dem Gefangenen ein Rechtsbeistand zugewiesen.

Die gegen den Inka vorgebrachten und in der Form von Fragen aufgesetzten Anklagen waren zwölf an der Zahl. Die wichtigsten waren, daß er die Krone geraubt und seinen Bruder Huascar ermordet habe; daß er die öffentlichen Einkünfte des Landes, seit der Eroberung durch die Spanier, verschwendet und an seine Verwandten und Günstlinge verschleudert habe; daß er des Götzendienstes und ehebrecherischer Handlungen schuldig sei, indem er öffentlich mit mehreren Weibern zu tun habe; endlich, daß er versucht habe einen Aufstand gegen die Spanier zu erregen.

Diese Klagepunkte, von denen sich die meisten auf Volksgebräuche oder auf persönliche Verhältnisse des Inka bezogen, über die den spanischen Eroberern offenbar keine Rechtserkenntnis zustand, sind so unsinnig, daß man darüber lachen könnte, wenn sie nicht ein trüberes Gefühl erregten. Die letzte der Anklagen war die einzig wichtige in einem solchen Verhör; und ihre Schwäche geht schon aus der Bemühung hervor, sie durch die übrigen Punkte zu

unterstützen. Die bloße Aufzählung zeigt hinreichend, daß die Verurteilung des Inka schon beschlossen war.

Es wurden eine Anzahl indianischer Zeugen vernommen, und ihr durch die Verdolmetschung Felipillos hindurchgegangenes Zeugnis erhielt, wie man sagt, wo es nötig war, eine von der ursprünglichen sehr verschiedene Färbung. Die Untersuchung war bald beendigt, und „eine lebhafte Erörterung", wie uns einer von Pizarros Sekretären versichert, „fand in Bezug auf die wahrscheinlichen guten oder übeln Folgen statt, die aus dem Tode Atahuallpas entstehen würden". Es handelte sich um die Zweckmäßigkeit. Er wurde schuldig befunden, — ob aller angeführten Verbrechen, wissen wir nicht — und verurteilt, auf dem großen Platze von Caxamalca lebendig verbrannt zu werden. Das Urteil sollte noch in derselben Nacht vollzogen werden. Sie wollten selbst nicht De Sotos Rückkehr abwarten, da doch die Erkundigung, die er eingezogen, die Wahrheit oder Falschheit der Nachrichten über den Aufstand der Eingeborenen feststellen konnte. Es war wünschenswert, die Unterstüzung des Pater Valverde bei diesem Verfahren zu erlangen, und es wurde dem Mönch eine Abschrift des Urteils zur Unterschrift vorgelegt, die er ohne Anstand mit der Erklärung erteilte, daß „seiner Meinung nach der Inka jedenfalls den Tod verdiene".

Doch waren einige Wenige in diesem Kriegsgerichte, die sich diesen willkürlichen Maßregeln widersetzten. Sie betrachteten sie als eine schlechte Vergeltung für alle die ihnen von dem Inka erwiesenen Gunstbezeigungen, dem von ihrer Seite bisher nur Leid zugefügt worden. Sie verwarfen den Beweis als völlig unzulänglich, und leugneten die Befugnis, ein solches Gericht über einen regierenden Fürsten, mitten in seinen eigenen Staaten, zu halten. Wenn er vernommen werden sollte, so müsse er nach Spanien gesandt und seine Sache vor den Kaiser gebracht werden, der allein die Macht habe, darüber zu entscheiden.

Aber die große Mehrheit — und sie war zehn gegen eins — verwarf die Einwendungen, indem sie erklärten, es walte kein Zweifel über Atahuallpas Schuld, und sie wollten die Verant-

wortung für seine Strafe auf sich nehmen. Es solle ein ausführlicher Bericht von dem Verfahren nach Castilien gesandt werden, und der Kaiser daraus entnehmen, wer die treuen Diener der Krone, und wer seine Feinde seien. Der Streit ging so weit, daß er eine zeitlang in einen offenen und heftigen Bruch auszuarten drohte; bis endlich die schwächere Partei, überzeugt, daß jeder Widerstand fruchtlos bleibe, und zum Schweigen gebracht, wiewohl nicht überzeugt, sich damit begnügte, eine schriftliche Verwahrung gegen das Verfahren einzulegen, das einen unauslöschlichen Flecken auf den Namen aller dabei Beteiligten zurücklassen werde.

Als das Urteil dem Inka mitgeteilt wurde, war er sehr betroffen. Er hatte allerdings schon lange einen solchen Ausgang als wahrscheinlich vorausgesehen, und man hatte gehört, daß er gegen seine Umgebung darauf hingedeutet. Aber die Wahrscheinlichkeit eines solchen Ereignisses ist sehr verschieden von der Gewißheit, und noch überdies eine so plötzliche und eilige. Einen Augenblick übermannte ihn die schreckliche Überzeugung davon, und er rief mit Tränen in den Augen aus: „Was habe ich getan, oder meine Kinder, daß mich ein solches Schicksal treffen soll? und zwar von Deinen Händen!“ sagte er, zu Pizarro gewendet, „Du, der von meinem Volke mit Freundschaft und Güte behandelt wardst, mit dem ich meine Schätze geteilt habe, der nichts als Wohltaten aus meinen Händen empfangen hat!“ Im kläglichsten Tone flehte er dann, daß man ihm das Leben lasse, und versprach jede von ihm zu fordernde Bürgschaft für die Sicherheit jedes Spaniers im Heere — er wollte doppelt so viel Lösegeld geben, als er schon gezahlt habe, wenn man ihm nur Zeit lasse, es zusammenzubringen.

Ein Augenzeuge versichert uns, daß Pizarro sichtbar gerührt war, als er vom Inka fortging, dessen Anrufung er, gegen die Stimme des Heeres, und gegen seine eigene Überzeugung von dem, was er der Sicherheit des Landes schuldig zu sein glaubte, nicht die Kraft hatte, Gehör zu geben. Da Atahuallpa fühlte, daß er nicht vermochte, seinen Besieger von seinem Entschlusse zurückzubringen,

erlangte er wieder seine gewohnte Selbstbeherrschung und unterwarf sich von dem Augenblicke an seinem Schicksale mit dem Mute eines indianischen Kriegers.

Die Verurteilung des Inka wurde auf dem großen Platze von Caxamalca unter Trompetenschall bekannt gemacht; und zwei Stunden nach Sonnenuntergang versammelte sich die spanische Kriegsmannschaft bei Fackelschein auf der Plaza, um der Vollziehung des Urteils beizuwohnen. Es war am 29. August 1533, als Atahuallpa, an Hand und Fuß gefesselt — denn er war seit der großen Aufregung im Heere wegen des vermutlichen Angriffs in Ketten gelegt — herausgeführt ward. Pater Vicente de Valverde ging ihm zur Seite, bemüht ihm Trost zu bieten, und ihn womöglich noch in dieser letzten Stunde zu vermögen, seinen Aberglauben abzuschwören und die Religion seiner Sieger anzunehmen. Er wollte die Seele seines Schlachtopfers vor der schrecklichen Abbüßung in jener Welt erretten, der er sein sterblich Teil in dieser so willig unterworfen hatte.

Während Atahuallpas Gefangenschaft hatte der Mönch ihm oft die christlichen Lehren auseinandergesetzt, und der indianische Herrscher hatte große Verstandesschärfe im Verstehen der Rede seines Lehrers gezeigt. Aber zur Überzeugung war er nicht gebracht, und obgleich er geduldig zugehört, so zeigte er doch keine Neigung, auf den Glauben seiner Väter zu verzichten. In dieser feierlichen Stunde versuchte es der Dominikaner zum letzten Male; und als Atahuallpa an den Pfahl gebunden war, und die Holzbündel, die seinen Scheiterhaufen anzünden sollten, um ihn herumlagen, flehte Valverde, mit erhobenem Kreuze, ihn an, dieses zu umfassen und sich taufen zu lassen, mit dem Versprechen, wenn er es tue, so solle der qualvolle Tod, zu dem er verurteilt sei, in die mildere Form der Garrote — eine in Spanien für Verbrecher gebräuchliche Strafe der Erdrosselung — verwandelt werden. Der unglückliche Fürst fragte, ob dem wirklich so sei, und als Pizarro es bejahte, entschloß er sich, seinen Glauben abzuschwören und die Taufe zu empfangen. Die Feierlichkeit wurde durch den Pater Valverde vollzogen, und der Neubekehrte erhielt den Namen

Juan de Atahuallpa; der Name Juan wurde ihm zu Ehren Johannes des Täufers erteilt, an dessen Tage das Ereignis stattfand.

Atahuallpa äußerte den Wunsch, daß sein Leichnam nach Quito, seinem Geburtsort, gebracht und mit den Überresten seiner Vorfahren mütterlicherseits aufbewahrt werde. Darauf wendete er sich an Pizarro und bat ihn, Mitleid mit seinen jungen Kindern zu haben und sie unter seinen Schutz zu nehmen. Gab es niemand anderen in der traurigen Versammlung, die grimmig um ihn her stand, an den er sich um Schutz für seine Nachkommen hätte wenden können? Vielleicht glaubte er, daß niemand so die Macht habe, ihn zu gewähren, und daß die so feierlich in dieser Stunde ausgesprochenen Wünsche selbst von seinem Sieger würden geachtet werden. Er nahm darauf wieder seine stoische Haltung an, die einen Augenblick wankend geworden war, und ergab sich ruhig in sein Schicksal, während die rings versammelten Spanier ihre Credos zum Heil seiner Seele murmelten! So starb der letzte der Inkas den Tod eines gemeinen Verbrechers!

Ich habe schon von der Persönlichkeit und den Eigenschaften Atahuallpas gesprochen. Er hatte ein hübsches Gesicht, jedoch mit einem etwas zu wilden Ausdruck, um angenehm zu sein. Seine Gestalt war kräftig und ebenmäßig, sein Ansehen gebieterisch und sein Benehmen im spanischen Lager hatte einen Grad von Feinheit, der umso mehr anzog, als sich ein Anflug von Traurigkeit damit verband. Man beschuldigt ihn, in seinen Kriegen grausam und in seiner Rache blutig gewesen zu sein. Es mag wahr sein, aber der Pinsel eines Feindes pflegt gern die Schatten des Bildes zu übertreiben. Man gesteht ihm zu, daß er kühn, hochherzig und freigebig gewesen ist. Alle stimmen darin überein, daß er einen ganz besondern Scharfsinn und große Schnelligkeit im Begreifen zeigte. Seine Taten als Krieger setzen seine Tapferkeit außer Zweifel. Der beste Beweis dafür ist das Widerstreben der Spanier, ihn wieder in Freiheit zu setzen. Sie fürchteten ihn als Feind, und sie hatten ihm zu viel Leid zugefügt, um zu glauben, daß er ihr Freund sein könne. Dennoch war sein Benehmen gegen

sie von Anfang an höchst freundlich; und sie vergalten es mit Gefangenschaft, Raub und Tod.

Der Leichnam des Inka blieb die Nacht über auf dem Hinrichtungsplatze. Am folgenden Morgen wurde er nach der Kirche San Francisco gebracht, wo sein Leichenbegängnis mit großer Feierlichkeit stattfand. Pizarro und die vornehmsten Offiziere erschienen in Trauer und die Truppen hörten mit andächtiger Aufmerksamkeit die Seelenmesse für den Toten aus dem Munde des Paters Valverde an. Die Feierlichkeit wurde durch lautes Geschrei und Wehklagen an den Kirchtüren, das von vielen Stimmen herzurühren schien, unterbrochen. Diese wurden sogleich geöffnet, und eine Menge indianischer Frauenzimmer, Weiber und Schwestern des Verstorbenen, drangen in das Hauptschiff und stellten sich um die Leiche. Dies sei nicht die Art, sagten sie, das Leichenbegängnis eines Inka zu feiern, und sie erklärten, daß sie entschlossen seien, sich auf seinem Grabe zu opfern und ihn in das Land der Geister zu begleiten. Die über dieses wilde Benehmen entrüsteten Zuhörer sagten den Eindringenden, daß Atahuallpa im Glauben eines Christen gestorben sei und der Gott der Christen solche Opfer verabscheue. Die Frauen wurden hierauf aus der Kirche gebracht, doch mehrere legten, in ihre Wohnungen zurückgekehrt, selbst Hand an sich, in der eiteln Hoffnung, ihren geliebten Herrn in die glänzende Wohnung der Sonne zu begleiten.

Atahuallpas Überreste wurden, seiner Bitte ungeachtet, auf dem Kirchhofe von San Francisco beerdigt. Aber von dort wurden sie, wie man sagt, heimlich entfernt und, wie er gewünscht hatte, nach Quito gebracht. Die Ansiedler aus einer spätern Zeit vermuteten, daß einige Schätze mit dem Leichnam begraben worden sein mochten. Aber als man den Boden aufgrub, waren weder Schätze noch Überreste zu entdecken.

Ein oder zwei Tage nach diesen traurigen Ereignissen kehrte Hernando de Soto von seiner Sendung zurück. Groß war sein Erstaunen und seine Entrüstung, als er erfuhr, was während seiner Abwesenheit geschehen war. Er suchte sogleich Pizarro auf und fand ihn, sagt der Zeitgeschichtschreiber, „mit einem großen Filz-

hute, nach Trauerart, über die Augen gedrückt" und in seiner Kleidung wie in seiner Haltung alle Zeichen des Grams zur Schau tragend. „Du hast übereilt gehandelt", sagte ihm De Soto in einem harten Tone; „Atahuallpa ist schändlich verleumdet worden. In Guamachucho war kein Feind, kein Aufstand unter den Eingeborenen zu sehen. Ich habe auf dem ganzen Wege nur Zeichen von Wohlwollen erhalten und alles ist ruhig. Wenn es nötig war, den Inka zur Untersuchung zu ziehen, so hätte er nach Castilien gebracht und vom Kaiser selbst gerichtet werden müssen. Ich selbst würde mich dafür verbürgt haben, ihn sicher an Bord des Schiffes zu bringen." Pizarro gestand, er habe zu rasch gehandelt, und sagte, er sei von Riquelme, Valverde und den anderen getäuscht worden. Diese Beschuldigungen kamen bald dem Schatzmeister und dem Dominikaner zu Ohren, die sich ihrerseits rechtfertigten, und Pizarro ins Gesicht sagten, daß er allein für das Geschehene verantwortlich sei. Der Streit wurde heftig und die Umstehenden hörten, wie beide Teile sich der Lüge bezichtigten! Diese gemeine Zänkerei unter den Anführern, so bald nach dem Ereignis, ist der beste Beleg für die Nichtswürdigkeit ihres Verfahrens und für die Unschuld des Inka.

Die Behandlung Atahuallpas bildet von Anfang bis zu Ende ohne Zweifel einen der schwärzesten Züge in der Geschichte der spanischen Pflanzstaaten. Es mag Gemetzel gegeben haben, die länger währten, und Hinrichtungen, bei denen noch ausgesuchtere Grausamkeit verübt wurde, aber die blutbefleckte Geschichte der Eroberung liefert kein ähnliches Beispiel kaltherziger und durchdachter Verfolgung, nicht eines Feindes, sondern eines Mannes, dessen ganzes Benehmen das eines Freundes und Wohltäters gewesen war.

Von dem Augenblick an, wo Pizarro und seine Anhänger in den Bereich von Atahuallpas Einfluß getreten, waren sie von den Eingeborenen als Freunde begrüßt worden. Ihre erste Handlung, als sie über das Gebirge gekommen, war, den Herrscher festzunehmen und sein Volk niederzumetzeln. Seine Gefangennehmung kann von denen gerechtfertigt werden, die der Meinung sind, daß der

Zweck die Mittel heilige, da sie unvermeidlich war, um den Sieg des Kreuzes zu sichern. Aber für das eben so unnötige als schändliche Morden der unbewaffneten und hilflosen Bevölkerung findet eine solche Entschuldigung keine Anwendung.

Die lange Gefangenschaft des Inka war von den Eroberern dazu benutzt worden, ihm seine Schätze mit Härte und Habsucht abzudringen. Während dieser ganzen traurigen Zeit hatte er sich mit ausgezeichneter Großmut und Aufrichtigkeit benommen. Er hatte den Spaniern freien Durchzug durch alle Teile seines Reichs gestattet und ihnen jede Erleichterung zur Ausführung ihrer Pläne gewährt. Als diese ausgeführt waren und er ihnen lästig wurde, da ward er, trotz ihrer ausgesprochenen oder stillschweigend eingegangenen Verpflichtung, ihn frei zu lassen — und Pizarro hatte, wie wir gesehen, seinen Gefangenen durch eine förmliche Verhandlung von jeder ferneren Verpflichtung in Bezug auf das Lösegeld freigesprochen — wie zum Spott, vor Gericht gestellt und unter ebenso falschen als nichtigen Vorwänden zu einem martervollen Tode verurteilt. Die Politik der Eroberer gegen ihr unglückliches Opfer ist von Anfang bis zu Ende durch Grausamkeit und Betrug gebrandmarkt.

Man kann Pizarro nicht leicht von der größten Verantwortlichkeit für diese Politik freisprechen. Seine Anhänger haben sich eifrig bemüht, zu beweisen, daß er durch die Dringlichkeit des Falles dazu gezwungen war, und daß er, besonders in Bezug auf den Tod des Inka, nur widerstrebend der Zudringlichkeit anderer weichen mußte. Aber wie schwach diese Entschuldigung auch sein mag, so wird doch der Geschichtschreiber, der die Mittel hat, die verschiedenen Zeugnisse damaliger Zeit zu vergleichen, zu einem ganz andern Schluß kommen. Ihm wird es scheinen, daß Pizarro wahrscheinlich schon lange die Beseitigung Atahuallpas als notwendig für den Erfolg seines Unternehmens erkannt habe. Er sah die Gehässigkeit voraus, die er sich durch den unverdienten Tod seines königlichen Gefangenen zuziehen würde; während er sich bemühte, Gründe beizubringen, schreckte er noch vor der Verantwortung der Tat zurück, und wollte sie lieber auf die Ein-

gebung anderer, als auch seine eigene vollziehen. Wie so mancher grundsatzlose Staatsmann, wünschte er die Frucht einer bösen Tat zu genießen und anderen die Schande zu überlassen.

Pizarros Sekretäre berichten, daß Almagro und seine Anhänger zuerst auf den Tod des Inka bestanden haben. Sie wurden laut durch den Schatzmeister und die königlichen Beamten unterstützt, die jenen Tod als unentbehrlich für das Interesse der Krone betrachteten; endlich erzeugten die Gerüchte von einer Verschwörung das nämliche ungestüme Verlangen bei den Soldaten, und bei aller Zärtlichkeit für seinen Gefangenen, konnte Pizarro es nicht abschlagen, ihn zur Untersuchung zu ziehen. Die Form eines Verhörs war nötig, um dem Verfahren einen Anschein von Gesetzlichkeit zu geben. Daß es lediglich Form war, geht aus der unschicklichen Hast hervor, mit der es geführt wurde, indem die Untersuchung des Beweises, die Verurteilung und die Hinrichtung, alles in e i n e m Tage vollbracht wurde. Die Vielfältigkeit der Anklagen, wodurch man die Schuld des Verklagten am festesten zu gründen beabsichtigte, machte gerade durch ihre Anzahl die entgegengesetzte Wirkung, denn sie bewies nur, daß man entschlossen war, ihn zu überführen. Hatte Pizarro das Widerstreben gegen seine Verurteilung empfunden, das er vorgibt, warum schickte er De Soto, den besten Freund Atahuallpas fort, als die Untersuchung eingeleitet werden sollte? Warum wurde das Urteil so eilig vollzogen und nicht vielmehr durch die Rückkehr De Sotos die Möglichkeit gegeben, die Wahrheit der Hauptanklage zu widerlegen — der einzigen in der Tat, bei der die Spanier irgend beteiligt waren? Die feierliche Posse des Trauerns und des tiefen Grams, den Pizarro zur Schau stellte, der durch die Ehrenbezeigung für den Toten die aufrichtige Achtung bekunden wollte, die er für die Lebenden empfunden, war ein zu dünner Schleier, um auch den Leichtgläubigsten zu täuschen.

Diese Betrachtungen haben nicht die Absicht, den Rest des Heeres und besonders die Offiziere von ihrem Anteil an der Schändlichkeit des Verfahrens frei zu sprechen. Aber Pizarro, als Befehlshaber des Heeres, war hauptsächlich verantwortlich; denn

er war nicht der Mann, zu gestatten, daß ihm seine Macht aus der Hand gewunden werde, und dem Drängen anderer zaghaft zu weichen. Er wich selbst seinen eigenen Eindrücken nicht. Sein ganzes Leben zeigt, daß er sowohl im Guten als im Bösen mit kalter und berechneter Klugheit gehandelt hat.

Eine Anekdote ist oft wiederholt worden, welche die Beweggründe zu Pizarros Benehmen, wenigstens in gewissem Grade, persönlicher Rache zuschreibt. Der Inka hatte einen der spanischen Soldaten aufgefordert, ihm den Namen Gottes auf den Nagel zu schreiben. Diesen zeigte der Herrscher mehreren von seiner Wache nacheinander, und als sie es lasen und jeder das nämliche Wort aussprach, war er über diese Erscheinung, die ihm fast wie ein Wunder vorkam und wovon die Kenntnisse seines eigenen Volkes kein Beispiel lieferten, sehr erfreut. Als er Pizarro die Schrift zeigte, blieb dieser stumm, und da der Inka daraus ersah, daß er nicht lesen könne, faßte er eine Art Verachtung gegen den Befehlshaber, weil dieser weniger unterrichtet war als seine Soldaten. Er verhehlte diese Verachtung nicht ganz, und Pizarro, der die Ursache gemerkt hatte, hat es niemals weder vergessen noch vergeben. Die Anekdote kommt nicht aus der zuverlässigsten Quelle. Sie kann wahr sein, aber man braucht die Beweggründe zu Pizarros Benehmen nicht in persönlichem Groll zu suchen, da so viele Beweise von einer finstern und überlegten Politik vorliegen. Wie sehr sich auch der spanische Befehlshaber bemühte, seine Landsleute mit der Grausamkeit seines Verfahrens zu versöhnen, so gelang es ihm doch nicht. Auffallend ist der Unterschied zwischen dem Tone, den die ersten Geschichtschreiber über die Tat anstimmen, als sie noch neu war, und dem derjenigen, die erst dann schrieben, als nach Verlauf weniger Jahre die öffentliche Meinung sich darüber kundgegeben hatte. Die Ersten bezeichnen dreist die Tat als eine durch Zweckmäßigkeit, wo nicht Notwendigkeit gebotene, indem sie sich über den Charakter ihres unglücklichen Schlachtopfers in ungemessenen Ausdrücken des Vorwurfs äußern. Die anderen dagegen, während sie die Fehler des Inka verringern und seiner Aufrichtigkeit Gerechtigkeit widerfahren

lassen, ergehen sich in ungemessenem Tadel über die Eroberer, auf deren Betragen, sagen sie, der Himmel dadurch das Siegel seines Verdammungsurteils drückte, daß er ihnen allen ein frühzeitiges und elendes Ende bereitet hat. Ganz so wie die Zeitgenossen hat auch die Nachwelt geurteilt, und die Verfolgung Atahuallpas wird mit Recht als eine Tat beurteilt, die einen nie zu verlöschenden Flecken auf den spanischen Waffen in der neuen Welt zurückgelassen hat.

ACHTES HAUPTSTÜCK

Unordnungen in Peru / Marsch nach Cuzco / Treffen mit den Eingeborenen / Challcuchima wird verbrannt / Ankunft in Cuzco / Beschreibung der Stadt / Darin gefundene Schätze

1533—1534

Der Inka von Peru war Landesherr in einem eigentümlichen Sinne. Er empfing von seinen Vasallen eine unbedingtere Huldigung, als irgend ein anderer unumschränkter Herrscher; denn seine Macht erstreckte sich bis auf das geheimste Tun, ja bis auf die Gedanken eines jeden. Er genoß mehr als menschliche Verehrung. Er war nicht nur das Oberhaupt des Staates, sondern der Punkt, auf den alle Einrichtungen wie nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte ausliefen; — der Schlußstein des politischen Gebäudes, das durch sein eigenes Gewicht in Trümmer fallen mußte, wenn man jenen daraus entfernte. Dies geschah beim Tode Atahuallpas. Sein Tod erledigte nicht nur den Thron, ohne daß ein bestimmter Nachfolger da war, sondern auch die Art des Todes Atahuallpas verkündete dem peruanischen Volke, daß eine stärkere Hand als die ihres Inka sich jetzt des Szepters bemächtigt habe und daß es mit der Herrschaft der Kinder der Sonne für immer vorbei sei.

Die natürlichen Folgen einer solchen Überzeugung blieben nicht aus. Die schöne Ordnung der bisherigen Verfassung war zerstört, da die Macht zu ihrer Aufrechterhaltung entfernt war. Die Indianer überließen sich nach der ungewöhnlichen Strenge, der sie bisher unterworfen waren, größeren Ausschweifungen. Dörfer wurden verbrannt, Tempel und Paläste geplündert, und das Gold, das sie enthielten, ward verschleudert oder versteckt. Gold und Silber erhielt in den Augen des Peruaners Wichtigkeit, als er sah, daß seine Besieger ein so großes Gewicht darauf legten. Die edeln Metalle, die vorher nur zum Staat und zu religiösen Ausschmückungen gedient hatten, wurden nun gesammelt und in Höhlen und Wäldern vergraben. Das von den Eingeborenen verborgene Gold

und Silber soll, wie behauptet wird, an Menge das bei weitem überstiegen haben, was den Spaniern in die Hände gefallen ist. Die entlegenen Landschaften schüttelten nun das ihnen von dem Inka auferlegte Joch ab. Ihre Befehlshaber traten an der Spitze der fernen Heere für sich selbst auf. Ruminavi, ein Befehlshaber an der Grenze von Quito, suchte dies Königreich vom peruanischen Reiche loszureißen und seine ehemalige Unabhängigkeit wieder zu sichern. Kurz, das Land befand sich in einem Zustande, wo das Alte abgeschafft und das Neue noch nicht festgestellt ist. Es war in einer Staatsumwälzung begriffen.

Ihre Urheber, Pizarro und seine Anhänger, blieben einstweilen in Caxamalca. Aber der erste Schritt, den der spanische Befehlshaber tat, war, einen Nachfolger für Atahuallpa zu ernennen. Er glaubte, daß es leichter sein würde, mittelst der so lange von den Indianern anerkannten Macht zu regieren, und es war nicht schwer, einen Nachfolger zu finden. Der wahre Erbe war ein zweiter Sohn Huayna Capacs, namens Manco, ein rechter Bruder des unglücklichen Huascar. Aber Pizarro hatte zu wenig Kenntnis von den Gesinnungen dieses Prinzen, und er machte sich kein Gewissen daraus, einem Bruder Atahuallpas den Vorzug zu geben und ihn den indianischen Edelleuten als ihren künftigen Inka vorzustellen. Wir wissen nichts über den Charakter des jungen Toparca, der sich wahrscheinlich ohne Widerstreben zu einer Bestimmung bereitwillig fand, die, wie demütigend sie auch in einigen Rücksichten sein mochte, doch höher war, als er im regelmäßigen Laufe der Dinge zu erreichen hatte hoffen dürfen. Die zu einer peruanischen Krönung gehörenden Feierlichkeiten wurden so gut beobachtet, als es die Zeit erlaubte; die Stirn des jungen Inka wurde mit der königlichen Borla von seinem Sieger eigenhändig geschmückt und seine indianischen Vasallen leisteten ihm ihre Huldigung. Sie weigerten sich dessen umso weniger, als die meisten im Lager Befindlichen zu der Partei von Quito gehörten. Aller Gedanken waren nun begierig auf Cuzco gerichtet, über das die glänzendsten Berichte bei den Soldaten in Umlauf waren und dessen Tempel und königliche Paläste als von Gold und Silber

strahlend geschildert wurden. Mit so aufgeregten Vorstellungen brach Pizarro und seine ganze, sich auf etwa fünfhundert Mann belaufende Schar, wovon wahrscheinlich ungefähr ein Drittel Reiter waren, anfangs September von Caxamalca auf, einer als Schauplatz einiger der auffallendsten und blutigsten Auftritte, welche die Geschichte aufzuzeigen hat, ewig denkwürdigen Stadt. Alle gingen frohen Mutes vorwärts, — Pizarros Soldaten in der Hoffnung, ihren gegenwärtigen Reichtum zu verdoppeln, und Almagros Anhänger mit der Aussicht, die Beute mit „den ersten Eroberern" zu gleichen Anteilen zu teilen. Der junge Inka und der alte Häuptling Challcuchima folgten dem Zuge in ihren Sänften, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, und bewegten sich mit so großem Prunk und so vieler Förmlichkeit, als wären sie noch im Besitz wirklicher Macht.

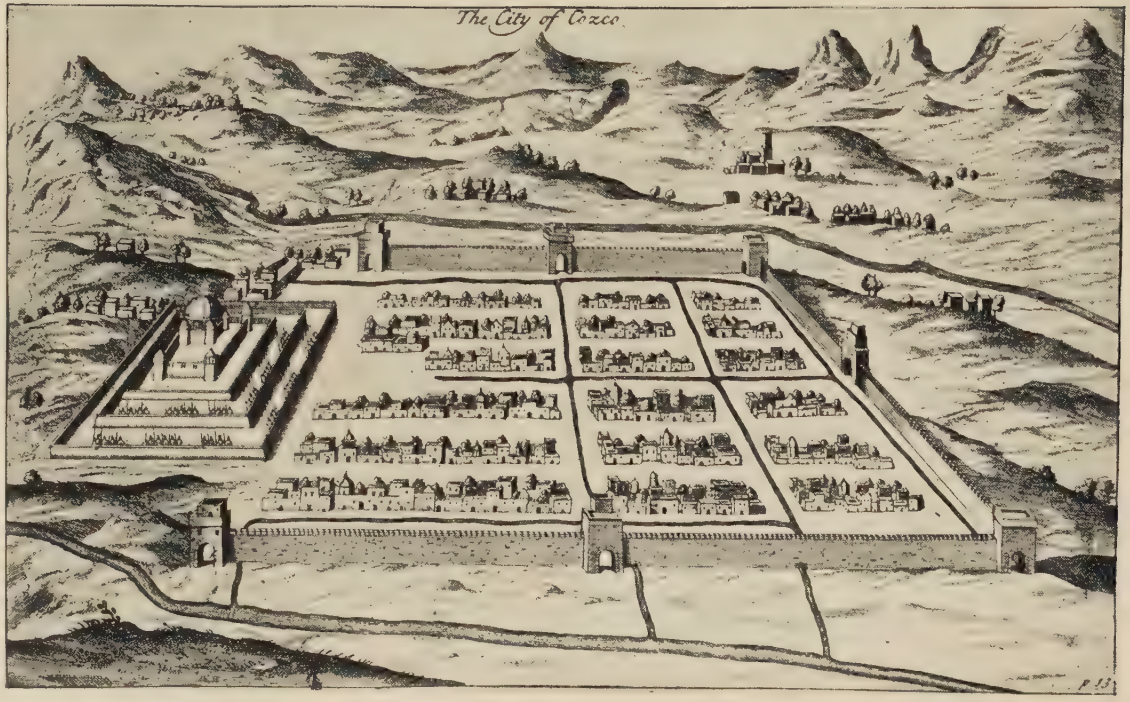
Ihr Zug bewegte sich auf der großen Landstraße der Inkas, die sich über die hohen Gegenden der Cordilleren ganz bis Cuzco hinzog. Sie war fast überall von gleicher Breite, doch wegen des Bodens nicht überall mit gleicher Sorgfalt gebaut. Zuweilen ging sie über sanfte und ebene Täler, die schon an sich dem Reisenden wenig Schwierigkeit boten; andere Teile folgten dem Laufe eines Bergstroms, der sich um den Fuß eines vorspringenden Felsens wand und nur geringen Raum zum Vorbeigehen ließ; an anderen Stellen wieder, wo die Sierra so steil war, daß sie allen weitern Fortschritt zu verbieten schien, wand sich der Weg, nach der natürlichen wellenartigen Beschaffenheit des Bodens, um die Anhöhen herum, die in gerader Richtung zu ersteigen unmöglich gewesen wäre.

Aber mit so viel Geschicklichkeit der Weg auch angelegt war, so war er doch furchtbar für die Reiterei. Es waren Stufen in den Berg gehauen, aber die steinigen Kanten zerschnitten den Pferden die Hufe, und obgleich die Reiter abstiegen und sie am Zügel führten, konnten sie sich nur mit großer Mühe aufrecht halten. Die Straße war nur für Menschen und für das leichtfüßige Lama gebaut, und das einzige schwere Lasttier, das dafür paßte, war das kluge und fest auftretende Maultier, womit die spanischen

Abenteurer damals nicht versehen waren. Es war ein eigenes Glück, daß Spanien das Land der Maultiere war und so schnell die neue Welt mit dem einzigen Tiere versorgen konnte, das für die beschwerlichen Pässe der Cordilleren geschaffen zu sein scheint. Ein anderes Hindernis, das ihnen oft entgegentrat, waren die tiefen Bergströme, die ungestüm von den Andes herabstürzten. Aus Weiden geflochtene Hängebrücken führten darüber, die bald von dem schweren Tritt der Reiterei beschädigt wurden, so daß die dadurch entstandenen Löcher die Gefahr beim Übergang wesentlich erhöhten. In solchen Fällen suchten die Spanier auf Flößen über die Ströme zu setzen, wobei sie ihre schwimmenden Pferde am Zügel führten.

Den ganzen Weg entlang fanden sie in bestimmten Zwischenräumen Posthäuser zur Bequemlichkeit der königlichen Eilboten und Vorratshäuser für Getreide und andere Gegenstände, die in den ansehnlichsten Städten für die indianischen Heere angelegt waren. Den Spaniern kam die Vorsorglichkeit der peruanischen Regierung gut zustatten.

Nachdem sie durch mehrere Städte und Flecken von einiger Bedeutung gekommen, von denen die vorzüglichsten Guamachucho und Guanuco waren, bot sich ihnen, nach einem mühevollen Marsche, der Anblick des herrlichen Tales von Xauxa dar. War der Marsch auch langweilig gewesen, so hatte er doch nur wenig Leiden verursacht, außer beim Übersteigen der zerrissenen Kämme der Cordilleren, die ihnen zuweilen den Weg versperrten und eine rauhe Einfassung der schönen Täler bildeten, die gleich Edelsteinen über diese hohe Gegend verstreut lagen. In den Bergpässen hatten sie einige Unbequemlichkeit von der Kälte zu leiden, da sie, um schneller fortzukommen, sich von allem überflüssigen Gepäck entledigt hatten und selbst nicht mit Zelten versehen waren. Die rauhen Gebirgswinde drangen durch den dicken Harnisch der Soldaten, aber die armen dürftiger bekleideten und an das Klima des Wendekreises gewöhnten Indianer litten am schwersten. Der Spanier schien so abgehärtet an Körper wie an Seele zu sein, daß ihm das Klima fast gleichgütig war.



DIE STADT CUZCO

Auf dem Marsche waren sie vom Feinde nicht beunruhigt worden. Aber mehr als einmal hatten sie an rauchenden Dörfern und zerstörten Brücken seine Spuren wahrgenommen. Von Zeit zu Zeit erhielt Pizarro Nachricht von Kriegern, die seinem Zuge folgten, und zuweilen sah man kleine Haufen Indianer wie trübe Wolken am Rande des Gesichtskreises, die wieder verschwanden, so wie sich die Spanier nahten. Als man indes nach Xauxa gekommen war, sammelten sich diese Wolken zu einer schwarzen Masse von Kriegern, die sich auf dem gegenüberliegenden Ufer des Stromes bildete, der das Tal durchfloß.

Die Spanier rückten gegen den Strom vor, der durch den schmelzenden Schnee angeschwollen, jetzt zwar sehr breit, aber nicht tief war. Die Brücke war zerstört worden, aber die Eroberer sprangen ohne Anstand kühn ins Wasser und gelangten teils schwimmend, teils watend, so gut es gehen wollte, an das gegenüberliegende Ufer. Bestürzt durch diese entschlossene Bewegung, ergriffen die Indianer, die auf den Schutz des Wassers gerechnet hatten, die Flucht, nachdem sie eine unwirksame Ladung Wurfwaffen abgeschleudert hatten. Die Furcht verlieh den Flüchtlingen Flügel, aber das Pferd und sein Reiter waren doch noch schneller, und die siegreichen Verfolger nahmen blutige Rache an ihrem Feinde dafür, daß er auch nur an Widerstand zu denken gewagt hatte.

Xauxa war eine ansehnliche Stadt, in der Hernando Pizarro, wie schon erwähnt, gewesen war. Sie lag mitten in einem grünenden Tale, das durch tausend kleine Bäche befruchtet wurde, die der betriebsame indianische Landmann aus dem sich sanft durch die Wiesen hinschlängelnden Flusse zog. In der Stadt befanden sich mehrere geräumige, aus rohen Steinen erbaute Häuser und ein zur Zeit der Inkas einigermaßen berühmter Tempel. Aber der mächtige Arm des Pater Valverde und seiner Landsleute stürzte bald die heidnischen Gottheiten von ihrem stolzen Platze herab und setzte die heiligen Bildnisse der Jungfrau und des Kindes an ihre Stelle. Hier nahm sich Pizarro vor, einige Tage zu verweilen und eine spanische Niederlassung zu gründen. Es war, wie er meinte, eine

günstige Lage, um die indianischen Bergbewohner in Schach zu halten, während sie zugleich eine leichte Verbindung mit der Meeresküste gewährte. Unterdessen beschloß er, De Soto mit einer Abteilung von sechzig Reitern auszusenden, um die Gegend vorläufig zu durchforschen und die Brücken, die der Feind zerstört haben möchte, wieder herzustellen.

Der tätige Ritter machte sich sogleich auf, stieß aber bei seinem Zuge auf bedeutende Hindernisse. Die Spuren des Feindes zeigten sich immer häufiger, je weiter er vorrückte. Die Dörfer waren verbrannt, die Brücken zerstört und schwere Steine und Bäume über den Weg gelegt, um den Marsch der Reiterei aufzuhalten. Als er in die Nähe von Bilcas, einer einst bedeutenden, jetzt aber von der Landkarte verschwundenen Stadt, kam, bestand er ein hitziges Gefecht mit den Eingeborenen in einem Gebirgspaß, daß ihm das Leben von zwei oder drei seiner Reiter kostete. Der Verlust war zwar gering, aber die Spanier waren so wenig bisher an Widerstand gewöhnt gewesen, daß ihnen jeder Verlust empfindlich war. Bei weiterem Vordringen überschritt der spanische Anführer den Fluß Abancay und das breite Gewässer des Apurimac, und als er sich der Sierra von Vilcaconga näherte, erfuhr er, daß ein beträchtlicher Haufen Indianer in den gefährlichen Bergpässen seiner harrte. Die Sierra lag einige Leguas weit von Cuzco, und da der Ritter die andere Seite vor Eintritt der Nacht zu erreichen wünschte, trieb er unvorsichtigerweise seine ermüdeten Reiter zur Eile. Als er sich mitten in den Felspässen befand, erhob eine Menge bewaffneter Krieger, die aus jeder Höhle und jedem Dickicht der Sierra emporzuschießen schien, ihr Kriegsgeschrei und stürzte sich, gleich einem ihrer Bergströme, auf die Eindringlinge, die eben die Abhänge mühsam heraufzuklimmen im Begriff waren. Menschen und Pferde wurden von der Wut des Angriffs überwältigt und die obersten Reihen, die auf die unteren zurückgedrängt wurden, verbreiteten Verderben und Bestürzung unter sie. Vergebens bemühte sich De Soto, die Ordnung wieder herzustellen und womöglich die Anstürmenden anzugreifen. Die Pferde waren durch die Wurfgegenstände geblendet und scheu gemacht,

während die verzweifelten Eingeborenen, die ihre Hinterbeine umklammerten, sie am Ersteigen des steinigen Felsweges zu verhindern suchten. De Soto sah ein, daß alles verloren sei, wenn er nicht zu einem ebenen Boden gelangte, der sich in einiger Entfernung von ihm zeigte. Indem er nun seine Leute durch den alten Schlachtruf anfeuerte, der stets einem Spanier ans Herz drang, drückte er seinem ermüdeten Kampfroß die Sporen in die Seite und durchbrach, von seiner Schar tapfer unterstützt, die dunkle Reihe der Krieger, die er rechts und links auseinandertrieb, bis es ihm gelang, auf der breiten Ebene Fuß zu fassen.

Hier machten beide Parteien, wie auf gegenseitige Einwilligung, einige Minuten lang halt. Durch die Ebene strömte ein kleiner Fluß, aus dem die Spanier ihre Pferde tränkten, und als diese wieder zu Atem gekommen waren, machten De Soto und seine Leute einen verzweifelten Angriff auf ihre Gegner. Die unerschrockenen Indianer hielten den Anlauf mit Festigkeit aus, und noch war der Erfolg des Kampfes zweifelhaft, als die dunkler werdenden Abendschatten die Streitenden trennten.

Darauf zogen sich beide Teile vom Kampfplatz zurück, und nahmen ihre Stellungen innerhalb Bogenschußweite voneinander ein, so daß man die Stimmen der Krieger beiderseits in der Stille der Nacht hören konnte. Aber sehr verschieden waren die Gedanken der beiden Kriegerhaufen. Die Indianer frohlockten über ihren augenblicklichen Sieg und erwarteten zu dessen Vollendung vertrauensvoll den kommenden Morgen. Die Spanier ihrerseits waren gewissermaßen entmutigt. Sie waren auf den Widerstand eines bis dahin so zaghaften Feindes nicht vorbereitet gewesen. Mehrere Ritter hatten ihren Tod gefunden; und zwar einer durch den Hieb einer peruanischen Streitaxt, der ihm den Kopf bis zum Kinn spaltete, was von der Stärke der Waffe sowie von der des Armes zeugte, der sie geführt hatte. Auch waren einige Pferde getötet worden; und deren Verlust wurde fast ebenso schmerzlich empfunden wie der ihrer Reiter, in Betracht der Größe der Kosten und der Mühe, sie nach diesen entfernten Gegenden zu schaffen. Nur Wenige, sowohl von den Leuten als von den Pferden, waren ohne

Wunden davongekommen und die indianischen Verbündeten hatten noch mehr gelitten.

Aus der Hartnäckigkeit und einer gewissen bei dem Angriff herrschenden Ordnung schien hervorzugehen, daß er von einem Anführer von kriegerischer Erfahrung geleitet worden sei; vielleicht von dem indianischen Befehlshaber Quizquiz, von dem man sagte, daß er sich in der Gegend von Cuzco mit einer beträchtlichen Mannschaft befinde.

Trotz der gegründeten Ursache zu Besorgnis für den morgenden Tag, suchte De Soto, als tapferer Ritter, den Mut seiner Begleiter aufrecht zu halten. Hätten sie den Feind zurückgeschlagen, als ihre Pferde abgemattet und ihre eigenen Kräfte fast erschöpft waren, um wieviel leichter würde es ihnen werden, siegreich davon zu kommen, nachdem beide durch eine Nachtruhe sich erfrischt hätten; und er sagte ihnen, „sie mögen dem Allmächtigen vertrauen, der seine treuen Anhänger in ihrer Not nie verlassen werde." Der Erfolg rechtfertigte De Sotos Vertrauen auf diese rechtzeitige Hilfe.

Auf seinem Marsche hatte er von Zeit zu Zeit Pizarro Nachricht von dem drohenden Zustande des Landes zukommen lassen, so daß dieser ernstlich dadurch beunruhigt ward, und besorgte, der Ritter möchte von der Überzahl des Feindes überwältigt werden. Er fertigte daher Almagro fast mit allen noch übrigen Reitern zu seiner Unterstützung ab — und zwar ohne Fußvolk, damit er desto leichter fortkommen möge. Dieser tätige Anführer rückte in Eilmärschen vor, indem er durch die Nachrichten, die ihn auf dem Wege trafen, zu noch größerer Eile getrieben ward; und war so glücklich den Fuß der Sierra von Vilcaconga gerade in der Nacht des Treffens zu erreichen.

Als er dort von dem Gefecht hörte, eilte er, obgleich seine Pferde von Anstrengung erschöpft waren, ohne Aufenthalt vorwärts. Die Nacht war außerordentlich finster, und da Almagro fürchtete, in das nächtliche Lager des Feindes zu geraten, und De Soto doch Nachricht von seiner Ankunft zu geben wünschte, ließ er seine Trompeter so lange blasen, bis die durch die Bergpässe dringen-

den Töne seine Landsleute aus dem Schlummer weckten; es war ihren Ohren die angenehmste Musik. Sie antworteten sofort mit ihren eigenen Hörnern, und hatten bald die Freude, ihre Befreier zu umarmen.

Groß war der Schrecken der indianischen Schar, als sie beim Morgenlicht die neue Verstärkung in den Reihen der Spanier wahrnahmen. Sie waren nicht gewohnt mit einem Feinde zu kämpfen, der aus dem Kampfe Kräfte schöpfte, und seine Anzahl nach Gefallen zu vervielfältigen schien. Ohne einen weitern Versuch, den Kampf zu erneuern, benutzten sie einen dichten Nebel, der über die niedrigen Abhänge der Berge verbreitet lag, um ihren Rückzug zu nehmen, und ließen den Angreifern die Pässe offen. Darauf setzten die beiden Ritter ihren Marsch so lange fort, bis sie ihre Truppen aus der Sierra gezogen hatten, worauf sie eine sichere Stellung einnahmen, und beschlossen, daselbst Pizarros Ankunft zu erwarten.

Der Oberbefehlshaber hielt sich unterdessen in Xauca auf, wo ihm die Gerüchte über den Zustand des Landes, die zu ihm gelangten, viel Unruhe verursachten. Sein Unternehmen war bis dahin so ruhig vonstatten gegangen, daß er ebenso wenig wie sein Stellvertreter darauf gefaßt war, Widerstand bei den Eingeborenen zu erfahren. Er schien nicht zu begreifen, daß auch die sanfteste Natur sich zuletzt durch Unterdrückung aufregen läßt, und daß die Ermordung ihres Inka, für den sie eine so große Ehrfurcht hegten, sie, wenn irgend etwas, aus ihrer Gefühllosigkeit wecken mußte.

Die Nachricht, die er jetzt von dem Rückzuge der Peruaner erhielt, war ihm sehr willkommen; er ließ eine Messe lesen und dem Himmel Dankgebete anstimmen, „der sich den Christen während dieses großen Unternehmens so günstig erwiesen hatte." Der Spanier war von jeher ein Kreuzfahrer. Er war im sechzehnten Jahrhundert, was Richard Löwenherz und seine tapfern Ritter im zwölften gewesen waren, mit dem Unterschiede, daß der Ritter jener Zeit für das Kreuz und für den Ruhm kämpfte, während Gold und das Kreuz die Losung des Spaniers waren. Der Ritter-

geist war etwas vor dem Handelsgeist gewichen; aber das Feuer religiöser Begeisterung brannte noch ebenso hell unter dem gepolsterten Wams des amerikanischen Eroberers, wie ehemals unter dem eisernen Panzer des Kriegers von Palästina.

Es hatte den Anschein, als ob irgend ein Mann von Ansehen diesen Widerstand der Eingeborenen veranlaßt oder wenigstens unterstützt habe, und der Argwohn fiel auf den gefangenen Häuptling Challcuchima, den man in Verdacht hatte, einen geheimen Briefwechsel mit seinem Verbündeten Quizquiz zu unterhalten. Pizarro begab sich zu dem indianischen Häuptling, beschuldigte ihn der Verschwörung, und warf ihm, wie ehemals seinem königlichen Gebieter, Undankbarkeit gegen die Spanier vor, die so edelmütig mit ihm verfahren seien. Er schloß mit der Versicherung, wenn er nicht bewirke, daß die Peruaner die Waffen niederlegten, und sich sofort unterwürfen, er lebendig verbrannt werden solle, sobald sie in Almagros Lager angelangt sein würden.

Der indianische Häuptling hörte die schreckliche Drohung mit der äußersten Fassung an. Er leugnete, irgend eine Verbindung mit seinen Landsleuten unterhalten zu haben, und sagte, daß er, wenigstens in seinem gegenwärtigen gefangenen Zustande, außerstande sei sie zur Unterwerfung zu bewegen. Darauf beobachtete er ein hartnäckiges Stillschweigen, und Pizarro ließ die Sache fallen. Aber er stellte seinen Gefangenen unter strenge Aufsicht und ließ ihm Fesseln anlegen. Dies war ein Verfahren von böser Vorbedeutung, und der Vorläufer von Atahuallpas Tode gewesen. Ehe die Spanier Xauxa verließen, betraf sie ein Unglück durch den Tod ihrer Kreatur, des jungen Inka Toparca. Dies erregte natürlich Verdacht gegen Challcuchima, der jetzt zum Sündenbock für alle in seinem Volke begangenen Vergehen ausersehen war. Der Tod des Inka war Pizarro sehr unwillkommen, der unter diesem Schatten von Königtum Schutz für sein künftiges Verfahren zu finden gehofft hatte.

Der General hielt es der Vorsicht angemessen, sich nicht dem Verlust seiner Schätze auszusetzen, indem er sie auf dem Marsche mit sich führte, und ließ sie daher unter der Aufsicht von

vierzig Mann in Xauxa, die daselbst zur Besatzung zurückblieben. Auf dem Wege fiel nichts von Bedeutung vor, und nachdem Pizarro seine Vereinigung mit Almagro bewirkt hatte, rückten ihre verbündeten Mannschaften bald in das Tal von Xaquixaguama, ungefähr fünf Leguas weit von Cuzco, ein. Dies war eine von den schönen Stellen, die man so oft mitten in den Andes findet, und die sich umso mehr von dem wilden Charakter der rings umher liegenden Gegend auszeichnen. Ein Strom floß durch das Tal, der Mittel zur Bewässerung des Bodens lieferte, diesen mit beständigem Grün bekleidete, und einen Pflanzenwuchs beförderte, der sich gleich einem blühenden Garten überall hin verbreitete. Die Schönheit der Gegend und ihre köstliche Kühle empfahlen sie den peruanischen Edelleuten zum Aufenthalt, und an den Wänden der Berge hatten sie ihre Landhäuser gebaut, in denen sie sich gegen die Hitze des Sommers auf angenehme Weise schützen konnten. Die Mitte des Tales war aber durch einen ziemlich großen, durch häufige Überschwemmungen entstandenen Sumpf entstellt; diesen hatten nun die geschickten indianischen Baumeister durch einen festen von großen Steinen eingefaßten Dammweg, der mit der großen Landstraße in Verbindung stand, in seiner ganzen Ausdehnung durchschnitten.

In diesem Tale verweilte Pizarro mehrere Tage und ließ seine Truppen sich aus den wohlversorgten Vorratshäusern der Inkas erfrischen. Das Erste, was er vornahm, war Challcuchima zur Untersuchung zu ziehen; wenn man das Untersuchung nennen kann, wo das Urteil gewissermaßen zugleich mit der Anklage auftritt. Wie der Beweis beschaffen war, wissen wir nicht. Es war hinreichend, die spanischen Anführer von der Schuld des Häuptlings zu überzeugen. Auch ist es durchaus nicht unglaublich, daß Challcuchima im Geheimen eine Bewegung unter dem Volke begünstigt habe, um sowohl die Freiheit seines Vaterlandes als seine eigene zu bewirken. Er wurde verurteilt, auf der Stelle lebendig verbrannt zu werden. „Einige hielten dies für eine harte Maßregel", sagt Herrera; „aber die, welche von Gründen der Staatspolitik geleitet werden, sind geneigt, ihre Augen gegen alles

andere zu verschließen". Weshalb die spanischen Eroberer diese grausame Todesstrafe so oft angewendet haben, läßt sich nicht erklären; es sei denn, weil der Indianer ein Ungläubiger war, und Feuer, von alters her, als das Sinnbild jener unauslöschlichen Flamme, die den Ungläubigen im Reiche der Verdammten erwartete, als die für ihn passende Verurteilung betrachtet worden zu sein scheint.

Pater Valverde begleitete den peruanischen Häuptling nach dem Scheiterhaufen. Er scheint stets bei diesem schrecklichen Augenblick gegenwärtig gewesen zu sein, begierig, ihn womöglich zur Bekehrung des Opfers zu benutzen. Er schilderte in düsteren Farben das traurige Los des Ungläubigen, dem das Wasser der Taufe allein die unaussprechlichen Genüsse des Paradieses verschaffen könne. Daß er irgend eine Abänderung der Strafe in dieser Welt verheißen hätte, geht aus nichts hervor. Aber seine vorgebrachten Gründe fielen auf ein steinernes Herz, und der Häuptling erwiderte kalt: „er verstehe die Religion der weißen Männer nicht". Man kann es ihm verzeihen, daß er die Schönheit eines Glaubens nicht verstand, der, wie es schien, ihm so bittere Früchte getragen hatte. Mitten unter seinen Qualen zeigte er den eigentümlichen Mut eines amerikanischen Indianers, dessen Kraft zu dulden größer ist als die Kraft zu martern bei seinen Feinden, und unter dem Anruf Pachacamacs hauchte er seinen letzten Atem aus. Sein eigenes Gefolge trug das Holz zusammen, um die Flamme zu nähren, die ihn verzehrte.

Bald nach diesem traurigen Ereignis wurde Pizarro durch den Besuch eines peruanischen Großen überrascht, der in gewaltigem Prunke, von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge begleitet, ankam. Es war der junge Prinz Manco, Bruder des unglücklichen Huascar und rechtmäßiger Thronfolger. Als er vor dem spanischen Befehlshaber erschien, kündigte er seine Ansprüche auf den Thron an, und verlangte den Schutz der Fremden. Man sagt, er habe die Absicht gehabt, sich ihnen mit den Waffen in der Hand zu widersetzen; da er sich aber von der Wirkungslosigkeit des Widerstandes überzeugt, habe er, zum großen Mißvergnügen seiner entschlos-

senen Edelleute, dieses politische Verfahren eingeschlagen. Wie dem auch sein mag, Pizarro schenkte seinem Verlangen ein besonders geneigtes Gehör, denn er sah in diesem neuen Sprößling des echten königlichen Stammes ein für seine Zwecke brauchbareres Werkzeug, als er in der Familie von Quito hätte finden können, für welche die Peruaner nur geringe Neigung fühlten. Er empfing daher den jungen Mann mit großer Herzlichkeit und nahm keinen Anstand, ihn zu versichern, er sei von seinem Gebieter, dem Herrscher von Castilien, ins Land gesandt worden, um die Ansprüche Huascars auf die Krone geltend zu machen, und ihren unrechtmäßigen Besitzer zu bestrafen.

Pizarro trat nun seinen Marsch wieder an, auf dem er den indianischen Prinzen mitnahm. — Einige Stunden lang wurde dieser Marsch durch einen Haufen von Eingeborenen unterbrochen, der in der nahen Sierra im Hinterhalt gelegen hatte. Es erfolgte ein heftiges Scharmützel, bei welchem sich die Indianer mit großem Mute benahmen, und den Spaniern einigen Schaden zufügten; aber die Spanier schlugen sie endlich zurück, erzwangen den Weg durch den Engpaß, und der Feind wagte es nicht, sie im offenen Felde zu verfolgen.

Erst spät am Nachmittage kam den Eroberern Cuzco zu Gesicht. Die untergehende Sonne sandte ihr vollen Strahlen auf die königliche Stadt, in der so mancher Altar ihrem Gottesdienste geweiht war. Die niedrigen Häuserreihen, die sich in ihren Strahlen wie ebenso viele im Silberlicht erglänzende Linien zeigten, füllten das Innere des Tales und die niedrigeren Bergabhänge, deren beschattete Formen dunkel über der schönen Stadt lagen, als wollten sie diese vor der drohenden Entweihung schützen. Es war so spät geworden, daß Pizarro seinen Einzug bis zum folgenden Morgen verschob.

In der Nacht wurde im Lager strenge Wache gehalten, und die Soldaten schliefen unter Waffen. Aber sie ging ohne Beunruhigung von seiten des Feindes vorüber, und früh am folgenden Tage, den 15. November 1533, schickte sich Pizarro zu seinem Einzuge in die peruanische Hauptstadt an.

Das kleine Heer war in drei Abteilungen geteilt, deren mittelste, oder „die Schlacht", wie sie genannt wurde, der General anführte. Die Vorstädte waren gedrängt voll von einer unzählbaren Menge Eingeborener, die aus der Stadt und der umliegenden Gegend herbeigeströmt waren, um dem glänzenden und für sie so furchterregenden Gepränge beizuwohnen. Alle blickten mit gespannter Neugier auf die Fremden, deren schreckliche Taten der Ruf in die entlegensten Teile des Reiches verbreitet hatte. Sie starrten mit Verwunderung ihre blendenden Waffen und helle Gesichtsfarbe an, die sie als die wahren Kinder der Sonne zu verkünden schien, und mit dem Gefühl einer geheimnisvollen Furcht hörten sie, wie die Trompete ihre lang gehaltenen Töne durch die Straßen der Stadt erschallen ließ, und wie der feste Boden unter dem schweren Tritte der Reiterei erzitterte.

Der spanische Befehlshaber ritt geradewegs auf den großen Platz. Dieser war von Reihen niedriger Gebäude eingefaßt, unter denen sich einige Paläste der Inkas befanden. Auf einem von Huayna Capac erbauten Palaste erhob sich ein Turm, während der untere Teil von einigen der ungeheuern Hallen, gleich denen in Caxamalca, gebildet ward, in denen die peruanischen Edelleute bei stürmischem Wetter ihre Feste feierten. Diese Gebäude lieferten ein gutes Unterkommen für die Truppen, wiewohl sie die ersten Wochen hindurch unter ihren Zelten auf dem offenen Platze blieben, ihre Pferde neben sich angebunden, bereit, jeden Aufstand unter den Einwohnern sogleich zu unterdrücken.

Wenn auch die Hauptstadt der Inkas das Dorado nicht ganz erreichte, das die leichtgläubigen Spanier zu finden geträumt hatten, so erregte sie doch ihre Bewunderung durch die Schönheit ihrer Gebäude, die Länge und Regelmäßigkeit ihrer Straßen und die Ordnung und das Ansehen von Wohlhabenheit, ja selbst Luxus, das bei der zahlreichen Bevölkerung sichtbar war. Sie übertraf bei weitem alles, was sie bisher in der neuen Welt gesehen hatten. Einer der Eroberer schätzt die Anzahl der Bevölkerung der Stadt auf zweimalhunderttausend, und die der Vorstädte auf ebensoviel. Dieser Bericht wird, so weit ich gesehen habe, von keinem anderen

Schriftsteller bestätigt. Doch wie übertrieben er auch sein mag, so ist es doch gewiß, daß Cuzco die Hauptstadt des großen Reiches, der Wohnsitz des Hofes und des vornehmsten Adels war; belebt von den geschicktesten Handwerkern und Künstlern aller Art, die in den königlichen Wohngebäuden Beschäftigung fanden; die Stadt hatte zugleich eine zahlreiche Besatzung und war endlich der Zusammenfluß von Einwandernden aus den entferntesten Landschaften. Die Gegenden, aus denen diese buntscheckige Bevölkerung kam, wurden an ihrer eigentümlichen Kleidung und besonders an ihrem Kopfputz erkannt, den man überhaupt so selten bei dem amerikanischen Indianer antrifft, und der durch seine bunten Farben den einzelnen Gruppen und der ganzen Masse in den Straßen ein malerisches Ansehen gab. Die in dieser gemischten Menge aufrecht erhaltene Ordnung, sowie der darin beobachtete Anstand zeugten von der trefflichen Polizei der Hauptstadt, in der das einzige Geräusch, das die Ruhe der Spanier störte, in den Tönen der Festlichkeiten und des Tanzes bestand, welche die Eingeborenen in glücklicher Fühllosigkeit regelmäßig bis spät in die Nacht fortsetzten.

Die Gebäude besserer Art, und es gab deren sehr viele, waren aus Stein gebaut oder mit Steinen eingefaßt. Zu den vorzüglichsten gehörten die königlichen Schlösser, da jeder Landesherr sich einen neuen Palast baute, der, wenn auch niedrig, doch einen großen Flächenraum einnahm. Die Mauern waren zuweilen mit munteren Farben gefärbt oder bemalt, und die Tore, versichert man uns, bestanden zuweilen aus buntem Marmor. „In der Feinheit der Steinarbeit", sagt ein anderer Eroberer, „übertrafen die Eingeborenen die Spanier bei weitem, obgleich die Dächer ihrer Häuser statt mit Ziegeln nur mit Stroh, freilich mit höchst künstlich geflochtenem, gedeckt waren." Cuzcos sonniges Klima erforderte keinen festen Stoff zum Schutz gegen das Wetter.

Das bedeutendste Gebäude war die auf einem Felsen errichtete Festung, die sich kühn über die Stadt erhob. Sie war aus behauenen Steinen gebaut, die so sorgfältig bearbeitet waren, daß es unmöglich war, die Fugen zwischen den Blöcken zu entdecken;

und die Zugänge waren durch drei halbkreisförmige Bollwerke aus so schweren Steinmassen geschützt, daß sie mit den bei den Baumeistern unter dem Namen der Cyklopischen bekannten Werken Ähnlichkeit hatten. Die Festung erhob sich zu einer in der peruanischen Bauart seltenen Höhe; auf der Spitze des Turmes bot sich dem Auge des Beschauers ein prachtvoller Überblick dar, in dem eine wilde Gebirgsgegend, Felsen, Wälder und Wasserfälle mit dem reichen Grün des Tales und der glänzenden Stadt im Vordergrunde abwechselten — alles in dem tiefen Blau des tropischen Himmels miteinander verschmolzen.

Die Straßen waren lang und schmal, vollkommen regelmäßig gebaut und sich rechtwinklig durchschneidend; von dem großen Platze aus liefen vier Hauptstraßen, die mit den Landstraßen des Reiches in Verbindung standen. Der Platz selbst und viele Teile der Stadt waren mit einem schönen Kiesel gepflastert. Mitten durch die Stadt strömte das klare Wasser eines Flusses, wenn man ihn nicht eher einen Kanal nennen möchte, dessen Ufer oder Ränder auf einer Länge von zwanzig Leguas mit Stein eingefaßt waren. Über diesen Fluß führten Brücken aus ähnlichen breiten Fliesen, in bestimmten Zwischenräumen, und bildeten eine leichte Verbindung zwischen den verschiedenen Teilen der Hauptstadt. Das prachtvollste Gebäude in Cuzco zur Zeit der Inkas war ohne Zweifel der große der Sonne geweihte Tempel, der, wie schon erwähnt, von Goldplatten strotzte, und von Klöstern und Schlafsälen für die Priester, von Gärten und großen von Gold funkelnden Rasenplätzen umgeben war. Die äußeren Zierraten waren von den Eroberern schon entfernt, bis auf die goldenen Friese, die in den Steinen eingelassen, noch um das Hauptgebäude liefen. Wahrscheinlich hatten die Erzählungen von dem Reichtume, die bei den Spaniern in Umlauf waren, die Wirklichkeit ungemein übertrieben. Falls dies nicht wäre, dann müssen die Eingeborenen es gut verstanden haben, ihre Schätze vor den Eindringlingen zu verbergen. Es war indes noch vieles nicht nur in dem großen Sonnentempel, sondern auch in den kleinen Tempeln übrig geblieben, deren es eine Menge in der Hauptstadt gab.

Beim Eintritte in Cuzco hatte Pizarro einen Befehl erlassen, wonach es jedem Soldaten verboten ward, mit Gewalt in die Häuser der Eingeborenen zu dringen. Aber der Paläste gab es viele, und die Truppen verloren keine Zeit, alles darin Befindliche, sowie auch die religiösen Gebäude zu plündern. Die inneren Verzierungen lieferten ihnen eine beträchtliche Beute. Sie raubten auch die Juwelen und reichen Schmucksachen, die sich an den königlichen Mumien im Tempel von Coricancha befanden. Entrüstet über das Verstecken der Schätze, brachten sie in einigen Fällen die Eingeborenen auf die Folter, und suchten so die Angabe der Orte zu erpressen, wo sie Gold versteckt hatten. Sie richteten ihre Angriffe auch auf die Ruhe der Gräber, in denen die Peruaner oft ihre wertvollen Gegenstände verbargen, und zwangen das Grab, seine Toten herauszugeben.

In einer Höhle nahe an der Stadt fanden sie eine Anzahl Gefäße aus reinem Golde, mit Abbildungen von Schlangen, Eidechsen und anderen Tieren reich verziert. Unter dieser Beute befanden sich auch vier goldene Lamas und zehn oder zwölf Bildsäulen von Frauen, einige aus Gold, andere aus Silber, „die nur zu sehen", sagt einer der Eroberer mit einiger Unbefangenheit, „schon ein großes Vergnügen gewährte." Das Gold ist wahrscheinlich dünn gewesen, denn die Bildsäulen waren alle in Lebensgröße, einige, die man für das königliche Fünfteil bestimmte, wurden nicht eingeschmolzen, sondern in ihrer ursprünglichen Form nach Spanien gesandt. Die Vorratshäuser waren mit merkwürdigen Gegenständen angefüllt: buntfarbigen Gewändern von Baumwolle und Federwerk, goldenen Sandalen und ebensolchen Pantoffeln für Frauen, und ganz aus Goldperlen verfertigten Anzügen. Getreide und die anderen Nahrungsstoffe, womit die Vorratshäuser angefüllt waren, wurden von den Eroberern gering geschätzt, die nur darauf bedacht waren, ihren Durst nach Gold zu stillen. Es kam eine Zeit, da Getreide einen weit größeren Wert für sie haben sollte.

Die in der Hauptstadt vorgefundenen Schätze entsprachen jedoch den hohen Erwartungen nicht, die sich die Spanier davon gemacht

hatten. Aber was daran fehlte, ersetzte die Beute, die sie an verschiedenen Orten auf ihrem Marsche zusammengebracht hatten. In einer Stadt zum Beispiel fanden sie zehn Stangen gediegenes Silber, eine jede zwanzig Fuß lang und einen Fuß breit und zwei bis drei Zoll dick. Sie waren zur Ausschmückung des Hauses eines Inkaedelmannes bestimmt.

Sämtliche Schätze wurden, wie in Caxamalca, auf einen Haufen gelegt; und nachdem einige der feineren Art für die Krone waren ausgesucht worden, wurde der Rest den indianischen Goldschmieden überliefert, um in Barren von gleichem Gehalt eingeschmolzen zu werden. Die Teilung der Beute wurde nach demselben Grundsatze wie früher vorgenommen. Da waren vierhundertachtzig Soldaten, die Besatzung von Xauxa inbegriffen, die jeder einen Teil erhalten sollten, wobei die Reiterei doppelt soviel als das Fußvolk bekam. Der Betrag der Beute wird von denen, die bei der Teilung anwesend waren, verschieden angegeben. Einige behaupten, er habe das Lösegeld Atahuallpas bedeutend überstiegen. Andere geben ihn als geringer an. Pedro Pizarro sagt, daß jeder Reiter sechstausend Pesos de Oro und jeder vom Fußvolk halb soviel erhalten habe; wiewohl Pizarro denselben Unterschied wie früher in Bezug auf den Rang der Leute und der von ihnen geleisteten Dienste machte. Aber Sancho, der königliche Notar und Sekretär des Befehlshabers, schlägt den ganzen Belauf weit niedriger an, nämlich auf nicht über 580.200 Pesos de Oro und 215.000 Mark Silber. In Ermanglung der amtlichen Berechnungen ist es unmöglich zu bestimmen, welche Angabe richtig ist. Doch darf man nicht vergessen, daß Sanchos Bericht von Pizarro und dem königlichen Schatzmeister Riquelme gegengezeichnet ist, und daher ohne Zweifel den wirklichen Belauf angibt, für den die Eroberer der Krone verantwortlich waren.

Welche Angabe wir aber auch annehmen, so ist die Summe mit dem, was sie in Caxamalca erhielten, zusammen, wohl hinreichend, auch die Begierde des Habsüchtigsten zu befriedigen. Das plötzliche Zuströmen so großen Reichtums, noch überdies in einer so leicht übertragbaren Form, unter einen Haufen sorgloser

Abenteurer, die an den Besitz von Geld so wenig gewöhnt waren, übte seine natürliche Wirkung aus. Sie erhielten dadurch Mittel zum Spiel, einer Leidenschaft so stark und allgemein bei den Spaniern, daß man es als ihr volkstümliches Laster betrachten kann. Es wurden ganze Vermögen an einem Tage gewonnen und verloren, die hingereicht hätten, die Eigentümer auf Lebenszeit unabhängig zu machen; und so mancher verzweifelte Spieler sah sich, durch einen unglücklichen Fall der Würfel oder Umschlag der Karten, in wenigen Stunden der Früchte jahrelanger Arbeit beraubt, und ward genötigt, das Raubgeschäft wieder von vorn anzufangen. Unter diesen wird einer aus der Reiterei namens Leguizano, erwähnt, der als seinen Anteil an der Beute das Bildnis der Sonne erhalten hatte, das auf einer Platte polierten Goldes in erhabener Arbeit die Wände einer der Vertiefungen im großen Tempel geziert hatte, die aus irgend einem Grunde, vielleicht wegen ihrer so großen Feinheit, nicht, gleich den anderen Zierraten, war eingeschmolzen worden. Diesen reichen Fang verlor der Verschwender in einer einzigen Nacht; woher das spanische Sprichwort entstand: Juega el Sol antes que amanezca. „Die Sonne verspielen, ehe sie aufgegangen ist".

Die Wirkung einer solchen Überhäufung an edeln Metallen machte sich sogleich an den Preisen fühlbar. Die gewöhnlichsten Gegenstände waren nur für übertrieben hohes Geld zu haben. Ein Buch Papier galt zehn Pesos de Oro; eine Flasche Wein sechzig, ein Schwert vierzig bis fünfzig, ein Mantel hundert, zuweilen noch mehr, ein Paar Schuhe kostete dreißig bis vierzig Pesos de Oro, und ein gutes Pferd war nicht unter zweitausendfünfhundert Pesos zu haben. Jede Ware stieg im Wert, in dem Maße als Gold und Silber zurückgingen. Kurz, Gold und Silber schienen die einzigen Dinge in Cuzco zu sein, die nicht Reichtum waren. Doch waren einige Wenige verständig genug, zufrieden mit ihrem gegenwärtigen Gewinn, in ihr Vaterland zurückzukehren. Dort verschaffte ihnen ihr Reichtum Ansehen und Einfluß, und während sie bei ihren Landsleuten Neid erregten, reizten sie jene doch, ihr Glück ebenfalls auf dem Wege des Abenteuers zu versuchen.

NEUNTES HAUPTSTÜCK

Krönung des neuen Inka / Die städtische Verwaltung wird eingerichtet / Schrecklicher Marsch Alvarados / Zusammenkunft mit Pizarro / Gründung von Lima / Hernando Pizarro langt in Spanien an / Aufsehen am Hofe / Streitigkeiten zwischen Almagro und den Pizarros

1534—1535

Nach der Teilung der Beute war die erste Sorge des spanischen Generals darauf gerichtet, Manco auf den Thron zu setzen und ihm die Anerkennung seiner Landsleute zu verschaffen. Er stellte ihnen daher den jungen Prinzen als ihren künftigen Landesherrn, den ehelichen Sohn Huayna Capacs und den rechtmäßigen Erben des peruanischen Szepters vor. Die Ankündigung wurde mit Begeisterung von dem Volke aufgenommen, das dem Andenken des berühmten Vaters ergeben und erfreut darüber war, wieder von einem Fürsten aus der alten Linie von Cuzco beherrscht zu werden.

Es wurde alles aufgeboten, um diese Täuschung bei der indianischen Bevölkerung aufrecht zu halten. Die zu einer Krönung gehörenden Förmlichkeiten wurden streng beobachtet. Der junge Prinz hielt die vorgeschriebenen Fasten und Vigilien; und an dem festgesetzten Tage versammelten sich die Edlen und das Volk mit der ganzen spanischen Kriegsmannschaft auf dem großen Platze von Cuzco, um der Schlußfeierlichkeit beizuwohnen. Pater Valverde las öffentlich Messe und der Inka Manco empfing die befranste Herrscherbinde, nicht aus der Hand des Hohen Priesters seines Volkes, sondern aus der seines Siegers Pizarro. Darauf leisteten die indianischen Großen ihre Huldigung in gewohnter Form, und der königliche Notar verlas laut die Urkunde, die die Oberherrschaft für die casitilianische Krone in Anspruch nahm und alle Anwesenden aufforderte ihrer Macht zu huldigen. Der Inhalt ward durch einen Dolmetscher erklärt und die Huldigungsfeierlichkeit von allen Anwesenden einzeln durch eigenhändiges Schwenken des königlichen Banners von Castilien vollzogen. Dar-

TREFFEN ZWISCHEN SPANIERN UND
INDIANERN VOR XAUXA

auf tat Manco dem spanischen Befehlshaber aus einem goldenen Becher des funkelnden Chica Bescheid; und als Pizarro den neuen Herrscher herzlich umarmt hatte, verkündeten die Trompeten den Schluß der Feierlichkeit.

Aber dies war nicht das Zeichen des Triumphs, sondern der Erniedrigung, denn es verkündete, daß der Fuß des bewaffneten Fremden die Hallen der peruanischen Inkas betreten habe, daß die Krönungsfeier ein elendes Schaugepränge, ihr Fürst selbst nur ein Spielzeug in der Hand seines Siegers, und der Ruhm der Kinder der Sonne auf immer von ihnen gewichen sei!

Das Volk überlies sich jedoch willig dieser Täuschung, und schien sich mit diesem Scheinbilde seiner ehemaligen Unabhängigkeit begnügen zu wollen. Die Thronbesteigung des jungen Herrschers wurde mit allen gebräuchlichen Festen und Lustbarkeiten begrüßt. Die Mumien seiner königlichen Vorfahren wurden mit allem Schmuck, der ihnen noch gelassen war, auf dem großen Platze zur Schau ausgestellt. Eine jede hatte ihr zahlreiches Gefolge, das alle Dienstleistungen verrichtete. Jede der gespenstigen Gestalten nahm ihren Platz an der Festtafel ein — die jetzt leider aller der kostbaren Tischgeräte beraubt war, mit denen sie bei diesen hohen Festen sonst zu glänzen pflegte — und die Gäste tranken auf das Andenken der berühmten Toten. Auf das Trinkgelage folgte Tanz und die bis zur späten Nachtstunde dauernden Festlichkeiten wurden Abend für Abend von der sorglosen Bevölkerung fortgesetzt, als wenn ihre Sieger sich nicht in der Hauptstadt niedergelassen hätten! Wie anders die Azteken bei der Eroberung von Mexiko!

Pizarros nächste Sorge war nun, für Cuzco eine städtische Verwaltung, gleich der in den Städten des Mutterlandes, einzurichten. Es wurden zwei alcaldes und acht regidores ernannt, unter welchen sich seine Brüder Gonzalo und Juan befanden. Der Amtseid wurde am 24. März 1534 mit großer Feierlichkeit in Gegenwart der Spanier und Peruaner auf dem öffentlichen Platze geleistet; als hätte der General diesen durch diese Feierlichkeit andeuten wollen, daß sie zwar das Äußere ihrer ehemaligen Staatseinrich-

tungen beibehielten, daß die wirkliche Macht jedoch von nun an in die Hände ihrer Besieger übergegangen sei.
Durch freigebige Bewilligungen von Ländereien und Häusern lud er Spanier ein, sich in der Stadt niederzulassen, wozu ihm die vielen Paläste und öffentlichen Gebäude der Inkas die Mittel boten; und so mancher Ritter, der zu arm gewesen war, um in seinem Vaterlande eine Heimat zu finden, sah sich jetzt als Besitzer eines geräumigen Hauses, das das Gefolge eines Prinzen zu fassen vermochte. Von dieser Zeit an, sagt ein alter Geschichtschreiber, wurde Pizarro, der bis dahin nach seinem Range im Heere „Obergeneral" betitelt war, nun „Statthalter" genannt. Beide Titel waren ihm durch die königliche Schenkungsurkunde beigelegt.
Auch die religiösen Angelegenheiten vernachlässigte der Anführer nicht; Pater Valverde, dessen Ernennung zum Bischof von Cuzco nicht lange darauf die päpstliche Bestätigung erhielt, schickte sich an, seine Amtsverrichtungen zu beginnen. Es wurde ein Platz für die Stiftskirche seines Sprengels, dem großen Platze gegenüber, ausgewählt. Später erhob sich auf den Trümmern des ungeheuern Haus der Sonne ein großes Kloster; zu seinen Mauern verwendete man die alten Steine; der Altar wurde auf der Stelle errichtet, auf der das glänzende Bild der peruanischen Gottheit leuchtete, und in den Kreuzgängen des indianischen Tempels wandelten die Dominikanermönche.
Um die Umwandlung noch vollständiger zu machen, wurde das Haus der Sonnenjungfrauen durch ein römisch-katholisches Nonnenkloster ersetzt. Christliche Kirchen und Klöster verdrängten allmählich die alten Gebäude, und wann einige stehen blieben, so wurden sie ihrer heidnischen Abzeichen beraubt und unter den Schutz des Kreuzes gestellt. Die Dominikanermönche, die Brüder des Gnadenordens und andere Glaubensprediger waren jetzt eifrig mit dem guten Werke der Bekehrung beschäftigt. Wir haben gesehen, daß Pizarro von der Krone aufgefordert wurde, eine gewisse Anzahl dieser heiligen Leute in seinem Schiffe mitzunehmen; und jedes nachfolgende Schiff brachte noch mehr Geistliche nach. Sie

glichen nicht alle dem Bischof von Cuzco, dessen Herz durch Glaubenswut verhärtet und jedem Mitleid für die unglücklichen Eingeborenen verschlossen war. Es gab viele unter ihnen, die Leute von ausgezeichneter Demut waren und dem Marsche des Eroberers sich anschlossen, um den Samen geistlicher Wahrheit auszustreuen, und die sich mit uneigennützigem Eifer der Verbreitung des Evangeliums widmeten. Auf diese Weise erwiesen sie sich durch ihre fromme Tätigkeit als wahre Krieger des Kreuzes, und zeigten, daß der so offen verkündigte Zweck, das Banner Christi unter den heidnischen Völkern aufzupflanzen, keine leere Prahlerei war.

Das Bestreben, das Christentum bei den Heiden einzuführen, ist ein ehrenvoller Zug an den spanischen Eroberern. Der Puritaner hat, bei gleichem religiösen Eifer, verhältnißmäßig wenig für die Bekehrung des Indianers getan, indem er sich, wie es scheint, damit begnügte, für sich selbst das unschätzbare Vorrecht gesichert zu haben, Gott auf seine eigene Weise anzubeten. Andere Abenteurer, die sich in der neuen Welt niedergelassen, haben oft selbst zu wenig Achtung für Religion gehabt, als daß sie sich ihre Verbreitung unter den Wilden hätten sollen sehr angelegen sein lassen. Aber der spanische Bekehrer hat von Anfang bis zu Ende ein lebhaftes Interesse für das geistliche Heil der Eingeborenen kund gegeben. Unter seiner Leitung sind Kirchen nach einem großartigen Maßstabe errichtet, Schulen für den Elementarunterricht gegründet, und alle verständigen Mittel angewendet worden, um die Kenntnis religiöser Wahrheit zu verbreiten, während er seine einsame Sendung in entlegene und fast unzugängliche Gegenden verfolgte, oder seine indianischen Schüler in Gemeinden sammelte, wie der gute Las Casas in Cumana, oder die Jesuiten in Californien und Paraguay. Zu allen Zeiten ist der mutvolle Geistliche bereit gewesen, seine Stimme gegen die Grausamkeit des Eroberers und die nicht minder verderbliche Habgier des Ansiedlers zu erheben; und wenn seine Vorstellungen, wie dies nur zu oft der Fall war, sich als nutzlos erwiesen, war er stets bemüht, den Gebeugten aufzurichten, den armen Indianer Ergebung in

sein Schicksal zu lehren, und seinen umwölkten Sinn durch die Offenbarung eines heiligern und glücklichern Daseins zu erleuchten. — Wenn man die blutbefleckten Erinnerungen aus der Geschichte der spanischen Pflanzstaaten an sich vorüber gehen läßt, ist es nur gerecht und zugleich erfreulich, daran zu denken, daß dasselbe Volk, das den hartherzigen Eroberere ausschickte, zugleich den Bekehrer gesandt hat, um wohltätige Werke zu verrichten, und das Licht christlicher Bildung über die entferntesten Gegenden der neuen Welt zu verbreiten.

Als der Statthalter, wie wir ihn von nun an nennen müssen, sich in Cuzco befand, erhielt er wiederholte Anzeigen von der Nähe einer beträchtlichen Streitmacht, unter dem Befehle von Atahuallpas Offizier, Quizquiz. Er fertigte daher Almagro mit einem kleinen Reiterhaufen und einer großen Anzahl indianischer Truppen unter dem Inka Manco ab, um den Feind auseinander zu sprengen und womöglich seinen Anführer gefangen zu nehmen. Manco war umso bereitwilliger, an dieser Unternehmung teilzunehmen, als der feindliche Haufe aus Soldaten aus Quito bestand, die, sowie ihr Befehlshaber, ihm nicht wohlwollten.

Almagro, der mit der ihm eigenen Schnelligkeit zu Werke ging, traf bald mit dem indianischen Häuptling zusammen. Es erfolgten einige hitzige Gefechte, während das Heer von Quito sich auf Xauxa zurückzog, in dessen Nähe eine allgemeine Schlacht durch die gänzliche Niederlage der Eingeborenen das Schicksal des Krieges entschied. Quizquiz floh nach den Hochebenen von Quito, wo er mit unverzagtem Mute den Kampf gegen eine spanische Kriegsmacht in jener Gegend fortsetzte, bis endlich seine eigenen Soldaten, dieser langen und erfolglosen Feindseligkeiten überdrüssig, ihren Anführer mit kaltem Blute ermordeten. Auf diese Weise fiel der letzte der beiden großen Feldherrn Atahuallpas, die, wenn ihr Volk von dem nämlichen Mute wie sie selbst beseelt gewesen wäre, ihren Boden noch lange mit Erfolg gegen die Eindringlinge hätten behaupten können.

Einige Zeit vor diesem Ereignisse erhielt der spanische Statthalter während seines Aufenthaltes in Cuzco eine Nachricht, die ihn

weit mehr beunruhigte, als alle indianischen Feindseligkeiten. Dies war die Ankunft einer starken spanischen Streitmacht an der Küste, unter dem Befehle Don Pedro de Alvarados, des tapfern Kriegsmannes, der unter Cortez in dem Kriege von Mexiko ruhmvoll gedient hatte. Nachdem Alvarado in Spanien eine glänzende Heirat geschlossen hatte, zu der ihn sowohl seine Geburt als sein kriegerischer Rang berechtigten, war er in seine Statthalterschaft Guatemala zurückgekehrt, wo seine Habsucht durch die glänzenden Berichte, die er täglich über Pizarros Eroberungen erhielt, gereizt ward. Diese Eroberungen hatten sich, wie er gehört, auf Peru beschränkt, während das nördliche Königreich Quito, die ehemalige Residenz Atahuallpas, und ohne Zweifel die Hauptniederlage seiner Schätze, noch unberührt geblieben sei. Unter dem Vorwande, als betrachte er dieses Land als nicht mehr zur Gerichtsbarkeit des Statthalters gehörig, gab er sofort einer großen, für die Gewürzinsel bestimmten Flotte die Richtung nach Südamerika und landete im März 1534 in der Bucht von Caraccas, mit 500 Mann, von denen die Hälfte beritten, alle aber mit Waffen und Schießbedarf trefflich versehen waren. Es war die am besten ausgerüstete und furchtbarste bis dahin im Südmeere erschienene Streitmacht.

Obgleich dies offenbar ein Eingriff in das Pizarro von der Krone zugestandene Gebiet war, so beschloß doch Alvarado, sogleich nach Quito zu marschieren. Er hatte die Absicht, mit Hilfe eines indianischen Führers den geraden Weg über das Gebirge einzuschlagen, der, selbst in der günstigsten Jahreszeit, ungemein beschwerlich war.

Nachdem Alvarado den Rio Dable überschritten, verließ ihn sein Führer, so daß er sich bald in die verschlungenen Irrgänge der Sierra verwickelt sah; und als er höher und höher in die kälteren Gegenden aufstieg, wurde er von Eis und Schnee umringt, wogegen seine aus den warmen Gegenden Guatemalas herkommenden Leute nur schlecht geschützt waren. Als die Kälte noch strenger ward, erstarrten viele von ihnen dermaßen, daß sie nur mit Mühe sich fortzubewegen vermochten. Das Fußvolk, das zu gehen ge-

nötigt war, kam noch am besten fort. Viele von den Reitern froren dagegen auf ihren Sätteln fest. Die gegen Kälte noch empfindlicheren Indianer sanken bei Hunderten tot zu Boden. Die Spanier, um ihre elenden Biwacks gelagert, mit der wenigen Feuerung, die sie zusammenlesen konnten, und fast ohne alle Nahrungsmittel, erwarteten in düsterem Schweigen den Anbruch des Morgens. Aber das Morgenlicht, das die traurige Wildnis bestrahlte, brachte ihnen keine Freude. Es zeigte ihnen den ganzen Umfang ihres Elends nur noch deutlicher. Während sie sich durch die Puertos Nevados oder Schneepässe arbeiteten, war ihre Spur traurig bezeichnet durch Teile von Kleidungsstücken, zerbrochene Harnische, goldene Schmucksachen und andere auf ihrem Marsche geraubte wertvolle Gegenstände; durch Leichname oder Halbtote, denen das noch unglücklichere Los beschieden war, einsam in der Wüste zu sterben. Die gefallenen Pferde blieben nicht lange liegen, da die vor Hunger sterbenden Soldaten sich ihrer rasch bemächtigten und sie halb roh verzehrten. Diese Unglücklichen begnügten sich gern, gleich den über ihren Häuptern truppweise kreisenden hungrigen Condors mit dem ekelhaftesten Abfall, um nur ihren nagenden Hunger zu stillen.

In seiner Angst, wenigstens die Beute in Sicherheit zu bringen, die ihm auf seinem frühern Marsch in die Hände gefallen war, forderte Alvarado jeden einzelnen auf, sich so viel Gold er wollte, von dem gemeinschaftlichen Haufen zu nehmen, und nur das königliche Fünfteil zurückzulassen. Aber sie antworteten mit dem Hohne der Verzweiflung: „Nahrung sei für sie das einzige Gold." Und doch werden aus der Zeit dieser äußersten Not, die selbst die Bande der Natur hätte lösen können, einige ergreifende Züge von Selbstverleugnung erzählt; von Gefährten, die ihr Leben zum Beistand anderer geopfert, von Eltern und Gatten (denn einigen der Leute waren ihre Frauen gefolgt), die, statt auf ihre eigene Erhaltung bedacht zu sein, es vorzogen, mit dem Gegenstande ihrer Liebe im Schnee zurückzubleiben und umzukommen.

Zur Vermehrung ihrer Leiden war die Luft einige Tage lang mit dichten Wolken erdiger und kohliger Teilchen erfüllt, die die

Leute blendeten und ihnen das Atmen ungemein erschwerten. Diese Naturerscheinung wurde wahrscheinlich durch einen Ausbruch des fernen Cotopaxi erzeugt, der, ungefähr zwölf Leguas südöstlich von Quito, seinen ungeheuern und vollkommen ebenmäßigen Kegel weit über die Grenzen des ewigen Schnees hinaus erhebt, und der schönste und zugleich schrecklichste der amerikanischen Vulkane ist. Zur Zeit von Alvarados Zuge war er im Ausbruch begriffen, der erste Fall der Art, dessen man erwähnt, aber ohne Zweifel nicht der erste überhaupt. Seit jener Zeit ist er häufig tätig gewesen, hat seine Feuerflammen bis zur Höhe von einer halben englischen Meile emporgeworfen, Lavaströme ausgespieen, die in ihrem Laufe Städte und Dörfer verwüstet haben, wobei er die Erde mit unterirdischem Donner erschütterte, der in einer Entfernung von über hundert Leguas sich wie Kanonenschüsse vernehmen ließ.

Als Alvarados Leute, mit dieser Naturerscheinung unbekannt, über ganze mit Schnee bedeckte Strecken — dessen Anblick ihnen auffallend war — in einer mit Asche erfüllten Luft hinzogen, versetzte sie diese Mischung der Elemente, die die Natur zu ihrem Verderben erfunden zu haben schien, in die größte Bestürzung. Einige dieser Leute waren Soldaten von Cortez, gestählt durch so manchen mühseligen Marsch und so manches hitzige Treffen mit den Azteken. Aber dieser Krieg der Elemente, gestanden sie selbst, überstieg alles.

Endlich nach Leiden, die selbst der Mutigste nicht noch einige Tage länger hätte erdulden können, arbeitete sich Alvarado aus den Schneepässen hervor, und kam auf dem hohen Tafellande, das sich in einer Höhe von mehr als neuntausend Fuß über der Meeresfläche ausbreitet, in die Nähe von Riobamba. Aber der vierte Teil seiner tapfern Schar war zur Nahrung der Kondore zurückgelassen worden; außerdem noch der größte Teil, wenigstens zweitausend Mann, seiner indianischen Hilfstruppen. Auch war eine große Menge seiner Pferde umgekommen; und die Menschen und Pferde, die mit dem Leben davongekommen waren, hatten alle mehr oder weniger durch die Kälte und andere harte

Bedrängnisse gelitten. — Auf diese Weise erfolgte der schreckliche Übergang über die Puertos Nevados, den ich als ein beiläufiges Ereignis in der peruanischen Eroberung nur kurz erwähnt habe, dessen Schilderung in allen seinen Einzelheiten, obgleich er nur einige Wochen lang währte, einen bessern Begriff von den durch die spanischen Ritter bestandenen Beschwerden geben würde, als ganze Bände gewöhnlicher Schilderungen.

Als Alvarado, nach einiger Rast zur Erholung seiner erschöpften Truppen, seinen Marsch über die große Hochebene antrat, bemerkte er zu seinem Erstaunen Spuren von Pferdehufen am Boden. Es waren also schon vor ihm Spanier dort gewesen, und andere ihm, nach allen seinen überstandenen Mühen und Leiden, in der Unternehmung gegen Quito zuvorgekommen! Um dies zu erklären, bedarf es einiger Worte.

Als Pizarro Caxamalca verließ, sandte er, da er die zunehmende Wichtigkeit von San Miguel, damals dem einzigen Eingangshafen im Lande, wohl erkannte, einen Mann, zu dem er großes Vertrauen hatte, hin, um dort den Befehl zu übernehmen. Dieser Mann war Sebastian Benalcazar, ein Ritter, der sich später durch Mut, Fähigkeit und Grausamkeiten einen der berühmtesten Namen unter den südamerikanischen Eroberern erwarb. Aber kaum war er in seiner Statthalterschaft angelangt, als er, gleich Alvarado, solche Nachrichten über die Schätze von Quito erhielt, daß er beschloß, mit den unter seinem Befehl stehenden Truppen, obgleich ohne Auftrag dazu, die Eroberung des Landes zu unternehmen.

An der Spitze von ungefähr 140 Mann zu Fuß und zu Pferde, und einer tapfern Schar von indianischer Hilfstruppen, marschierte er längs der großen Gebirgskette der Andes bis da, wo sie sich in das Tafelland von Quito ausbreitet, auf einem sicherern und zugänglichern Wege als der, den Alvarado eingeschlagen hatte. In den Ebenen von Riobamba stieß er auf den indianischen Kriegshäuptling Ruminavi. Es erfolgten mehrere Gefechte mit zweifelhaftem Ausgang, bis zuletzt bei gleicher Tapferkeit die Kriegskunst die Oberhand gewann, und der siegreiche Benalcazar die castilianische

Fahne auf den alten Türmen Atahuallpas aufpflanzte. Zu Ehren seines Generals, Francisco Pizarro, nannte er die Stadt San Francisco del Quito. Aber zu seinem großen Mißvergnügen fand er, daß deren reiche Schätze entweder erdichtet, oder von den Eingeborenen versteckt waren. Die Stadt war alles, was er durch seine Siege gewann — die Schale ohne die kostbare Perle, die ihr Wert gibt. Während er seinen Verdruß darüber verbarg so gut er konnte, erhielt er Nachricht vom Herannahen seines Vorgesetzten, Almagro.

Kaum war die Nachricht von Alvarados Unternehmen nach Cuzco gelangt, als Almagro mit einer geringen Mannschaft von dort nach San Miguel aufbrach, von wo er Verstärkung mitzunehmen gedachte, um sogleich gegen die Eindringlinge zu marschieren. Groß war sein Erstaunen, als er bei seiner Ankunft in jener Stadt erfuhr, daß ihr Befehlshaber sich daraus entfernt habe. Da Almagro dessen Beweggründe nicht traute, nahm er, mit noch immer jugendlichem Mute, wenn auch körperlich schon geschwächt durch die Gebrechlichkeiten des Alters, keinen Anstand, Benalcazar sogleich durch das Gebirge hindurch zu folgen.

Mit gewohnter Rüstigkeit überwand der unerschrockene Greis alle Schwierigkeiten des Marsches, und stellte sich und seine kleine Schar, nach wenig Wochen, auf den Hochebenen auf, die sich rings um die indianische Stadt Riobamba ausbreiten; wiewohl er auf dem Wege mehr als ein hitziges Treffen mit den Eingeborenen zu bestehen gehabt hatte, deren Mut und Beharrlichkeit einen ziemlich auffallenden Gegensatz zu der Trägheit der Peruaner bildeten. Aber das Feuer schlummerte nur in der Brust der Peruaner. Die Stunde, wo es ausbrechen sollte, hatte noch nicht geschlagen.

In Riobamba gesellte sich bald der Befehlshaber von San Miguel zu ihm, der, vielleicht aufrichtig, jede unrechtliche Absicht bei seinem unbefugten Unternehmen in Abrede stellte. Bei diesem Zuwachs an Streitkräften erwartete der spanische Feldherr ruhig die Ankunft Alvarados; dessen Truppen waren denen seines Nebenbuhlers, wenn auch in einem minder dienstmäßigen Zustande,

doch an Zahl und Ausrüstung weit überlegen. Als sie auf den weiten Ebenen von Riobamba einander gegenüber standen, war es wahrscheinlich, daß sogleich ein hitziger Kampf erfolgen werde, und daß die Eingeborenen die Genugtuung haben würden, das ihnen zugefügte Leid durch die nämlichen Hände gerächt zu sehen, die es ihnen bereitet hatten. Aber Almagros Politik verlangte, einen solchen Ausgang zu vermeiden.

Es wurden Unterhandlungen eingeleitet, in welchen jede Partei ihre Ansprüche auf das Land behauptete. Unterdessen verkehrten Alvarados Leute ohne Umstände mit ihren Landsleuten im gegenüberstehenden Heere, und erhielten so glänzende Nachrichten über den Reichtum und die Wunderdinge in Cuzco, daß viele von ihnen geneigt waren, ihren gegenwärtigen Dienst mit dem bei Pizarro zu vertauschen. Selbst ihr Anführer, überzeugt, daß Quito keine dem Opfer, das er gebracht, entsprechende Vergeltung darbiete, noch darbieten werde, wenn er auf seinem Anspruch bestehe, fühlte nun noch mehr als bisher die Übereilung eines Schrittes, der ohne Zweifel von seinem Landesherrn werde mißbilligt werden. In dieser Stimmung gelangten sie bald zur Beilegung ihrer Streitigkeiten, und man kam dahin überein, daß der Statthalter 100.000 pesos de oro an Alvarado zahlen, wogegen der Letztere ihm seine Flotte, seine Truppen und alle seine Vorräte und seinen Schießbedarf überlassen solle. Seine Schiffe, große und kleine, beliefen sich zusammen auf zwölf, und wie groß auch die Summe war, die er erhielt, so deckte sie doch nicht seine Kosten. Nach Abschluß dieses Vertrages beschloß Alvarado, noch ehe er das Land verließ, sich eine Zusammenkunft mit Pizarro zu verschaffen.

Der Statthalter, der Alvarados wahre Pläne nicht kannte, war indessen aus der peruanischen Hauptstadt nach der Seeküste aufgebrochen, in der Absicht, jeden Einfall abzuweisen, der von dieser Seite aus versucht werden möchte. Er überließ den Befehl in Cuzco seinem Bruder Juan, einem Ritter, dessen Art sich zu benehmen, ihm, wie er glaubte, die Zuneigung der eingeborenen Bevölkerung gewinnen werde. Auch ließ Pizarro 90 Mann von seiner Schar als Besatzung der Hauptstadt, und als Kern seiner

künftigen Ansiedlung zurück. Er nahm den Inka Manco mit, und rückte bis Xauxa vor, wo ihm von dem indianischen Fürsten eine große landesübliche Jagd, gleich der schon früher beschriebenen, veranstaltet wurde. Dabei wurde eine ungeheure Anzahl wilder Tiere erlegt, und die Vicunas, und andere Gattungen peruanischer Schafe, die auf den Bergen umherstreifen, in Umzäunungen getrieben, und ihrer zarten Vließe entledigt.

Der spanische Statthalter ging hierauf weiter nach Pachacamac, wo er die angenehme Nachricht von der Verständigung mit Alvarado erhielt; und nicht lange darauf empfing er den Besuch dieses Ritters selbst vor seiner Einschiffung.

Bei der Zusammenkunft herrschte Höflichkeit, und von beiden Seiten wenigstens ein äußerer Schein von Zuneigung, wie ja auch zwischen Beiden keine begründete Ursache zur Eifersucht mehr befand. Man kann sich denken, daß sie einander mit nicht geringer Teilnahme betrachteten, da sich Beide in der kühnen Abenteuerlaufbahn großen Ruhm erworben hatten. Bei dem Vergleich stand Alvarado etwas im Vorteil; denn obgleich Pizarro eine gebieterische Erscheinung war, so hatte er doch nicht das glänzende Äußere, das freie und wohlgemute Wesen, das nicht weniger als seine frische Gesichtsfarbe und seine glänzenden Locken dem Eroberer von Guatemala in seinen Feldzügen gegen die Azteken den Beinamen Tonatiuh oder „Kind der Sonne“ erworben hatte. Fröhliche Gelage belebten jetzt die alte Stadt Pachacamac, wo, statt der Gesänge und der so oft daselbst zu Ehren der indianischen Gottheit gefeierten Opfer die Mauern von dem Geräusch der Turniere und maurischen Lanzenstechen widerhallten, durch welche die kriegerischen Abenteurer sich die Lustbarkeiten ihres Geburtslandes ins Gedächtnis zu rufen liebten. Als man damit zu Ende war, schiffte sich Alvarado wieder nach seiner Statthalterschaft Guatemala ein, wo sein unruhiger Geist ihn bald in andere Unternehmen verwickelte, die seine Abenteuerlaufbahn früh beendigten. Sein Zug nach Peru war ganz dem Charakter des Mannes angemessen. Er gründete sich auf Ungerechtigkeit, wurde mit Übereilung geleitet und endete mit Unglück.

Die Eroberung von Peru konnte nun gewissermaßen als vollbracht betrachtet werden. Allerdings behaupteten sich noch einige wilde Horden im Innern, und Alonso de Alvarado, ein vorsichtiger und tüchtiger Offizier, erhielt den Auftrag, sie zu unterwerfen. Benalcazar befand sich noch in Quito, zu dessen Statthalter er später von der Krone ernannt wurde. Er legte daselbst einen tiefern Grund zur spanischen Herrschaft, während er die Eroberungslinie höher nach Norden hin ausdehnte. Aber Cuzco, die ehemalige Hauptstadt des indianischen Königreichs, hatte sich ergeben. Atahuallpas Heere waren geschlagen und zerstreut, das Reich der Inkas aufgelöst, und der Prinz, der jetzt die peruanische Krone trug, war nur der Schatten eines Königs, der im Auftrag seines Besiegers handelte.

Die erste Handlung des Statthalters war, den Ort der künftigen Hauptstadt dieses ausgedehnten Pflanzstaates zu bestimmen. Cuzco, zwischen Bergen versteckt, war für ein handeltreibendes Volk gar zu weit von der Seeküste entfernt. Die kleine Niederlassung San Miguel lag zu weit gegen Norden. Es war wünschenswert, eine Lage mehr nach der Mitte hin zu wählen, die man leicht in einem der fruchtbaren Täler finden konnte, die das stille Meer begrenzten. Ein solches war das von Pachacamac, das Pizarro jetzt besetzt hielt. Aber nach näherer Untersuchung gab er dem benachbarten, mehr nördlich gelegenen Tale von Rimac den Vorzug, das seinen Namen, der in der Quichasprache „einen Sprechenden" bedeutet, von einem berühmten Götzenbilde erhalten hat, dessen Tempel, wegen der Orakel, die es aussprach, häufig von den Indianern besucht wurde. Durch das Tal floß ein breiter Strom, der, gleich einer großen Pulsader, wie gewöhnlich von den Eingeborenen dazu benutzt ward, tausend feinere Adern, welche die schönen Wiesen durchschlängelten, mit Wasser zu versorgen. An diesem Strome, bestimmte Pizarro, sollte seine neue Hauptstadt liegen, etwa zwei Leguas von der Mündung entfernt, die sich in einen bequemen Hafen ausbreitete. Diese Lage war günstig für den Handel, der, wie das prophetische Auge des Gründers sah, sich einst, und zwar in nicht zu ferner Zeit, auf seinen Ge-

wässern regen würde. Auch empfahl sich der Ort, als in der Mitte des Landes gelegen, zum passenden Aufenthalt des peruanischen Vizekönigs, der von da aus eine leichte Verbindung mit den verschiedenen Teilen des Landes unterhalten, und ein wachsames Auge auf seine indianischen Untertanen haben konnte. Das Klima war angenehm, und trotz der Lage unter dem zwölften Grade südlicher Breite so gemäßigt durch die kühlen Winde, die vom stillen Meere oder auf der andern Seite von den eisigen Wänden der Cordilleren herab wehten, daß die Hitze daselbst minder stark war als bei den entsprechenden Breiten auf dem Festlande. Auf der Küste regnete es niemals; aber dieser Dürre wurde durch Nebelwolken abgeholfen, die während der Sommermonate wie ein gegen die Strahlen der tropischen Sonne schützender Vorhang über dem Tale hingen, und unmerklich eine erfrischende Feuchtigkeit erzeugten, die die Felder in das glänzendste Grün kleidete. Der der jungen Hauptstadt gegebene Name war Ciudad de los Reyes, oder Stadt der Könige, und zwar zu Ehren des Tages (des Epiphaniafestes am 6. Januar 1535), — an dem sie, wie man sagte, gegründet, oder an dem, wahrscheinlicher, der Ort bestimmt worden war; denn ihre wirkliche Gründung scheint zwölf Tage später stattgefunden zu haben. Aber der castilianische Name kam schon innerhalb eines Menschenalters außer Gebrauch, und wurde durch den von Lima ersetzt, in welchen die Spanier den ursprünglich indianischen Namen Rimac verdreht hatten.

Die Stadt war nach einem sehr regelmäßigen Plane angelegt. Die Straßen sollten viel breiter als gewöhnlich in spanischen Städten sein, vollkommen gerade, sich einander in rechten Winkeln schneiden, und so weit auseinander liegen, daß zwischen ihnen Raum für Gärten neben den Häusern und für öffentliche Plätze übrig bleibe. Sie hatte die Gestalt eines Dreiecks mit dem Strom als Grundlinie, dessen Wasser vermittelst steinerner Röhren durch die Hauptstraßen geleitet werden sollte, um die bei den Häusern liegenden Gärten leicht bewässern zu können.

Kaum hatte sich der Statthalter über die Örtlichkeit und den Plan der Stadt entschieden, als er auch schon mit der ihm eigentüm-

lichen Schnelligkeit zum Werke schritt. Aus einer Entfernung von mehr als hundert englischen Meilen wurden Indianer herbeigeholt, um dabei hilfreiche Hand zu leisten. Die Spanier gingen unter den Augen ihres Anführers tätig an die Arbeit. Das Schwert ward mit dem Handwerksgerät vertauscht. Das Lager ward in einen Haufen fleißiger Arbeiter verwandelt und auf das Kriegsgeräusch folgte das friedliche Summen einer geschäftigen Bevölkerung. Die ausgedehnte plaza sollten die Hauptkirche, der Palast für den Vizekönig, der für den Magistrat und andere öffentliche Gebäude umgeben; und der Grund zu diesen wurde nach einem Maßstabe und mit einer Festigkeit gelegt, die den Stürmen der Zeit und in einigen Fällen sogar den fruchtbarern Stößen von Erdbeben Trotz boten, die zu verschiedenen Zeiten Teile der schönen Hauptstadt zertrümmert haben.

Während diese Ereignisse stattfanden, war Almagro, der Marschall, wie er gewöhnlich von Geschichtschreibern aus jener Zeit genannt wird, nach Cuzco gegangen, wohin er von Pizarro gesandt worden war, um den Befehl über die Hauptstadt zu übernehmen. Auch war er angewiesen, entweder selbst oder durch seine Offiziere, die Eroberung der gegen Süden gelegenen Länder, die einen Teil von Chili bilden, zu unternehmen. Seit seiner Ankunft in Caxamalca schien Almagro bereit, sein früheres Rachegefühl gegen seinen Genossen zu unterdrücken, oder es wenigstens zu verbergen, und hatte sich bequemt, infolge einer königlichen Verordnung, einen Befehl unter ihm anzunehmen. Er war sogar edelmütig genug, in seinen Depeschen Pizarros ehrenvoll als eines Mannes zu erwähnen, der eifrig bemüht sei, das Interesse der Regierung zu befördern. Dennoch ging sein Zutrauen zu seinem Gefährten nicht so weit, als daß er die Vorsicht versäumt hätte, einen vertrauten Diener mitzusenden, um seine Dienste hervorzuheben, als Hernando Pizarro seine Sendung nach dem Mutterlande unternahm.

Nachdem Hernando in St. Domingo angelegt hatte, war er ohne Unfall im Januar 1534 in Sevilla angelangt. Außer dem königlichen Fünfteil nahm er noch Gold, eine halbe Million pesos an

Wert, sowie eine große Menge Silber mit, beides Privateigentum von Abenteurern, von denen mehrere, zufrieden mit ihrem Gewinn, in demselben Schiffe mit ihm nach Spanien zurückkehrten. Das Zollhaus war angefüllt mit gediegenen Barren und mit Gefäßen von verschiedenen Formen, Nachbildungen von Tieren, Blumen, Schalen und anderen, mehr oder weniger künstlich gearbeiteten Gegenständen, alle aus reinem Golde, zum großen Erstaunen der Zuschauer, die aus der umliegenden Gegend herbeigeströmt waren, um diese wundervollen indianischen Kunsterzeugnisse zu bewundern. Die meisten der verarbeiteten Gegenstände waren Eigentum der Krone; und nach kurzem Verweilen in Sevilla, wählte Hernando Pizarro einige der glänzendsten davon aus, und reiste zu Lande nach Calatayud, wo eben der Kaiser die Cortes von Aragonien versammelt hatte.

Hernando wurde sogleich vorgelassen, und fand eine gnädige Aufnahme. Das Hofleben war ihm geläufiger als einem seiner Brüder, und wenn er sich in einer Lage befand, die seiner angeborenen Anmaßung Schranken setzte, war sein Benehmen gefällig, ja selbst anziehend. Er erzählte nun in einem bescheidenen Tone die aufregenden Abenteuer seines Bruders und dessen kleiner Schar, die Beschwerden, die sie zu erdulden, die Schwierigkeiten, die sie zu bekämpfen gehabt, ihre Gefangennehmung des Inka und dessen glänzendes Lösegeld. Er konnte nichts von der Ermordung des unglücklichen Fürsten erzählen, denn dies traurige Ereignis, das erst nach seiner Abreise aus dem Lande erfolgte, war ihm unbekannt. Der Ritter ließ sich weitläufig vernehmen über die Ergiebigkeit des Bodens und über die Bildung des Volkes, die sich durch ihre Geschicklichkeit in verschiedenen mechanischen Künsten kund gebe; als Beweis zeigte er die wollenen und baumwollenen Zeuge, sowie die mannigfachen goldenen und silbernen Schmucksachen vor. Die Augen des Kaisers funkelten vor Freude bei dem Anblick. Er war zu scharfsichtig, um nicht den Wert einer Eroberung zu schätzen, die ihm ein an Erzeugnissen des Ackerbaues so reiches Land sicherte. Aber diese konnten natürlich erst allmählich und spät einträglich werden; daher muß man es ihm wohl verzeihen, daß

er Pizarros Erzählung von den Metallschätzen mit noch größerer Freude vernahm; denn seine ehrgeizigen Pläne hatten in dem kaiserlichen Schatz eine Ebbe verursacht, und er sah in der goldenen Flut, die so unerwartet auf ihn einströmte, sogleich ein Mittel, ihn augenblicklich wieder zu füllen.

Carl zeigte sich daher nicht schwierig, die Forderungen des glücklichen Abenteurers zu befriedigen. Alles was Francisco Pizarro und seinen Genossen früher bewilligt war, wurde aufs Vollkommenste bestätigt; die Grenzen seiner Statthalterschaft wurden 70 Leguas gegen Süden hin ausgedehnt. Auch blieben Almagros Dienste diesmal nicht unbelohnt. Er wurde zur Entdeckung und Besetzung des Landes in einer Ausdehnung von zweihundert Leguas, von der südlichen Grenze von Pizarros Gebiet ab, ermächtigt.

Um noch einen größeren Beweis von seiner Zufriedenheit zu geben, hatte der Kaiser die Gnade, an beide Befehlshaber ein Schreiben zu richten, in welchem er ihre Tapferkeit rühmte und ihnen für ihre geleisteten Dienste dankte. Dieser Akt der Gerechtigkeit für Almagro würde Hernando Pizarro, rücksichtlich der unfreundlichen Verhältnisse, in welchen sie zueinander standen, zu großer Ehre gereicht haben, wäre er nicht durch die Anwesenheit der eigenen Vertreter des Marschalls am Hofe erzwungen worden, die, wie er schon bemerkt, bei der Hand waren, um jede Lücke in den Angaben des Abgeordneten zu ergänzen.

Bei diesem Ausfluß der kaiserlichen Freigiebigkeit ging auch der Gesandte, wie man leicht glauben wird, nicht leer aus. Er erhielt eine Wohnung als ein Angehöriger des Hofes angewiesen und ward zum Ritter von Santjago, dem am höchsten geachteten Ritterorden in Spanien, ernannt; ferner ermächtigt, eine Flotte auszurüsten, und den Befehl über diese zu führen. Den königlichen Beamten in Sevilla war befohlen worden, ihm bei seinem Vorhaben behilflich zu sein, und seine Einschiffung nach Indien zu fördern.

Hernando Pizarros Ankunft im Lande und die Nachrichten, die er und sein Gefolge verbreiteten, machten bei den Spaniern ein

PERUANISCHE BRÜCKE

so großes Aufsehen, wie man seit der ersten Reise des Columbus nicht erlebt hatte. Die Entdeckung der neuen Welt hatte überall unbestimmte Erwartungen von Reichtum erzeugt, die sich fast bei allen darauf folgenden Unternehmungen als trügerisch erwiesen hatten. Die Eroberung von Mexico, wiewohl sie, als eine glänzende und staunenswerte Heldentat, allgemeine Bewunderung erregte, hatte doch bis dahin noch nicht die goldenen Früchte getragen, die man sich davon mit solcher Gewißheit versprochen. Die glänzenden Verheißungen Francisco Pizarros bei seiner letzten Anwesenheit im Lande hatten das Vertrauen seiner Landsleute nicht wieder erweckt, die durch wiederholte Täuschungen ungläubig geworden waren. Nur von den Schwierigkeiten des Unternehmens waren sie überzeugt; wie sehr sie dem Erfolge mißtrauten, zeigte sich durch die geringe Anzahl der sich dabei Beteiligenden, und darin, daß nur Leute in der verzweifeltsten Lage sich bereit fanden, ihr Glück bei dem Abenteuer zu versuchen.

Aber nun waren diese Versprechungen in Erfüllung gegangen. Sie brauchten jetzt nicht mehr den goldenen Berichten zu trauen, sondern dem Golde selbst, das in so großer Menge vor ihnen ausgebreitet lag. Aller Blicke waren jetzt auf den Westen gerichtet. Der verarmte Verschwender sah dort das Feld, wo er sein Vermögen ebenso schnell würde wieder erlangen können, als er es verpraßt hatte. Der Kaufmann, statt die kostbaren Waren aus dem Morgenlande zu holen, wandte seinen Blick nach der entgegengesetzten Richtung, und rechnete da auf höhern Gewinn, wo die gewöhnlichsten Gegenstände in so übertrieben hohem Preise standen. Der Ritter, begierig, sowohl Gold als Ruhm mit seiner Lanze zu erringen, gedachte auf den Hochebenen der Andes ein offenes Feld für seine Tapferkeit zu finden. Hernando Pizarro fand, daß sein Bruder richtig geurteilt hatte, als er es seinen Leuten, so viele nur wollten, frei stellte, nach Hause zurückzukehren, da er gewiß war, daß der Anblick ihres Reichtums für jeden, der sein Banner verließ, zehn andere anziehen würde.

In kurzer Zeit sah sich der Ritter an der Spitze einer der zahl-

reichsten und wahrscheinlich einer der bestausgerüsteten Flotten die jemals, seit der großen Flotte von Ovando, zur Zeit Ferdinands und Isabellas, aus spanischen Häfen ausgelaufen waren. Kaum befand sich Hernando in See, als ein heftiger Sturm das Geschwader traf, und ihn nötigte in den Hafen zurückzukehren, um es auszubessern. Endlich durchschiffte er das Weltmeer, und erreichte glücklich den kleinen Hafen Nombre de Dios. Aber es waren keine Vorbereitungen zu seiner Ankunft getroffen, und da er sich hier eine Zeitlang aufhalten mußte, ehe er über das Gebirge gehen konnte, hatten seine Leute durch Mangel an Lebensmitteln viel zu leiden. In ihrer Not verschlangen sie die ungesundeste Nahrung, und so mancher Ritter gab sein kleines Ersparnis her, um nur sein elendes Dasein zu fristen. Krankheit folgte wie gewöhnlich der Spur der Hungersnot, und die unglücklichen Abenteurer sanken in großer Anzahl unter der ungewohnten Hitze des Klimas hin und fanden ihren Tod auf der Schwelle der Entdeckung.

Es war die oft wiederholte Geschichte der spanischen Unternehmungen. Nur wenige, glücklicher als die übrigen, stoßen auf eine unverhoffte Beute, und Hunderte, angezogen durch ein solches Gelingen, beeilen sich, den nämlichen Weg einzuschlagen. Aber die reiche Beute, die an der Oberfläche lag, ist schon den zuerst Angekommenen zu teil geworden, und die Nachfolgenden müssen sich ihre Schätze durch lange fortgesetzte und mühevolle Anstrengung erringen. Mit gebrochenem Mut und zerstörtem Glück kehrten viele voll Verdruß in ihre Heimat zurück, während andere, die zurückblieben, daselbst einen verzweiflungsvollen Tod fanden. Sie dachten Gold zu graben und gruben nur ihre Gräber.

Doch so erging es nicht allen von Pizarros Schar. Viele, die mit über die Landenge nach Panama gingen, kamen zur rechten Zeit nach Peru, wo in dem Glückswechsel der verzweifelten inneren Kämpfe einige wenige zu Stellen gelangten, die ihnen Gewinn und Auszeichnung brachten. Unter denen, die zuerst an die peruanische Küste gelangten, befand sich ein von Almagros Vertretern gesandter Abgeordneter,

der ihn von der ihm gewordenen wichtigen Schenkung unterrichten sollte. Diese Nachricht erreichte ihn gerade, als er seinen Einzug in Cuzco hielt, wo er von Juan und Gonzalo Pizarro in aller Ehrfurcht empfangen ward; den Befehlen ihres Bruders gemäß, legten sie sogleich den Oberbefehl über die Hauptstadt in die Hände des Marschalls nieder. Aber Almagro war sehr erfreut, daß sein Landesherr ihm eine Stellung gegeben hatte, die ihn unabhängig von dem Manne machte, der ihm so großes Unrecht getan hatte; und er gab zu verstehen, daß er bei der Ausübung seiner gegenwärtigen Macht keine andere über sich anerkenne. In dieser herrischen Gesinnung bestärkten ihn einige seiner Anhänger, die behaupteten, Cuzco liege südlich von dem Pizarro bewilligten Gebiete, und gehöre daher zu dem des Marschalls. Unter diesen Anhängern waren viele von Alvarados Leuten, die, wiewohl in besserem äußern Zustande als Pizarros Soldaten, unter schlechterer Kriegszucht gestanden, und unter jenem rücksichtslosen Anführer einen Geist zügelloser Frechheit angenommen hatten.

Sie übten jetzt wenig Schonung gegen die eingeborene Bevölkerung von Cuzco; und nicht zufrieden mit den öffentlichen Gebäuden, bemächtigten sie sich auch, nach Gefallen, der Privathäuser, eigneten sich ohne Umstände das darin befindliche an, kurz, zeigten eben so wenig Achtung vor Personen und Eigentum, als wäre die Stadt im Sturm erobert gewesen.

Während diese Vorfälle sich in der ehemaligen peruanischen Hauptstadt ereigneten, befand sich der Statthalter noch in Lima, wo ihn der Bericht über die neuen, seinem Genossen erwiesenen Ehrenbezeigungen sehr unangenehm berührte. Er wußte nicht, daß seine eigene Statthalterschaft siebzig Leguas weiter nach Süden ausgedehnt worden sei, und mutmaßte, gleich Almagro, daß die Hauptstadt der Inkas, dem Rechte nach, nicht mehr innerhalb seiner Grenze liege. Er sah schon alle Unannehmlichkeiten voraus, die daraus entstehen würden, wenn diese reiche Stadt seinem Nebenbuhler in die Hände fiele, dem dadurch unendliche Mittel geboten würden, seine Habgier und die seiner Anhänger zu be-

friedigen. Er fühlte, daß es unter den gegenwärtigen Umständen nicht ratsam sein würde, ihm die Vorwegnahme einer Macht zu gestatten, zu der er noch nicht berechtigt war; denn die Depeschen, die die Bewilligung enthielten, waren noch mit Hernando Pizarro in Panama, und alles was darüber nach Peru gelangt war, bestand in einer Abschrift von einem teilweisen Auszuge.
Er sandte daher ohne Zeitverlust Befehle an seine Brüder nach Cuzco, den Oberbefehl wieder zu übernehmen, eine Maßregel, die er bei Almagro dadurch rechtfertigte, daß es unpassend sein würde, wenn ihn die später etwa eintreffenden Beglaubigungsschreiben schon im Besitz der Stelle anträfen. Zugleich forderte er ihn auf, ungesäumt seinen Zug nach dem Süden anzutreten.
Aber weder dem Marschall noch seinen Freunden war der Gedanke angenehm, die Macht so bald wieder abzutreten, die sie jetzt als sein Recht betrachteten. Andererseits bestanden die Pizarros darauf, sie für sich in Anspruch zu nehmen. Der Streit wurde immer lebhafter. Beide hatten ihre Anhänger; die Stadt war in Parteien geteilt, und die Obrigkeit, die Soldaten und selbst die indianische Bevölkerung mischte sich in den Streit um die Macht. Die Sachen waren aufs äußerste gekommen, und der Stadt drohte Gewalt und Blutvergießen, als Pizarro selbst bei ihnen erschien.
Als er Nachricht von den übeln Folgen seiner Befehle erhalten hatte, machte er sich in aller Eile nach Cuzco auf den Weg, wo er mit unverhehlter Freude sowohl von den Eingeborenen als von den besonneneren Spaniern begrüßt ward, die ängstlich besorgt waren, den drohenden Sturm abzuwenden. Seine erste Zusammenkunft hatte der Statthalter mit Almagro, den er mit scheinbarer Herzlichkeit nach seiner Weise umarmte; ohne irgend einen Anschein von Empfindlichkeit fragte er nach der Ursache der gegenwärtigen Uneinigkeiten. Hierauf erwiderte der Marschall, indem er die Schuld auf Pizarros Brüder schob; aber obgleich der Statthalter diesen mit einiger Schärfe ihre Heftigkeit vorwarf, so konnte man doch leicht sehen, daß er sich auf ihre Seite hinneigte. Die Gefahren eines Streites zwischen den beiden

Genossen schienen jetzt größer als je. Glücklicherweise wurde er durch die Vermittlung einiger gemeinschaftlicher Freunde vermieden, die mehr Einsicht zeigten als ihre Anführer. Mit ihrer Hilfe kam endlich eine Versöhnung zustande, die sich wesentlich auf ihren alten Vertrag gründete.

Man kam überein, daß ihre Freundschaft unverletzt aufrecht erhalten werde; und durch eine Festsetzung, die für keine der beiden Parteien sehr ehrenvoll ist, wurde bestimmt, daß keiner den andern, besonders in ihren Depeschen an den Kaiser, anfeinden oder herabsetzen und daß keiner ohne Wissen des andern Verkehr mit der Regierung unterhalten sollte; endlich daß sowohl die Kosten als der Gewinn der künftigen Entdeckung gleich unter die Genossen geteilt werde. Der Zorn des Himmels wurde in den feierlichsten Beteuerungen auf das Haupt desjenigen beschworen, der diesen Vertrag brechen würde, und sie flehten den Allmächtigen an, den Übertreter mit dem Verlust seines Eigentums und seines Lebens in dieser Welt und mit ewigem Verderben in der künftigen heimzusuchen!

Ferner verpflichteten sich beide Teile zur Haltung dieses Vertrages durch einen Eid auf die Hostie, die der Pater Bartolomäus de Segovia in Händen hielt, worauf dieser Geistliche die Feierlichkeit durch eine Messe beschloß. Das ganze Verfahren und die Punkte, über die man übereingekommen war, wurden von dem Notar in einer Urkunde genau niedergeschrieben, die unterm 12. Juni 1535 ausgestellt und von einer langen Reihe Zeugen bescheinigt ward.

Auf diese Weise hofften die beiden alten Gefährten, nachdem sie die Bande der Freundschaft und der Ehre zerrissen, sich aneinander durch die heiligen Bande der Religion zu fesseln. Daß es nötig gewesen, zu einer so ungewöhnlichen Maßregel zu schreiten, konnte ihnen am besten ihre Unwirksamkeit beweisen.

Nicht lange nach dieser Beilegung ihrer Streitigkeiten schickte sich der Marschall an, seinen Zug nach Chili anzutreten; und eine große Anzahl von Leuten, eingenommen von seinem wohlwollenden Benehmen und seinen bis zur Verschwendung freigebigen

Geschenken, drängten sich zu dem Unternehmen, von dem sie sicher glaubten, daß es ihnen größere Schätze zuführen werde, als sie in Peru gefunden hatten. Zwei Indianer, Paullo Topa, ein Bruder des Inka Manco, und Villac Umu, der Oberpriester des Volkes, wurden mit drei Spaniern vorausgesandt, um der kleinen Schar den Weg zu bahnen. Darauf folgte zunächst eine Abteilung von 150 Mann unter einem Offizier, namens Saavedra. Almagro blieb zurück, um noch mehr Teilnehmer zu sammeln; aber bevor seine Werbungen vollständig waren, trat er seinen Marsch an, da er sich, mit seiner verminderten Streitmacht, in der Nähe Pizarros unsicher fühlte! Seine übrigen Leute sollten ihm nachfolgen, sobald sie marschfertig sein würden.

So von der Anwesenheit seines Nebenbuhlers befreit, kehrte der Statthalter ohne weitern Aufschub nach der Küste zurück, um seine Geschäfte wegen Ansiedlung des Landes fortzusetzen. Außer der Hauptstadt „der Könige" gründete er noch andere Städte am stillen Meere, die bestimmt waren, später blühende Handelsplätze zu werden. Der bedeutendsten Stadt, die er auf der bereits von Almagro bezeichneten Stelle anlegte, gab er, zu Ehren seines Geburtsortes, den Namen Truxillo. Auch gewährte er seinen Anhängern viele Repartimientos an Land und Indianern, wie dies die spanischen Eroberer gewöhnlich zu tun pflegten; wiewohl hier die Unbekanntschaft mit den wahren Hilfsquellen des Landes zu ganz anderen Erfolgen führte, als er beabsichtigt hatte, da nicht selten der kleinste Landstrich wegen der in seinem Innern verborgenen Schätze sich als der wertvollste erwies.

Aber nichts nahm Pizarros Sorge so sehr in Anspruch als die entstehende Hauptstadt Lima; und so eifrig ging er zu Werke, und so sehr wurde er durch die Menge von Arbeitern, die ihm zu Gebote stand, unterstützt, daß er die Freude hatte, seine junge Hauptstadt mit ihren stattlichen Gebäuden und prachtvollen Gärten rasch ihrer Vollendung entgegenschreiten zu sehen. Es ist angenehm, die sanfteren Züge in dem Charakter des rauhen Kriegers zu beobachten, wie er beschäftigt war, die Verwüstungen des Krieges zu heilen und die feste Grundlage zu einem ge-

bildetern Reiche zu legen, als das war, welches er gestürzt hatte. Diese friedliche Beschäftigung bildete einen auffallenden Gegensatz zu der fortwährenden Unruhe, in der er bisher gelebt hatte. Sie schien auch besser für sein vorrückendes Alter zu passen, das von selbst zur Ruhe einlud. Und wenn wir seinen Lebensbeschreibern glauben dürfen, so gab es in seiner ganzen Laufbahn keine Zeit, wo er eine größere Genugtuung empfand. Gewiß ist es, daß kein Teil seines Lebens von der Nachwelt mit größerer Genugtuung betrachtet worden ist; und mitten unter dem Unheil und der Verwüstung, die Pizarro und seine Anhänger dem unglücklichen Lande der Inkas bereitet haben, steht Lima, die schöne Stadt der Könige, noch immer da als das ruhmwürdigste Werk seiner Schöpfung, als der schönste Juwel an den Küsten des stillen Meeres.

ZEHNTES HAUPTSTÜCK

Flucht des Inka / Hernando Pizarros Rückkehr / Aufstand der Peruaner / Cuzco wird belagert und verbrannt / Not der Spanier / Stürmung der Festung / Pizarros Schreck / Der Inka hebt die Belagerung auf

1535—1536

Während die Abwesenheit seines Nebenbuhlers Pizarro von aller unmittelbaren Besorgnis von dieser Seite her befreite, wurde von einer andern, wo er es am wenigstens erwartete, seine Macht bedroht. Dies geschah durch die eingeborene Bevölkerung des Landes. Bisher hatten die Peruaner sich nur zahm und unterwürfig gezeigt, was ihren Besiegern eine zu große Verachtung einflößte, als daß sie hätten Besorgnis hegen sollen. Sie hatten sich geduldig in die Gewaltanmaßung der Eindringlinge gefügt; hatten einen König hinschlachten, einen andern auf den erledigten Thron setzen, ihre Tempel ihrer Schätze berauben, ihre Hauptstadt und ihr Land von den Spaniern in Besitz genommen und verteilt gesehen; aber, mit Ausnahme eines zufälligen Scharmützels in den Gebirgspässen, war von ihrer Seite nicht ein Schlag zur Verteidigung ihrer Rechte gefallen. Und doch war dies das kriegerische Volk, das seine Eroberungen über einen so großen Teil des Festlandes verbreitet hatte.

Wiewohl Pizarro in seiner Laufbahn vor nichts, was zum Ziele führen konnte, zurückschreckte, so war es doch nicht seine Gewohnheit, solche unnötige Grausamkeiten zu üben, die nur zu oft die Waffen seiner Landsleute in anderen Teilen des Festlandes befleckt, und im Verlaufe weniger Jahre fast die ganze Bevölkerung Hispaniolas ausgerottet hatten. Er hatte durch die Gefangennehmung Atahuallpas einen betäubenden Schlag geführt, und glaubte, wie es schien, durch diesen den Eingeborenen hinreichenden Schrecken eingeflößt zu haben. Er hatte selbst den Schein von Achtung vor den Staatseinrichtungen angenommen, und den Herrscher, den er gemordet, durch einen andern aus der rechtmäßigen Linie ersetzt; aber dies war nur ein Vorwand. Das

Königreich hatte eine Staatsumwälzung der entschiedensten Art erfahren. Seine alte Verfassung war gestürzt. Seine dem Himmel entstammten Adelsgeschlechter waren fast dem Bauernstande gleich gemacht. Das Volk wurde zum Leibeigenen des Eroberers. Ihrer Häuser in der Hauptstadt — wenigstens nach Ankunft von Alvarados Offizieren — hatte man sich bemächtigt und sie sich zugeeignet. Die Tempel waren in Ställe verwandelt, die königlichen Schlösser in Wohnungen für die Truppen. Die Heiligkeit der religiösen Gebäude war entweiht. Tausende von Frauen und Mädchen, die, wie irrig auch ihr Glaube sein mochte, doch in keuscher Abgeschiedenheit in klosterartigen Gebäuden lebten, waren jetzt hinausgetrieben und einem ausgelassenen Kriegsvolk zur Beute zugefallen.

Ein Lieblingsweib des jungen Inka ward von castilianischen Offizieren verführt; und der Inka selbst, der mit geringschätzender Gleichgültigkeit behandelt war, sah wohl ein, daß er ganz abhängig von seinen Besiegern, wo nicht gar ein bloßes Spielzeug für sie sei.

Der Inka Manco war jedoch ein Mann hohen Geistes und mutigen Herzens; einer der sich den Tapfersten seiner Vorfahren in den ruhmwürdigeren Zeiten des Reiches dreist an die Seite stellen konnte. Aufs Innerste gekränkt durch die Demütigungen, denen er sich ausgesetzt sah, drang er wiederholt in Pizarro, ihn wieder zur wirklichen Ausübung der Macht, sowie zu deren äußeren Zeichen gelangen zu lassen. Aber Pizarro wich einem Verlangen aus, das mit seinen eigenen ehrgeizigen Plänen, auch allerdings mit der Politik Spaniens, so unverträglich war, und man ließ den jungen Inka und seine Edelleute über die ihnen zugefügten Kränkungen im Stillen brüten und ruhig die Stunde der Rache erwarten.

Dazu schienen die Uneinigkeiten unter den Spaniern selbst eine günstige Gelegenheit darzubieten. Die peruanischen Häuptlinge hielten miteinander mehrere Besprechungen darüber, und der Oberpriester Villac Umu drang auf die Notwendigkeit einer Empörung, sobald Almagro seine Truppen aus der Stadt ent-

fernt haben würde. Alsdann würde es, durch einen Angriff auf die verschiedenen über das ganze Land verstreuten Posten der Eindringliche, ein leichtes sein, sie durch überlegene Anzahl zu bewältigen und ihr verhaßtes Joch abzuschütteln, ehe es durch die Ankunft neuer Verstärkungen seinen Landsleuten auf ewig aufgeschmiedet werde. Sie faßten den Plan zu einem allgemeinen Aufstande, und in Übereinstimmung damit wählte der Inka den Priester aus, Almagro auf dem Marsche Gesellschaft zu leisten, damit er sich die Mitwirkung der Eingeborenen im Lande sichere und später heimlich zurückkehre — was er auch wirklich tat — um an dem Aufstande teilzunehmen.

Zur Ausführung ihrer Pläne war es nötig, daß der Inka Manco die Stadt verlasse und sich seinem Volke zeige. Er fand keine Schwierigkeit, sich aus Cuzco zu entfernen, wo seine Anwesenheit von den Spaniern kaum beachtet wurde, da die hochmütigen und kecken Eroberer auf seine nur dem Namen nach bestehende Macht wenig Rücksicht nahmen. Aber seine Bewegungen wurden von einer in der Hauptstadt befindlichen Anzahl indianischer Verbündeter eifersüchtig beobachtet. Diese gehörten zu den Canares, einem kriegerischen Stamme aus dem Norden, die erst zu kurze Zeit von den Inkas unterjocht waren, um ihnen und ihrer Staatsverfassung sehr gewogen zu sein. Ungefähr tausend Mann dieses Stammes waren in der Stadt, und da sie einigen Argwohn gegen die Absichten des Inka gefaßt, hatten sie ein wachsames Auge auf ihn und gaben Juan Pizarro eiligst Nachricht von seiner Entfernung.

Dieser Ritter machte sich an der Spitze eines kleinen Reiterhaufens augenblicklich zur Verfolgung des Flüchtlings auf, den er so glücklich war, in einem Rohrgebüsch zu entdecken, in welchem er sich, unweit von der Stadt, zu verbergen suchte. Manco wurde festgenommen, als Gefangener nach Cuzco zurückgebracht und unter starker Wache auf die Festung gesetzt. Hiermit schien die Verschwörung zu Ende zu sein, und den unglücklichen Peruanern nichts übrig zu bleiben, als ihre zerstörten Hoffnungen zu beweinen und ihren Kummer in traurigen Liedern aus-

zudrücken, die die Gefangenschaft ihres Inka und den Fall seines Königshauses erzählten.

Während sich diese Dinge zutrugen, kehrte Hernando Pizarro nach Ciudad de los Reyes zurück und hatte die königliche Vollmacht zur Ausdehnung der Macht seines Bruders sowie die über die Schenkung an Almagro bei sich. Der Gesandte brachte auch die königliche Ernennung Francisco Pizarros zum Marques de los Atavillos — einer Landschaft in Peru — mit. Auf diese Weise war nun der glückliche Abenteurer in die Reihen des stolzen castilianischen Adels gestellt, von dem nur wenige sich ihrer Erhebung aus so niederem Stande rühmen konnten und von denen noch weniger sie durch Aufweisung größerer der Krone geleisteter Dienste zu rechtfertigen vermochten.

Der neue Marquis beschloß, dem Marschall seine Bestallung für jetzt noch nicht mitzuteilen, da er ihn sich noch weiter in die Eroberung von Chili vertiefen lassen wollte. Seine Aufmerksamkeit sollte sich dadurch von Cuzco abwenden, wiewohl diese Stadt, wie ihn sein Bruder versicherte, jetzt ohne allen Zweifel innerhalb der erweiterten Grenzen seines eigenen Gebiets liege. Um sich diesen wichtigen Platz noch mehr zu sichern, fertigte er Hernando ab, den Oberbefehl der Hauptstadt selbst zu übernehmen, da dieser der von seinen Brüdern war, in dessen Fähigkeiten und Erfahrung er das meiste Vertrauen setzte.

Trotz seines anmaßenden Benehmens gegen seine Landsleute hatte Hernando stets mehr als gewöhnliche Zuneigung für die Indianer kundgegeben. Er war in der Tat ein so großer Freund Atahuallpas gewesen, daß man sagte, wenn er zu der Zeit im Lager gewesen wäre, würde der unglückliche Herrscher wahrscheinlich seinem Schicksale entgangen sein. Jetzt zeigte er eine ähnliche freundliche Gesinnung für seinen Nachfolger Manco. Er ließ den peruanischen Prinzen aus seiner Gefangenschaft befreien und trat allmählich in einen vertrauten Verkehr mit ihm. Der listige Indianer benutzte seine Freiheit, um seine Empörungspläne zur Reife zu bringen, aber mit so großer Vorsicht, daß es Hernando nicht einfiel, Verdacht gegen ihn zu hegen. Geheim-

halten und Schweigen sind ein eigentümlicher Charakterzug des Amerikaners, fast so unveränderlich und eigentümlich wie seine Hautfarbe. Manco offenbarte seinem Besieger das Vorhandensein mehrerer verborgener Schätze und die Orte wo sie lagen; und als er so sein Vertrauen gewonnen hatte, reizte er seine Habgier noch mehr durch die Erzählung von einer Bildsäule seines Vaters Huayna Capac aus reinem Golde, die der listige Peruaner sich die Erlaubnis erbat, aus einer geheimen Höhle in den nahen Andes, worin sie liege, herbeizuschaffen. Verblendet durch seine Habsucht, bewilligte Hernando das Verlangen des Inka.

Er sandte zwei spanische Soldaten mit ihm, weniger zu seiner Bewachung, als um ihm bei dem Zweck seines Unternehmens behilflich zu sein. Schon war eine Woche vergangen, ohne daß er zurückgekehrt oder daß irgend eine Nachricht von ihm eingegangen war. Hernando sah nun seinen Fehler ein, besonders da sein eigener Verdacht durch die ungünstigen Berichte seiner indianischen Verbündeten bestärkt wurde. Ohne weitern Verzug sandte er seinen Bruder Juan, an der Spitze von sechzig Reitern, zur Aufsuchung des peruanischen Prinzen ab, mit dem Auftrage, ihn als Gefangenen wieder nach der Hauptstadt zurückzubringen. Der Ritter durchstrich bald mit seinen wohlbewaffneten Leuten die Umgebung von Cuzco, ohne auch nur eine Spur von dem Flüchtlinge zu entdecken. Die Gegend war merkwürdig still und öde, bis er in der Nähe der Bergkette, die das Tal von Yucay umschließt, etwa sechs Leguas von der Hauptstadt, die beiden Spanier traf, die Manco begleitet hatten. Sie sagten Pizarro, daß er nur mit dem Schwerte in der Hand den Inka wieder bekommen könnte, da das ganze Land unter Waffen stehe und der peruanische Fürst an seiner Spitze sich anschicke, auf die Hauptstadt loszugehen. Jedoch habe er ihnen persönlich kein Leid zugefügt und ihnen erlaubt, ruhig zurückzukehren.

Der spanische Anführer fand diese Erzählung vollkommen bestätigt, als er an den Fluß Yucay kam, an dessen gegenüberliegendem Ufer die indianischen Schlachthaufen, viele tausend Mann stark, aufgestellt waren, und, ihren jungen Herrscher an der

Spitze, sich anschickten, ihm den Übergang streitig zu machen. Es schien, daß sie ihre Stellung für nicht stark genug hielten, wenn nicht, wie gewöhnlich, ein Fluß zwischen ihnen und ihrem Feinde liege. Die Spanier ließen sich durch dieses Hindernis nicht aufhalten. Der Fluß war zwar tief aber schmal; sie stürzten sich hinein und ließen ihre Pferde hinüberschwimmen, mitten unter einem dichten Hagel von Steinen und Pfeilen, die auf ihre Harnische prasselten und auch zuweilen durch eine Spalte eine verwundbare Stelle trafen. Aber die so empfangenen Wunden stachelten sie nur noch zu verzweifelteren Anstrengungen. Die Wilden wichen zurück, sowie die Ritter gelandet waren; aber ohne diesen die Zeit zu lassen sich aufzustellen, kehrten sie mit bisher selten so groß gezeigtem Mute zurück und umringten sie von allen Seiten mit ihrer bei weitem überlegenen Anzahl. Nun entspann sich ein wütender Kampf. Viele von den Indianern waren mit Lanzen bewaffnet, die kupferne, fast wie Stahl gehärtete Spitzen hatten, und mit ungeheuern Keulen und Streitäxten von dem nämlichen Metall. Auch ihre Schutzbrüstung war in mancher Rücksicht vortrefflich und bestand aus festen, mit Baumwolle gepolsterten Wämsen, aus Schildern mit Häuten bezogen, und reich mit Gold und Edelsteinen verzierten Helmen. Mitunter hatten diese auch, gleich denen der Mexicaner, die Form wilder Tierköpfe mit Reihen von Zähnen besetzt, die furchterregend über dem Gesichte des Kriegers grinsten. Das ganze Heer hatte ein kriegerisch-wildes Ansehen und stand unter einer weit strengeren Kriegszucht, als die Spanier bis dahin im Lande wahrgenommen hatten. Die kleine Schar der Reiter wurde anfangs durch die Wucht des indianischen Angriffs erschüttert und in Unordnung gebracht, jedoch bald vereinigten sie sich, angefeuert durch den alten Kriegsruf „St. Jago!“, in dichte Reihen und griffen die Feinde mutig an. Diese, außerstande dem heftigen Angriff zu widerstehen, wichen zurück, wurden unter den Füßen der Pferde zertreten oder von den Lanzen der Reiter durchbohrt. Den Rückzug bewirkten sie jedoch mit einiger Ordnung; und von Zeit zu Zeit kehrten sie sich um, schossen einen Hagel von Pfeilen ab oder teilten furcht-

bare Hiebe mit ihren Streitäxten und Kriegskeulen aus. Es war, als ob sie mit dem Bewußtsein fochten, daß sie sich unter den Augen ihres Inka befänden.

Es war Abend, ehe sie den ebenen Boden ganz verlassen und sich in den Schutz der hohen Bergreihe zurückgezogen hatten, die das schöne Tal von Yucay umgürtete. Juan Pizarro und seine kleine Schar lagerte sich in der Ebene am Fuße der Berge. Er hatte, wie gewöhnlich, über eine ungeheure Überzahl den Sieg davongetragen, aber nie hatte er ein Schlachtfeld so tapfer bestritten gesehen, und sein Sieg hatte ihn das Leben mehrerer Leute und Pferde gekostet; außerdem waren viele verwundet und durch die Anstrengungen des Tages fast dienstunfähig geworden. Aber er verließ sich darauf, daß die strenge Lehre, die er dem Feinde gegeben, dessen Verlust groß war, den Mut zum Widerstande beugen werde. Er hatte sich getäuscht.

Groß war am folgenden Morgen sein Schreck, als er die Bergpässe mit dunkeln Reihen von Kriegern angefüllt sah, die sich, so weit das Auge reichen konnte, bis tief in die Sierra hinein erstreckten, während dichte Massen von Feinden sich gleich Gewitterwolken längs der Abhänge und Gipfel gesammelt hatten, als wären sie bereit, mit Wut auf die Angreifer herabzuströmen. Der für die Bewegungen der Reiterei ganz untaugliche Boden gewährte den Peruanern jeden Vorteil, die von ihrer hohen Stellung aus ungeheure Steine herabwälzten und fortwährend Massen von Wurfgegenständen auf die Köpfe der Spanier schleuderten. Juan Pizarro hatte keine Lust, weiter in den gefährlichen Paß einzudringen; und obgleich er den Feind zu wiederholten Malen angriff und ihn mit beträchtlichem Verluste zurücktrieb, so fand ihn doch die zweite Nacht mit seinen Leuten und Pferden erschöpft und verwundet und dem Ziele seines Unternehmens nicht näher als am vorhergegangenen Abend. In dieser bedenklichen Lage wurde er, nachdem er noch ein oder zwei Tage in nutzlosen Feindseligkeiten verbracht hatte, durch die Aufforderung seines Bruders überrascht, in aller Eile nach Cuzco zurückzukehren, das jetzt vom Feinde belagert sei!

Unverzüglich begann er seinen Rückzug durch das Tal, das noch vor kurzem der Schauplatz des Gemetzels gewesen war, durchschwamm den Fluß Yucay und bekam durch einen schleunigen Marsch, den siegreichen Feind, der seinen Erfolg mit Gesängen oder vielmehr Jubelgeheul feierte, dicht hinter sich, noch vor Einbruch der Nacht die Hauptstadt zu Gesicht.

Aber sehr verschieden war der Anblick, den er dort hatte, von dem, den er noch wenige Tage vorher gehabt, als er sie verließ. Die ausgedehnten Umgebungen waren, so weit das Auge reichen konnte, von einem mächtigen Heere besetzt, das sich, nach einer ungefähren Schätzung, auf zweimalhunderttausend Krieger belief. Die dunkle Linie der indianischen Schlachthaufen erstreckte sich bis dicht an den Saum des Gebirges, während das Auge ringsumher nur die Helmbüsche und wehenden Fahnen von Häuptlingen, gemischt mit reichen Rüstungen aus Federarbeit, wahrnahm, was einige, die unter Cortez gedient hatten, an die kriegerische Tracht der Azteken erinnerte. Über alle hinweg erhob sich ein Wald von langen Lanzen und Streitäxten mit kupfernen Spitzen, die, in wilder Unordnung hin- und hergeschwungen, in den Strahlen der untergehenden Sonne glitzerten, wie das Licht, das auf der Oberfläche eines dunkeln unruhigen Meeres spielt. Dies war das erste Mal, daß die Spanier ein indianisches Heer in seiner ganzen Furchtbarkeit sahen; ein solches Heer wie die Inkas in die Schlacht führten, wenn das Banner der Sonne siegreich durch das Land getragen wurde.

Die kühnen Ritter waren wohl einen Augenblick über diesen Anblick erschrocken, aber sie sammelten doch wieder ihren Mut, schlossen ihre Reihen und schickten sich an, sich durch den belagernden Schwarm Bahn zu brechen. Aber der Feind schien ein Treffen vermeiden zu wollen, er wich bei ihrem Herannahen zurück und ließ den Eingang zur Hauptstadt frei. Wahrscheinlich wollten die Peruaner gern so viele Schlachtopfer als möglich ins Netz ziehen, damit sie, je größer ihre Anzahl würde, desto eher die Wirkung des Hungers empfänden.

Hernando begrüßte seinen Bruder mit nicht geringer Freude, denn

er brachte seiner Streitmacht eine bedeutende Verstärkung, die jetzt, wo alle beisammen waren, nicht die Anzahl von 200 Mann an Reitern und Fußvolk überstieg, etwa 1000 Mann indianischer Hilfstruppen ungerechnet; eine unbedeutende Zahl im Vergleich zu der unzählbaren Menge, welche die Tore umschwärmte. Diese Nacht brachten die Spanier in größter Angst zu und sahen dem Morgen mit leicht erklärlicher Besorgnis entgegen. Es war anfangs Februar 1536, als die Belagerung von Cuzco begann; eine denkwürdige Belagerung, da sie den größten Heldenmut der Indianer und Europäer hervorrief und diese beiden Völker zu einem tödlicheren Kampfe miteinander veranlaßte, als bisher in der Eroberung von Peru stattgefunden hatte.

Die Anzahl der Feinde schien bei Nacht nicht weniger furchtbar als bei Tage; weit und breit sah man ihre Wachtfeuer über Täler und Bergspitzen so dicht nebeneinander leuchten, sagt ein Augenzeuge, „wie die Sterne des Himmels in einer wolkenlosen Sommernacht". Ehe diese Feuer im Morgenlicht erblaßten, wurden die Spanier durch einen gräßlichen Lärm von Hohlmuscheln, Trompeten und Trommeln, worin sich der wütende Schlachtruf der Wilden mischte, aufgeschreckt; diese richteten Ladungen von Wurfgegenständen aller Art gegen ihren Feind, von denen die meisten ohne Schaden in die Stadt fielen. Andere aber waren verderblicher. Diese bestanden in brennenden Pfeilen und rotglühenden Steinen, in Baumwolle gewickelt, die in einen harzigen Stoff getaucht war. Sie bildeten lange Lichtstreifen in der Luft, fielen auf die Dächer der Häuser und setzten diese sofort in Brand. Diese Dächer bestanden, selbst bei den besseren Gebäuden, aus Stroh, und brannten so leicht wie Zunder. In demselben Augenblick brach das Feuer in allen Gegenden der Stadt aus. Es teilte sich rasch dem Holzwerke des Innern der Gebäude mit, und hohe Feuerflammen, mit Rauch gemischt, die über alle Gegenstände einen furchtbaren Glanz verbreiteten, stiegen gen Himmel. Die verdünnte Luft verstärkte noch die frühere Heftigkeit des Windes, der die aufsteigenden Flammen anfachte und sie schnell von Haus zu Haus verbreitete, bis die ganze Feuermasse, durch den Sturm

LAMAKARAWANE IN DEN ANDES

hin- und hergetrieben, mit der Wut eines Vulkans schwoll und tobte. Die Hitze wurde fürchterlich und die Rauchwolken, die sich gleich einem schwarzen Mantel über der Stadt sammelten, erzeugten ein Gefühl von Erstickung und fast Erblindung in den Gegenden, wohin der Wind sie trieb.

Die Spanier hatten sich auf dem großen Platze gelagert, teils unter ausgespannten Zelten, teils in der Halle des Inka Viracocha, auf der Stelle, wo seitdem die Domkirche steht. Dreimal im Laufe jenes schrecklichen Tages stand das Dach des Gebäudes in Flammen; aber obgleich man sich keine Mühe gab, das Feuer zu löschen, so ging es doch aus, ohne großen Schaden zu tun. Dieses Wunder ward der heiligen Jungfrau zugeschrieben, die von mehreren der christlichen Streiter deutlich gesehen ward, wie sie über der Stelle schwebte, auf der sich der ihrem Gottesdienst geweihte Tempel erheben sollte.

Glücklicherweise war Hernandos kleine Schar durch einen freien Raum von dem unmittelbaren Herde des Brandes getrennt, der ihnen ein Schutzmittel gewährte, dem ähnlich, das der amerikanische Jäger anwendet, der sich mit einem Streifen kahlen Landes zu umgeben sucht, wenn er von einem Brande in den Prärien überrascht wird. Das Feuer wütete den ganzen Tag über, und der Anblick war bei Nacht noch fürchterlicher; denn bei dem düstern Licht der Flammen konnten die unglücklichen Spanier die in den bleichen Gesichtern eines jeden von ihnen ausgedrückte Bestürzung lesen, während in den Vorstädten, längs der Abhänge der sie umringenden Berge, die Scharen der Belagerer sichtbar waren, wie sie mit teuflischer Freude das Zerstörungswerk anstarrten. Hoch über der Stadt, gegen Norden, erhob sich die graue Festung, die jetzt in dem Glanze rötlich schimmerte, und wie grimmig auf die Trümmer der schönen Stadt herabschaute, die sie nun nicht mehr schützen konnte; und in der Ferne waren die dunkeln Formen der Andes zu erkennen, die sich in einsamer Größe in die Gegenden der ewigen Stille erhoben, weit über das wilde Getümmel hinaus, das so fürchterlich an ihrem Fuße wütete. Die Stadt war von solcher Ausdehnung, daß es mehrerer Tage

bedurfte, ehe die Wut der Flammen sich legte. Turm und Tempel, Hütte, Palast und Halle, alles sank hin vor ihnen. Glücklicherweise befand sich unter den verschont gebliebenen Gebäuden das prachtvolle Haus der Sonne und das nahe Kloster der Jungfrauen. Ihre vereinzelte Lage bot ein Mittel zu ihrer Erhaltung, das die Indianer aus Frömmigkeitsgründen auch benützten.
Reichlich die Hälfte der Hauptstadt, die seit so langer Zeit vorzugsweise der Sitz der Bildung des Westens, der Stolz der Inkas und der glänzende Wohnsitz ihrer Schutzgottheit gewesen, wurde durch die Hand ihrer eigenen Kinder in Asche gelegt. Zu einigem Troste gereichte es ihnen, daß sie über den Häuptern ihrer Besieger brannte — und so zugleich ihr Siegesdenkmal und ihr Grab wurde!
Während der langen Dauer des Brandes machten die Spanier keinen Versuch, die Flammen zu löschen. Ein solcher würde nutzlos gewesen sein. Sie unterwarfen sich aber nicht zaghaft den Angriffen des Feindes, sondern machten zu seiner Vertreibung von Zeit zu Zeit Ausfälle. Aber die herabgefallenen Balken und der überall verstreute Schutt von den Häusern verhinderten die Bewewegungen der Reiterei; und als diese Hindernisse durch die Bemühung des Fußvolkes und der indianischen Verbündeten zum Teil aus dem Wege geräumt waren, pflanzten die Peruaner Pfähle auf und verrammelten den Weg, was ebenso hinderlich war. Diese Hemmnisse aus dem Wege zu räumen verlangte Zeit und war mit nicht geringer Gefahr verbunden, da die damit Beschäftigten dem Angriff der feindlichen Bogenschützen ausgesetzt waren und die Peruaner sicher zielten. Als endlich die Hindernisse fortgeschafft waren und der Reiterei der Weg offen stand, stürzten sie mit unwiderstehlichem Ungestüm auf ihre Feinde, die in Unordnung zurückweichend, von den Reitern in Stücke gehauen oder von deren Lanzen durchbohrt wurden. Bei solchen Gelegenheiten war das Gemetzel groß; aber die unverzagten Indianer kehrten gewöhnlich mit erneutem Mute zum Angriff zurück; und während neue Verstärkungen auf die Spanier von vorn losgingen, brachten andere, die zwischen den Trümmern im Hinterhalt gelegen, die

Truppen in Unordnung, indem sie sie von der Seite angriffen. Die Peruaner verstanden den Bogen und die Schleuder gut zu gebrauchen; und diese Treffen kosteten den Spaniern, trotz der Überlegenheit ihrer Waffen, mehr Menschen, als sie in ihrem geschwächten Zustande entbehren konnten, ein Verlust, der durch den zehnfach so großen des Feindes nicht aufgewogen ward. Eine der Kriegführung in Südamerika eigentümliche Waffe wurde von den Peruanern mit einigem Erfolg angewendet. Dies war das „lasso", ein langer Strick, an dessen Ende sich eine Schlinge befand, den sie geschickt über den Reiter warfen oder in den sie die Beine des Pferdes verwickelten, so daß beide zu Boden fielen. Mehr als ein Spanier fiel durch dieses Mittel dem Feinde in die Hände.

Auf solche Weise ermüdet, unter Waffen schlafend, neben ihren aufgezäumten Pferden, zu jeder Stunde zum Kampfe bereit, hatten die Spanier weder Tag noch Nacht Ruhe. Zur Steigerung ihrer Leiden war die Festung, die die Stadt und den großen Platz, auf dem sie gelagert waren, vollkommen beherrschte, in ihrer irrigen Meinung von Sicherheit, so schwach besetzt gewesen, daß sie beim Herannahen der Peruaner ihnen ohne Schwertstreich überlassen worden war. Jetzt war sie vom Feinde stark besetzt, der, von seiner hohen Stellung aus, von Zeit zu Zeit Wurfwaffen hinabschleuderte, was zur Beunruhigung der Belagerten sehr viel beitrug. Bitter bereute ihr Anführer die unbedachte Sicherheit, die ihn verleitet hatte, einen so wichtigen Posten zu vernachlässigen.

Noch mehr bekümmerten sie die Gerüchte über den Zustand des Landes, die ihnen fortwährend zu Ohren kamen. Der Aufstand, sagte man, herrsche im ganzen Lande; die in den vereinzelten Anpflanzungen lebenden Spanier seien alle niedergemetzelt; Lima und Truxillo sowie die vornehmsten Städte belagert, und müßten bald in Feindes Hand fallen; die Peruaner seien im Besitz der Pässe, und jede Verbindung abgeschnitten, so daß von ihren Landsleuten auf der Küste keine Hilfe zu erwarten sei. Solche trübe Nachrichten, die, wie übertrieben sie auch waren, doch nur

zu viel Grund hatten, fanden aus dem Lager des Feindes ihren Weg in die Stadt. Und um den Gerüchten noch größern Glauben zu geben, wurden acht bis zehn Menschenköpfe auf den Platz geschleudert, in deren blutbefleckten Gesichtern die Spanier mit Schrecken die Züge ihrer Gefährten erkannten, von denen sie wußten, daß sie einsam auf ihren Gütern gelebt hatten.

Übermannt von diesen Schrecken stimmten viele dafür, die Stellung sofort, als nicht länger haltbar, aufzugeben, und sich mit ihren guten Schwertern einen Weg nach der Küste zu bahnen. Es lag etwas Verwegenes in diesem Versuch, und dies hatte einen Reiz für den Abenteuersinn des Castilianers. Es ist besser, sagten sie, in einem männlichen Kampfe um das Leben unterzugehen, als so schmählich zu sterben, gleich Füchsen, die der Jäger in ihren Höhlen absperrt, um sie zu ersticken.

Aber die Pizarros, de Rojas und einige andere der vornehmsten Ritter weigerten sich, ihre Zustimmung zu einer Maßregel zu geben, die, wie sie sagten, sie mit Schande bedecken müßte. Cuzco sei der große Preis gewesen, um den sie gekämpft hätten; es sei der alte Herrschersitz und läge es auch jetzt in Asche, so werde es sich aus seinen Trümmern doch wieder so glänzend wie vorher erheben. Aller Augen würden auf sie, als die Verteidiger, gerichtet sein, und ihr Untergang könnte durch das Vertrauen, das er dem Feinde einflößen würde, für das Schicksal ihrer Landsleute im ganzen Lande entscheidend sein. Sie seien auf diesen Posten als Ehrenposten gestellt und es würde besser sein, darauf zu sterben, als ihn zu verlassen. Es schien in der Tat keine andere Wahl übrig zu bleiben; denn jeder Weg zum Entkommen sei durch einen Feind abgeschnitten, der vollkommene Kenntnis des Landes besaß und im Besitz aller seiner Pässe war. Aber dieser Zustand der Dinge könne nicht lange währen. Die Indianer würden auf die Länge den Kampf mit den weißen Männern nicht bestehen. Der Geist der Empörung würde sich von selbst legen und ihr großes Heer zusammenschmelzen, da die Eingeborenen nicht an die von einem langen Feldzuge unzertrennlichen Entbehrungen gewöhnt seien. Aus den Niederlassungen seien täglich Verstärkun-

gen zu erwarten; und wenn die Castilianer nur eine zeitlang sich selbst treu bleiben wollten, so würde ihnen Hilfe von ihren Landsleuten werden, die sie nicht gleich Ausgestoßenen in den Bergen sterben lassen würden.

Die ermutigenden Worte und das mannhafte Wesen der Ritter ging ihren Anhängern zu Herzen; denn stets war die Seele des Spaniers dem Rufe der Ehre, wenn auch nicht der Menschlichkeit, zugänglich. Alle kamen nun überein, bei ihrem Anführer bis aufs äußerste auszuharren. Aber wenn sie länger in ihrer gegenwärtigen Stellung bleiben wollten, dann war es durchaus nötig, den Feind aus der Festung zu treiben; und ehe sie sich an dies gefährliche Werk wagten, beschloß Pizarro, einen solchen Schlag zu tun, daß er die Belagerer von jedem fernern Versuch abschreckte, sie in ihrem gegenwärtigen Aufenthalt zu beunruhigen. Er teilte seinen Offizieren seinen Angriffsplan mit, und nachdem er seine kleine Schar in drei Abteilungen gegliedert, stellte er sie unter die Befehle seines Bruders Gonzola, des Gabriel de Rojas und des Hernan Ponce de Leon, eines Offiziers, in den er großes Vertrauen setzte. Die indianischen Schanzgräber wurden vorausgesandt, um den Schutt aus dem Wege zu räumen, und die drei Abteilungen rückten gleichzeitig durch die Hauptausgänge gegen die Belagerer aus. Einzelne, die sie auf dem Wege trafen, wurden leicht niedergemacht, und indem die drei Abteilungen ungestüm auf die ungeordneten Reihen der Peruaner einstürmten, überraschten sie diese vollständig. Einige Augenblicke fanden sie wenig Widerstand und richteten ein furchtbares Gemetzel an. Aber allmählich sammelten sich die Indianer, und nachdem sie sich einigermaßen geordnet hatten, ließen sie sich auf das Gefecht ein, mit dem Mut von Leuten, die lange mit der Gefahr vertraut gewesen. Sie kämpften Mann gegen Mann mit ihren kupferbeschlagenen Kriegskeulen und Streitäxten, während ein Hagel von Pfeilen, Steinen und Wurfspießen auf die wohlgeschützten Körper der Christen herabprasselte.

Die Wilden zeigten eine größere Kriegszucht, als zu erwarten war; sie verdankten diese, wie man sagt, einigen spanischen

Gefangenen, denn der Inka großmütig das Leben geschenkt hatte, und bei denen er Unterricht in der Kriegskunst nahm. Auch hatten die Peruaner die Waffen ihrer Sieger mit einiger Geschicklichkeit brauchen gelernt, und man sah sie mit Schilden, Helmen und Schwertern von europäischer Arbeit bewaffnet, und selbst in einigen Fällen auf Pferden reitend, die sie den weißen Männern abgenommen hatten.

Der junge Inka namentlich, auf europäische Weise angetan, ritt ein Streitroß, das er mit großem Geschick tummelte, und führte, mit einer langen Lanze in der Hand, sein Gefolge zum Angriff. Diese Bereitwilligkeit, sich den Gebrauch der Waffen und die Kriegskunst der Eroberer anzueignen, zeigt von einer höheren Bildung als der bei den Azteken, die während ihrer langen Kämpfe mit den Spaniern nie ihre Scheu vor dem Pferde so weit ablegten, daß sie es zu besteigen gewagt hätten.

Aber wenige Tage oder Wochen der Übung reichten nicht hin, sich mit Waffen und noch weniger mit einer Kriegskunst vertraut zu machen, die beide so sehr von allem abwichen, woran die Peruaner bis dahin gewöhnt waren. Das bei dieser Gelegenheit gelieferte Gefecht war zwar hitzig, dauerte aber nicht lange. Nach einem heftigen Kampfe, wobei die Eingeborenen sich furchtlos auf die Reiter warfen und sie von den Sätteln zu reißen suchten, sahen sie sich doch nach wiederholten Angriffen zum Weichen genötigt. Viele wurden unter die Füße getreten, andere mit den spanischen breiten Schwertern niedergehauen, während die Schützen, welche die Reiterei unterstützen, ein fortlaufendes Feuer unterhielten, das in den Flanken und im Rücken der Flüchtlinge einen furchtbaren Verlust bewirkte. Endlich zog der castilianische Anführer, des Gemetzels satt und überzeugt, daß die Züchtigung, die er dem Feinde erteilt hatte, ihn für jetzt vor fernerer Beunruhigung schützen werde, seine Truppen in die Hauptstadt zurück. Nun war er zunächst darauf bedacht, sich der Festung wieder zu bemächtigen; dies war ein gefährliches Unternehmen. Die Festung, die den nördlichen Teil der Stadt überschaute, stand hoch auf einer felsigen Anhöhe, von solcher Steilheit, daß sie von

dieser Seite unzugänglich war, wo nur eine einzige Mauer sie schützte. Gegen das offene Land war der Zugang leichter, aber dort schützten sie zwei halbrunde Wälle, jeder etwa 1200 Fuß lang und sehr dick. Sie waren aus festen Steinen oder vielmehr Felsstücken gebaut, die ohne Mörtel zusammengefügt, eine Art von losem Steinwall bildeten. Der Boden zwischen diesen Verteidigungslinien war erhöht, damit die Besatzung ihre Pfeile auf die Angreifer abschießen und selbst doch durch die Brustwehr geschützt bleiben könne. Hinter dem innern Wall lag die Festung, bestehend aus drei starken Türmen; zwei dieser Türme, ein sehr hoher und ein kleinerer, waren jetzt vom Feinde unter dem Befehl eines Inkaedelmannes besetzt, eines Kriegers von erprobter Tapferkeit, der entschlossen war, sie bis aufs äußerste zu verteidigen.

Das gefährliche Unternehmen wurde von Hernando Pizarro seinem Bruder Juan übertragen, einem Manne, in dessen Brust der tollkühne Mut eines fahrenden Ritters flammte. Da man sich der Festung durch die Bergpässe nähern sollte, wurde es nötig, die Aufmerksamkeit des Feindes nach einer andern Seite hin zu richten. Kurz vor Sonnenuntergang verließ Juan Pizarro die Stadt mit einer stattlichen Reiterschar und nahm eine der Festung entgegengesetzte Richtung, damit das Belagerungsheer glauben sollte, er beabsichtige einen Plünderungszug. Aber in der Nacht kehrte er heimlich um, fand glücklicherweise die Pässe unbesetzt und gelangte an den Außenwall der Festung, ohne von der Besatzung bemerkt zu werden.

Der Eingang, eine schmale Öffnung im Mittelpunkt des Walles, war jetzt mit großen Steinen verschlossen, die eine feste Mauer mit dem übrigen Teile zu bilden schienen. Es kostete Zeit, diese ungeheuern Massen herauszuschaffen, ohne die Besatzung zu wecken. Den Indianern, die selten des Nachts angriffen, war die Kriegskunst selbst in dem Grade fremd, daß sie sich nicht einmal durch Ausstellung von Schildwachen gegen Überrumplung sicherten. Als die Aufgabe gelöst war, ritten Pizarro und seine tapfern Reiter durch das Tor nach der zweiten Brustwehr.

Aber ihre Bewegungen hatten nicht heimlich genug stattgefunden,

um ganz unbemerkt zu bleiben, und sie fanden nun in dem innern Hofe ganze Kriegerschwärme, die die Spanier bei ihrer Annäherung mit einem Hagel von Wurfwaffen empfingen und sie nötigten, halt zu machen. Pizarro sah ein, daß keine Zeit zu verlieren sei; er ließ daher die Hälfte seiner Schar absitzen, stellte sich an ihre Spitze und schickte sich an, wie vorher, eine Bresche in die Festungswerke zu machen. Er war einige Tage vorher an der Backe verwundet worden, und da er fand, daß sein Helm ihm Schmerzen verursachte, warf er ihn rasch ab und überließ sich dem Schutze seines Schildes.

Trotz eines Hagels von Steinen, Wurfspießen und Pfeilen, der auch den Tapfersten abgeschreckt haben würde, führte er seine Leute vorwärts und ermutigte sie zu ihrem Zerstörungswerke. Der starke Panzer der Spanier schützte sie nicht immer; aber andere traten an die Stelle der Gefallenen, bis eine Bresche fertig war, die Reiter hindurch zu lassen, die dann alles niederritten, was sich ihnen widersetzte.

Die Brustwehr ward nun geräumt; der Feind verließ in eiliger Flucht den eingeschlossenen Raum und suchte auf eine Art von plattem Dach oder Söller Schutz, den der Hauptturm bestrich. Hier sammelte er sich wieder und richtete neue Massen von Wurfgegenständen auf die Spanier, während die Besatzung der Festung Felsstücke und Balken ihnen auf die Köpfe schleuderte. Immer unter den Vordersten, sprang Juan Pizarro auf den Söller, indem er seine Leute durch Wort und Beispiel ermutigte; doch in demselben Augenblick flog ein großer Stein gegen seinen gerade nicht durch den Schild gedeckten Kopf und streckte ihn zu Boden. Der unerschrockene Anführer fuhr aber noch immer fort, seine Leute durch seine Stimme anzufeuern, bis der Söller erobert war und man die hilflosen Verteidiger niedergemacht hatte. Hernach übermannte ihn jedoch der Schmerz; er ward in die Stadt hinuntergebracht, wo er, trotz aller Mühe, die man sich gab um ihn zu retten, vierzehn Tage nach der Verletzung in schwerem Todeskampfe starb.

Wenn man sagt, er war ein Pizarro, so genügt dies, seinen

Anspruch auf Tapferkeit zu begründen. Aber zu seinem Lobe muß man noch hinzufügen, daß seine Tapferkeit durch feine Sitte gemildert war. Sein Charakter erschien mild im Vergleich zu dem hochmütigen Wesen seiner Brüder, und sein Benehmen machte ihn zum Liebling des Heeres. Er hatte bei der Eroberung von Peru vom Anfang an gedient, und kein Name im Verzeichnis seiner Eroberer ist weniger mit dem Vorwurf der Grausamkeit befleckt oder steht höher in allen Eigenschaften eines treuen und tapfern Ritters.

Obgleich von dem Verluste seines Bruders tief ergriffen, sah Hernando Pizarro doch ein, daß keine Zeit zur Benutzung der bereits errungenen Vorteile zu verlieren sei. Nachdem er Gonzalo die Aufsicht über die Stadt übertragen, stellte er sich an die Spitze der Angreifenden und begann kräftig die Belagerung der Festungstürme. Einer ergab sich nach kurzem Widerstande. Der andere und stärkere hielt sich noch unter dem tapfern Inkaedelmann, der ihn verteidigte. Er war von riesenhafter Gestalt und man konnte sehen, wie er längs der Zinnen, mit einem spanischen Schilde und Panzer bewaffnet, dahinschritt, eine furchtbare Keule, mit kupfernen Spitzen besetzt, in der Hand schwingend. Mit dieser furchtbaren Waffe hieb er alles nieder, was einen Eingang in die Festung erzwingen wollte. Einige seiner Leute, die ihm eine Übergabe vorschlugen, soll er mit eigener Hand erschlagen haben. Hernando beschloß nun, den Platz mit Sturm zu nehmen. Man lehnte Leitern an die Mauern, aber wie ein Spanier die oberste Spitze erreichte, ward er von dem starken Arm des indianischen Kriegers zu Boden geschleudert. Seine Tätigkeit war seiner Stärke gleich; und er schien auf allen Punkten, wo seine Anwesenheit nötig war, zugleich zu sein.

Dieser Beweis von Tapferkeit erfüllte den spanischen Befehlshaber mit Bewunderung; denn er konnte Tapferkeit auch bei einem Feinde bewundern. Er gab Befehl, daß dem Anführer kein Leid zugefügt, sondern daß er womöglich lebend gefangen genommen werde. Dies war nicht leicht. Endlich, nachdem eine Menge Leitern gegen den Turm gelegt waren, erstiegen ihn die Spanier

von verschiedenen Seiten zu gleicher Zeit und sprangen in die Festung, indem sie die wenigen, die noch Widerstand leisten wollten, niedermachten. Aber der Inkahäuptling war nicht zu fangen; als er sah, daß fernerer Widerstand nutzlos sei, sprang er nach dem Rande der Zinnen, warf seine Kriegskeule von sich und stürzte sich, in seinen Mantel gewickelt, kopfüber von oben hinab. Er starb wie ein alter Römer. Er hatte seinen letzten Streich für die Freiheit seines Vaterlandes geführt, und verschmähte es die Schande zu überleben. Der castilianische Befehlshaber ließ nur eine schwache Besatzung zum Schutz in seiner Eroberung, und kehrte frohlockend in sein Lager zurück.

Es verging eine Woche nach der andern, ohne daß den belagerten Spaniern Hilfe ward. Sie hatten schon lange Hungersnot nahen gesehen. Glücklicherweise waren sie mit Wasser aus den die Stadt durchströmenden Flüssen versorgt. Aber, obgleich sie mit ihren Vorräten sparsam umgingen, waren diese doch erschöpft, und sie hatten sich eine Zeitlang mit dem wenigen Getreide beholfen, das sie aus den zerstörten, zum Teil abgebrannten Vorratshäusern und Wohnungen, oder durch einige gelungene Streifzüge zusammenbringen konnten. Dies Mittel war mit nicht geringer Schwierigkeit verbunden; denn jeder solcher Zug gab zu einem scharfen Treffen mit dem Feinde Veranlassung, das gewöhnlich einigen Spaniern das Leben kostete und den indianischen Verbündeten noch größern Schaden brachte. Ein solcher Verlust hatte wenigstens das Gute, daß man infolge desselben für wenigere zu sorgen hatte. Aber die ganze Anzahl der Belagerten war so gering, daß jeder Verlust den übrigen die Verteidigung noch schwerer machte.

Monate vergingen, ohne daß sie Nachricht von ihren Landsleuten erhielten, und ihre Besorgnisse über ihr Schicksal wurden immer trüber. Sie wußten wohl, daß der Statthalter alles aufbieten werde, um sie aus ihrer verzweifelten Lage zu befreien. Daß ihm dies aber noch nicht gelungen war, machte es wahrscheinlich, daß er sich in keiner besseren Lage befinde als sie selbst, oder daß vielleicht er und seine Leute der Wut der Empörer als Opfer gefallen

seien. Es war für sie ein trauriger Gedanke, allein in dem Lande übrig geblieben zu sein, fern von aller menschlichen Hilfe, um von der Hand der Wilden im Gebirge einen jämmerlichen Tod zu finden.

Doch war der wirkliche Zustand der Dinge, wenn auch äußerst traurig, nicht ganz so verzweifelt, als ihre Einbildungskraft ihn ausgemalt hatte. Die Empörung hatte sich allerdings im ganzen Lande verbreitet, wenigstens in dem von den Spaniern besetzten Teile. Sie war so gut verabredet gewesen, daß sie fast überall zugleich ausbrach, und daß die Eroberer, die in sorgloser Sicherheit auf ihren Besitzungen gelebt, einige hundert an der Zahl, waren ermordet worden. Eine indianische Streitmacht hatte sich vor Xauxa aufgestellt und ein beträchtliches Heer hatte das Tal von Rimac besetzt und hielt Lima belagert. Aber die Gegend rings um diese Hauptstadt war offen und eben, und daher den Bewegungen der Reiterei günstig. Kaum sah sich Pizarro von dem feindlichen Haufen bedroht, als er den Peruanern eine solche Streitmacht entgegensandte, daß sie eiligst die Flucht ergriffen; und indem er seinen Vorteil verfolgte, erteilte er ihnen eine so starke Züchtigung, daß, obgleich sie noch von ferne lauerten, und ihm seine Verbindung mit dem Innern abschnitten, sie sich doch nicht nach der andern Seite des Rimac hin wagten.

Die Nachrichten, die der spanische Befehlshaber jetzt über den Zustand des Landes erhielt, beunruhigte ihn auf das ernstlichste. Besonders war er um das Schicksal der Besatzung von Cuzco besorgt, und er bemühte sich mehrere Male diese Hauptstadt zu befreien. Vier verschiedene Abteilungen, zusammen vierhundert Mann stark, zur Hälfte Reiterei, wurden zu verschiedenen Zeiten von ihm unter dem Befehle seiner tapfersten Offiziere abgesandt. Aber keine erreichte ihren Bestimmungsort. Die listigen Eingeborenen ließen sie ins Innere des Landes vordringen, bis sie sich in den Pässen der Cordilleren verwickelt hatten. Dann umringten sie sie mit weit überlegener Anzahl; von den Höhen, die sie besetzt hielten, schleuderten sie ihre tötlichen Geschosse den Spaniern auf die Köpfe, oder zermalmten sie unter dem Gewicht von Fels-

stücken, die sie von den Bergen auf sie hinabschleuderten. In einigen Fällen wurden sämtliche Leute einer solchen Abteilung bis auf den letzten Mann niedergemacht; in anderen kamen nur einige Nachzügler mit dem Leben davon, die nach Lima zurückkehrten und ihren Landsleuten das blutige Ereignis berichteten.

Dies versetzte Pizarro in große Bestürzung. Er hatte die trübsten Ahnungen über das Schicksal der im ganzen Lande zerstreuten Spanier, und zweifelte selbst an der Möglichkeit, sich darin ohne Hilfe von außerhalb zu behaupten. Er fertigte ein Schiff an die benachbarten Ansiedler in Truxillo ab, und forderte sie dringend auf, den Ort zu verlassen und sich mit allen ihren Habseligkeiten zu ihm nach Lima zu begeben. Glücklicherweise gingen sie nicht darauf ein. Viele seiner Leute schlugen vor, sich der im Hafen vor Anker liegenden Schiffe zu bedienen, um sofort aus dem Lande zu entfliehen und Schutz in Panama zu suchen. Pizarro wollte einem so feigen Rate kein Gehör geben, denn er hätte auf die Weise zugleich die tapfern Leute im Innern im Stich gelassen, die noch auf seinen Schutz rechneten. Er schnitt daher diesen zaghaften Geistern dadurch jede Hoffnung ab, daß er alle damals im Hafen liegenden Schiffe zu einer ganz andern Sendung abfertigte: zur Überbringung von Briefen, nämlich an die Statthalter von Panama, Nicaragua, Guatemala und Mexico, worin er den traurigen Zustand seiner Lage schilderte, und sie um Hilfe bat. Sein Schreiben an Alvarado, damals in Guatemala, ist noch vorhanden. Er beschwört ihn bei jedem Gefühl von Ehre und Vaterlandsliebe, zu seinem Beistand zu kommen, und zwar ehe es zu spät sei. Ohne Hilfe könnten die Spanier sich nicht länger in Peru behaupten, und dann würde dies große Reich für die spanische Krone verloren sein. Zuletzt erbietet er sich, diejenigen Eroberungen, die sie gemeinschaftlich machen würden, mit ihm zu teilen. Solche Zugeständnisse gerade an den Mann, dessen Abwesenheit aus dem Lande Pizarro, noch wenige Monate vorher, fast um jeden Preis erkauft haben würde, sind ein hinreichender Beweis von seiner traurigen Lage. Die so dringend erbetene Hilfe traf noch zeitig genug ein, nicht um den Aufstand der Indianer zu unter-

drücken, sondern um ihm in einem ganz ebenso furchtbaren Kampfe mit seinen Landsleuten beizustehen.

Sie waren jetzt im Monat August. Über fünf Monate waren seit dem Beginn der Belagerung von Cuzco verstrichen, und noch waren die Peruaner rings um die Stadt her gelagert. Die Belagerung hatte schon weit länger, als nach dem indianischen Kriegsgebrauch gewöhnlich, gewährt, was den Entschluß der Eingeborenen zeigte, die weißen Männer zu vertilgen. Aber die Peruaner selbst hatten schon eine Zeitlang Mangel an Nahrungsmitteln empfunden. Es war nichts Leichtes, ein so zahlreiches Heer zu ernähren; denn jene Kornvorräte, welche die Inkas einst so sorgfältig gesammelt hatten, waren ihnen von wenig Nutzen, da sie schon von den Spaniern, bei ihrer ersten Besetzung des Landes, reichlich, sogar verschwenderisch benutzt worden waren. Die Zeit zum Pflanzen war jetzt gekommen, und der Inka wußte wohl, daß, wenn seine Leute sie versäumten, sie von einer furchtbareren Geißel würden heimgesucht werden als die, unter der sie von ihren Angreifern litten. Er löste daher den größten Teil seiner Truppen auf, befahl ihnen, nach Hause zu gehen, und nach bestellter Feldarbeit die Belagerung der Hauptstadt wieder anzufangen. Er behielt eine ansehnliche Mannschaft zu seiner persönlichen Begleitung bei sich, mit welcher er sich nach Tambo, einem stark befestigten Platze, südlich vom Tale von Yucay, dem Lieblingsaufenthalte seiner Vorfahren, zurückzog. Auch stellte er ein starkes Beobachtungskorps in der Umgebung von Cuzco auf, um über die Bewegungen des Feindes zu wachen und ihm die Zufuhren abzuschneiden.

Die Spanier sahen mit Freude das mächtige Heer kleiner werden, das lo lange die Stadt umringt hatte. Sie säumten nicht, diesen Umstand zu benutzen und Hernando Pizarro sandte während dieser zeitweiligen Abwesenheit Streifzüge aus, um das Land zu durchsuchen, und seinen hungernden Soldaten Lebensmittel mitzubringen. Dies gelang ihm so gut, daß bei einer solchen Gelegenheit nicht weniger als zweitausend Stück peruanische Schafe aus den indianischen Pflanzungen entführt und glücklich nach Cuzco

gebracht wurden. Dadurch wurden bei dem Heere alle Besorgnisse vor Mangel für jetzt verscheucht.
Doch geschahen diese Streifzüge mit bewaffneter Hand, und veranlaßten so manchen verzweifelten Kampf, in dem das beste Blut der spanischen Ritterschaft vergossen ward. Die Kämpfe fanden allerdings nicht zwischen großen Truppenmassen statt, aber es wurden Scharmützel zwischen kleineren Haufen geliefert, die zuweilen die Form von Zweikämpfen annahmen. Auch standen sich die Parteien bei diesen Einzelnkämpfen nicht so ungleich einander gegenüber, wie man glauben dürfte; und der peruanische Krieger, mit seiner Schleuder, seinem Bogen und Lasso, erwies sich als kein verächtlicher Gegner für den gepanzerten Reiter, den er selbst zuweilen, Mann gegen Mann, mit seiner furchtbaren Streitaxt anzugreifen wagte. Der Boden rings um Cuzco wurde zum Schlachtfelde, wie die Vega von Granada; Christ und Heide wendeten ihre eigentümliche Kriegskunst an; und es geschah so manche Heldentat, der nur der Gesang der Barden fehlte, um ihren Ruhm ebenso zu verbreiten, wie er die letzten Tage des Muselmannes in Spanien verewigte.
Aber Hernando Pizarro begnügte sich nicht damit, nur ganz verteidigungsweise zu verfahren, er sann vielmehr auf einen kühnen Streich, durch den er dem Kriege mit einem Mal ein Ende machen könnte. Dies war die Gefangennehmung des Inka Manco, den er in seinem Wohnsitz in Tambo zu überraschen hoffte.
Zu diesem Zwecke wählte er sich ungefähr achtzig seiner bestberittenen Reiter aus, nebst einer kleinen Anzahl Fußvolk. Mittelst eines großen Umwegs durch die weniger besuchten Bergpässe kam er, unbemerkt vom Feinde, vor Tambo an. Er fand den Platz stärker befestigt als er sich eingebildet hatte. Der Palast oder vielmehr die Festung der Inkas stand auf einer bedeutenden Anhöhe, in deren steile Wände, auf der Seite, von welcher die Spanier sich nahten, Erdstufen eingeschnitten, und die durch starke Mauern von Stein und von an der Sonne gebrannten Ziegeln geschützt waren. Von dieser Seite war der Platz uneinnehmbar. Die entgegengesetzte lag gegen den Yucay, und der Boden

senkte sich allmählich gegen die Ebene hin, durch die sein tiefes aber schmales Wasser floß. Von dieser Seite mußte der Angriff geschehen.

Nachdem sie ohne große Schwierigkeit über den Fluß gesetzt, rückte der spanische Befehlshaber auf dem sanft abfallenden Glacis mit so wenig Geräusch als möglich vorwärts. Das Morgenlicht war kaum auf dem Gebirge angebrochen; und als Pizarro sich den äußeren Werken näherte, die, wie in der Festung von Cuzco, aus einer ringsherumlaufenden Brustwehr von großer Stärke bestanden, ging er rasch vorwärts, in der Voraussetzung, daß die Besatzung noch im Schlafe liege. Aber Tausende von Augen waren auf ihn gerichtet; und als die Spanier in Bogenschußweite kamen, erschienen plötzlich eine Menge dunkler Gestalten über dem Walle, während man den Inka, seine Lanze in der Hand, zu Pferde im Innern der Festung die Bewegungen seiner Truppen leiten sah. In dem nämlichen Augenblicke wurde die Luft durch unzählbare Wurfwaffen, Steine, Speere und Pfeile verfinstert, die auf die Truppen wie ein Hagelwetter herabfielen, während die Berge widerhallten vom wilden Kriegsgeschrei des Feindes. Die überraschten und zum Teil schwer verwundeten Spanier schwankten, und obgleich sie sich schnell wieder sammelten, und zwei Versuche machten, den Angriff zu erneuern, so sahen sie sich doch endlich genötigt, zurückzuweichen, da sie die Heftigkeit des Wurfhagels nicht auszuhalten vermochten. Um ihre Verwirrung noch größer zu machen, wurde die niedrige Ebene in ihrem Rücken von Wasser überschwemmt, das die Eingeborenen durch Öffnen der Schleusen aus dem Bette des Flusses abgeleitet hatten, so daß ihre Stellung nicht länger haltbar war. Hierauf ward in einem Kriegsrat beschlossen, den Angriff, als einen verzweifelten, aufzugeben, und sich in so guter Ordnung als möglich zurückzuziehen.

In diesen nutzlosen Versuchen war der ganze Tag vergangen, und unter dem friedlichen Schutz der Finsternis, sandte Hernando sein Fußvolk und Gepäck voraus, während er selbst den Befehl des Mitteltreffens übernahm und seinem Bruder Gonzalo die Sorge

für die Nachhut überließ. Den Fluß hatte man ohne Unfall glücklich wieder überschritten, obgleich der jetzt auf seine Stärke bauende Feind aus seinen Festungswerken hervorstürzte, und unter wiederholten Pfeilschüssen den Rückzug der Spanier beunruhigte. Mehr als einmal waren sie den Flüchtlingen so nahe gekommen, daß Gonzalo und seine Reiterei genötigt waren umzukehren und verzweifelte Angriffe zu tun, durch die sie die Kühnheit des Feindes auch wirklich bestraften, und der Verfolgung Einhalt taten. Dennoch ließ der siegreiche Feind nicht von der Nachhut der niedergeschlagenen Reiter ab, bis sie durch die Bergpässe gedrungen waren und die geschwärzten Mauern der Hauptstadt erblickten. Dies war der letzte Sieg des Inka.

BRAUNER KRUG

mit rotbrauner und weißer Bemalung. Eulenartiges Wesen im Begriffe einer knieenden Gestalt den Kopf abzuschneiden

Fundort Chimbote

DRITTES BUCH

ERSTES HAUPTSTÜCK.

Almagros Marsch nach Chili / Leiden der Truppen / Er kehrt zurück und bemächtigt sich Cuzcos / Schlacht von Abancay / Gaspar de Espinosa / Almagro verläßt Cuzco / Unterhandlungen mit Pizarro

1535—1537

Während sich die in dem vorhergehenden Hauptstücke erzählten Begebenheiten ereigneten, war der Marschall Almagro auf seinem denkwürdigen Zuge nach Chili begriffen. Er hatte sich, wie wir gesehen haben, nur mit einem Teile seiner Streitmacht aufgemacht und seinen Stellvertreter zurückgelassen, um ihm mit dem Reste nachzufolgen. Auf dem ersten Teile seines Weges benutzte er die große Kriegsstraße der Inkas, die durch das Tafelland weit gegen Süden hinlief. Aber als er in die Nähe von Chili kam, verwickelte er sich in die Bergpässe, wo keine Spur von einer Landstraße zu finden war. Hier stieß sein Vorschreiten auf alle Hindernisse, die mit der wilden Natur der Cordilleren verbunden sind; tiefe und rauhe Schluchten, um deren Wände sich ein schmaler Fußsteig bis zu einer schwindelnden Höhe neben den tiefen Abgründen hinzog; Bergströme, die in wütendem Laufe die Abhänge hinabrauschten und sich in ungeheuren Wasserfällen in die gähnende Tiefe stürzten; dunkle Fichtenwälder, die kein Ende zu haben schienen, und dann wieder lange Striche öden Tafellandes, ohne Busch oder Strauch, um dem frierenden Wanderer Schutz gegen den Wind zu gewähren, der von den eisigen Gipfeln der Sierra herabwehte.

Die Kälte war so streng, daß sehr viele die Nägel von den Fingern, die Finger selbst, und zuweilen sogar ganze Glieder verloren. Andere erblindeten durch die blendende Schneewüste, welche die Strahlen einer in der dünnen Luft dieser hohen Gegenden unerträglich glänzenden Sonne zurückwarf. Der Hunger zeigte sich, wie gewöhnlich, im Gefolge dieser Leiden; denn in den traurigen Einöden wuchs gar nichts, was zur Nahrung des Men-

schen dienen konnte, und man sah kein lebendes Wesen, ausgenommen den großen Vogel der Andes, der auf einen Schmaus wartend, über ihren Köpfen schwebte. Und nur zu häufig ward ihm ein solcher geliefert aus der großen Anzahl unglücklicher Indianer, die, bei der Dürftigkeit ihrer Bekleidung, nicht imstande waren, die Strenge des Klimas zu ertragen und auf dem Wege starben. Die Hungersnot war so groß, daß die Überlebenden die Leichname ihrer Landsleute verzehrten, und die Spanier sich auf ähnliche Weise von den Gerippen ihrer Pferde nährten, die in den Bergpässen buchstäblich erfroren waren. Solcher Art waren die schrecklichen Strafen, welche die Natur denen auferlegte, die sich in diese ihre einsamen und wildesten Wohnsitze eindrängten.

Dennoch scheinen ihre eigenen Leiden den Herzen der Spanier kein Gefühl von Mitleid für die schwächeren Eingeborenen eingeflößt zu haben. Ihr Weg war überall durch verbrannte und verödete Dörfer bezeichnet, deren Bewohner sie nötigten, ihnen die Dienste von Lasttieren zu leisten. Sie wurden in Banden von zehn bis zwölf zusammengekettet, und weder Krankheit noch Körperschwäche befreite den unglücklichen Gefangenen von seinem vollen Teile an der gemeinschaftlichen Arbeit, bis er oft aus Erschöpfung in seinen Ketten tot niedersank.

Alvarados Leute sollen, wie man sagt, grausamer als die Pizarros gewesen sein, und man wird sich erinnern, daß viele von Almagros Leuten aus jenen entnommen waren. Der Befehlshaber soll diese Freveltaten mit Mißvergnügen bemerkt und alles mögliche getan haben, um ihnen zu wehren. Doch gab er durch sein eigenes Benehmen kein gutes Beispiel, wenn es wahr ist, daß er nicht weniger als dreißig indianische Häuptlinge, wegen der Ermordung von dreien seiner Leute, lebendig verbrennen ließ. Das Herz erbebt bei der Erzählung solcher Grausamkeiten gegen ein harmloses Volk, das mindestens doch keines andern Verbrechens schuldig war, als seinen Boden zu gut verteidigt zu haben.

Es liegt in dem Bewußtsein überlegener Stärke, in moralischer Hinsicht, etwas höchst gefährliches. Bei seiner Berührung mit

halbgebildeten Menschen betrachtet der durch seine geistigen Gaben und wirkliche Stärke so unendlich überlegene Europäer sie als nur wenig über dem Tiere stehend und als so wie dieses zu seinem Dienste erschaffen. Er fühlt, daß er gleichsam ein natürliches Recht auf ihren Gehorsam hat und daß dieser Gehorsam nicht nach den Kräften der Wilden, sondern nach dem Willen ihrer Besieger abzumessen sei. Widerstand wird zum Verbrechen, das nur in dem Blute des Opfers gesühnt werden kann. Die Beispiele solcher Greuel beschränkten sich nicht auf die Spanier allein. Überall wo der gesittete Mensch und der Wilde miteinander in Berührung gekommen sind, im Osten sowohl als im Westen, ist die Geschichte nur zu oft in blutiger Schrift geschrieben.

Aus der wüsten Einöde des Gebirges traten die Spanier in das grüne Tal von Coquimbo, in ungefähr dreizehn Grad südlicher Breite. Hier verweilten sie, um sich nach ihren beispiellosen Leiden und Beschwerden, in den fruchtbaren Ebenen zu erholen. Während der Zeit sandte Almagro einen Offizier mit einem starken Trupp voraus, um die Beschaffenheit des Landes gegen Süden zu erforschen. Nicht lange nachher wurde er durch die Ankunft des Restes seiner Truppen unter seinem Leutnant Rodigro de Orgonez erfreut. Dieser, ein merkwürdiger Mann, steht mit Almagros fernerem Schicksal in genauer Verbindung.

Er war in Oropesa geboren, hatte seine Schule in den italienischen Kriegen gemacht und bekleidete den Rang eines Fahnenträgers im Heere des Connetable von Bourbon bei der berühmten Erstürmung von Rom. Dies war eine gute Schule, sein eisernes Handwerk zu lernen und sein Herz gegen jedes zu rege Gefühl für menschliches Leben zu stählen. Orgonez war ein trefflicher Soldat; treu seinem Befehlshaber und bei der Ausführung seiner Befehle pünktlich, furchtlos und unerschrocken. Seine Dienste kamen zur Kenntnis der Krone, und kurze Zeit nachher wurde er zum Range eines Marschalls von Neu-Toledo erhoben. Es ist indes zweifelhaft, ob sein Charakter ihn nicht mehr zu einer ausführenden und untergeordneten Stellung als zu einer von größerer Verantwortlichkeit eignete.

Almagro erhielt ebenfalls den königlichen Gnadenbrief, der ihm seine neue Machtvollkommenheit und unabhängige Gerichtsbarkeit verlieh. Diese Urkunde war von Pizarro bis zum letzten Augenblick zurückgehalten worden. Almagros Truppen, denen ihr beschwerlicher und unergiebiger Marsch schon lange zuwider war, drängten nun zur Rückkehr. Cuzco, sagten sie, falle unzweifelhaft in die Grenzen seiner Statthalterschaft, und es sei besser, dessen behagliche Wohnungen in Besitz zu nehmen, als gleich Ausgestoßenen in dieser traurigen Wüste umherzuziehen. Sie erinnerten ihren Befehlshaber daran, daß er nur auf diese Weise für den Vorteil seines Sohnes Diego sorgen könne. Dies war ein unehelicher Sohn Almagros, an dem sein Vater mit unbeschreiblicher Liebe hing, die der vielversprechende Charakter des Knaben mehr als gewöhnlich rechtfertigte.

Nach einer Abwesenheit von ungefähr zwei Monaten kehrte der zur Kundschaft ausgesandte Offizier zurück und brachte wenig tröstliche Nachrichten über die südlichen Gegenden von Chili. Das einzige Land der Verheißung war für den Castilianer eins, das von Gold strotzte. Er war hundert Leguas weit vorgedrungen, wahrscheinlich bis zu den Grenzen der Eroberungen der Inkas am Maulestrome. Die Spanier hatten glücklicherweise dicht vor dem Lande Arauco halt gemacht, wo bald nachher das Blut ihrer Landsleute gleich Wasser vergossen werden sollte.

Nun gab Almagro mit geringem Widerstreben dem erneuten Drängen seiner Soldaten nach und wendete sich gegen Norden. Es ist unnötig, seinen Marsch im einzelnen zu verfolgen. Durch die Beschwerlichkeit der Bergpässe entmutigt, nahm er seinen Weg längs der Küste und durchzog so die große Wüste von Atacama, die sich nahe an hundert Leguas weit nach der nördlichen Grenze von Chili erstreckt und in ihrer ganzen Ausdehnung kaum einen grünen Fleck bietet, um den verschmachtenden Wanderer zu erfrischen. Almagro und seine Leute hatten hier ebenso große Leiden, wenn auch nicht derselben Art, zu ertragen, wie früher in den Pässen der Cordilleren. Man würde auch schwerlich heutzutage einen Feldherrn finden, der es wagte, sein Heer durch

diese fürchterliche Gegend zu führen. Aber der Spanier des sechzehnten Jahrhunderts hatte eine Gliederstärke und eine geistige Spannkraft, die ihn jedes Hindernis verachten lehrten und fast die Prahlerei des Geschichtschreibers rechtfertigten: „er kämpfte mit demselben Mute zu gleicher Zeit gegen Menschen, Elemente und Hunger!“ Nachdem Almagro die schreckliche Wüste durchzogen hatte, gelangte er nach der alten Stadt Arequipa, ungefähr sechzig Leguas von Cuzco. Hier erfuhr er zu seinem Erstaunen die Empörung der Peruaner und ferner, daß der junge Inka Manco noch mit einer furchtbaren Streitmacht nicht sehr fern von der Hauptstadt liege. Er hatte früher auf einem freundschaftlichen Fuße mit dem jungen Fürsten gestanden, und so beschloß er, ehe er weiterging, eine Gesandtschaft in sein Lager zu schicken, um eine Zusammenkunft mit ihm in der Nähe von Cuzco zu verabreden.

Almagros Abgeordnete wurden von dem Inka gut aufgenommen, der seine Beschwerden gegen die Pizarros angab, und das Tal von Yucay als den Ort bestimmte, wo er sich mit dem Marschall besprechen wolle. Dieser setzte nun seinen Marsch weiter fort, indem er die eine Hälfte seiner Mannschaft, die sich im ganzen auf etwa 500 Mann belief, mit sich nahm, während die andere Hälfte ihr Lager in Urcos, ungefähr sechs Leguas weit von der Hauptstadt, aufschlug, und begab sich in Person nach dem bezeichneten Zusammenkunftsort.

Die Spanier in Cuzco erstaunten über die Ankunft dieser neuen Anzahl von Truppen in ihrer Nähe, und als sie erfuhren, von wo sie kamen, waren sie ungewiß, ob sie ihnen Gutes oder Böses bedeuteten. Hernando Pizarro rückte mit einer kleinen Abteilung aus der Stadt und hörte bei seiner Annäherung an Urcos mit nicht geringem Mißvergnügen von Almagros Absicht, auf seine Ansprüche auf Cuzco zu bestehen. Obgleich ihm sein Nebenbuhler an Stärke weit überlegen war, so beschloß er dennoch, sich ihm zu widersetzen.

Die Peruaner indes, die Zeugen von der Besprechung gewesen waren, welche die Soldaten der einander gegenüberstehenden

Lager zusammen gehabt hatten, argwöhnten irgend ein geheimes Einverständnis zwischen beiden Teilen, das der Sicherheit des Inka gefährlich werden könnte. Sie teilten Manco ihre Bedenken mit, und da diese Eingang bei ihm fanden oder vielleicht weil er von Anfang an eine Überrumpelung der Spanier beabsichtigt hatte, fiel er in dem Tale von Yucay mit einem 15.000 Mann starken Haufen über sie her. Aber die alten Krieger von Chili kannten die indianische Kriegskunst zu genau, um sich überrumpeln zu lassen. Und obgleich ein hitziges Treffen stattfand, das über eine Stunde währte, in welchem Orgonez ein Pferd unter dem Leibe getötet wurde, so wurden die Eingeborenen doch endlich unter großem Gemetzel zurückgeschlagen, und der Inka fühlte sich durch diesen Schlag so gelähmt, daß er fürs erste nicht zu weiterer Beunruhigung geneigt war.

Almagro, der sich nun an die in Urcos zurückgelassene Abteilung anschloß, sah kein weiteres Hindernis gegen seinen Angriff auf Cuzco. Er sandte sofort Abgeordnete an die Obrigkeit der Stadt, verlangte seine Anerkennung als ihr rechtmäßiger Statthalter und ließ zugleich eine Abschrift von seiner Vollmacht überreichen. Aber die Frage über sein Recht war nicht leicht zu entscheiden, da sie von der Kenntnis der richtigen Breitengrade abhing, die bei den rohen Anhängern Pizarros nicht wohl vorauszusetzen war. Die königliche Verleihung hatte das ganze, sich 270 Leguas südlich vom Santjagoflusse ausbreitende Land, welcher Fluß einen Grad und zwanzig Minuten vom Äquator lag, unter seine Gerichtsbarkeit gestellt. Zweihundersiebzig Leguas auf der Mittagslinie, nach unserer Messung, würden über einen Grad von Cuzco entfernt bleiben und einzig und allein die Stadt Lima selbst in sich schließen. Aber die spanischen Leguas, von denen nur 17½ auf einen Grad gehen, würden die südliche Grenze um ungefähr einen halben Grad über die Hauptstadt der Inkas hinaus entfernen und diese Stadt dann innerhalb Pizarros Gerichtsbarkeit fallen. Aber die Scheidungslinie lief so dicht an dem streitigen Landstriche hin, daß die richtige Entscheidung sehr zweifelhaft bleiben mußte, da keine genaue, wissenschaftliche Untersuchung

zu ihrer Feststellung unternommen war; und jede Partei war, wie stets in solchen Fällen, bereit zu behaupten, ihr Anspruch sei klar und zweifellos.

Nach dieser Aufforderung Almagros gaben die Behörden von Cuzco, die keinem der beiden in Streit geratenen Anführer zu nahe treten wollten, den Bescheid, daß sie erst warten müßten, bis sie, was sofort geschehen solle, mit einigen Lootsen darüber Rat gepflogen haben würden, die von der Lage des Santjago besser unterrichtet seien als sie selbst. Unterdes ward ein Waffenstillstand zwischen den beiden Parteien geschlossen, wonach eine jede sich feierlich verpflichtete, sich aller feindseligen Maßregeln zu enthalten und ruhig in ihren gegenwärtigen Stellungen zu bleiben. Das Wetter wurde nun kalt und regnerisch. Almagros Soldaten, die über ihre von Wasser überströmte Stellung höchst mißvergnügt waren, bemerkten bald, daß Hernando Pizarro emsig beschäftigt war, sich trotz der Übereinkunft in der Stadt zu verstärken. Auch erfuhren sie zu ihrem Schrecken, daß eine starke vom Statthalter aus Lima unter dem Befehle Alonso de Alvarados abgesandte Mannschaft auf dem Marsche sei, um Cuzco zu befreien. Sie sagten, sie seien verraten und der Waffenstillstand diene nur zum Vorwand, um sich ihre Untätigkeit bis zur Ankunft der erwarteten Verstärkungen zu sichern. Bei diesem aufgeregten Zustande war es nicht schwer, ihren Befehlshaber (der nur zu bereitwillig sein eigenes Urteil den ihn umgebenden unbesonnenen Ratgebern gefangen gab) zu bewegen, den Vertrag zu brechen und die Hauptstadt in Besitz zu nehmen. Unter dem Schutze einer finstern und stürmischen Nacht, am 8. April 1537, zog er ohne Widerstand in die Stadt ein, bemeisterte sich der Hauptkirche, stellte starke Reiterhaufen an den großen Zugängen auf, um sich gegen Überraschung zu schützen, und fertigte Orgonez mit einer starken Abteilung Fußvolk ab, um mit Gewalt in die Wohnung Hernando Pizarros zu dringen. Dieser wohnte mit seinem Bruder Gonzola in einer der von den Inkas zu öffentlichen Vergnügungen erbauten großen Hallen mit gewaltigen, sich nach dem Platze öffnenden Eingangstüren. Ihre Besatzung bestand aus etwa

20 Mann, die, sowie die Türen erbrochen wurden, sich zur Verteidigung ihres Anführers aufstellten. Es entstand ein heftiger Kampf, in welchem mehrere ums Leben kamen, bis endlich Orgonez, durch den hartnäckigen Widerstand gereizt, das leicht brennbare Dach des Gebäudes anzündete. Es stand bald in Flammen, und da die brennenden Balken den Bewohnern auf die Köpfe fielen, zwangen sie ihren widerstrebenden Anführer, sich unbedingt zu ergeben. Kaum hatten die Spanier das Gebäude geräumt, als das ganze Dach mit einem entsetzlichen Krachen zusammenstürzte. Nun war Almagro Meister von Cuzco. Er ließ die Pizarros mit fünfzehn bis zwanzig der vornehmsten Ritter festnehmen und ins Gefängnis bringen. Mit Ausnahme dessen, was zur Feststellung seiner Macht erforderlich war, scheint er sich keiner Gewalttat gegen die Einwohner schuldig gemacht zu haben, und er ernannte einen von Pizarros fähigsten Offizieren, Gabriel de Rojas, zum Oberhaupte der Stadt. Die Obrigkeit, der jetzt die Augen über die Gültigkeit von Almagros Ansprüchen geöffnet waren, nahm nun keinen weiteren Anstand, sein Recht auf Cuzco anzuerkennen. Der erste Schritt, den der Marschall ferner tat, war eine Botschaft nach Alonso de Alvarados Lager abzusenden, durch die er diesen von seiner Einnahme der Stadt unterrichtete und verlangte, daß er ihm, als seinem rechtmäßigen Obern, Gehorsam leiste. Alvarado lag mit 500 Mann, Reiterei und Fußvolk, in dem etwa dreizehn Leguas von der Hauptstadt entfernten Xauxa. Er war einige Monate vorher zur Befreiung von Cuzco abgesandt worden, aber unverantwortlicherweise, und wie sich nun erwies zum Unglück für die peruanische Hauptstadt, in Xauxa geblieben, unter dem Vorwande, diese Niederlassung und die umliegende Gegend gegen die Empörer zu schützen. Er blieb jetzt seinem Befehlshaber treu; und als Almagros Abgeordnete in sein Lager kamen, ließ er sie in Ketten legen und sandte dem Statthalter nach Lima Nachricht vom Geschehenen.

Beleidigt durch die Zurückbehaltung seiner Abgeordneten, schickte sich Almagro sofort an, gegen Alonso de Alvarado zu marschieren und wirksamere Maßregeln zu seiner Unterwerfung zu ergreifen.

Sein Unterbefehlshaber Orgonez empfahl ihm bei seinem Abgange dringend, den Pizarros die Köpfe abschlagen zu lassen, „da, so lange sie lebten, sein Befehlshaber nie seines Lebens sicher sein würde", und schloß mit dem spanischen Sprichworte: „Ein Toter beißt nicht". Aber obgleich der Marschall Hernando im Herzen verabscheute, bebte er doch vor einer so gewaltsamen Maßregel zurück, und abgesehen von anderen Rücksichten, fühlte er noch eine Anhänglichkeit für seinen ehemaligen Genossen Francisco Pizarro, und mochte das Band zwischen ihnen nicht auf immer lösen. Er begnügte sich daher damit, seine Gefangenen in einem der zum Hause der Sonne gehörenden steinernen Gebäude unter strengen Gewahrsam zu setzen, stellte sich an die Spitze seiner Truppen und verließ die Hauptstadt, um Alvarado aufzusuchen. Dieser hatte nun eine starke Stellung an der gegenüberliegenden Seite des Rio de Abancay eingenommen, wo er mit dem größten Teile seiner kleinen Schar einer Brücke gegenüber lag, die über dessen reißende Strömung führte, während eine starke Abteilung eine Stelle besetzt hielt, die eine Durchfurt weiter unten im Flusse beherrschte. Aber bei dieser Abteilung befand sich ein beim Heere in großem Ansehen stehender Ritter, Pedro de Lerma, der aus Groll gegen seinen Befehlshaber sich in eine verräterische Verbindung mit der entgegengesetzten Partei eingelassen hatte. Auf seinen Rat stellte sich Almagro, als er am Ufer des Flusses angekommen war, gegen die Brücke, Alvarado gegenüber, auf, als sei er gesonnen, den Übergang zu erzwingen, und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit seines Gegners vorzüglich auf diesen Punkt. Aber als es dunkel geworden war, schickte er einen starken Haufen unter Orgonez ab, um durch die Furt zu gehen, und im Einverständnisse mit Lerma weiter zu verfahren. Orgonez führte diesen Auftrag mit seiner gewohnten Schnelligkeit aus. Die Furt wurde durchschritten, obgleich die Strömung so rasch war, daß mehrere seiner Leute davon erfaßt wurden und ihren Tod im Wasser fanden. Ihr Anführer ward am Munde verwundet, als er das gegenüberliegende Ufer zu erreichen strebte, aber er achtete dies nicht, sondern feuerte seine Leute an, und fiel mit Wut über

den Feind her. Sogleich vereinigte sich Lerma und die von ihm gewonnenen Soldaten mit ihm, und da die übrigen nicht vermochten Freund und Feind zu unterscheiden, gerieten sie in die vollständigste Verwirrung.

Als unterdessen Alvarado durch den Lärm des Angriffs auf diese Seite aufmerksam geworden war und seinem Offiziere zu Hilfe eilte, ergriff Almagro die Gelegenheit, setzte über die Brücke und zerstreute die zu deren Verteidigung zurückgelassene kleine Abteilung. So kam er Alvarado in den Rücken und dieser sah sich von allen Seiten eingeschlossen. Der Kampf währte nicht lange und der unglückliche Anführer, der nicht wußte, auf wen er sich verlassen könne, ergab sich mit seiner ganzen Mannschaft — nur die ausgenommen, die schon zum Feinde übergegangen waren. Dies war die Schlacht von Abancay, wie man sie nach dem Flusse nannte, an dessen Ufern sie am 12. Juli 1537 vorfiel. Es hat nie einen vollständigeren Sieg gegeben und einen, der weniger Menschenleben gekostet hat; und Almagro marschierte mit einer Anzahl von Gefangenen, die kaum geringer war als sein eigenes Heer, siegreich nach Cuzco zurück.

Während die soeben erwähnten Vorfälle sich ereigneten, war Francisco Pizarro in Lima geblieben, wo er der Ankunft der verlangten Verstärkungen begierig entgegensah, die ihn instand setzen sollten, der belagerten Hauptstadt der Inkas zu Hilfe zu eilen. Sein Verlangen war nicht unbefriedigt geblieben. Unter den Ankommenden befand sich eine Abteilung von 250 Mann unter der Leitung des Licentiaten Gaspar de Espinosa, eines der drei ursprünglichen Genossen, die sich zur Eroberung von Peru vereinigt hatten. Er hatte nun seinen Wohnsitz in Panama verlassen und erschien zum ersten Male persönlich, um, wie es scheint, den sinkenden Mut seiner Verbündeten wieder zu beleben. Pizarro erhielt auch ein mit Lebensmitteln, Kriegsvorräten und anderen nötigen Zufuhren beladenes Schiff, außerdem noch einen reichen Kleidervorrat für sich selbst von Cortez, dem Eroberer von Mexiko, der großmütig seinem Verwandten zur Zeit der Not eine hilfreiche Hand bot.

Mit einer sich auf 450 Mann, wobei die Hälfte Reiterei, belaufenden Streitmacht, verließ der Statthalter Lima, und trat seinen Marsch nach der Inkahauptstadt an. Er war noch nicht weit gekommen, als er Nachricht von der Zurückkunft Almagros, der Einnahme von Cuzco und der Einkerkerung seiner Brüder erhielt; und noch ehe er Zeit hatte, sich von der Bestürzung durch diese Nachricht zu erholen, erfuhr er Alvarados gänzliche Niederlage und Gefangennahme. Außer sich über diese schnellen Erfolge seines Nebenbuhlers, kehrte er in aller Eile nach Lima zurück, das er in besten Verteidigungszustand setzte, um es gegen die feindlichen Unternehmungen zu sichern, die nicht unwahrscheinlich, wie er dachte, gegen diese Hauptstadt selbst würden gerichtet werden. Indes weit entfernt, sich unnützen Äußerungen von Rache oder Klagen gegen seinen alten Genossen zu ergießen, bedauerte er nur, daß Almagro so gewaltsame Maßregeln ergriffen hatte, um ihren Streit beizulegen, und dies weniger — wenn wir seinem Worte glauben dürfen — aus persönlichen Rücksichten, als wegen des Nachteiles, der der Krone daraus erwachsen könnte.

Aber während er eifrigst kriegerische Anstalten traf, versäumte er nicht, die Wirkung der Unterhandlung zu versuchen. Er schickte eine Gesandschaft nach Cuzco, bestehend aus mehreren Personen, zu deren Einsicht er das größte Vertrauen hatte und an deren Spitze Espinosa stand, dem am meisten an einer freundschaftlichen Ausgleichung gelegen war.

Der Licentiat fand bei seiner Ankunft Almagro nicht so günstig für eine Ausgleichung gestimmt, als er gewünscht hätte. Stolz auf seine erst vor kurzem errungenen Erfolge, machte er jetzt nicht nur Anspruch auf den Besitz von Cuzco, sondern auch auf den von Lima selbst, als zum Bereich seines Gebietes gehörend. Vergebens stellte ihm Espinosa vor, wie notwendig es aus allen Gründen der Klugheit sei, seine Forderungen zu mäßigen. Seine Ansprüche auf Cuzco mindestens ließ er nicht wankend machen und erklärte sich bereit, sie mit Gefahr seines Lebens aufrecht zu erhalten. Der Licentiat erwiderte kalt darauf mit dem kräftigen

castilianischen Sprichwort: El vencido vencido, y el vencidor perdido: „Der Besiegte besiegt, und der Sieger verloren".
Welchen Einfluß die ruhigen Vorstellungen des Licentiaten auf die erhitzte Einbildungskraft des Kriegers zuletzt doch noch hervorgebracht haben möchten, ist ungewiß; aber unglücklicherweise wurde die Unterhandlung durch den Tod Espinosas plötzlich abgebrochen, der höchst unerwartet, aber doch, was man für die damaligen Zeiten als auffallend hinzufügen muß, ohne Argwohn von Vergiftung, eintrat. Dies war bei der Aufregung der Gemüter ein großer Verlust für beide Parteien; denn er besaß den gediegenen Charakter, der zu weisen und gemäßigten Ratschlägen gehört, und ihm war mehr als irgend einem andern daran gelegen, sie zu erteilen.
Der Name Espinosa ist ein denkwürdiger für die Geschichte, weil er schon so früh mit der Unternehmung nach Peru in Verbindung stand, die ohne die rechtzeitige, wiewohl geheime Verwendung seiner Geldmittel dazu, nicht hätte zustande kommen können. Er hatte sich lange in den spanischen Niederlassungen Tierra Firme und Panama aufgehalten, wo er verschiedenartige Stellen bekleidete, zuweilen als rechtskundiger Beamter und Vorsitzender in den Gerichtshöfen und nicht selten als ein tätiger Führer bei den früheren Eroberungs- und Entdeckungszügen. In diesen mannigfaltigen Berufstätigkeiten erwarb er sich den Ruf von hoher Rechtlichkeit, Einsicht und Mut, und sein Tod im gegenwärtigen entscheidenden Augenblick war ohne Zweifel das unglücklichste Ereignis, welches das Land treffen konnte.
Jeder Versuch zur Unterhandlung wurde nun aufgegeben, und Almagro gab seine Absicht kund, nach der Seeküste hinabzugehen, wo er eine Niederlassung stiften und einen Hafen für sich gründen könne. Dieser würde ihm ein zur Verbindung mit dem Mutterlande so notwendiges Mittel gewähren, und dort wolle er die Unterhandlungen zur Beilegung seines Streites mit Pizarro fortsetzen. Ehe er Cuzco verließ, sandte er Orgonez mit einer starken Mannschaft gegen den Inka ab. Aber der Inka war durch seine letzte Niederlage entmutigt und vielleicht außerstande, eine

hinreichende Macht zu sammeln, um Widerstand zu leisten. Er gab daher seine feste Stellung in Tambo auf und zog sich durch das Gebirge zurück. Orgonez verfolgte ihn über Berg und Tal, bis der königliche Flüchtling, von seinen Leuten verlassen und nur eine einzige seiner Frauen als Gefährtin, in den entlegenen Wildnissen der Andes Schutz suchte.

Ehe Orgonez die Hauptstadt verließ, forderte er wieder seinen Befehlshaber dringend auf, den Pizarros die Köpfe abschlagen zu lassen, und dann sofort nach Lima aufzubrechen. Durch diesen entscheidenden Schritt werde er dem Kriege ein Ende machen und sich auf immer gegen die tückischen Ränke seiner Feinde sichern. Aber während der Zeit hatte sich für die gefangenen Brüder ein neuer Freund erhoben. Dies war Diego de Alvarado, ein Bruder jenes Pedro, der, wie in einem vorhergehenden Hauptstücke erwähnt, die mißlungene Unternehmung gegen Quito geleitet hatte. Nach dem Abgange seiner Brüder hatte sich Diego an Almagro angeschlossen, ihn nach Chili begleitet, und da er ein Ritter von Geburt war und wahrhaft edle Eigenschaften besaß, hatte er sich verdienten Einfluß auf seinen Befehlshaber erworben. Alvarado hatte Hernando Pizarro oft in seinem Gefängnisse besucht, wo dieser, um die Langweiligkeit der Gefangenschaft zu verkürzen, sich mit dem Spiel, dieser Leidenschaft des Spaniers, unterhalten hatte. Sie spielten hoch, und Alvarado verlor die ungeheure Summe von 80.000 Goldcastellanos. Er wollte sogleich die Schuld bezahlen, aber Hernando Pizarro weigerte sich entschieden, das Geld anzunehmen. Durch diese kluge Großmut sicherte er sich einen wichtigen Fürsprecher in Almagros Rat. Dies kam ihm jetzt gut zustatten. Alvarado stellte dem Marschall vor, daß eine solche von Orgonez vorgeschlagene Maßregel nicht nur das Gefühl seiner Anhänger empören, sondern ihm auch durch die Entrüstung, die sie am Hofe erregen müsse, Verderben bringen würde. Als Almagro auf diese Ansichten einging, die in der Tat in seiner eigenen Gemütsart Anklang fanden, erklärte ihm der über seinen Entschluß aufgebrachte Orgonez, der Tag werde kommen, wo er diese übel angebrachte Milde bereuen würde. „Man wisse nicht“,

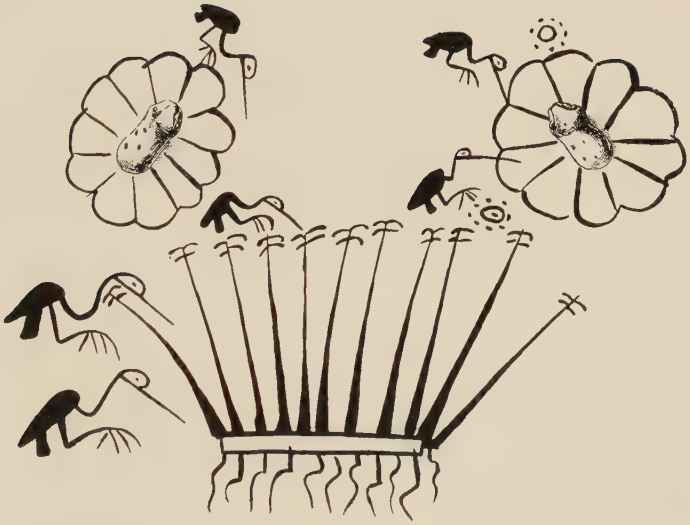
sagte er, „daß ein Pizarro jemals eine Beleidigung vergessen habe, und die ihnen schon von Almagro zugefügte sei zu hart für sie, um verziehen zu werden." Prophetische Worte!

Als der Marschall von Cuzco aufbrach, gab er Befehl, daß Gonzalo Pizarro und die anderen Gefangenen in strenger Haft gehalten werden sollten. Hernando nahm er unter aufmerksamer Bewachung mit sich auf den Marsch. Rasch nach der Küste hinabsteigend, gelangte er zu Ende August in das liebliche Tal von Chincha. Hier beschäftigte er sich damit, den Grund zu einer Stadt zu legen, die seinen Namen trug und die als Gegengewicht gegen die Stadt der Könige dienen sollte, wodurch er seinen Nebenbuhler innerhalb dessen eigener Grenze gleichsam zum Kampfe herausforderte. Während er damit beschäftigt war, erhielt er die unwillkommene Nachricht, daß Gonzalo Pizarro, Alonso de Alvarado und die anderen Gefangenen nach Bestechung ihrer Wächter aus Cuzco entflohen seien, und bald darauf erfuhr er ihre glückliche Ankunft im Lager Pizarros.

Aufgebracht über diese Nachricht, wurde der Marschall eben nicht besänftigt durch Orgonez Bemerkung, daß er alles durch seine übel angebrachte Milde herbeigeführt habe, und es würde Hernando übel ergangen sein, wenn nicht Almagros Aufmerksamkeit durch die Unterhandlung abgelenkt worden wäre, die Francisco Pizarro jetzt wieder anzuknüpfen vorschlug.

Nach einem Briefwechsel zwischen beiden Parteien wurde beschlossen, die Entscheidung des Streites dem Bruder Francisco de Bovadilla, einem Mönche des Gnadenordens, zu übertragen. Obgleich er in Lima und wie vorauszusehen war, unter dem Einfluß Pizarros lebte, genoß er doch einen solchen Ruf von Rechtlichkeit, daß Almagro sich bereit fand, die Entscheidung der Frage ihm ausschließlich anzuvertrauen. Dieses unbedingte Vertrauen zur Unparteilichkeit des Mönchs teilte Orgonez nicht, der nicht von so vertrauender Gemütsart wie sein Anführer war.

Es ward eine Zusammenkunft der beiden Nebenbuhler verabredet, diese fand am 13. November 1537 in Mala statt; aber sehr verschieden war das Benehmen der beiden Befehlshaber gegen-



BRAUNE BEMALUNG AUF EINEM HUACO

Rohrstengel mit Vögeln

Fundort Chimbote

einander von dem, das sie bei ihren früheren Zusammenkünften beobachtet hatten. Almagro zog seine Mütze ab und trat in seiner gewohnten offenen Weise vor, seinen alten Gefährten zu begrüßen; aber Pizarro, der sich kaum herabließ, den Gruß zu erwidern, fragte hochmütig, warum der Marschall sich seiner Stadt Cuzco bemächtigte und seine Brüder eingekerkert habe. Dies führte zu einer Gegenklage von seiten seines Genossen. Die Erörterung nahm den Ton eines gereizten Wortwechsels an, bis Almagro auf denWink — oder was er für einen solchen hielt — eines der Anwesenden, daß ein Verrat im Spiele sei, plötzlich das Zimmer verließ, auf sein Pferd stieg und nach seinem Lager in Chincha zurückjagte.

Die Unterredung hatte, wie gleich anfangs bei der Heftigkeit ihrer Gemütsart vorauszusehen war, die Folge, daß der Bruch, der geheilt werden sollte, nur noch größer wurde. Der nun sich allein überlassene Mönch gab, nach einiger Überlegung, seinen Ausspruch. Er bestimmte, daß ein Schiff, mit einem geschickten Lotsen an Bord, abgesandt werden solle, um die genaue Breite des Santjagoflusses, der nördlichen Grenze von Pizarros Gebiet, auszumitteln, nach welcher alle Messungen sich richten sollten. Während der Zeit solle Almagro Cuzco herausgeben, und Hernando Pizarro unter der Bedingung in Freiheit setzen, daß dieser das Land binnen sechs Wochen verlasse und nach Spanien gehe. Beide Parteien sollten sich in ihre unbestrittenen Gebiete zurückziehen und jede weitere Feindseligkeit einstellen.

Dieser, wie sich denken läßt, für Pizarro höchst befriedigende Ausspruch wurde von Almagros Leuten mit Entrüstung und Spott aufgenommen. „Sie seien", riefen sie, „von ihrem schon durch Alter und Krankheiten hinfälligen General verkauft worden! Ihre Feinde sollten nun Cuzco und dessen liebliche Umgebung bewohnen, während sie selbst in die unfruchtbaren Einöden von Charcas verwiesen würden". Sie ahnten nicht, daß unter dieser dürftigen Oberfläche die reichen Schätze von Potosi verborgen lagen. Sie beschuldigten den Schiedsmann, ein Söldling des Statthalters zu sein und es verbreitete sich Murren unter den von

Orgonez aufgereizten Truppen, die Hernandos Kopf forderten. Dieser Ritter befand sich nie in größerer Gefahr. Aber sein Schutzgeist in der Gestalt Alvarados beschirmte ihn wiederum. Sein Leben in der Gefangenschaft war nur eine Reihenfolge von Fristen.

Sein Bruder, der Statthalter, war jedoch nicht geneigt, ihn seinem Schicksal zu überlassen; im Gegenteil, er war nun entschlossen, in alles zu willigen, was seine Freiheit sichern könnte. Dieser kluge Anführer wußte wohl, daß Zugeständnisse denen leicht werden, die nicht genötigt sind, sie zu halten. Nach einigen vorläufigen Unterhandlungen wurde ein anderer Ausspruch erlassen, ein billigerer oder jedenfalls einer, der für die unzufriedene Partei angenehmer. Die Hauptpunkte waren, daß bis zur Ankunft bestimmter Verhaltungsbefehle darüber aus Castilien die Stadt Cuzco mit ihrem Gebiet in Almagros Händen bleiben sollte, und daß Hernando Pizarro in Freiheit gesetzt werde, jedoch unter der oben gestellten Bedingung, das Land binnen sechs Wochen zu verlassen. — Als Orgonez diese Bedingungen mitgeteilt wurden, äußerte dieser seine Meinung darüber, indem er sich mit den Fingern über den Hals strich und ausrief: „Was hat mich meine Treue für meinen Befehlshaber gekostet!"

Um seinem Gefangenen ganz besondere Ehre zu erweisen, begab sich Almagro selbst zu ihm ins Gefängnis und kündigte ihm an, daß er von diesem Augenblick an frei sei. Zugleich drückte er die Hoffnung aus, „daß alle vergangenen Streitigkeiten in Vergessenheit begraben sein sollten und sie künftig nur in der Erinnerung ihrer alten Freundschaft miteinander leben würden." Hernando erwiderte mit scheinbarer Aufrichtigkeit, „er könne sich nichts Besseres wünschen." Darauf schwur er auf die feierlichste Weise, und setzte seine ritterliche Ehre zum Pfande — was für ihn vielleicht ebensoviel Gewichte hatte als der Schwur — daß er die im Vertrage festgesetzten Bedingungen treulich erfüllen wolle. Hierauf ward er von dem Marschall in seine Wohnung geführt, wo er an einem Festmahle in Gesellschaft der vornehmsten Offiziere teilnahm. Einige Offiziere und Diego Almagro, der

Sohn des Generals, begleiteten den Ritter nachher in das Lager seines Bruders, das in die benachbarte Stadt Mala verlegt worden war. Hier wurden sie von dem Statthalter auf das herzlichste begrüßt, der sie mit fürstlicher Gastfreundschaft bewirtete, wobei er besonders den Sohn seines ehemaligen Genossen mit Aufmerksamkeiten überhäufte. Kurz, bei ihrer Rückkehr schilderten sie ihren Empfang auf solche Weise, daß Almagro kein Zweifel übrig blieb, es sei alles endlich freundschaftlich ausgeglichen. Er kannte Pizarro nicht!

ZWEITES HAUPTSTÜCK

Erster Bürgerkrieg / Almagro zieht sich nach Cuzco zurück / Schlacht von Las Salinas / Grausamkeiten der Eroberer / Almagros Verhör und Hinrichtung / Sein Charakter

1537—1538

Kaum hatten Almagros Offiziere das Lager des Statthalters verlassen, als dieser seine kleine Schar versammelte und ihnen das mannigfache Leid ins Gedächtnis rief, das ihm von seinem Nebenbuhler zugefügt worden war; die Einnahme seiner Hauptstadt, die Einkerkerung seiner Brüder, den Angriff auf seine Truppen und deren Niederlage; er schloß mit der Erklärung, die bei seinen kriegerischen Zuhörern lebhaften Anklang fand, daß jetzt die Zeit der Rache gekommen sei. Während der ganzen Dauer der Unterhandlungen hatte sich Pizarro eifrigst mit kriegerischen Anstalten beschäftigt. Er hatte eine bedeutend größere Mannschaft als die seines Nebenbuhlers zusammengebracht, die zwar aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt, aber doch größtenteils im Dienste geübt war. Nun erklärte er, er sei zu alt, um selbst den Feldzug zu leiten, und werde diese Pflicht seinen Brüdern übertragen; zugleich sprach er Hernando von allen Verpflichtungen gegen Almagro frei, was die Notwendigkeit rechtfertigte. Dieser Ritter äußerte zwar mit geziemender Beharrlichkeit, seine Absicht, die Verpflichtungen zu erfüllen, die er eingegangen sei, aber endlich fügte er sich doch, wiewohl widerstrebend, den Befehlen seines Bruders, als einer von seiner Pflicht gegen die Krone gebieterisch verlangten Maßregel.

Der nächste Schritt, den der Statthalter tat, war, Almagro anzuzeigen, daß der Vertrag zu Ende sei. Zu gleicher Zeit forderte er ihn auf, seine Ansprüche auf Cuzco aufzugeben und sich in sein eigenes Gebiet zurückzuziehen, wo nicht, so werde die Verantwortlichkeit für die Folgen auf sein Haupt fallen.

Aus falscher Sicherheit nun wurde Almagro zum vollen Bewußtsein des Fehlers erweckt, den er begangen hatte und jetzt mag er

sich wohl der warnenden Stimme seines Unterbefehlshabers erinnert haben. Der erste Teil seiner Prophezeihung war in Erfüllung gegangen; und was sollte die Erfüllung des zweiten Teiles hindern? Was seine Lage noch trauriger machte, war, daß er gerade zu der Zeit an einer schweren Krankheit daniederlag, der Folge früherer Ausschweifungen, die seine Kräfte erschöpft und ihn zu geistiger und körperlicher Anstrengung unfähig machte.

In dieser trostlosen Lage vertraute er Orgonez die Leitung seiner Angelegenheiten an, auf dessen Treue und Mut er sich, wie er wußte, unbedingt verlassen konnte. Das erste was geschehen mußte, war, sich der Pässe des Guaitara, einer das Tal von Zangalia umschließenden Bergkette, wo Almagro jetzt sich aufgestellt hatte, zu versichern. Aber durch eine falsche Berechnung geschah dies nicht zur rechten Zeit und der tätige Feind bahnte sich durch gefährliche Engpässe einen Weg über die Sierra, wo eine weit geringere Streitmacht als seine eigene ihn mit Erfolg hätte angreifen können. Almagros Glück war im Abnehmen.

Seine Gedanken waren nun auf Cuzco gerichtet, und er war bemüht, sich vor der Ankunft des Feindes in Besitz dieser Stadt zu setzen. Zu schwach, um zu Pferde zu sitzen, mußte er sich in einer Sänfte tragen lassen, und als er die alte Stadt Bilcas, unweit Guamanga, erreichte, wurde sein Unwohlsein so groß, daß er sich gezwungen sah, dortselbst drei Wochen lang zu bleiben, ehe er seinen Marsch weiter fortsetzen konnte.

Der Statthalter und seine Brüder zogen während der Zeit nach Überschreitung des Passes von Guaitara in das Tal von Ica hinab, wo Pizarro eine beträchtliche Zeit blieb, um seine Truppen zu ordnen und seine Anstalten zum Feldzuge zu treffen. Alsdann nahm er vom Heere Abschied, kehrte nach Lima zurück und überließ die Fortsetzung des Krieges, wie er schon vorher angekündigt hatte, seinen jüngeren und rüstigeren Brüdern. Hernando verließ bald darauf Ica, hielt sich längs der Küste bis Nasca, in der Absicht, auf einem Umwege in das Land zu dringen, um dem Feinde auszuweichen, der ihn bei einigen Pässen der Cordilleren

hätte in große Verlegenheit setzen können. Aber unglücklicherweise hatte Almagro diesen Plan, der ihm einen so offenbaren Vorteil verschafft haben würde, nicht angenommen, und sein Gegner langte ohne andere als solche Hindernisse, die aus den natürlichen Schwierigkeiten des Marsches entsprangen, zu Ende April 1538 in der Nähe von Cuzco an.

Almagro war jedoch schon im Besitz der Hauptstadt, die er zehn Tage vorher erreicht hatte. Er hielt einen Kriegsrat über das zu befolgende Verfahren. Einige waren dafür, man solle die Stadt mit Gewalt verteidigen; Almagro stimmte für den Versuch zu unterhandeln. Aber Orgonez erwiderte heftig: „Es ist zu spät: Du hast Hernando Pizarro freigegeben, und nun bleibt nichts übrig, als ihn zu bekämpfen." Orgonez' Meinung, auszurücken und dem Feinde in der Ebene eine Schlacht zu liefern, behielt zuletzt die Oberhand. Der Marschall, noch zu schwach durch seine Krankheit, um den Befehl zu führen, übertrug ihn seinem zuverlässigen Stellvertreter, der mit seiner gesamten Mannschaft die Stadt verließ und eine Stellung in Las Salinas, nicht ganz eine Legua weit von Cuzco, nahm. Die Stadt hatte ihren Namen von einigen Brunnen oder Kufen im Boden zur Bereitung von Salz, das man aus einer in der Nähe befindlichen natürlichen Quelle zog. Diese Stellung war unvorteilhaft gewählt, da die Unebenheit des Bodens der Reiterei höchst ungünstig war und in dieser gerade Almagros Stärke bestand. Aber, obgleich die Offiziere ihn wiederholt dringend aufforderten, weiter vor in das offene Land zu gehen, beharrte Orgonez doch in seiner Stellung, als der günstigsten zur Verteidigung, da sie von vorn durch einen Sumpf und durch einen kleinen Fluß geschützt war, der über die Ebene hinströmte. Seine Mannschaft belief sich auf ungefähr 500 Mann, zur Hälfte Reiter. Seinem Fußvolk mangelte es an Feuerwaffen, statt deren sie lange Piken hatten. Auch hatte er sechs kleine Kanonen oder Feldschlangen, wie man sie nannte, die er mit seiner in zwei gleiche Abteilungen geteilten Reiterei auf den Flanken seines Fußvolkes aufstellte. So gerüstet, erwartete er ruhig den Anmarsch des Feindes.

Nicht lange darauf sah man die glänzenden Waffen und Banner der Spanier unter Hernando Pizarro aus den Bergpässen hervorkommen. Die Truppen rückten in guter Ordnung vor, und ihr festes Auftreten zeigte, daß man sie auf dem Marsche geschont hatte und daß sie nun frisch an die Arbeit gingen. Sie schritten langsam über die Ebene hin und machten auf dem gegenüberliegenden Ufer des kleinen Flusses halt, der Orgonez Vorderseite deckte. Hier schlug Hernando, da die Sonne untergegangen war, sein Lager für die Nacht auf und wollte das Treffen bis zum Anbruch des Tages verschieben.

Das Gerücht von der bevorstehenden Schlacht hatte sich überall im Lande verbreitet; und auf den Bergen und Felshöhen ringsumher drängte sich die Menge der Eingeborenen, die begierig waren, ihre Augen an einem Schauspiel zu weiden, bei dem, auf welcher Seite auch der Sieg sich entscheide, die Niederlage doch ihre Feinde treffen mußte. Auch die castilianischen Frauen und Kinder waren mit noch größerer Gespanntheit aus Cuzco hinausgeströmt, um Zeugen von dem tötlichen Kampfe zu sein, in welchem Brüder und Verwandte miteinander um die Herrschaft streiten sollten. Im ganzen war die Anzahl der Kämpfenden unbedeutend; wiewohl nicht in Vergleich mit den gewöhnlich in diesen amerikanischen Kriegen Beteiligten. Indes ist es ja nicht die Zahl der Spieler, sondern die Höhe des Einsatzes, was dem Spiele Bedeutung und Wichtigkeit gibt, und bei diesem blutigen Spiele ging es um den Besitz eines Reiches.

Die Nacht ging still vorüber, und die große Versammlung, welche die umgebenden Bergspitzen bedeckte, unterbrach die Stille nicht. Auch versuchten die Soldaten der feindlichen Lager nicht, obgleich sie sich auf ihren Posten gegenseitig hören konnten, und obgleich das nämliche Blut in ihren Adern floß, sich einander Mitteilungen zu machen. So tödlich haßten sie sich gegenseitig!

Glänzend, wie gewöhnlich in diesem schönen Himmelstriche, ging die Sonne am 26. April 1538, einem Sonnabend, auf. Aber lange ehe ihre Strahlen die Ebene beschienen, hatten schon Hernando Pizarros Trompeten seine Leute zu den Waffen ge-

rufen. Seine Streitmacht belief sich in allem auf ungefähr 700 Mann. Sie waren aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt, aus den gedienten Kriegern Pizarros, den Anhängern Alonsos de Alvarado, — von denen viele seit ihrer Niederlage nach Lima zurückgegangen waren — und der kürzlich von den Inseln gekommenen Verstärkung, von denen die meisten durch so manchen mühseligen Marsch in den indianischen Feldzügen und durch manches blutige Schlachtfeld abgehärtet waren. Er hatte weniger berittene Truppen als Almagro; aber dies wurde mehr als aufgewogen durch die Stärke seines Fußvolks, eine wohleingeübte aus St. Domingo gesandte Schar von Büchsenschützen eingerechnet, deren Waffen nach der neulich aus Flandern eingeführten verbesserten Art angefertigt waren. Sie hatten eine weite Mündung, und konnten doppelt wirksame Ladungen abfeuern, die aus mit einer eisernen Kette verbundenen Kugeln bestanden. Dies war allerdings, im Vergleich zu den neueren Geschützen, eine ungeschickte Waffe, erwies sich aber in Händen, die sie zu handhaben gewohnt waren, als ein zerstörendes Werkzeug. Hernando Pizarro ließ seine Leute in der nämlichen Schlachtordnung aufmarschieren wie die vom Feinde beobachtete, — indem er sein Fußvolk in der Mitte, seine Reiterei auf den Seiten aufstellte; den Befehl über eine Abteilung der Reiter übertrug er Alonso de Alvarado, den über die andere übernahm er selbst. Das Fußvolk führte sein Bruder Gonzalo an unter Beistand von Pedro de Valdivia, dem künftigen Helden von Arauco, dessen unglückliches Los sowohl dem Gedichte als der Geschichte Stoff geliefert hat.

Es ward Messe gelesen, als sollten die Spanier für etwas fechten, was sie für den guten Kampf des Glaubens erachteten, statt ihre Hände in das Blut ihrer Landsleute zu tauchen. Hierauf hielt Hernando eine kurze Anrede an seine Soldaten. Er berührte die persönlichen Beleidigungen, die er und seine Familie von Almagro erfahren hatten; erinnerte seines Bruders alte Krieger daran, daß Cuzco ihrem Besitz entrissen worden sei; rief Schamröte auf die Wangen von Alvarados Leuten hervor, als er von

der Flucht bei Abancay sprach, und indem er auf des Inkas Hauptstadt hinzeigte, die in der Morgensonne strahlte, sagte er ihnen, dort sei der dem Sieger verheißene Preis. Sie jauchzten seinem Aufrufe entgegen; und als das Zeichen gegeben worden, führte Gonzalo seine Abteilung des Fußvolks gerade über den Strom. Das Wasser war weder breit noch tief, und es ward den Soldaten nicht schwer, festen Fuß zu fassen, da des Feindes Reiterei durch den sumpfigen Boden verhindert war, sich den Ufern zu nähern. Aber während sie sich durch den Sumpf arbeiteten, spielte Orgonez' schweres Geschütz mit Erfolg gegen die vordern Reihen und brachte sie in Unordnung. Gonzalo und Valdivia warfen sich mitten unter ihre Mannschaften, und unter Drohungen und Ermutigungen führten sie sie endlich tapfer vorwärts auf den festen Boden. Hier trennten sich die Büchsenschützen von dem übrigen Fußvolk, und gewannen eine kleine Anhöhe, von wo sie ihrerseits ein heftiges Feuer gegen Orgonez eröffneten, das seine Lanzenträger auseinander trieb und der Reiterei auf den Flanken arg zusetzte.

Während der Zeit hatte Hernando seine beiden Reiterscharen zu einer Kolonne gebildet, rückte unter dem Schutze dieses wohlunterhaltenen Feuers vor, und als er auf den festen Boden gelangt war, geradezu auf den Feind los. Orgonez, dessen Fußvolk schon sehr geschwächt war, zog, wie sein Gegner, seine beiden Schwadronen in eine zusammen, und sprengte in vollem Galopp den Angreifenden entgegen. Der Zusammenstoß war fürchterlich und wurde von den Indianerschwärmen, die auf den umgebenden Anhöhen Zeugen davon waren, mit einem teuflischen Jauchzen begrüßt, welches das Schlachtgetümmel weit übertönte, bis es sich im fernen Widerhall der Berge verlor.

Der Kampf war ein verzweifelter. Denn es war kein Kampf zwischen weißen Männern und schutzlosen Indianern, sondern zwischen Spaniern und Spaniern, beide Teile feuerten ihre Gefährten durch ihren Schlachtruf an: „El Rey y Almagro!" oder „El Rey y Pizarro!" während sie mit einem gegenseitigen Haß fochten, gegen den eine Nationalfeindschaft nichts war; ein Haß,

der ebenso stark war wie die Bande, die zerrissen worden waren. Auf diesem blutigen Schlachtfelde tat Orgonez seine Schuldigkeit; er kämpfte wie einer, dessen natürliches Element die Schlacht war. Er ersah sich einen Ritter, den er wegen der Farbe des Überwurfs seiner Rüstung irrtümlich für Hernando Pizarro hielt, jagte in vollem Lauf auf ihn zu und stieß ihn mit seiner Lanze nieder. Einen andern durchbohrte er auf dieselbe Weise und einen dritten streckte er mit seinem Schwerte hin, als er eben zu früh „Sieg!" schrie. Aber während er so die Taten eines Ritters aus einem Heldenroman vollführte, wurde er von einer Kettenkugel aus einer Hackenbüchse getroffen, die durch das Gitter seines Visiers drang, seine Stirn streifte und ihm einen Augenblick das Bewußtsein raubte. Ehe er ganz wieder zu sich gekommen war, wurde sein Pferd unter ihm getötet, und obgleich es dem stürzenden Ritter gelang, sich aus den Steigbügeln los zu machen, wurde er doch umringt und von der Überzahl bewältigt. Er weigerte sich aber noch, sein Schwert abzugeben, und fragte, „ob kein Ritter da sei, dem er es übergeben könne". Als sich einer, namens Fuentes, ein Diener Pizarros, für einen solchen erklärte, übergab ihm Orgonez sein Schwert, und der Feigling zog seinen Dolch und senkte ihn seinem schutzlosen Gefangenen tief ins Herz! Darauf ward ihm der Kopf abgehauen, auf eine Pike gesteckt, und als ein blutiges Siegeszeichen auf dem großen Platze von Cuzco, als der Kopf eines Verräters, zur Schau gestellt. So endete ein Ritter, so treu als entschieden im Rat und so kühn im Handeln als nur irgend einer jemals die amerikanischen Küsten betreten hat.

Der Kampf hatte nun schon über eine Stunde gewährt, und das Kriegsglück des Tages neigte sich gegen Almagros Anhänger. Nach Orgonez' Fall nahm die Verwirrung zu. Das Fußvolk, nicht mehr imstande, das Feuer der Schützen auszuhalten, zerstreute sich und suchte hinter steinernen Mauern Schutz, die sich einzeln hier und da in der Gegend fanden. Pedro de Lerma, der sich vergebens bemühte, die Reiterei wieder zu sammeln, spornte sein Pferd gegen Hernando Pizarro, mit dem er einen persönlichen

Streit hatte. Pizarro wich dem Zusammentreffen nicht aus. Die Lanzen beider Ritter trafen ihr Ziel. Die Hernandos durchbohrte seinem Gegner die Lende, Lermas Waffe streifte seines Gegners Sattelbogen und traf ihn mit solcher Gewalt in die Weichen, daß sie durch die Fugen seiner Rüstung drang, den Ritter leicht verwundete, und sein Pferd zwang, sich auf die Hüften zu setzen. Aber die Hitze des Gefechts trennte bald die Kämpfenden, und in dem Handgemenge, das darauf folgte, wurde Lerma vom Pferde geworfen und blieb, mit Wunden bedeckt, auf dem Kampfplatze liegen. Nun blieben Almagros Leute nicht länger in Ordnung, ja sie leisteten kaum Widerstand. Sie liefen in schneller Flucht nach Cuzco zu, und der hatte von Glück zu sagen, der Schonung fand, wenn er darum bat. Almagro selbst, zu schwach, um so lange zu Pferde zu sitzen, beobachtete, auf einer Sänfte gelehnt und von einer nahen Anhöhe herab, die Schlacht, verfolgte ihre Wechselfälle mit der ganzen Teilnahme eines Mannes, der wohl fühlte, daß Ehre, Vermögen, ja das Leben selbst von dem Ausgange abhingen. Mit einer nicht zu beschreibenden Pein hatte er gesehen, wie seine treuen Anhänger nach hartem Kampfe ihren Gegnern unterlagen, wo er dann, überzeugt, daß alles verloren sei, mit Mühe ein Maultier bestieg und zu seinem einstweiligen Schutz nach der Festung von Cuzco davonritt. Dorthin wurde er eiligst verfolgt, gefangen genommen und frohlockend nach der Hauptstadt gebracht, wo er, krank wie er war, in Ketten gelegt und in das nämliche Zimmer des steinernen Gebäudes gefangen gesetzt wurde, in welches er die Pizarros eingesperrt hatte.

Die ganze Schlacht währte nicht ganz zwei Stunden. Die verschieden angebene Anzahl der Getöteten betrug wahrscheinlich nicht weniger als 150, einer der Mitkämpfenden sagt 200, eine große Anzahl, in Betracht der Kürze der Zeit und der geringen Zahl der Kämpfer. Von den Verwundeten wird nichts gesagt. Wunden waren das Erbteil des Ritters. Pedro de Lerma soll deren siebzehn erhalten haben, und doch lebendig vom Schlachtfelde getragen worden sein. Der Verlust traf hauptsächlich Alma-

gros Leute. Aber das Gemetzel war nicht auf die Hitze des Kampfes beschränkt. Die Feindschaft der Parteien gegeneinander war so groß, daß mehrere, wie Orgonez, mit kaltem Blute gemordet wurden, nachdem sie sich ergeben hatten. Pedro de Lerma selbst wurde, während er auf seinem Krankenlager in der Wohnung eines Freundes in Cuzco lag, von einem Soldaten, namens Samaniego, besucht, den er einmal wegen Ungehorsams geschlagen hatte. Dieser trat in das einsame Zimmer des Verwundeten, setzte sich an sein Bett, stellte ihn über den ihm angetanen Schimpf zur Rede, und sagte ihm, er sei gekommen, denselben in seinem Blute abzuwaschen. Vergebens versicherte ihm Lerma, daß er ihm, sobald er genesen, die Genugtuung geben wolle, die er verlange. Aber der Bösewicht rief aus: „Jetzt ist die Stunde!" und stieß ihm das Schwert in die Brust. Noch mehrere Jahre lang rühmte er sich dieser scheußlichen Tat, die er eine Wiederherstellung seiner Ehre nannte. Es gereicht zu einiger Genugtuung, daß die Unverschämtheit dieser Prahlerei ihn das Leben gekostet hat. Solche Geschichten, wie empörend sie auch sind, bekunden nicht nur den Geist der Zeiten, sondern besonders den rohen Geist, der durch Bürgerkriege — ihrer Natur nach, mit Ausnahme der Religionskriege die unversöhnlichsten von allen — erzeugt wird.

Durch die eilige Flucht auf der einen Seite und die Verfolgung auf der andern, wobei alles nach Cuzco hinströmte, war das Schlachtfeld öde geworden. Doch bald schwärmten Plünderer darauf umher, da die Indianer gleich Geiern von den Bergen herabkamen und sich des blutigen Bodens bemächtigten. Sie raubten Toten selbst die unbedeutendsten Kleidungsstücke und ließen die nackten Leichname auf der Ebene liegen. Man hat es auffallend gefunden, daß die Eingeborenen nicht ihre überlegene Anzahl benutzt haben, um über die Sieger herzufallen, als diese durch die Schlacht erschöpft waren. Aber die zerstreuten Haufen der Peruaner waren ohne Anführer; überdies war ihr Mut durch die kürzlich erlittenen Unfälle gebrochen, und waren die Castilianer auch für den Augenblick durch den Kampf geschwächt, so befanden sie sich doch in Cuzco in größerer Stärke als jemals vorher.

Allerdings war die jetzt innerhalb der Stadt versammelte Anzahl von Truppen, die sich auf volle 1300 Mann beliefen und aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt waren, sehr unbequem für Hernando Pizarro. Denn da gab es Feinde, die sich einander und ihn selbst mit tödlichem, wiewohl unterdrücktem Haß betrachteten, und Freunde, die, wenn auch nicht so gefährlich, doch wegen ihrer unersättlichen und unvernünftigen Forderungen nicht weniger lästig waren. Er hatte die Stadt der Plünderung preisgegeben, und seine Leute fanden gute Beute in den Wohnungen von Almagros Offizieren. Aber dies genügte den mehr ehrgeizigen Rittern nicht; und sie pochten ungestüm auf ihre Dienste und verlangten, daß er ihnen irgend eine Unternehmung übertrage, indem sie nicht zweifelten, daß sie sich als eine goldne erweisen würde. Allen verlangte nach dem El Dorado. Hernando ging so weit als möglich auf diese Wünsche ein, da er sehr gern bereit war, sich von so lästigen Gläubigern zu befreien. Die Unternehmungen hatten allerdings gewöhnlich einen unglücklichen Ausgang; aber sie dienten doch zur Erforschung des Landes. Es war eine Lotterie für Abenteurer; der Gewinne gab es wenige, aber sie waren glänzend; und während der Aufregung des Spiels ließen sich wenige Spanier Zeit, die Wechselfälle des Erfolgs zu berechnen.

Unter denen, welche die Hauptstadt verließen, war Diego, der Sohn Almagros. Hernando war darauf bedacht gewesen, ihn unter sorgfältiger Obhut zu seinem Bruder, dem Statthalter, zu senden, da er ihn in diesem entscheidenden Augenblick aus der Nähe seines Vaters zu entfernen wünschte. Unterdessen schmachtete der Marschall selbst in Gefangenschaft unter dem vereinten Einfluß von körperlicher Krankheit und Seelenleiden. Vor der Schlacht von Salinas hatte man Hernando Pizarro gesagt, daß Almagro bald sterben werde. „Behüte Gott", rief er aus, „daß dies geschehe, ehe er in meine Hände fällt!" Die Götter schienen jedoch jetzt nur die Hälfte dieses frommen Gebets erfüllen zu wollen; denn sein Gefangener schien nahe daran zu sein, ihm gerade da zu entwischen, wo er in seine Gewalt geraten war. Um den unglück-

lichen Befehlshaber zu trösten, besuchte ihn Hernando im Gefängnis, und richtete ihn durch die Versicherung auf, daß er nur die Ankunft des Statthalters erwarte, um ihn in Freiheit zu setzen; er fügte noch hinzu, „wenn Pizarro nicht bald nach der Hauptstadt komme, so wolle er die Verantwortlichkeit, ihn frei zu lassen, auf sich nehmen und für seine Beförderung zu seinem Bruder sorgen." Zu gleicher Zeit fragte er den Marschall, mit vorsorglicher Aufmerksamkeit für sein Befinden, „welche Art zu reisen für seinen Gesundheitszustand am geeignetsten sein würde." Auch schickte er ihm fortwährend Leckerbissen von seiner eigenen Tafel, um seinen gesunkenen Appetit zu reizen. Durch diese freundlichen Aufmerksamkeiten und die Aussicht auf baldige Freiheit aufgeheitert, besserte sich Almagros Gesundheits- und Seelenzustand allmählich.

Ihn träumte nicht, daß man während dieser ganzen Zeit unablässig einen Prozeß gegen ihn vorbereite. Dieser war unmittelbar nach seiner Gefangennehmung eingeleitet worden, und jeder, auch der niedrigste, der irgend eine Klage gegen den unglücklichen Gefangenen vorzubringen hatte, wurde aufgefordert, sie einzureichen. Dieser Aufforderung wurde bereitwilligst entsprochen; und es zeigte sich jetzt in der Stunde seines gesunkenen Glücks so mancher Feind, gleich schlechtem Gewürm, das nach dem Einsturze eines erhabenen Gebäudes ans Tageslicht kriecht; und mehr als einer, der Wohltaten aus seinen Händen empfangen hatte, war nun bemüht durch Auftreten gegen seinen Wohltäter um die Gunst seines Feindes zu buhlen. Aus diesen trüben Quellen wurde eine Masse von Anklagen gesammelt, die mehr als tausend Folioseiten füllten! Und doch war Almagro der Abgott seiner Soldaten!

Als der Prozeß zu Ende war (8. Juli 1538), hielt es nicht schwer, einen Urteilsspruch gegen den Gefangenen zu erlangen. Die Hauptanklagen, deren er für schuldig erklärt ward, waren die, einen Krieg gegen die Krone geführt und dadurch den Tod vieler Untertanen Seiner Majestät veranlaßt zu haben; sich mit dem Inka in eine Verschwörung eingelassen, und endlich, dem königlichen

Statthalter die Stadt Cuzco entrissen zu haben. Infolge dieser Anklagen wurde er als Verräter zum Tode mittels öffentlicher Enthauptung auf dem großen Platze der Stadt verurteilt. Wer die Richter waren, und welcher Gerichtshof ihn verurteilte, wissen wir nicht. Die ganze Untersuchung war in der Tat eine Komödie, wenn man überhaupt das eine Untersuchung nennen kann, wobei der Beschuldigte selbst nichts von der Anklage weiß.

Das Urteil wurde Almagro durch einen damit beauftragten Mönch bekanntgemacht. Der unglückliche Mann, der die ganze Zeit über unbewußt am Rande eines Abgrunds geschlummert hatte, konnte zuerst die Beschaffenheit seiner Lage gar nicht begreifen. Nachdem er sich von dem ersten Schreck erholt hatte, sagte er: „Es sei nicht möglich, daß ihm ein solches Unrecht geschehe, und er wolle es nicht glauben." Alsdann ersuchte er, Hernando Pizarro möge ihm eine Zusammenkunft mit ihm gestatten. Dieser, der, wie es scheint, nicht ungern Zeuge von der Angst seines Gefangenen sein mochte, willigte ein; und Almagro war durch seine Mißgeschicke so niedergebeugt, daß er sich herabließ, in den flehentlichsten Ausdrücken um sein Leben zu bitten. Er erinnerte Hernando an seine ehemaligen Verhältnisse zu seinem Bruder, und an die guten Dienste, die er ihm und seiner Familie in früheren Zeiten geleistet. Er berührte auch seine anerkannten Verdienste um sein Vaterland und beschwor seinen Feind, „seine grauen Haare zu schonen, und ihm nicht den kurzen Rest eines Daseins zu rauben, von dem er jetzt nichts mehr zu fürchten habe." — Hierauf erwiderte jener kalt, „er sei erstaunt, zu sehen, daß sich Almagro auf eine eines tapfern Ritters so wenig würdige Weise benehme; sein Schicksal sei kein schlimmeres als das so manchen Krieger vor ihm betroffene; und da Gott ihm die Gnade erwiesen habe, ein Christ zu sein, so möge er die ihm noch übrig bleibenden Augenblicke dazu benutzen, seine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen!" Aber Almagro war nicht zum Schweigen zu bringen. Er erwähnte noch des Dienstes, den er Hernando selbst geleistet habe. „Dies", sagte er, „sei eine schlechte Vergeltung dafür, daß er erst vor kurzem unter ähnlichen Umständen ihm das

Leben geschenkt habe, wo alle seine Umgebungen wiederholt in ihn gedrungen hätten, es ihm zu nehmen." Er schloß damit, daß er seinem Feinde mit der Rache des Kaisers drohte, der eine solche Beschimpfung eines um die Krone so hochverdienten Mannes nicht unvergolten lassen werde. Es war alles umsonst; und Hernando brach die Unterredung kurz damit ab, daß er ihm wiederholte: „Sein Urteil sei unabänderlich und er müsse sich bereit halten, es zu erdulden".

Da Almagro sah, daß auf seinen hartherzigen Sieger kein Eindruck zu machen sei, war er ernstlich darauf bedacht, seine Angelegenheiten zu ordnen. Nach den Ausdrücken der königlichen Verleihung war er befugt, seinen Nachfolger zu ernennen. Er übertrug daher seine Stelle auf seinen Sohn, und bestimmte während dessen Minderjährigkeit Diego de Alvarado, in dessen Rechtlichkeit er großes Vertrauen setzte, zum Verwalter der Landschaft. All sein Eigentum und seine Besitzungen aller Art in Peru stellte er zur Verfügung des Kaisers, wobei er diesen darauf aufmerksam machte, daß ihm in seinen unabgeschlossenen Berechnungen mit Pizarro noch ein großes Guthaben zukomme. Durch dieses kluge Vermächtnis hoffte er sich den Schutz des Kaisers für seinen Sohn, sowie eine strenge Untersuchung der Angelegenheiten seines Feindes zu sichern.

Die Kunde von Almagros Verurteilung machte einen tiefen Eindruck auf die Gemeinde von Cuzco. Alle waren über die Anmaßung erstaunt, mit der ein mit so beschränkter Vollmacht versehener Mann es wagte über einen Mann von Almagros Range zu richten. Es gab nur wenige, die nicht irgend eine edle oder gutmütige Handlung des unglücklichen alten Kriegers anzuführen gewußt hätten. Selbst die, welche Stoff zur Anklage geliefert hatten, erschracken über den traurigen Erfolg, zu dem sie führen sollte, und nannten Hernandos Verfahren das eines Tyrannen. Einige der vornehmsten Ritter, und unter anderen Diego de Alvarado, dessen Vermittlung, wie wir gesehen haben, Hernando Pizarro, als er selbst Gefangener war, sein Leben verdankte, ging zu dem Befehlshaber und suchte ihm von einem so eigenmächtigen

PLASTISCHE DARSTELLUNG AUF EINEM HUACO
Personifizierte Krabbe, mit der Angel einen Fisch fangend
Fundort Trujillo

und grausamen Verfahren abzuraten. Es war vergebens, hatte jedoch die Wirkung, die Art der Hinrichtung abzuändern, die statt auf dem öffentlichen Platze, nun im Gefängnis vorgenommen werden sollte.

An dem dazu bestimmten Tage wurde eine starke Abteilung Büchsenschützen auf der Plaza aufgestellt. Vor den Häusern, in welchen die vorzüglichsten Anhänger Almagros wohnten, wurden die Wachen verdoppelt. Der Scharfrichter, von einem Priester begleitet, schlich sich heimlich ins Gefängnis; und nachdem der unglückliche Almagro gebeichtet und das Abendmahl genommen hatte, unterwarf er sich ohne Widerstand der Garrotte. So endete im dunkeln, in der traurigen Stille eines Gefängnisses der Held von hundert Schlachten! Sein Leichnam ward auf den großen Platz in der Stadt gebracht, wo, dem Urteile gemäß, der Kopf vom Körper getrennt ward. Ein Herold verkündete laut die Art der Verbrechen, für welche er den Tod erlitten. Seine Überreste wurden in ihrem blutigen Leichentuche nach dem Hause seines Freundes Hernan Ponce de Leon getragen, und am folgenden Tage mit aller gebührenden Feierlichkeit in der Kirche Unserer gnadenreichen Jungfrau beigesetzt. Die Pizarros erschienen unter den Hauptleidtragenden. Man machte die Bemerkung, daß ihr Bruder dem Andenken Atahuallpas die nämliche Ehre erwiesen habe.

Almagro war zur Zeit seines Todes wahrscheinlich nicht viel unter 70 Jahre alt. Dies ist jedoch etwas ungewiß; denn Almagro war ein Findling, und seine frühere Geschichte verliert sich im dunkeln. Er hatte von Natur manche treffliche Eigenschaft, und seine Fehler, deren Zahl nicht gering war, können billig durch die Umstände seiner Stellung entschuldigt werden. Denn wie milde muß nicht die Lage eines Findlings beurteilt werden, der ohne Eltern oder Jugendfreunde oder Lehrer, um ihn zu leiten, sein kleines Fahrzeug auf dem Ozean des Lebens in Gang setzte, um sich durch die rauhen Wogen und Brandungen durchzuarbeiten, ohne eine helfende Hand es zu steuern oder zu retten! Der Name „Findling" ist eine Entschuldigung für vieles!

Er war ein Mensch von heftiger Leidenschaft, und eben nicht gewohnt, sie zu zügeln. Aber er war weder rachsüchtig, noch aus Gewohnheit grausam. Ich habe zwar eine von ihm gegen die Eingeborenen verübte schändliche Grausamkeit erwähnt; aber die Nichtachtung der Rechte des Indianers teilte er mit manchem besser erzogenen Spanier. Doch gaben, nach seiner Verurteilung, die Indianer ihm im allgemeinen das Zeugnis der Menschlichkeit, da sie erklärten, daß sie unter den weißen Männern keinen solchen Freund gehabt haben. Auch war er wirklich weit entfernt von Rachsucht, vielmehr versöhnlich und gab anderen leicht nach. Eben die Geneigtheit zum nachgeben, die aus einer gutmütigen Leichtgläubigkeit entsprang, machte, daß er nur zu oft durch List getäuscht wurde; allerdings zeugt dies von Mangel an dem Selbstvertrauen, das zur Charakterstärke gehört. Doch seine leichte Sinnesart und der ihm natürliche Edelmut machten ihn bei seinen Anhängern beliebt. Kein Befehlshaber war jemals so von seinen Soldaten geliebt. Seine Freigebigkeit ging oft bis zur Verschwendung. Als er den Feldzug von Chili antrat, lieh er den ärmeren Rittern 100.000 Dukaten zu ihrer Ausrüstung, und erließ ihnen später die Schuld. Er war verschwenderisch bis zur Prahlerei. Aber seine Verschwendung tat ihm bei den Kindern des Lagers keinen Schaden; denn bei ihnen gewinnt sich Freigebigkeit größere Gunst, als eine strenge und wohlgeordnete Sparsamkeit.

Er war ein guter Soldat, vorsichtig und überlegt in seinen Plänen, geduldig und unerschrocken in deren Ausführung. Sein Körper war bedeckt mit den Narben seiner Schlachten, so sehr, daß sein von Natur angenehmes Äußere bis zur Häßlichkeit entstellt war. Man muß ihn nicht nach seinem letzten Feldzuge beurteilen, in welchem er, von Krankheit niedergebeugt, dem überlegenen Geiste seines Nebenbuhlers nachstand; sondern nach seinen zahlreichen Kriegszügen zu Land und zu Wasser zur Eroberung von Peru und des entlegenen Chili. Dabei ist es zweifelhaft, ob er so ungewöhnliche Eigenschaften als Krieger oder als Mensch besaß, daß sie ihm unter gewöhnlichen Umständen Auszeichnung verschafft haben würden. Er war einer von den drei, oder, um rich-

tiger zu sagen, zwei Genossen, die das Glück und den Ruhm hatten, eine der glänzendsten Entdeckungen in der westlichen Welt zu machen. Er teilte die Ehre davon reichlich mit Pizarro; denn wenn er diesen auch nicht auf seinen gefährlichen Zügen begleitete, so trug er doch zu ihrem Erfolge nicht weniger bei durch seine Anstrengungen in den Niederlassungen.

Seine Verbindung mit jenem Anführer kann jedoch schwerlich als ein glücklicher Umstand in seinem Lebenslauf betrachtet werden. Ein Vertrag zwischen Privatpersonen, Entdeckung und Eroberung betreffend, pflegt nicht besonders gewissenhaft erfüllt zu werden, besonders von Männern, die mehr gewohnt sind, andere zu beherrschen als sich selbst. Wenn nicht schon vorher Ursachen zur Uneinigkeit entstehen, so werden sie sich gewiß bei der Teilung der Beute zeigen. Aber diese Genossen stimmten noch ganz besonders schlecht zueinander. Denn der freimütige, offene und vertrauensvolle Charakter Almagros paßte nicht zu der kalten und listigen Politik Pizarros, und er wurde stets von seinem Gefährten überlistet, wo ihr beiderseitiges Interesse sich begegnete.

Sein endlicher Untergang muß ihm jedoch allein zugeschrieben werden. Er machte zwei Hauptfehler. Der erste war, daß er durch die Besitznahme von Cuzco zu den Waffen rief. Die Bestimmung einer Grenzlinie mußte nicht durch Waffen erfolgen. Dies war eine Aufgabe für schiedsrichterliche Entscheidung, und wenn man Schiedsrichtern nicht trauen konnte, so mußte man der Krone die Entscheidung überlassen. Hatte er aber einmal zu den Waffen gerufen, dann hätte er nicht zur Unterhandlung schreiten sollen, und besonders zur Unterhandlung mit Pizarro. Dies war sein zweiter und größter Fehler. Er hatte genug von Pizarro gesehen, um zu wissen, daß ihm nicht zu trauen sei. Almagro vertraute ihm, und mußte dies mit seinem Leben bezahlen.

DRITTES HAUPTSTÜCK.

Pizarro geht wieder nach Cuzco / Hernando kehrt nach Castilien zurück / Seine lange Gefangenschaft / Bevollmächtigte werden nach Peru gesandt / Feindseligkeiten mit dem Inka / Pizarros tätige Verwaltung / Gonzalo Pizarro

1539—1540

Nach dem Abgange seines Bruders zur Verfolgung Almagros war der Marquis Francisco Pizarro, wie wir gesehen haben, nach Lima zurückgekehrt. Daselbst erwartete er ängstlich den Erfolg des Feldzuges, und als er die willkommene Nachricht von der Schlacht von Las Salinas erhielt, traf er augenblicklich Anstalten zu seinem Marsche nach Cuzco. In Xauxa wurde er indes durch den verworrenen Zustand des Landes lange aufgehalten, und noch mehr, wie es scheint, weil er, solange die Untersuchung Almagros im Gange war, die peruanische Hauptstadt nicht betreten mochte.

Er traf in Xauxa des Marschalls Sohn, Diego, der von Hernando Pizarro nach der Küste gesandt worden war. Der junge Mann war von der trübsten Besorgnis um das Schicksal seines Vaters erfüllt, und er ersuchte den Statthalter, seinem Bruder nicht zu gestatten, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen. Pizarro, der Diego mit vieler scheinbarer Güte empfing, bat ihn, Mut zu fassen, da seinem Vater kein Leid geschehen solle, und fügte hinzu, er sei überzeugt, daß ihre alte Freundschaft bald wieder hergestellt sein werde. Der durch diese Versicherungen beruhigte junge Mensch nahm seinen Weg nach Lima, wo er, auf Pizarros Befehl, in seinem Hause aufgenommen und wie ein Sohn behandelt ward.

Dieselben Versicherungen in bezug auf des Marschalls Sicherheit waren von dem Statthalter dem Bischof Valverde und einigen der vornehmsten Ritter erteilt worden, die sich zu gunsten des Gefangenen verwendeten. Doch verzögerte Pizarro noch seinen Marsch nach der Hauptstadt, und als er ihn endlich angetreten hatte, war er noch nicht weiter als bis zum Rio de Abancay gekommen, als er die Nachricht vom Tode seines Nebenbuhlers erhielt. Er zeigte

sich sehr ergriffen davon, sein ganzer Körper war in Bewegung, die Augen eine Zeitlang fest auf den Boden gerichtet, unter sichtbaren Zeichen großer Aufregung.
So erzählten seine Freunde den Vorfall. Nach einer wahrscheinlicheren Darstellung soll er den Zustand der Dinge in Cuzco genau gewußt haben. Als die Untersuchung geschlossen war, soll er von Hernando eine Botschaft mit der Anfrage erhalten haben, was mit dem Gefangenen zu tun sei. Er antwortete in den wenigen Worten: „Verfahre so mit ihm, daß er uns nicht weiter beunruhigen kann."
Man behauptet, daß Hernando nachher, als er später über Almagros Tod zur Rechenschaft gezogen wurde, sich dagegen durch die Verhaltungsbefehle schützte, die er vom Statthalter erhalten zu haben versicherte. Ganz sicher ist es, daß dieser während seines langen Aufenthalts in Xauxa in fortwährender Verbindung mit Cuzco gewesen ist, und daß, wenn er, wozu ihn Valverde wiederholt aufforderte, seinen Marsch nach der Hauptstadt beschleunigt hätte, er leicht den Schluß des Trauerspiels hätte verhindern können. Als Oberbefehlshaber hatte er Almagros Schicksal in der Hand; und wie sehr auch seine Anhänger seine Unschuld beteuern mögen, so muß das unparteiische Urteil der Geschichte ihn doch ebenso wie Hernando als für den Tod seines Genossen verantwortlich betrachten.
Auch zeigte sein späteres Benehmen nicht die mindeste Reue über dies Verfahren. Er zog, wie uns ein Augenzeuge sagt, in Cuzco ein, unter dem Schall von Zinken und Trompeten, an der Spitze seiner Kriegerschar, und in dem reichen, ihm von Cortez geschenkten Anzuge, mit der stolzen Haltung und der freudigen Miene eines Siegers. Als Diego de Alvarado sich bei ihm um die Statthalterschaft der südlichen Landschaften im Namen des jungen Almagro verwendete, den sein Vater, wie wir gesehen haben, seinem Schutze empfohlen hatte, antwortete Pizarro: „der Marschall habe durch seine Empörung alle Ansprüche auf die Statthalterschaft verwirkt". Und als der Ritter ihn noch dringender deshalb anging, brach er die Unterredung ohne weitere Umstände mit der Erklä-

rung ab: „sein Gebiet umfasse alles diesseits Flandern!", indem er ohne Zweifel durch diese stolze Prahlerei andeutete, daß er diesseits des Meeres keinen Nebenbuhler dulden wolle.
In demselben Sinne hatte er kürzlich eine Botschaft abgesandt, um Benalcazar, den Eroberer von Quito, abzusetzen, der, wie er vernommen, nach einer unabhängigen Statthalterschaft strebte. Pizarros Abgeordneter hatte Befehl, den widersetzlichen Feldherrn nach Lima zu senden; aber Benalcazar war, nachdem er seine Siegeslaufbahn bis weit nach Norden hin verfolgt hatte, schon nach Castilien zurückgekehrt, um seinen Lohn dafür beim Kaiser nachzusuchen.
Gegen die Klagen der gekränkten Eingeborenen, die seinen Schutz anriefen, zeigte er sich auffallend unempfindlich, und Almagros Anhänger behandelte er mit unverhohlener Verachtung. Die Besitzungen der Anführer wurden in Beschlag genommen, und ohne Umstände seinen eigenen Anhängern verliehen. Hernando hatte versucht, einige der entgegengesetzten Partei durch freigebige Spenden zu gewinnen, aber sie hatten sich geweigert, irgend etwas von dem Manne anzunehmen, dessen Hände mit dem Blute ihres Befehlhabers befleckt waren. Von dem Statthalter hatten sie sich keines solchen Entgegenkommens zu rühmen, und viele versanken in so tiefe Armut, daß sie, zu stolz ihre Dürftigkeit vor den Augen ihrer Besieger sehen zu lassen, sich aus der Stadt entfernten und eine Zuflucht in den benachbarten Bergen suchten.
Seine Brüder versorgte er mit so reichlichen Repartimientos, daß er dadurch bei seinen Anhängern Murren erregte. Er übertrug Gonzalo den Befehl über eine starke Streitmacht, um sie gegen die Eingeborenen von Charcas zu gebrauchen, ein kühnes Volk, welches das Almagro von der Krone zugewiesene Gebiet bewohnte. Gonzalo stieß auf einen hartnäckigen Widerstand, doch gelang es ihm, nach einigen hitzigen Gefechten, die Landschaft zum Gehorsam zu bringen. Er sowohl als Hernando, der ihm bei der Eroberung Hilfe geleistet hatte, wurden dafür mit einer bedeutenden Schenkung der ergiebigen Bergwerke in der Nähe von Porco belohnt, die schon unter den Inkas zum Teil bearbeitet

worden waren. Dies Gebiet umfaßte einen Teil jener Silberberge von Potosi, die seitdem Europa mit so großen Schätzen kostbarer Metalle versorgt haben. Hernando erkannte die Ertragsfähigkeit, und fing nun an, die Gruben nach einem ausgedehnteren Maßstabe als bisher zu bearbeiten; doch scheint damals noch kein Versuch gemacht worden zu sein, in die reichen Erzlager von Potosi einzudringen. Es mußten noch mehrere Jahre vergehen, ehe die Spanier die Silberstufen zutage fördern sollten, die im Schoße jener Berge verborgen lagen. Nun war Hernando eifrigst beschäftigt, einen hinreichend großen Schatz zusammenzubringen, um ihn nach Castilien mitzunehmen. Seit Almagros Tode war fast ein Jahr verflossen, und es war hohe Zeit für Hernando, sich zurück an den Hof zu begeben, wo Diego de Alvarado und andere Freunde des Marschalls, die Peru schon seit langer Zeit verlassen hatten, eifrig bemüht waren, die Ansprüche des jüngeren Almagro zu unterstützen, sowie Vergeltung für das Unrecht zu fordern, das seinem Vater geschehen war. Aber Hernando traute seinem Golde die Kraft zu, alle gegen ihn angebrachten Beschuldigungen niederzuschlagen.

Vor seiner Abreise gab er seinem Bruder den Rat, sich vor den „Leuten von Chili", wie man Almagros Anhänger nannte, zu hüten; verzweifelten Leuten, die, sagte er, vor nichts zurückschrecken würden, um sich zu rächen. Er bat den Statthalter, ihnen nicht zu gestatten, wenn auch in noch so geringer Anzahl, innerhalb fünfzig englische Meilen von ihm, zusammen zu leben; gäbe er es zu, so würde es ihm Verderben bringen. Und schließlich empfahl er ihm eine starke Leibwache: „denn ich", fügte er hinzu, „werde nicht hier sein, um über Dich zu wachen". Aber der Statthalter lachte der, wie er sie nannte, törichten Furcht seines Bruders, und bat ihn, nicht besorgt um ihn zu sein, „da jedes Haar auf den Köpfen von Almagros Anhängern ihm für seine Sicherheit bürge". Er kannte den Charakter seiner Feinde nicht so gut wie Hernando.

Dieser schiffte sich bald nachher, im Sommer 1539, in Lima ein. Er nahm seinen Weg nicht über Panama, denn er

hatte gehört, daß die Behörden die Absicht hätten, ihn dort zurückzuhalten. Er machte daher den weiten Umweg über Mexico, landete in der Bucht von Tecoantepec, und wollte seine Reise über den schmalen Landstrich fortsetzen, der die großen Meere trennt, als er festgenommen und nach der Hauptstadt gebracht ward. Aber der Vicekönig Mendoza wollte sich nicht das Recht anmaßen, ihn zurückzuhalten, und so durfte er sich zur Fortsetzung seiner Reise in Vera Cruz einschiffen. Jedoch hielt es Hernando nicht für ratsam, sich ohne weitere Nachricht nach Spanien zu wagen. Er begab sich daher nach einer der Azoren, wo er so lange blieb, bis er Mitteilungen aus dem Mutterlande erhalten hatte. Er hatte einige einflußreiche Freunde am Hofe und diese ermutigten ihn, sich selbst dem Kaiser vorzustellen. Er befolgte ihren Rat und erreichte kurz darauf glücklich die spanische Küste.

Der Hof befand sich in Valladolid; und Hernando, der mit großem Prunk und einer Schaustellung seines indianischen Reichtums, seinen Einzug in jene Stadt hielt, wurde kälter empfangen, als er vermutet hatte. Dies verdankte er hauptsächlich Diego de Alvarado, der sich damals dort aufhielt und der, als ein Ritter von ehrenwertem Range und hohen Verwandtschaften, großen Einfluß hatte. Er hatte früher, wie wir gesehen haben, durch seine rechtzeitige Vermittlung, Hernando mehr als einmal das Leben gerettet, und sich dazu verstanden, ihm wegen einer großen Geldsumme verpflichtet zu sein. Aber in der Erinnerung an das seinem Befehlshaber zugefügte Unrecht war alles vergessen; und treu dem Vertrauen, das jener Befehlshaber in seiner Todesstunde in ihn gesetzt hatte, war er nach Spanien gekommen, um die Ansprüche des jungen Almagro zu unterstützen.

Aber wurde Hernando auch zuerst kalt aufgenommen, so setzte doch seine Erscheinung und seine Darstellung des Streits mit Almagro, mit Hilfe der goldenen Gründe, die er mit nicht karger Hand austeilte, der allgemeinen Entrüstung Schranken, und die Meinung seiner Richter schien eine Zeitlang in Ungewißheit zu schweben. Alvarado, ein Ritter, mehr an das schnelle und entschiedene Handeln eines Lagers als an die schmiegsamen Ränke

eines Hofes gewöhnt, war aufgebracht über die Verzögerung, und forderte Hernando behufs Schlichtung ihres Streits zum Zweikampf heraus. Aber sein vorsichtiger Gegner wünschte keineswegs den Ausgang einem solchen Gottesgericht zu überlassen, und die Sache wurde schnell durch den Tod Alvarados beendigt, der fünf Tage nach der Herausforderung erfolgte. Ein so willkommenes Ereignis erzeugte natürlich den Argwohn der Vergiftung.

Indes waren Alvarodas Beschuldigungen nicht ganz wirkungslos geblieben, und Hernando Pizarro hatte zu eigenmächtig gehandelt, und das allgemeine Gefühl zu sehr verletzt, als daß man ihn hätte sollen straflos entkommen lassen. Er wurde nicht förmlich verurteilt, aber auf der starken Festung Medina del Campo gefangen gesetzt, wo man ihn zwanzig Jahre ließ, bis er im Jahre 1560, nachdem beinahe ein Menschenalter vergangen war und die Zeit einigermaßen ihren besänftigenden Schleier über das Vergangene geworfen hatte, wieder in Freiheit gesetzt wurde. Aber er kam als bejahrter Mann heraus, von Krankheit gebeugt und gebrochenen Mutes — mehr ein Gegenstand des Mitleids als der Entrüstung. Selten hat die vergeltende Gerechtigkeit ihr Maß voller über einen so hochgestellten Verbrecher ergossen — am seltensten in Castilien. Doch ertrug Hernando diese lange Gefangenschaft mit einem Gleichmut, der, wenn er auf Grundsätzen beruht hätte, uns Achtung gebieten würde. Er sah seine Brüder und Verwandten, alle, auf die er sich hätte stützen können, nach und nach aus dem Wege geräumt; sein Vermögen zum Teil mit Beschlag belegt, während er um den Rest in kostspieligen Prozessen verwickelt war; seinen Ruf befleckt, seine Laufbahn unzeitig geschlossen, sich selbst als einen Verbannten mitten in seinem Vaterlande; — und doch trug er dies alles mit der Standhaftigkeit eines mutigen Geistes. Obgleich bei seiner Befreiung schon sehr alt, lebte er nachher doch lange Zeit und erreichte das hohe Alter von hundert Jahren. Er lebte lange genug, um Freunde, Nebenbuhler und Feinde vor sich zur Rechenschaft abgerufen zu sehen.

Hernando Pizarro war in vieler Hinsicht ein merkwürdiger Charakter. Er war der älteste der Brüder, mit denen er nur von Vaters

Seite her verwandt war, denn er war ehelich geboren, aus ehrenwerten Häusern auf beiden Seiten. Er erhielt in seiner frühen Jugend eine für die damalige Zeit gute Erziehung. Sein Vater nahm ihn, als er noch ganz jung war, mit nach Italien, und dort lernte er den Krieg unter dem Großen Feldherrn. Man weiß wenig von ihm nach seiner Rückkehr nach Spanien; nur so viel, daß, als sein Bruder seine glänzende Laufbahn zur Entdeckung von Peru antrat, Hernando sich entschloß, teil an seinen Abenteuern zu nehmen.

Francisco nahm viel Rücksicht auf ihn, nicht allein als auf seinen älteren Bruder, sondern wegen seiner bessern Erziehung und seiner Geschäftskenntnis. Er begriff leicht, war voller Fähigkeiten und von großer Entschiedenheit im Handeln. Er war zwar mutig, aber doch vorsichtig; und seine Ratschläge waren, wenn ihn nicht Leidenschaft verleitete, verständig und behutsam. Aber er hatte andere Eigenschaften, welche die gute Wirkung seiner trefflichen Gaben und Fähigkeiten mehr als aufwogen. Sein Ehrgeiz und seine Habsucht waren unersättlich. Er war anmaßend gegen die ihm Gleichstehenden, und hatte ein rachsüchtiges Gemüt, das nichts zu besänftigen vermochte. So, statt seinem Bruder bei der Eroberung behilflich zu werden, war er der böse Geist, der ihm auf seinem Wege hinderlich war. Er faßte von Anfang an einen ungerechtfertigten Haß gegen Almagro, den er als den Nebenbuhler seines Bruders betrachtete und nicht als das, was er damals doch war, ein treuer Genosse seines Schicksals. Er behandelte ihn persönlich unwürdig und hatte durch seine Ränke am Hofe die Mittel, ihm empfindlich zu schaden. Er fiel Almagro in die Hände und hätte für diese Kränkungen bald mit seinem Leben gebüßt. Dies konnte Hernando nicht vergeben und er wartete ruhig die Stunde der Rache ab. Doch war die Hinrichtung Almagros eine höchst unkluge Handlung, denn einer bösen Leidenschaft wird selten Straflosigkeit zuteil. Hernando dachte die Gerechtigkeit mit Perus Gold abzufinden. Er hatte die menschliche Natur von ihrer schwachen und gottlosen Seite studiert und hoffte Nutzen daraus zu ziehen. Glücklicherweise hatte er sich geirrt. Er erlangte aller-

dings seine Rache; aber die Stunde seiner Rache wurde die seines Verderbens.

Der verworrene Zustand Perus war derart, daß er das sofortige Einschreiten der Regierung erheischte. In der allgemeinen Zügellosigkeit, die dort herrschte, wurden die Rechte der Indianer und der Spanier auf gleiche Weise mit Füßen getreten. Doch die Sache hatte große Schwierigkeiten; denn Pizarros Macht war jetzt in diesem Lande fest begründet, das zu weit von Castilien lag, um von der Heimat aus leicht überwacht zu werden. Überdies war Pizarro ein Mann, dem man nicht leicht nahekommen konnte; voll Vertrauen auf seine eigene Stärke, eifersüchtig gegen jede Einmischung und von hitziger Gemütsart, die bei dem mindesten Mißtrauen der Regierung leicht in Flammen auflodern konnte. Es wäre nicht zweckmäßig gewesen, Bevollmächtigte abzuschicken, um die Ausübung seiner Macht aufzuheben, bis sein Verfahren untersucht werden könnte, wie dies bei Cortez und andern hohen Pflanzstaatbeamten geschehen war, auf deren festgewurzelte Treue die Krone sich sicher verlassen konnte. Pizarros Treue haftete, wie man fürchtete, bei ihm nicht tief genug, als daß sie ihn hätte in seinen Handlungen beschränken sollen; und unter seinen rücksichtslosen Anhängern fehlte es nicht an solchen, die im äußersten Falle nicht sogleich hätten in ihn dringen sollen, seine Untertanenpflicht aufzugeben und eine unabhängige Regierung für sich selbst zu gründen.

Man mußte daher jemand absenden, der gewissermaßen mit einer beaufsichtigenden oder wenigstens einer gleichen Macht, wie der gefährliche Befehlshaber, bekleidet wäre, während er sich das Ansehen geben sollte, nur ihm untergeordnet zu verfahren. Der zu dieser schwierigen Sendung erwählte Mann war der Licentiat Vaca de Castro, ein Mitglied der königlichen Audiencia von Valladolid. Er war ein gelehrter Rechtskundiger, ein Mann von Rechtlichkeit und Kenntnissen; obgleich nicht für die Waffen erzogen, besaß er doch so viel Gewandtheit und Menschenkenntnis, daß es ihm leicht möglich werden mußte, die Hilfsquellen anderer für sich selbst nutzbar zu machen.

Seine Vollmacht war auf eine Weise ausgestellt, die von der Verlegenheit der Regierung zeugte. Er sollte vor Pizarro in der Eigenschaft eines königlichen Richters erscheinen; sich mit ihm über die Abstellung von Beschwerden, besonders in Bezug auf die unglücklichen Eingeborenen, beraten; Maßregeln zur Abwendung künftiger Übel verabreden, und vor allem sich genau von der Lage des Landes in allen Einzelheiten unterrichten und darüber dem Hofe von Castilien Bericht erstatten. Aber im Falle von Pizarros Tode solle er seine Ernennung zum königlichen Statthalter vorzeigen und als solcher die Behörden im ganzen Lande zum Gehorsam auffordern. Spätere Ereignisse beweisen, wie verständig es war, für diesen Fall zu sorgen.

Der auf diese Weise bevollmächtigte Licentiat verließ seinen ruhigen Wohnsitz in Valladolid, schiffte sich im Herbst 1540 in Sevilla ein und ging, nach einer beschwerlichen Reise über das atlantische Meer, über die Landenge; nachdem er mehrere Stürme auf dem stillen Meere überstanden, die sein zerbrechliches Fahrzeug beinahe zertrümmert hätten, lief er mit diesem als bloßem Wrack im nördlichen Hafen von Buenaventura ein. Die Angelegenheiten im Lande waren derart, daß sie seine Anwesenheit erheischten.

Der Bürgerkrieg, durch den vor kurzem das Land zerrissen war, hatte es in einem so ungeordneten Zustande gelassen, daß die Aufregung noch fortdauerte, lange nachdem die unmittelbare Veranlassung dazu schon aufgehört hatte. Dies war besonders bei den Eingeborenen der Fall. Bei der willkürlichen Erteilung von Repartimientos wußte der arme Indianer kaum, wen er als seinen Herrn zu betrachten habe. Die heftigen Kämpfe zwischen den nebenbuhlerischen Befehlshabern ließen ihn darüber in Zweifel, wen er als Regenten des Landes erkennen solle. Der Macht eines allgemeinen Herrschers jenseits des Meeres, der das Oberhaupt über alle sei, mißtraute er noch mehr; denn was bedeutet eine Macht, die selbst nicht den Gehorsam ihrer Untergebenen erzwingen konnte?

Der Inka Manco säumte nicht, aus dieser Stimmung Nutzen zu

ziehen. Er verließ seine dunkeln Wildnisse in den Tiefen der Andes, und stellte sich mit einem starken Haufen seiner Anhänger in der gebirgigen Gegend zwischen Cuzco und der Küste auf. Von hier aus stieg er in die benachbarten Pflanzungen hinab, zerstörte die Häuser, entführte das Vieh und machte die Bewohner nieder. Er überfiel Reisende, wenn sie einzeln oder in Karawanen von der Küste reisten, und tötete sie — wie seine Feinde sagen — unter grausamen Martern. Man sandte von Zeit zu Zeit einzelne Abteilungen gegen ihn ab, aber ohne Erfolg. Einigen ging er aus dem Wege, andere schlug er; und bei einer Gelegenheit machte er einen Trupp von dreißig Reitern bis auf den letzten Mann nieder.

Endlich fand es Pizarro nötig, eine bedeutende Streitmacht unter seinem Bruder Gonzalo gegen den Inka abzuschicken. Der kühne Inka traf mehrere Male in den rauhen Pässen der Cordilleren mit seinem Feinde zusammen. Gewöhnlich ward er geschlagen, und zuweilen mit schwerem Verlust, den er aber mit staunenswerter Leichtigkeit wieder ersetzte; denn es gelang ihm stets zu entkommen, und seine Anhänger waren ihm so treu, daß er trotz der Verfolgung und Hinterhalte, in den heimlichen Verstecken der Sierra sichern Schutz fand.

In seiner Hoffnung getäuscht, beschloß Pizarro die Wirkung von friedlichen Eröffnungen zu versuchen. Er sandte sowohl in seinem Namen, als in dem des Bischofs von Cuzco, vor dem der peruanische Fürst Ehrfucht hatte, zu dem Inka, um ihn zu einer Unterhandlung aufzufordern. Manco willigte ein und bezeichnete, wie er früher mit Almagro getan, das Tal von Yucay zum Treffpunkt. Der Statthalter begab sich zur bestimmten Zeit unter guter Bewachung dorthin, und um den wilden Fürsten zu gewinnen, sandte er ihm ein reiches Geschenk durch einen afrikanischen Sklaven. Der Sklave traf auf dem Wege einen Trupp von des Inka Leuten, die, mit oder ohne Befehl ihres Gebieters, ihn auf eine grausame Weise ermordeten und die Beute nach ihrem Lager mitnahmen. Pizarro rächte diese Schmach mit einer noch grausameren.

Unter den indianischen Gefangenen befand sich eins von des Inka Weibern, ein junges schönes Frauenzimmer, an dem er mit besonderer Liebe gehangen haben soll. Der Statthalter befahl, daß sie nackend ausgezogen, an einen Baum gebunden, in Gegenwart des Lagers mit Ruten gepeitscht und dann mit Pfeilen totgeschossen werde. Das unglückliche Schlachtopfer ertrug die Vollziehung des Urteils mit staunenswertem Gleichmut. Sie bat nicht um Gnade, wo keine zu finden war. Keine Klage, kaum ein Seufzer entschlüpfte ihr unter der Bereitung dieser schrecklichen Martern. Die eisernen Eroberer waren erstaunt über diese Kraft zu leiden in einer zarten Frau, und sie drückten ihre Bewunderung darüber aus, während sie die Grausamkeit ihres Befehlshabers im Herzen verdammten. Aber Standhaftigkeit unter den qualvollsten Martern, die menschliche Grausamkeit ersinnen kann, ist fast durchgehends dem amerikanischen Indianer eigen.

Nun griff Pizarro zu dem wirksamsten Mittel, diesen Unordnungen bei den Eingeborenen Einhalt zu tun; er gründete in der Mitte des mißvergnügten Landes Niederlassungen. Diese Niederlassungen, die den stattlichen Namen von Städten erhielten, müssen als Soldatenansiedlungen betrachtet werden. Es waren gewöhnlich aus Steinen gebaute Häuser, zu denen man die verschiedenen öffentlichen Amtsgebäude und zuweilen eine Festung hinzufügte. Man bildete darin eine städtische Obrigkeit. Durch die Verteilung großer Landstriche in der Nähe, nebst einer für jeden bestimmten Anzahl indianischer Untergebener, wurden Ansiedler eingeladen. Darauf sammelten sich dort die Soldaten, zuweilen in Begleitung ihrer Frauen und Familien; denn die castilianischen Frauen scheinen die Hilflosigkeit ihres Geschlechts in dem Eifer ehelicher Anhänglichkeit oder vielleicht auch aus romantischer Lust an Abenteuern nicht geachtet zu haben. Schnell entstand so eine volkreiche Ansiedlung in der Wildnis, die der umliegenden Gegend Schutz gewährte, und sowohl eine Handelsniederlage für das Land, als eine bewaffnete Macht bildete, die jederzeit bereit war, die öffentliche Ordnung aufrecht zu halten.

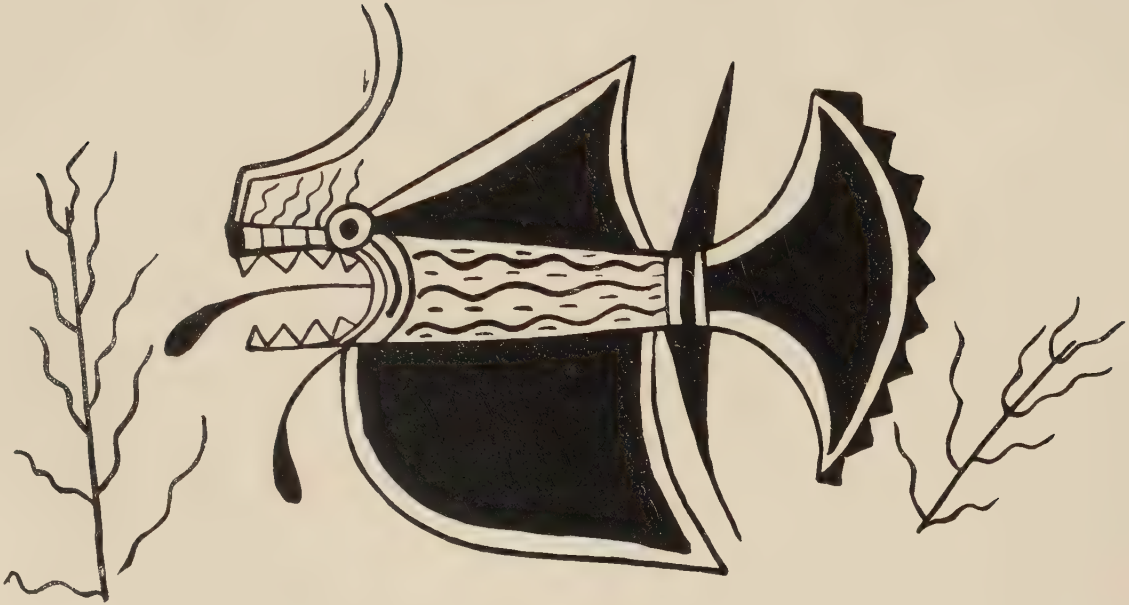
Eine solche Niederlassung war die jetzt in Guamanga, auf dem

halben Wege zwischen Cuzco und Lima, gegründete, die ihrem Zwecke dadurch in der Tat entsprach, daß sie die Verbindungen mit der Küste bewachte. Noch eine andere Stadt wurde im Bergwerksbezirke von Charcas, unter dem passenden Namen Villa de la Plata, „der Silberstadt", gegründet. Und als Pizarro auf einem Umwege längs den Küsten der Südsee nach Lima reiste, legte er daselbst die Stadt Arequipa an, die seitdem sich zu einer so großen Handelsberühmtheit erhoben hat.

Wieder in seine Lieblingshauptstadt Lima zurückgekehrt, fand der Statthalter hinreichende Beschäftigung in ihren städtischen Angelegenheiten und in seiner Sorgfalt für die immer wachsende Bevölkerung. Aber auch die anderen am stillen Meere entstehenden Niederlassungen entgingen nicht seiner Aufmerksamkeit. Er munterte zum Handel mit den entfernteren Ansiedlungen nördlich von Peru auf und traf Maßregeln zur Erleichterung des Verkehrs im Innern. Er feuerte den Gewerbfleiß in allen seinen Zweigen an, indem er dem Landbau große Aufmerksamkeit widmete und die Sämereien der verschiedenen europäischen Getreidearten einführte, die er, nach kurzer Zeit, die Freude hatte, in einem Lande üppig gedeihen zu sehen, wo die Verschiedenheit des Bodens und Himmelstriches fast jedem Erzeugnisse eine Heimat darbot. Vor allem beförderte er die Bearbeitung der Bergwerke, die schon anfingen solche Erträge zu liefern, daß die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse zu ungeheuern Preisen stiegen, während die edeln Metalle selbst die einzigen Dinge von geringem Wert zu sein schienen. Aber diese gingen dann bald in andere Hände über, und fanden ihren Weg nach dem Mutterlande, wo sie sich in das allgemeine Verkehrsmittel von Europa mischten und sich bald zu ihrem wahren Werte erhoben. Die Spanier sahen nun ein, daß sie endlich zu dem Lande gelangt seien, das sie so lange aufgesucht hatten, — dem Lande des Goldes und Silbers. Es fanden sich Einwanderer in großer Anzahl ein, die sich über das Land verbreiteten und durch die zunehmende Bevölkerung den rechtmäßigen Eigentümern des Bodens die stärkste Schranke entgegenstellten.

Da sich Pizarro durch die Ankunft neuer Abenteurer verstärkt sah, richtete er jetzt seine Aufmerksamkeit auf die entfernteren Gegenden des Landes. Pedro de Valdivia ward zu seinem denkwürdigen Zuge nach Chili gesandt; und seinem Bruder Gonzalo überwies er das Gebiet von Quito, mit dem Auftrage, das unbekannte Land gegen Osten zu durchforschen, wo, wie die Berichte sagen, der Zimmet wuchs. Da dieser Anführer, der in der Eroberung bisher nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, von nun an eine bedeutendere zu übernehmen hat, so möchte hier der Ort sein, einige Nachrichten über ihn mitzuteilen.

Von seinem früheren Leben ist wenig bekannt, denn er hatte einen ebenso dunkeln Ursprung wie Francisco, und scheint der erziehenden Sorgfalt seiner Eltern ebensowenig zu verdanken gehabt zu haben wie sein älterer Bruder. Er trat schon früh in den Soldatenstand; einen Stand, zu dem in jenem eisernen Zeitalter sowohl der Ritter als der Landstreicher, wenn er sich selbst überlassen war, sich am liebsten gewandt zu haben scheint. Hier zeichnete er sich bald durch seine Geschicklichkeit in kriegerischen Übungen aus, ward ein trefflicher Reiter, und als er nach der neuen Welt kam, wurde er für den gewandtesten Fechter in Peru gehalten. An Fähigkeiten und umfassenden Ansichten stand er seinen Brüdern nach; auch zeigte er nicht die nämliche kalte und listige Politik; aber er war ebenso mutig und bei der Ausführung seiner Maßregeln ebenso gewissenlos. Sein Äußeres war angenehm, er hatte offene, einnehmende Züge, einen freien, soldatischen Anstand und ein vertrauensvolles Gemüt, das ihm die Liebe seiner Anhänger erwarb. Er war von hohem, unternehmendem Mut, und, was ebenso wichtig war, er konnte anderen denselben Mut einflößen und dadurch viel zur Sicherung des Erfolges seiner Unternehmungen beitragen. Er war ein trefflicher Anführer im Guerillakriege, ein ausgezeichneter Leiter zweifelhafter und schwieriger Unternehmungen; aber er hatte nicht die Fähigkeiten zu einem großen Kriegsanführer, und noch weniger zu einem Verwaltungsbeamten. Zu seinem Unglück war er berufen, beide Stellungen einzunehmen.



ZEICHNUNG EINES FISCHES
(braun), auf großem, weiß übermalten Huaco
Fundort Chimbote

VIERTES HAUPTSTÜCK

Gonzalo Pizarros Zug / Sein Übergang über das Gebirge / Er entdeckt Napo / Unglaubliche Leiden / Orellana segelt den Amazonenstrom hinab / Verzweiflung der Spanier / Die Überlebenden kehren nach Quito zurück

1540—1542

Gonzalo Pizarro empfing die Nachricht von seiner Ernennung zum Statthalter von Quito mit unverhehlter Freude; nicht so sehr weil er dadurch in den Besitz dieser alten indianischen Landschaft kommen sollte, als weil ihm auf diese Weise ein Feld der Entdeckung nach dem Osten zu, dem Fabellande der morgenländischen Gewürze, geöffnet ward, das schon lange die Einbildungskraft der Eroberer beschäftigt hatte. Er begab sich unverzüglich nach seiner Statthalterschaft, und es wurde ihm nicht schwer, eine der seinigen verwandte Begeisterung in der Brust seiner Gefährten zu erwecken. In kurzer Zeit hatte er 350 Spanier und 4000 Indianer zusammengebracht. Hundertfünzig von seinen Leuten waren beritten und alle zu dem Unternehmen auf die vollständigste Weise ausgerüstet. Er versah sich überdies gegen die Hungersnot mit einem reichlichen Vorrat von Lebensmitteln und einer ungeheuren Herde Schweine, die in der Nachhut folgte. Es war zu Anfang des Jahres 1540, als er zu dieser berühmten Unternehmung aufbrach. Der erste Teil der Reise bot ihnen verhältnismäßig nur geringe Schwierigkeit, weil die Spanier sich da noch im Lande der Inkas befanden; denn in dieser entlegenen Landschaft, wo das einfache Volk noch so lebte, als befände es sich unter der ursprünglichen Herrschaft der Kinder der Sonne, hatte man die Umwälzungen, die Peru erlitten, noch nicht empfunden. Aber dies änderte sich, als sie das Gebiet von Quitos betraten, wo der Charakter der Einwohner sowohl als des Klimas von anderer Art zu sein schien. Das Land wurde von hohen Gebirgszügen der Andes durchstrichen, und bald sahen sich die Abenteurer in deren finsteren und verwickelten Pässen verstrickt.

Als sie in die höheren Gegenden aufstiegen, machten die eisigen Winde, von den Wänden der Cordilleren herab, ihnen die Glieder erstarren, und viele von den Eingeborenen fanden ihr kaltes Grab in der Wildnis. Während sie diesen furchtbaren Bergwall überstiegen, erlebten sie eins jener schrecklichen Erdbeben, die in diesen vulkanischen Gegenden so oft die Berge bis in ihre Grundfesten erschüttern. An einer Stelle wurde die Erde durch diesen schrecklichen Kampf der Natur auseinandergerissen, während Ströme von Schwefeldünsten der Höhlung entstiegen, und ein Dorf mit einigen hundert Häusern in den grausigen Abgrund gestürzt ward.

Als sie die östlichen Abhänge hinabgingen, änderte sich das Klima; und als sie auf die untere Ebene kamen, folgte auf die strenge Kälte eine erstickende Hitze, während Donner und Blitze fast unablässig Tag und Nacht aus den Schlünden der Sierra auf sie einstürmten, als wollten die erzürnten Gottheiten des Ortes Rache an den in ihre bergigen Einöden Eindringenden nehmen. Länger als sechs Wochen währten die Regengüsse unaufhörlich, und die durchnäßten und von fortwährender Anstrengung ermatteten Wanderer waren kaum imstande ihre Glieder auf dem zerklüfteten und durch Nässe aufgelockerten Boden fortzuschleppen. Nach angestrengter Arbeit von einigen Monaten, während welcher sie manchen Morast und Bergstrom zu durchwaten hatten, erreichten sie endlich Canelas, das Land des Zimmets. Sie sahen die Bäume mit der kostbaren Rinde in großen Wäldern ausgebreitet; aber wie wertvoll diese als Handelsgegenstand in zugänglichen Gegenden auch gewesen sein möchte, so hatte sie doch für sie hier in diesen entlegenen nur geringen Wert. Dagegen erfuhren sie von den wandernden wilden Horden, denen sie zuweilen auf ihrem Wege begegneten, daß 10 Tagereisen weiter ein reiches und fruchtbares Land liege, das Überfluß an Gold und eine zahlreiche Bevölkerung habe. Gonzalo Pizarro war schon bis an die Grenze gelangt, die ihm ursprünglich für seine Unternehmung bestimmt war. Diese Anzeige erneuerte jedoch seine Hoffnungen, und er beschloß daher, noch weiter vorzudringen. Es

würde für ihn und seine Anhänger gut gewesen sein, wenn sie ruhig auf ihrem Wege wieder zurückgekehrt wären.

Als sie ihren Marsch fortsetzten, breitete sich das Land in weite Savanas aus, begrenzt von Wäldern, die, als sie näher kamen, sich auf jeder Seite bis an den Rand des Gesichtskreises auszudehnen schienen. Hier sahen sie Bäume von jener riesenmäßigen Größe, wie sie nur in den Gegenden des Erdgleichers vorkommen. Einige waren so groß, daß 16 Männer mit ausgebreiteten Armen sie kaum umspannen konnten! Das Holz war mit Kriechpflanzen und Schmarotzerreben dicht umflochten, die von Baum zu Baum in buntfarbigen Gewinden herabhingen, und sie so auf eine für das Auge angenehme Weise umkleideten, aber zugleich ein undurchdringliches Netzwerk bildeten. Bei jedem Schritte ihres Weges mußten sie sich mit ihren Äxten einen Durchgang hauen, wobei ihre von dem anhaltenden Regen, dem sie ausgesetzt gewesen, faulenden Kleider an jedem Busch und Gestrüpp hängen blieben und in Lumpen um sie hingen.

Ihre Lebensmittel waren durch das Wetter verdorben und schon längst zu Ende, und das Schlachtvieh, das sie mitgenommen, war verzehrt, oder in den Wäldern und Bergpässen davongelaufen. Beim Antritt ihres Marsches hatten sie nahe an tausend Hunde, dabei viele von wilder Art, die sie zum Hetzen der unglücklichen Eingeborenen gebrauchten. Diese töteten sie jetzt, aber deren magere Gerippe lieferten den verhungerten Wanderern nur ein dürftiges Mahl; und als auch diese verzehrt waren, blieben ihnen nur Kräuter und schädliche Wurzeln, die sie in den Wäldern sammeln konnten.

Endlich kam die ermattete Schar an eine breite Wasserfläche, gebildet durch einen der großen Nebenflüsse des Amazonenstroms, den Napo, der in Amerika zwar nur zu den Flüssen dritten oder vierten Ranges gehört, in der alten Welt aber für einen der größten gelten würde. Dieser Anblick erfreute ihr Herz, da sie im Verfolgen seines Laufes einen sichereren und gangbareren Weg zu finden hofften. Nachdem sie eine große Strecke längs seiner dicht mit Gebüsch bewachsenen und nur mit Anstrengung aller Kräfte zu

durchdringenden Ufern hingezogen waren, kamen sie an einen Ort, wo ein lautes Getöse wie unterirdischer Donner zu ihren Ohren drang. Der hohe Wellen schlagende Fluß stürzte schäumend mit furchtbarer Schnelligkeit über Abhänge hin, und führte sie an den Rand eines prächtigen Wasserfalles, der vor ihren erstaunten Augen in einer großen Schaumsäule in eine Tiefe von 1200 Fuß hinabrauschte! Das erschreckende Geräusch, das sie in einer Entfernung von sechs Leguas gehört hatten, erschien ihnen durch die traurige Stille der umliegenden Wälder noch niederdrückender. Die rauhen Krieger wurden vom Gefühl der Scheu ergriffen. Nicht e i n Kahn kräuselte das Wasser. Außer den wilden Bewohnern der Wildnis, der gewaltigen Boa und dem widerlichen Kaiman, die sich an den Ufern des Stromes sonnten, war kein lebendes Wesen zu sehen. Die in weit verbreiteter Pracht himmelan strebenden Bäume, der Strom, der sich in seinem felsigen Bette hinwälzte wie er jahrhundertelang getan, die Einsamkeit und Stille des Schauplatzes, die nur durch den dumpfen Fall der Gewässer oder das Rauschen der Wälder unterbrochen wurde; — alles schien vor ihnen da zu liegen in dem wilden und ursprünglichen Zustande, als wäre es eben aus den Händen des Schöpfers gekommen.

Eine Strecke oberhalb und unterhalb der Fälle verengte sich das Bett des Stromes so sehr, daß seine Breite nicht über zwanzig Fuß betrug. Quälender Hunger brachte die Abenteurer zu dem Entschluß, jedenfalls auf das jenseitige Ufer zu gehen, in der Hoffnung, dort in eine Gegend zu kommen, die ihnen Unterhalt bieten könnte. Sie schufen sich eine gebrechliche Brücke, indem sie ungeheure Baumstämme über die Schlucht legten, an einer Stelle, wo die Klippen, als wären sie durch eine Naturerschütterung auseinandergerissen, sich in eine senkrechte Tiefe von mehreren hundert Fuß schroff hinabstreckten. Auf diesem luftigen Pfade gelang Menschen und Pferden der Übergang, mit dem Verlust eines einzigen Spaniers, der, weil er unvorsichtigerweise hinabgeblickt hatte, schwindlig geworden war, ausglitt und in die schäumenden Wellen hinabfiel.

Sie gewannen jedoch nur wenig durch den Wechsel. Die Gegend gewährte den nämlichen trostlosen Anblick, und die Flußufer waren mit riesigen Bäumen besetzt, oder mit undurchdringlichem Gebüsch eingefaßt. Die indianischen Horden, denen sie zuweilen in der pfadlosen Wildnis begegneten, waren rauh und unfreundlich, und sie hatten fortwährend Scharmützel mit ihnen zu bestehen. Von ihnen hörten sie, daß den Fluß abwärts, in der Entfernung von nur wenigen Tagereisen, eine fruchtbare Gegend zu finden sei, und die Spanier setzten ihren beschwerlichen Weg fort, immer hoffend und immer getäuscht, da das verheißene Land vor ihnen schwand, wie der Regenbogen zurückweicht, wenn man sich ihm nähert.

Von Anstrengungen und Leiden erschöpft, beschloß endlich Gonzalo, einen Kahn von hinreichender Größe zusammenzusetzen, um den schwächern Teil seiner Schar und sein Gepäck fortschaffen zu können. Die Wälder lieferten ihm das Holz dazu; die Hufeisen der auf dem Wege gefallenen oder zur Nahrung geschlachteten Pferde wurden in Nägel verwandelt; Gummi, das aus den Bäumen quoll, vertrat die Stelle des Pechs, und die zerfetzten Kleider der Soldaten dienten als Werg. Es war eine schwierige Aufgabe; aber Pizarro munterte seine Leute zur Arbeit auf und nahm, um ihnen als Beispiel zu dienen, selbst daran teil. Nach Verlauf von zwei Monaten war ein roh gebautes Fahrzeug fertig, das jedoch stark und geräumig genug war, um die Hälfte der Schar zu tragen; es war das erste europäische Schiff, das jemals diese Gewässer im Innern des Landes befahren hat.

Gonzalo übertrug die Leitung des Schiffes Francisco de Orellana, einem Ritter aus Truxillo, auf dessen Mut und Ergebenheit er rechnen zu können glaubte. Nun bewegten sich die Truppen vorwärts, indem sie dem Laufe des Flusses abwärts folgten, während das Schiff ihnen zur Seite blieb; und wo sich ein Vorgebirge oder eine unwegsamere Gegend zeigte, leistete es durch Fortschaffung der schwächeren Soldaten rechtzeitige Hilfe. Auf diese Weise wanderten sie manche schwere Woche lang durch die traurige Wildnis an den Ufern des Napo. Jeder Brocken von

Lebensmitteln war schon seit lange verzehrt, das letzte ihrer Pferde verschlungen. Um ihren nagenden Hunger zu stillen, verschmähten sie selbst das Leder ihrer Sättel und Gürtel nicht. Die Wälder lieferten ihnen dürftigen Unterhalt, und sie verzehrten gierig Kröten, Schlangen und andere kriechende Tiere, die sie gelegentlich fanden. Jetzt hörten sie von einem reichen, stark bevölkerten Bezirk, wo sich der Napo in einen noch größeren, nach Osten fließenden Strom ergieße. Dieser lag, wie gewöhnlich, in der Entfernung einiger Tagereisen; und Gonzalo Pizarro beschloß, da halt zu machen, wo er war, und Orellano in seinem Schiffe bis zum Zusammenfluß beider Gewässer hinabzusenden, um Lebensmittel anzuschaffen, mit denen er zurückkommen und sie instand setzen solle, ihren Marsch wieder anzutreten. Dieser Ritter steuerte in Begleitung von 50 der Abenteurer nach der Mitte des Flusses, wo dieser seinen raschen Lauf hatte, und sein Fahrzeug, erfaßt von der Strömung, schoß mit Pfeilesschnelle fort, so daß es sich bald aus dem Gesicht verlor.

Tage und Wochen vergingen, doch das Schiff kehrte nicht zurück; und wie sehr auch die Spanier ihre Augen bis nach dem fernsten Punkte anstrengten, wo sich das Licht in den dunkeln Schatten des Laubwerks an den Ufern verlor, sie konnten kein Segel auf dem Wasser erspähen. Es wurden einzelne Abteilungen ausgesandt, und obgleich diese mehrere Tage fortblieben, so kehrten sie doch ohne Nachricht über ihre Gefährten zurück. Unfähig, diese Ungewißheit länger zu ertragen, oder vielmehr sich in ihrer gegenwärtigen Stellung zu halten, beschlossen Gonzalo und seine hungrigen Gefährten, bis zur Vereinigung der beiden Flüsse vorwärts zu gehen. Sie brauchten zwei Monate, um diese schreckliche Reise zurückzulegen — nämlich diejenigen, die nicht auf dem Wege umkamen — wiewohl die Entfernung wahrscheinlich nicht über 200 Leguas betrug; und endlich erreichten sie die lange ersehnte Stelle, wo der Napo sich in den Amazon ergießt, jenen mächtigen Strom, der von seinen tausend Zuflüssen genährt, viele hundert Meilen lang mitten durch das große Festland dem Meere zuströmt — der größte aller amerikanischen Ströme.

Aber die Spanier erhielten keine Nachricht von Orellana, und das Land war, obgleich volkreicher als die Gegend, die sie verlassen hatten, ebensowenig einladend in seinem Ansehen, und von einem noch wilderen Menschenstamme bewohnt. Sie gaben nun die Hoffnung auf, sich wieder mit ihren Gefährten vereinigt zu sehen, die, wie sie vermuteten, durch Hunger oder von den Händen der Eingeborenen einen elenden Tod gefunden haben müßten. Aber ihre Ungewißheit wurde endlich durch das Erscheinen eines im Walde halbnackend umherziehenden Weißen verscheucht, in dessen durch Hunger entstelltem Gesicht sie die Züge eines ihrer Landsleute erkannten. Es war Sanchez de Vargas, ein Ritter von guter Herkunft, und sehr geachtet im Heere. Er hatte eine traurige Geschichte zu erzählen.

Orellana hatte in schneller Fahrt, den Napofluß abwärts, den Punkt, wo dieser Fluß sich mit dem Amazon vereinigt, in weniger als drei Tagen erreicht; in welcher kurzen Zeit er an dasselbe Ziel gelangt war, das zu erreichen Pizarro und seine Schar zwei Monate gekostet hatte. Er hatte das Land ganz anders gefunden, als es ihm vorgestellt worden war; und weit entfernt, Lebensmittel für seine Landsleute zu schaffen, konnte er kaum sich selbst erhalten. Auch war es ihm nicht möglich, zu Wasser wieder zurückzukehren, da er den Strom aufwärts hätte fahren müssen, während der Versuch, die Rückreise zu Lande zu machen, kaum weniger schrecklich gewesen sein würde. In dieser Verlegenheit blitzte ihm ein Gedanke durch den Kopf. Es war der, sein Schiff sofort in die Mitte des Amazon zu schiffen, und bis zu seiner Mündung hinabzufahren. Alsdann wollte er die reichen und zahlreichen Bevölkerungen aufsuchen, die, wie man sagte, an den Ufern des Stromes wohnten, dann auf das Meer hinaussegeln, die benachbarten Inseln umschiffen und nach Spanien zurückkehren, um den Ruhm und den Lohn der Entdeckung für sich zu beanspruchen. Dieser Vorschlag wurde von seinen Gefährten, denen jedes Mittel willkommen war, das sie aus dem Elend ihres gegenwärtigen Daseins befreien konnte, begierig ergriffen, und feuerte sie mit der Aussicht auf neue aufregende Abenteuer an — denn die Liebe für

Abenteuer war das letzte Gefühl, das in der Brust eines castilianischen Ritters erlosch. Sie kümmerten sich wenig um ihre unglücklichen Gefährten, die sie auf diese Weise ihrem Schicksal in der Wildnis überließen.

Es ist hier nicht der Ort, die Ereignisse auf Orellanas merkwürdigem Zuge zu erzählen. Sein Unternehmen gelang ihm. Aber wunderbar ist es, daß er in der gefährlichen und ihm fremden Beschiffung jenes Stromes dem Schiffbruch entging. Vielmals war sein Schiff nahe daran, an den hervorragenden Felsen und in wütenden Stromschnellen zerschmettert zu werden; und noch größere Gefahr hatte er durch die kriegerischen Stämme an seinen Ufern zu bestehen, die jedesmal, wo er zu landen versuchte, seine kleine Mannschaft überfielen und in ihren Kanots meilenweit seinem Kielwasser folgten. Endlich fuhr er aus dem großen Strom hinaus, und einmal auf dem Meere, nahm Orellana seine Richtung nach der Insel Cubagua; von dort schlug er den Weg nach Spanien ein, begab sich an den Hof und schilderte die Begebenheiten seiner Reise, — die Amazonenvölker, die er an den Ufern des Stromes gefunden, das Eldorado, welches, wie das Gerücht sagte, sich in der Nähe daselbst befinde, und andere Wunder — die mehr für Übertreibung, als für Erfindungen einer leichtgläubigen Einbildungskraft gelten können. Seine Zuhörer horchten den Erzählungen des Wanderers mit willigem Ohr; und sie mögen, in einem Zeitalter der Wunder, wo die Geheimnisse des Ostens und Westens täglich zutage kamen, wohl zu entschuldigen sein, daß sie die wahre Linie zwischen Dichtung und Wirklichkeit nicht erkannt haben.

Es wurde ihm nicht schwer, einen Auftrag zur Eroberung und Ansiedlung der Reiche zu erhalten, die er entdeckt hatte. Er sah sich bald an der Spitze von 500 Gefährten, die bereit waren, die Gefahren und die Vorteile seiner Unternehmung mit ihm zu teilen. Aber weder er noch sein Vaterland waren bestimmt, sich diese Vorteile zu erringen; er starb auf seiner Fahrt dorthin, und die vom Amazonenstrom bespülten Länder fielen dem portugiesischen Gebiete zu. Der unglückliche Seefahrer genoß selbst nicht der ungeteilten Ehre, den von ihm entdeckten Gewässern seinen Namen

zu geben. Ihm ward nur der unfruchtbare Ruhm der Entdeckung, der den ungerechten Umständen, die sie begleiteten, sicher nicht die Wage hielt.

Einer von Orellanas Leuten widersetzte sich standhaft seinem, sowohl der Menschlichkeit als der Ehre, widerstrebenden Verfahren. Dies war Sanchez de Vargas — und der grausame Anführer rächte sich dadurch an ihm, daß er ihn in dieser öden Gegend, wo ihn jetzt seine Landsleute fanden, seinem Schicksal überließ. Die Spanier hörten mit Schrecken De Vargas Erzählung an, und fast erstarrte ihnen das Blut in den Adern, als sie sich mitten in der fernen Einöde so verlassen und sich des einzigen Mittels, daraus zu entkommen, beraubt sahen. Sie bemühten sich, ihre Reise längs dem Ufer fortzusetzen, aber nach einigen anstrengenden Tagen sank ihnen Kraft und Mut, und sie überließen sich der Verzweiflung!

Da war es, wo die Eigenschaften Gonzalo Pizarros als kräftigen Führers in Zeiten der Mutlosigkeit und Gefahr sich auf eine glänzende Weise offenbarten. Weiteres Vordringen war hoffnungslos; da zu bleiben, wo sie waren, ohne Nahrung und Kleidung, ohne Schutz gegen die wilden Tiere des Waldes und die wilderen Eingeborenen, war unmöglich. Nur ein einziger Ausweg blieb ihnen: es war der, nach Quito zurückzukehren. Aber dieser führte ihnen die Erinnerung der Vergangenheit, der Leiden, die sie nur zu gut würdigten und die ihnen selbst in der Vorstellung kaum erträglich waren, ins Gedächtnis zurück. Sie befanden sich jetzt wenigstens 400 Leguas weit von Quito, und schon ein Jahr war seit dem Antritt ihrer mühseligen Wanderung verflossen. Wie konnten sie sich diesen Gefahren von neuem aussetzen?

Es blieb jedoch keine andere Wahl. Gonzalo suchte seine Leute dadurch zu beruhigen, daß er die unüberwindliche Beharrlichkeit hervorhob, die sie bisher bewiesen hatten; daß er sie beschwor, sich auch ferner des Namens von Castilianern würdig zu zeigen. Er wies sie auf den Ruhm hin, den sie sich auf immer durch ihr heldenmütiges Vollbringen erwerben würden, wenn sie wieder in ihr Vaterland zurückkehren. Er wolle, sagte er, sie auf einem

andern Wege zurückführen, und es könne nicht fehlen, daß sie irgendwo die fruchtbaren Gegenden antreffen würden, von denen sie so oft gehört hätten. Es sei schon wenigstens etwas, daß jeder Schritt sie der Heimat näher bringen werde; und da es jedenfalls jetzt der einzige Weg sei, der ihnen übrig bleibe, so sollten sie sich wie Männer dazu anschicken. Der Geist werde den Körper aufrecht halten, und Schwierigkeiten, denen man mit dem rechten Mut entgegentrete, seien schon halb überwunden!

Die Soldaten lauschten begierig seinen verheißenden und ermutigenden Worten. Das Vertrauen ihres Anführers belebte den Niedergeschlagenen; sie fühlten das Gewicht seiner Gründe, und während sie seinen Versicherungen ein williges Ohr liehen, lebte der Stolz der alten castilianischen Ehre wieder auf in ihrer Brust, und jeder wurde von der edeln Begeisterung ihres Führers ein wenig mitergriffen. Er hatte auch wirklich Anspruch auf ihre Hingebung. Vom Anfang der Unternehmung an hatte er alle damit verknüpften Entbehrungen mitgetragen; weit entfernt, den Vorzug seiner Stellung in Anspruch zu nehmen, hatte er ein gleiches Schicksal mit dem ärmsten Soldaten erduldet; hatte für die Bedürfnisse des Kranken, für die Aufheiterung des Niedergeschlagenen gesorgt, seinen dürftigen Mundvorrat mit seinen verhungerten Leuten geteilt, seinen vollen Anteil an den Mühen und Beschwerden des Marsches getragen, und sich stets nicht nur als ihr Anführer, sondern auch als ihr treuer Gefährte erwiesen. Er fand den Lohn für dies Benehmen in der gegenwärtigen Stunde der Prüfung.

Ich will den Leser mit der Wiederholung der Leiden verschonen, welche die Spanier auf ihrem Rückmarsche nach Quito zu erdulden hatten. Sie schlugen einen mehr nördlichen Weg ein, als auf dem sie sich dem Amazonenstrom genähert hatten; und wenn dieser Weg auch weniger Schwierigkeiten bot, so hatten sie doch mit größeren Leiden zu kämpfen, weil sie unfähiger waren, sie zu besiegen. Ihre einzige Nahrung bestand aus der magern Kost, die sie im Walde aufzulesen fanden, oder das Glück hatten, in irgend einer verlassenen indianischen Ansiedlung zu finden, oder den Ein-

geborenen mit Gewalt zu entreißen. Einige erkrankten und sanken auf dem Wege um, denn niemand war zu ihrer Hilfe da. Das gehäufte Elend hatte sie selbstisch gemacht; und so mancher Unglückliche wurde seinem Schicksal überlassen, allein in der Einöde zu sterben, oder wahrscheinlicher, noch lebendig von den darin umherstreifenden wilden Tieren verzehrt zu werden.

Endlich im Juni 1542, nachdem sie etwas über ein Jahr auf ihrem Rückwege zugebracht, gelangte die erschöpfte Schar auf die Hochebenen in der Nähe von Quito. Ohne Pferde, mit zerbrochenen und verrosteten Waffen, Häute wilder Tiere statt der Kleider lose um ihre Glieder hängend, ihre langen und geflochtenen Locken ihnen wild über die Schultern flatternd, ihre Gesichter durch die tropische Sonne verbrannt und geschwärzt, ihre Körper vom Hunger zerstört und durch Narben entstellt; es sah aus, als hätte ein Beinhaus seine Toten herausgegeben, als sie mit unsicherem Schritt langsam wie eine Gespensterschar dahinwankten. Über die Hälfte der 4000 Indianer, die sich dem Zuge angeschlossen hatten, waren umgekommen, und von den Spaniern kehrten nur 80, und viele von diesen noch überdies mit unwiederbringlich zerstörter Gesundheit nach Quito zurück.

Die wenigen christlichen Einwohner der Stadt kamen mit ihren Weibern und Kindern heraus, um ihre Landsleute zu bewillkommnen. Sie versorgten sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Erfrischungen, und als sie die traurige Schilderung ihrer Leiden hörten, mischten sie ihre Tränen mit denen der Angekommenen. Darauf zog die ganze Schar in die Hauptstadt ein, wo das erste, was sie taten — zu ihrer Ehre sei es erwähnt — war, daß sie alle in die Kirche gingen, um dem Allmächtigen ihr Dankgebet für ihre wunderbare Erhaltung auf ihrer langen und gefahrvollen Wanderung darzubringen.

So endete der Zug nach dem Amazonenstrome; ein Unternehmen, das wegen seiner Gefahren und Leiden, der langen Dauer derselben und der Beharrlichkeit, mit der sie ertragen wurden, in der Geschichte der amerikanischen Entdeckungen vielleicht nicht seinesgleichen hat.

FÜNFTES HAUPTSTÜCK

Almagros Partei / Ihre verzweifelte Lage / Verschwörung gegen Francisco Pizarro / Ermordung Pizarros / Weiteres Benehmen der Verschworenen / Pizarros Charakter

1541

Als Gonzalo Pizarro in Quito angekommen war, erhielt er Nachricht von einem Ereignis, woraus hervorging, daß seine Unternehmung nach dem Amazonenstrom ihm noch verderblicher gewesen sei, als er sich vorgestellt hatte. Während seiner Abwesenheit hatte eine Staatsumwälzung stattgefunden, durch die der ganze Zustand der Dinge in Peru verändert war.

In einem früheren Hauptstück haben wir gesehen, daß, als Hernando Pizarro nach Spanien zurückkehrte, sein Bruder, der Marquis, sich nach Lima begab, wo er fortfuhr, sich mit dem Aufbau seiner jungen Hauptstadt zu beschäftigen und zugleich die allgemeinen Angelegenheiten des Landes zu überwachen. Während seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet war, achtete er wenig auf eine Gefahr, die ihn stündlich bedrohte, obgleich umsichtigere Freunde ihn wiederholt davor gewarnt hatten.

Nach der Hinrichtung Almagros, blieben dessen Leute, die sich auf mehrere Hundert beliefen, im Lande zerstreut; aber, wenn auch zerstreut, waren sie doch durch ein gemeinschaftliches Gefühl von Entrüstung gegen die Pizarros, die Mörder ihres Anführers, als die sie sie betrachteten, vereint. Gegen den Statthalter war ihr Zorn weniger gerichtet, als gegen seinen Bruder Hernando, weil jener bei der Ausführung der Tat weniger beteiligt war. Unter diesen Umständen erforderte es Pizarros Politik offenbar, von zwei Dingen eins zu tun: die feindliche Partei entweder als Freunde oder als offene Feinde zu behandeln. Er mußte die Aufgebrachtesten durch Güte gewinnen, das Andenken an vergangenes Unrecht, wenn er konnte, durch Wohltaten der Gegenwart verlöschen; kurz, ihnen beweisen, daß der Streit nur ihrem Anführer, nicht ihnen gegolten habe, und daß ihr eigener Vorteil es offenbar von ihnen erheische, wieder unter sein Banner zu

treten. Dies wäre das klügste und zugleich auch das edelmütigste Verfahren gewesen; er hätte dadurch die Zahl seiner Anhänger vergrößert und seine Macht im Lande bedeutend verstärkt. Aber unglücklicherweise hatte er nicht den Edelmut, so zu handeln. Eine Beleidigung oder einem von ihm Beleidigten zu verzeihen, lag nicht in der Natur eines Pizarro. Da er nun aber nicht versuchen wollte, Almagros Anhänger für sich zu gewinnen, so erforderte es die Politik des Statthalters offenbar, sie, ohne die mindeste Verstellung, als Feinde zu betrachten und solche Maßregeln zu treffen, die sie außerstande setzten, ihm zu schaden. Er hätte den Rat seines vorsichtigern Bruders befolgen und sie in verschiedene Gegenden verteilen sollen, jedoch so, daß sie sich auf keinem Punkte, und besonders nicht in der Nähe seines eigenen Aufenthalts, in großer Anzahl sammeln konnten.

Aber der Statthalter verachtete die geschlagenen Anhänger Almagros zu tief, als daß er hätte zu Vorsichtsmaßregeln schreiten sollen. Er ließ den Sohn seines Nebenbuhlers in Lima verweilen, wo seine Wohnung bald zum Sammelplatz der mißvergnügten Ritter wurde. Den meisten von Almagros Soldaten war der junge Mann genau bekannt, der an ihrer Seite im Lager unter den Augen seines Vaters aufgewachsen war, und jetzt, nach der Beseitigung seines Vaters, übertrugen sie ihre Ergebenheit auf seinen überlebenden Sohn.

Damit aber der junge Almagro weniger imstande sein möge, dies Gefolge unnützer Anhänger zu unterhalten, entzog ihm Pizarro einen großen Teil seiner Indianer und Ländereien, während er ihn zugleich von der Statthalterschaft von Neu-Toledo ausschloß, die ihm durch das Testament seines Vaters bestimmt war. Der Unterhaltsmittel beraubt, ohne Amt oder Anstellung irgend einer Art, sahen sich die Leute von Chili, denn so wurden Almagros Anhänger noch fortwährend genannt, in die größte Dürftigkeit versetzt. So arm waren sie, daß, wie man sich damals erzählte, zwölf in demselben Hause wohnende Ritter alle nur einen einzigen Mantel besaßen; und da sie bei dem bekannten Stolze, der dem armen Hidalgo eigen ist, ihre Armut nicht öffentlich zeigen

wollten, trugen sie diesen Mantel der Reihe nach, so daß die, welche nicht an der Reihe waren, zu Hause bleiben mußten. Diese Geschichte mag nun wahr sein oder nicht, so kann man daraus doch auf die Not schließen, in welche Almagros Partei versunken war. Und diese Not wurde noch schmerzlicher durch die Unverschämtheit ihrer Feinde, die, bereichert durch ihre eingezogenen Güter, eine übermütige Pracht an Ausrüstung und Kleidung vor ihren Augen entfalteten, die ihr Gefühl verletzen mußte.

Durch Frechheit und Kränkung auf diese Weise gereizte Menschen waren zu gefährlich, um als unbedeutend betrachtet zu werden. Aber obgleich Pizarro vielfache Andeutungen erhielt, die ihn behutsam machen sollten, so achtete er doch nicht darauf. „Die armen Teufel", pflegte er dann mit verächtlichem Mitleid von den Leuten von Chili zu sagen, „haben schon Unglück genug gehabt, wir wollen sie nicht weiter beunruhigen." Und so wenig Rücksicht nahm er auf sie, daß er wie gewöhnlich frei umherging und ohne Gefolge in alle Teile der Stadt und in deren nächste Umgebung ritt.

Nun empfing man in der Niederlassung die Anzeige von der Ernennung eines Richters, der im Auftrage der Krone sich von den Angelegenheiten in Peru unterrichten solle. Obgleich Pizarro durch diese Nachricht beunruhigt ward, erteilte er doch Befehle, ihn bei seiner Landung gebührend zu empfangen und für seine nötigen Bequemlichkeiten auf dem Wege zu sorgen. Der Mut der Anhänger Almagros wurde durch diese Nachricht sehr gehoben. Sie blickten diesem hohen Beamten, in der Hoffnung durch ihn das ihnen widerfahrene Unrecht wieder gut gemacht zu sehen, vertrauensvoll entgegen. Zwei von ihnen wurden ausgewählt, sich in Trauertracht nach dem Norden zu begeben, wo man erwartete, daß der Richter landen werde, um ihm ihre Klagen vorzutragen. Aber es verstrichen Monate, und man hörte nichts von seiner Ankunft, bis endlich ein Schiff, das in den Hafen einlief, die Nachricht brachte, der größte Teil des Geschwaders sei in den schweren Stürmen der Küste gescheitert, und der Bevollmächtigte wahrscheinlich dabei mit untergegangen. Dies war eine nieder-

schlagende Nachricht für die Leute von Chili, deren „Elend", um mich der Worte ihres jungen Führers zu bedienen, „zu groß geworden war, um länger ertragen zu werden".

Schon hatten Zeichen des Mißvergnügens angefangen sich offen kundzugeben. Die hochmütigen Ritter lüfteten nicht immer ihre Mützen, wenn sie dem Statthalter auf der Straße begegneten; und einmal fand man drei Stricke an dem öffentlichen Galgen hängen, an welchen Zettel befestigt waren, auf denen die Namen Pizarros, Velasquez' des Richters und Picados des Sekretärs des Statthalters, standen. Der zuletzt genannte war Almagro und seinen Anhängern ganz besonders verhaßt. Da sein Herr weder lesen noch schreiben konnte, ging aller schriftlicher Verkehr mit ihm durch Picados Hände; und da dieser einen harten und anmaßenden Charakter hatte, auch durch die Wichtigkeit, die seine Stellung ihm gab, sehr hochmütig geworden war, übte er auf die Maßregeln des Statthalters einen nachteiligen Einfluß. Almagros verarmte Leute waren der Gegenstand seines unverhohlenen Spottes, und er rächte sich für die ihm jetzt zugefügte Schmach dadurch, daß er vor die Wohnung ihres jungen Anführers ritt, in einem von Gold und Silber funkelnden Flitterstaate, mit der Inschrift „Für die Leute von Chili" auf der Mütze. Dies war ein törichter Spott; aber die armen Ritter, durch ihre Leiden sehr empfindlich geworden, hatten nicht die philosophische Ruhe, ihn zu verachten.

Endlich entmutigt durch die lange verzögerte Ankunft Vacas de Castro, und noch mehr durch die neueste Nachricht von seinem Verluste, beschloß Almagros Partei, da sie an einer Genugtuung von seiten einer gesetzmäßigen Behörde verzweifelte, sich sie selbst zu verschaffen. Sie kamen zu dem verzweifelten Entschlusse, Pizarro zu ermorden. Der dazu festgesetzte Tag war Sonntag, der 26. Juni 1541. Die Verschworenen, achtzehn oder zwanzig an der Zahl, sollten sich in Almagros Hause versammeln, das auf dem großen Platze nahe an der Stiftskirche stand, und wann der Statthalter aus der Messe zurückkehrte, herausstürzen und auf der Straße über ihn herfallen. Eine zu gleicher Zeit aus einem obern

Fenster des Hauses entfaltete weiße Fahne sollte für ihre übrigen Gefährten das Zeichen sein, denen zu Hilfe zu eilen, die in der Ausführung der Tat begriffen seien.

Diese Verabredungen konnten Almagro schwerlich verschwiegen geblieben sein, da seine eigene Wohnung zum Sammelplatz bestimmt war. Jedoch hat man keinen sichern Beweis von seiner Teilnahme an der Verschwörung. Er war in der Tat noch zu jung, als daß es wahrscheinlich sein sollte, er habe dabei eine leitende Rolle übernommen. Gleichzeitige Schriftsteller legen ihm manche vielversprechende Fähigkeiten bei, doch befand er sich leider nicht in einer der Entwicklung günstigen Lage. Er war der Sohn eines indianischen Frauenzimmers aus Panama, hatte aber von früher Jugend an das bewegte Leben seines Vaters geteilt, mit dem er durch seinen freimütigen und edelmütigen Charakter wie durch die Heftigkeit seiner Leidenschaften große Ähnlichkeit hatte. Seine Jugend und Unerfahrenheit machten ihn unfähig, bei den schwierigen Umständen, in die er versetzt war, als Führer aufzutreten, und er war deshalb wenig mehr als ein Spielzeug in den Händen anderer. Der vorzüglichste seiner Ratgeber war Juan de Herrada, oder Rada, wie sein Name häufiger ausgesprochen wird; ein Ritter von ehrenwerter Familie, der früher als gemeiner Soldat in Dienst getreten, nach und nach aber durch seine kriegerischen Fähigkeiten zu den höchsten Stellen im Heere gestiegen war. Zu dieser Zeit war er schon weit in Jahren vorgerückt; aber das Feuer der Jugend war noch nicht in seiner Brust erloschen und er brannte vor Begierde, das Unrecht zu rächen, das man seinem ehemaligen Befehlshaber zugefügt hatte. Die Anhänglichkeit, die er von jeher für den ältern Almagro empfunden, scheint er in vollem Maße auf seinen Sohn übertragen zu haben, und wahrscheinlich hat er mehr mit Rücksicht auf ihn, als auf sich selbst, diese kühne Verschwörung angelegt und die Leitung ihrer Ausführung übernommen.

Unter den Verschworenen war indes einer, der durch sein Gewissen wegen der Rolle, die er spielen sollte, beunruhigt war, und sein Herz dadurch, daß er seinem Beichtvater den ganzen Plan ent-

KAMPFSZENE
(Sieger links). Darstellung auf einem Krug
Fundort Chimbote

deckte, erleichterte. Dieser verlor keine Zeit, es Picado zu berichten, durch den es wiederum Pizarro hinterbracht ward. Aber sonderbarerweise machte dies auf den Statthalter kaum mehr Eindruck, als die unbestimmten Warnungen, die er so häufig erhalten hatte. „Es ist eine Erfindung des Priesters," sagte er, „er wünscht sich eine Bischofsmütze". Er teilte die Sache jedoch dem Richter Velasquez mit, der, statt die Verschwörer festnehmen und die nötigen Schritte tun zu lassen, um die Wahrheit der Beschuldigung zu ergründen, ebenso verblendet zu sein schien, wie Pizarro; er bat den Statthalter ohne Sorge zu sein, „den so lange der Stab der Gerechtigkeit" — nicht bloß ein bildlicher Ausdruck in Castilien — „sich in seinen Händen befinde, solle ihm kein Leid geschehen". Um jedoch jeder möglichen Gefahr vorzubeugen, hielt es Pizarro für geraten, Sonntag nicht in die Messe zu gehen und unter dem Vorwand von Unwohlsein zu Hause zu bleiben. An dem verabredeten Tage fanden sich Rada und seine Genossen in Almagros Hause ein, und sahen der Stunde, wo der Statthalter aus der Kirche kommen werde, ängstlich entgegen. Aber sie waren sehr betroffen, als sie erfuhren, daß er nicht darin, sondern, wie allgemein verlautete, krankheitshalber zu Hause geblieben sei. Sie zweifelten kaum, daß ihr Plan entdeckt sei, und sahen ein, daß ihr eigenes Verderben die unvermeidliche Folge sein werde, noch dazu ohne den traurigen Trost, den Streich geführt zu haben, um den sie sich dem Verderben ausgesetzt hatten. In dieser Bestürzung waren einige dafür, auseinander zu gehen, in der Hoffnung, daß Pizarro am Ende noch nichts von ihrem Vorhaben wissen werde. Die meisten aber stimmten dafür, ihn sofort in seinem Hause zu überfallen. Die Frage wurde von einem aus der Partei kurz entschieden, der einsah, daß in diesem letztern Verfahren die einzige Hoffnung zu ihrer Rettung liege. Er riß die Türen auf, stürzte hinaus, indem er seinen Genossen zurief, „ihm zu folgen, wo nicht, werde er den Zweck, um den sie zusammengekommen, bekannt machen." Nun war nicht länger zu zögern, und die Ritter, Rada an ihrer Spitze, brachen auf unter dem Ausruf: „Lange lebe der König! Tod dem Tyrannen!"

Es war zur Stunde des Mittagessens, die in diesem einfachen Zeitalter der spanischen Pflanzstaaten 12 Uhr war. Doch liefen eine Menge Leute, die das Schreien der Angreifer gehört hatten, auf den Platz hinaus, um nach der Veranlassung zu fragen. „Sie gehen, den Marquis zu töten," sagten einige ganz ruhig; andere sagten: „Es ist Picado." Nicht ein einziger rührte sich zu ihrer Verteidigung; Pizarros Macht war nicht im Herzen des Volkes gegründet.

Als die Verschworenen über den Platz gingen, machte einer einen Umweg, um einem kleinen Wasserpfuhl auszuweichen, der ihnen im Wege lag. „Was!" schrie Rada, „Dur fürchtest Dich die Füße naß zu machen, wenn Du bis an die Knie in Blut waten willst!" Und er befahl dem Manne von dem Vorhaben zurückzutreten, und wieder nach Hause zu gehen. Diese Anekdote ich charakteristisch.

Der Palast des Statthalters stand auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes; er hatte zwei Höfe. Der Eingang zu dem äußeren Hof war durch ein festes Tor geschlossen, das sich gegen 100 Mann und mehr verteidigen ließ. Aber es war offen gelassen, und als die Verschworenen nach dem innern Hofe unter ihrem furchtbaren Schlachtruf hindurcheilten, trafen sie zwei im Hofe umhergehende Diener. Einen hieben sie nieder, der andere floh in aller Eile dem Hause zu und rief: „Hilfe, Hilfe! Die Leute von Chili kommen alle, den Marquis zu ermorden!"

Pizarro war gerade bei Tische oder, was wahrscheinlicher ist, hatte eben zu Mittag gespeist. Er hatte einige Freunde bei sich, die, wie es scheint, nach der Messe zu ihm gegangen waren, um sich nach dem Befinden zu erkundigen, und von denen einige geblieben waren, um an seinem Mahle teilzunehmen. Zu diesen gehörte Don Martinez de Alcantara, Pizarros Halbbruder von mütterlicher Seite, der Richter Velasquez, der ernannte Bischof von Quito und einige der vornehmsten Ritter der Stadt, etwa 15 bis 20 an der Zahl. Einige von ihnen, erschreckt durch den Lärm im Hofe, verließen den Saal, liefen bis auf den ersten Absatz der Treppe hinab und erkundigten sich nach der Ursache des Lärms.

Kaum waren sie durch das Geschrei des Dieners davon unterrichtet, als sie in bestürzter Eile ins Haus zurückkehrten; und da sie nicht gesonnen waren, den Sturm waffenlos, oder doch unvollkommen bewaffnet, wie es die meisten von ihnen waren, abzuwarten, nahmen sie ihren Weg über einen Altan nach dem Garten, in den sie sich ohne Beschädigung hinabließen. Velasquez, der Richter, hielt, um seine Hände beim Hinabsteigen besser gebrauchen zu können, seinen Amtsstab im Munde, weil er, wie ein beißender Geschichtschreiber sagt, darauf bedacht war, seine Versicherung nicht zu schanden werden zu lassen, „daß, so lange der Stab der Gerechtigkeit in seinen Händen sei, Pizarro kein Leid geschehen solle!"

Unterdes rief der Marquis, der den Grund des Lärms erfahren hatte, dem Francisco de Chaves, einem bei ihm in hohem Vertrauen stehenden Offizier, der sich in dem äußeren auf die Treppe ausmündenden Gemach befand, den Befehl zu, die Tür verschlossen zu halten, während er und sein Bruder Alcantara ihre Rüstung anschnallten. Wäre dieser ruhig erteilte Befehl ebenso ruhig ausgeführt worden, so waren alle dadurch gerettet, da der Eingang selbst gegen eine weit größere Gewalt hätte leicht verteidigt werden können, bis die durch die entflohenen Ritter verbreitete Nachricht Pizarro Hilfe herbeigeführt hätte. Aber unglücklicherweise öffnete Chaves, gegen den Auftrag seines Befehlshabers, die Tür zur Hälfte, und versuchte sich mit den Verschworenen in eine Unterhandlung einzulassen. Diese waren bis auf die obersten Stufen gelangt und brachen die Unterhandlung dadurch kurz ab, daß sie Chaves niederstießen und ihn in den untern Flur hinabwarfen. Einen Augenblick wurden sie durch die Diener des erschlagenen Ritters aufgehalten. aber auch diese wurden rasch hingestreckt, und Rada und seine Gefährten drangen in das Gemach, liefen hindurch und riefen: „Wo ist der Marquis? Tod dem Tyrannen!"

Martinez de Alcantara, der im Nebenzimmer seinem Bruder beim Umschnallen seines Panzers behilflich war, hatte kaum gesehen, daß der Eingang zum Vorzimmer erzwungen war, als er vor die

Tür des Zimmers hinaussprang und mit Hilfe von zwei jungen Leuten, den Edelknaben Pizarros, und einem oder zwei diensthabenden Rittern, sich der Annäherung der Angreifenden zu widersetzen suchte. Nun entspann sich ein verzweifelter Kampf. Auf beiden Seiten fielen Hiebe, von denen einige tötlich waren; zwei der Verschworenen wurden erschlagen, wogegen Alcantara und seine Gefährten wiederholt verwundet wurden.

Pizarro, dem es in der Eile des Augenblicks nicht möglich war, seinen Panzer zu befestigen, warf ihn fort, wickelte den einen Arm in seinen Mantel, ergriff mit dem andern sein Schwert und sprang seinem Bruder zu Hilfe. Es war zu spät; denn Alcantara war durch den Blutverlust schon wankend geworden und fiel dann bald zu Boden. Pizarro warf sich, gleich einem in seinem Lager aufgescheuchten Löwen, auf seine Verfolger und teilte seine Hiebe mit solcher Schnelligkeit und Kraft aus, als hätte das Alter gar keinen Einfluß auf seinen Körper gehabt. „Verräter", rief er, „seid ihr gekommen, mich in meinem eigenen Hause zu töten?" Die Verschworenen wichen einen Augenblick zurück, als zwei von ihnen unter Pizarros Schwert gefallen waren; aber rasch sammelten sie sich wieder, und bei ihrer überlegenen Anzahl fochten sie mit großem Vorteil, indem sie sich einander im Angriffe ablösten. Indes der Durchgang war enge, und schon währte der Kampf einige Minuten lang, bis Pizarros beide Edelknaben an seiner Seite niedergestreckt wurden, wo dann Rada über die Zögerung ungeduldig ausrief: „Warum halten wir uns so lange damit auf? Nieder mit dem Tyrannen!" Dabei nahm er einen seiner Gefährten, Narvaez, in die Arme und warf ihn dem Marquis entgegen. Pizarro, sofort mit seinem Gegner handgemein, durchbohrte ihn mit seinem Schwerte. Aber in demselben Augenblick erhielt er eine Wunde am Halse, und taumelnd sank er zu Boden, während die Schwerter Radas und mehrerer Verschworenen ihn durchstachen. „Jesus", rief der Sterbende, und indem er mit dem Finger ein Kreuz auf dem blutigen Boden zog, beugte er den Kopf nieder, um es zu küssen, als ein Hieb, freundlicher als die übrigen, seinem Leben ein Ende machte.

Nachdem die Verschworenen ihre blutige Tat vollführt hatten, stürzten sie sich in die Straße und riefen, ihre noch bluttriefenden Waffen schwingend: „Der Tyrann ist tot! Die Gesetze sind wieder hergestellt! Lange lebe unser Herr der Kaiser, und sein Statthalter Almagro!" Aufgeregt durch den frohlockenden Ausruf, strömten die Leute von Chili nun von allen Seiten heran, um sich unter Radas Banner zu stellen, der sich nun bald an der Spitze von nahe an 300 Anhängern sah, alle bewaffnet und bereit, seine Macht zu unterstützen. Vor die Häuser der Hauptanhänger des verstorbenen Statthalters wurden Wachen gestellt und sie selbst in Haft genommen. Pizarros Haus und das seines Sekretärs Picado wurden der Plünderung preisgegeben; in dem ersten fand man eine reiche Beute an Gold und Silber. Picado selbst flüchtete sich in Riquelmes, des Schatzmeisters Wohnung; aber sein Versteck ward bald entdeckt — nach einigen Berichten, verraten durch die Blicke, wenn auch nicht durch die Worte des Schatzmeisters selbst — und er wurde hervorgezogen und in sicheres Verwahrsam gebracht. Die ganze Stadt geriet in Bestürzung, als bewaffnete Haufen in ihren verschiedenen Aufträgen hin und her eilten, und alle, die nicht zu Almagros Partei gehörten, zitterten, mit in die Achtserklärung ihrer Feinde verwickelt zu werden. So groß war die Verwirrung, daß die barmherzigen Brüder insgesamt in feierlichem Aufzuge, mit hocherhobenem Kruzifix durch die Straßen zogen, da sie durch die Erscheinung des heiligen Sinnbildes die Leidenschaften der Menge zu besänftigen hofften.

Aber Rada und seine Anhänger übten keine andere Gewalt, als einige verdächtige Personen festzunehmen und sich der Pferde und Waffen, wo deren zu finden waren, zu bemächtigen. Alsdann wurde die Obrigkeit aufgefordert, Almagros Herrschaft anzuerkennen; die Widerspenstigen wurden ohne Umstände ihrer Dienste entlassen, und an ihre Stelle andere von der Chilipartei eingesetzt. Die Ansprüche des neuen Bewerbers wurden vollkommen anerkannt; der junge Almagro ritt prunkvoll durch die Straßen, von einer Abteilung wohlbewaffneter Ritter begleitet, und wurde zum Statthalter und Oberfeldherrn von Peru ausgerufen.

Während dessen ließ man die entstellten Leichen Pizarros und seiner treuen Anhänger in ihrem Blute liegen. Einige waren dafür, die Leiche des Statthalters auf den Marktplatz zu schleppen und seinen Kopf auf einem Galgen auszustellen. Aber man bewog Almagro heimlich, den Bitten der Freunde Pizarros nachzugeben und sein Begräbnis zu erlauben. Dieses fand heimlich und eilig statt, weil man dabei gestört zu werden fürchtete. Ein treuer Diener und dessen Frau nebst einigen schwarzen Hausbedienten wickelten den Leichnam in ein baumwollenes Tuch und brachten ihn nach der Stiftskirche. In einem dunkeln Winkel ward eiligst ein Grab gegraben, die Totenandacht wurde rasch und geheim verrichtet, und in der nur durch den schwachen Schein einiger von den armen Dienern besorgten Wachskerzen erhellten Finsternis wurden die in ihre blutigen Tücher gehüllten Überreste Pizarros dem Staube, dem sie angehörten, übergeben. Ein so elendes Ende nahm der Eroberer von Peru — der Mann, der noch wenige Stunden vorher über das Land mit ebenso unumschränkter Gewalt wie dessen erbliche Inkas geherrscht hatte. Bei hellem Tageslicht niedergemetzelt, mitten in seiner Hauptstadt, umgeben von denen, die seine Waffengefährten gewesen, die seine Siege und seine Beute mit ihm geteilt hatten, fand er seinen Tod gleich einem Ausgestoßenen. „Es fand sich nicht einmal einer," sagt sehr ausdrucksvoll der Zeitgeschichtschreiber, „zu sagen: Gott verzeih' ihm".

Einige Jahre später, als die Ruhe im Lande wiederhergestellt war, wurden Pizarros Überreste in einen prachtvollen Sarg gelegt und unter einem Grabmale in einem in die Augen fallenden Teile der Kirche beigesetzt. Im Jahre 1607, wo die Zeit ihren freundlichen Mantel über die Vergangenheit geworfen hatte und das Andenken an seine Fehler und Verbrechen in der Betrachtung der großen Dienste untergegangen war, die er der Krone durch die Ausdehnung ihres Pflanzstaatreiches geleistet hatte, wurden seine Gebeine nach der neuen Stiftskirche gebracht, und durften neben denen Mendozas, des weisen und guten Vizekönigs von Peru, ihre Ruhestätte finden.

Pizarro war zur Zeit seines Todes nicht viel unter 65 Jahre alt; doch beruht dies nur auf unsicherer Vermutung, da man keine zuverlässige Nachricht über sein Geburtsjahr hat. Er ist niemals verheiratet gewesen; aber von einer indianischen Prinzessin aus Inkageblüt, einer Tochter Atahuallpas und Enkelin des großen Huayna Capac, hatte er zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Beide überlebten ihn; aber der Sohn erreichte nicht das Mannesalter. Ihre Mutter heiratete nach Pizarros Tode einen spanischen Ritter, namens Ampuero, und ging mit ihm nach Spanien. Ihre Tochter Francisca begleitete sie, und verheiratete sich dort später mit ihrem Oheim Hernando Pizarro, der damals in der Mota del Medina gefangen saß. Weder der Titel noch die Güter des Marquis Francisco gingen auf seine unehelichen Nachkommen über. Aber in der dritten Geschlechtslinie, unter der Regierung Philipps IV., wurde der Titel wieder ins Leben gerufen zugunsten des Don Juan Hernando Pizarro, der, zum Dank für die von seinem Vorfahren geleisteten Dienste, zum Marquis der Eroberung, Marques de la Conquista, mit einem reichlichen Jahrgehalte von der Regierung ernannt ward. Seine Nachkommen, die den nämlichen Adelstitel führen, leben noch, wie man sagt, in Truxillo, in der Landschaft Estremadura, dem Geburtsorte der Pizarros.

Pizarros Persönlichkeit ist schon beschrieben worden. Er war groß von Gestalt, ebenmäßig gebaut, und hatte kein ungefälliges Gesicht. In Lagern aufgewachsen, hatte er nichts von feiner Hofbildung, aber eine kriegerische Haltung, und sah aus wie einer, der zu befehlen gewohnt ist. Aber war er auch nicht fein gebildet, so lag in seinem Benehmen doch nichts Verlegenes oder Bäurisches, und er konnte, wo es seinem Zwecke dienlich war, gefällig und einnehmend sein. Ein Beweis davon ist der günstige Eindruck, den er machte, als er sich nach seiner zweiten Unternehmung an dem steifen Hofe von Castilien vorstellte, dessen Formen und Gebräuche ihm ganz fremd waren.

Ungleich vielen seiner Landsleute, hatte er keine Lust an prunkender Kleidung, die er als eine Belästigung betrachtete. Der

Anzug, den er bei öffentlichen Gelegenheiten am meisten liebte, war ein schwarzer Mantel, mit einem weißen Hute und Schuhe von derselben Farbe; die letzteren, wie man sagt, in Nachahmung des großen Feldherrn, dessen Charakter er schon früh in Italien bewundern gelernt hatte, mit dem sein eigener indes nur sehr schwache Ähnlichkeit hatte.

Er war mäßig im Essen, trank wenig, und stand gewöhnlich eine Stunde vor Tagesanbruch auf. In der Besorgung von Geschäften war er pünktlich und scheute keine Mühe. Leiden ertrug er mit der größten Geduld. Wie die meisten Spanier, liebte er das Spiel, und war in der Wahl der Personen, mit denen er spielte, nicht eben schwierig; wobei er aber dann, wenn sein Gegner nichts zu verlieren hatte, es so eingerichtet haben soll, daß er selbst der Verlierende wurde; eine Art, jemand zu verpflichten, die ein castilianischer Schriftsteller als eine sehr zarte lobt. Obgleich habsüchtig, war er dies doch nur um zu geben, nicht um zu sammeln. Seine großen Schätze, wahrscheinlich größer als vor ihm irgend einem Abenteurer zuteil wurden, verschwendete er in seinen Unternehmungen, seinen Bauten und Plänen für das allgemeine Beste, wodurch in einem Lande, wo Gold und Silber, wegen des Überflusses daran, ihren Wert fast verloren hatten, unglaubliche Summen darauf gingen. Während er das ganze Land gewissermaßen als sein Eigentum betrachtete und es freigebig unter seine Feldherren verteilte, steht es doch fest, daß die ihm von der Krone zugesagte fürstliche Verleihung eines Landgebietes mit 20.000 Untertanen ihm niemals wirklich überkommen ist; auch haben seine Erben niemals den Ertrag davon bezogen.

Für einen Mann von so großer Tatkraft wie Pizarro war Untätigkeit das größte Übel. Der Reiz des Spiels war seiner an die Aufregung des Krieges und Abenteuers gewöhnten Natur gewissermaßen zum Bedürfnis geworden; sein ungebildeter Geist fand kein Vergnügen an feineren, sinnigeren Erholungen. Der verlassene Findling hatte nie Lesen und Schreiben gelernt; dies ist von einigen bestritten worden, wird aber durch unverwerfliche Zeugnisse bestätigt. Montesinos sagt allerdings, Pizarro habe auf seiner ersten

Reise versucht lesen zu lernen, aber seine ungeduldige Natur habe ihn daran verhindert, und er habe sich damit begnügt, seinen Namen unterschreiben zu lernen. Aber Montesinos war kein gleichzeitiger Geschichtschreiber. Pedro Pizarro, sein Waffengefährte, sagt uns ausdrücklich, daß er weder lesen noch schreiben konnte, und Zarate, ein anderer Zeitgenosse, der mit den Eroberern genau bekannt war, bestätigt diese Angabe und fügt noch hinzu, daß Pizarro nicht einmal seinen Namen unterschreiben konnte. Dies geschah in seinen letzten Jahren durch seinen Sekretär Picado, während der Statthalter nur die gebräuchliche rubrica oder den Zug neben seinen Namen machte. So ist es der Fall bei den Urkunden, die ich untersucht habe, in denen seine, wahrscheinlich von seinem Sekretär geschriebene Unterschrift oder sein Titel Marques, der in seinem späteren Alter die Stelle seines Namens vertrat, zu Ende mit einem Zuge versehen ist, und zwar auf eine so stümperhafte Weise, als wäre er von der Hand eines Bauers gezeichnet. Aber wir dürfen diesen Mangel nicht so hoch anschlagen, wie wir es in der jetzigen Zeit allgemeiner, wenigstens für unser glückliches Vaterland allgemeiner, Aufklärung tun würden. Lesen und Schreiben, jetzt etwas so Allgemeines, mußte zu Anfang des 16. Jahrhunderts zu den besonderen Vollkommenheiten gerechnet werden, und wer Gelegenheit hat, eigenhändige Denkschriften aus jener Zeit zu Rate zu ziehen, wird finden, daß sie, selbst von Leuten des höchsten Ranges, nur zu oft auf eine Weise geschrieben sind, die selbst einem Schulknaben jetziger Zeit wenig Ehre machen würde.

Obgleich Pizarro kühn im Handeln und nicht leicht von seinem Vorsatz abzubringen war, so konnte er doch nur schwer zu einem Entschluß kommen; dies gab ihm einen, seinem Charakter fremden Anschein von Unentschlossenheit. Vielleicht weil er sich dessen bewußt war, hatte er die Gewohnheit angenommen, allen, die sich um eine Gunst bewarben, anfangs mit „Nein" zu antworten; nachher aber, wenn er Zeit gehabt hatte, darüber nachzudenken, seinen Beschluß zu ändern und das zu bewilligen, was ihm zweckmäßig schien. Er beobachtete das entgegengesetzte Ver-

fahren seines Gefährten Almagro, der, wie man bemerkt hatte, gewöhnlich „Ja" sagte, aber nur zu oft sein Versprechen nicht hielt. Dies war dem sorglosen und leichtsinnigen Charakter Almagros eigen, der mehr von augenblicklichem Antriebe als von Grundsätzen beherrscht wurde.

Es ist wohl kaum nötig, von dem Mute eines Mannes zu sprechen, der sich einer Laufbahn wie Pizarro gewidmet hat. Mut war bei den spanischen Abenteurern eine sich von selbst verstehende Eigenschaft, denn Gefahr war ihr Element. Aber er besaß etwas Höheres als den bloß äußerlichen Mut, dies war eine Festigkeit der Vorsätze, die zu tief in seiner Natur gewurzelt war, als daß sie durch die heftigsten Schicksalsstürme hätte erschüttert werden können. Es war diese unbeugsame Beharrlichkeit, die den Schlüssel zu seinem Charakter bildete und worin das Geheimnis seiner Erfolge lag. Einen merkwürdigen Beweis davon gab er bei seiner ersten Unternehmung unter den Mangelbäumen und den schrecklichen Sümpfen von Choco. Er sah seine Leute rings um sich her unter der verderblichen bösen Luft hinwelken, einem unsichtbaren Feinde erliegen und unfähig, auch nur einen Streich zu ihrer Verteidigung zu führen. Dennoch sank sein Mut nicht, und er ließ von seinem Unternehmen nicht ab.

Es liegt etwas für die Einbildungskraft Niederdrückendes in diesem Kriege gegen die Natur. Im Kampfe von Menschen gegen Menschen wird, weil er mit gleichen Waffen geführt wird, der Mut gehoben; aber in einem Kriege mit den Elementen fühlen wir, daß, wie tapfer wir uns auch dabei benehmen, wir es doch mit einem unberechenbaren Feinde zu tun haben. Auch feuert uns in einem solchen Kampfe nicht die Aussicht auf Ruhm an; denn in der willkürlichen Schätzung menschlichen Ruhmes wird das stille Ertragen von Entbehrungen, wie schmerzlich sie auch sein mögen, nur gering angeschlagen in Vergleich zu den prunkhaften Trophäen des Sieges. Die Lorbeeren des Helden — wie betrübend für die Menschheit dies auch ist — wachsen am besten auf dem Schlachtfelde.

Diesen unbeugsamen Mut bewies Pizarro auf eine noch stärkere

Weise, als er auf der kleinen Insel Gallo die Linie im Sande zog, die ihn und seine Handvoll Leute von ihrem Vaterlande und von gebildeten Menschen trennen sollte. Er rechnete darauf, daß seine eigene Beharrlichkeit den Schwachen stärken und tapfere Herzen zur Fortsetzung seines Unternehmens um ihn sammeln werde. Er blickte vertrauensvoll in die Zukunft und verrechnete sich nicht. Dies Benehmen war heldenmütig, und es brauchte nur einen edleren Beweggrund zu haben, um uns als wahrhaft erhaben zu erscheinen.

Doch entwickelten sich dieselben Züge seines Charakters auf eine kaum weniger merkwürdige Weise, als er, bei seinem Landen an der Küste, über die wirkliche Stärke und Bildung der Inkas Gewißheit erhielt, und dennoch darauf bestand, an der Spitze einer sich auf weniger als 200 Mann belaufenden Streitmacht, ins Innere vorzudringen. Hierbei nahm er sich ohne Zweifel ein Beispiel an Cortez, das so ansteckend für den waglichen Mut damaliger Zeit und besonders für Pizarro war, der sich in ein ähnliches Unternehmen eingelassen hatte. Jedoch war die Gefahr, der sich Pizarro aussetzte, weit größer als die, welche der Eroberer von Mexico lief, dessen Streitmacht fast dreimal so groß war, während der Schrecken des Namens des Inka, wie ihn nachher der Erfolg auch gerechtfertigt haben mag — ebenso weit verbreitet war, wie der der Azteken.

Ohne Zweifel faßte Pizarro, ebenfalls aus Nachahmung desselben glänzenden Beispiels, den Plan zur Gefangennehmung Atahuallpas. Aber die Lage der beiden spanischen Feldherren war eben so sehr verschieden wie die Art, in der sie ihre Gewalttaten ausführten. Das ganz unnütze Niedermetzeln der Peruaner glich dem von Alvarado in Mexiko vollführten und würde ebenso unglückliche Folgen gehabt haben, wenn der peruanische Charakter ebenso wild gewesen wäre wie der der Azteken. Aber der Schlag, der diese bis zur Tollheit aufregte, brach den zahmeren Sinn der Peruaner. Es war ein so verwegener Streich und überließ dem Zufall so viel, daß er schwerlich den Namen Politik verdient.

Als Pizarro in Peru landete, fand er es in einem Streite um die Krone begriffen. Man sollte meinen, daß es sein Vorteil erfordert hätte, eine Partei gegen die andere zu unterstützen, indem er sein eigenes Gewicht in die Schale legte, die ihm am besten paßte. Statt dessen schritt er zu einer verwegenen Gewalttat, die beide mit einem Schlage zermalmte. Seine darauf folgende Laufbahn konnte keineswegs mit der von Cortez entwickelten tiefen Politik wetteifern, der feindliche Völker unter seinem Banner vereinigte und sie gegen einen gemeinsamen Feind führte. Noch weniger hatte er Gelegenheit, die Kriegskunst und bewundernswerte Heerführung seines Nebenbuhlers zu bekunden. Cortez leitete seine Kriegsunternehmungen nach den wohlberechneten Grundsätzen eines großen Feldherrn an der Spitze einer mächtigen Streitmacht. Pizarro erscheint nur als ein Abenteurer, als ein glücklicher fahrender Ritter. Mit einem einzigen kühnen Streiche zerbrach er den Zauber, der das Land so lange unter der Herrschaft der Inkas gehalten hatte, und das luftige Gebilde ihres Reiches, auf dem Aberglauben der Zeitalter erbaut, zerrann bei der bloßen Berührung. Dies war mehr ein Glückszufall als ein Ergebnis der Politik.

Pizarro war in hohem Grade treulos; und doch ist nichts der gesunden Politik mehr zuwider. Eine einzige vollkommen erwiesene Treulosigkeit gereicht dem, der sie begeht, zum Verderben. Der Mensch, der das Vertrauen zu seiner Aufrichtigkeit zerstört, verliert zugleich die beste Grundlage für künftige Unternehmungen. Wer wird wissentlich auf Triebsand bauen? Durch seine treulose Behandlung Almagros entfremdete sich Pizarro die Gemüter der Spanier. Durch sein schändliches Benehmen gegen Atahuallpa und später gegen den Inka Manco brachte er die Peruaner gegen sich auf. Der Name Pizarro wurde zu einer Bezeichnung für Treulosigkeit. Almagro rächte sich durch einen Bürgerkrieg, Manco durch eine Empörung, die Pizarro beinahe um seine Herrschaft brachte. Der Bürgerkrieg endete in einer Verschwörung, die ihm das Leben kostete. Dies waren die Früchte seiner Politik. Man kann Pizarro für schlau, aber nicht, wofür ihn seine Landsleute oft erklärt haben„ für einen Staatsmann halten.

Als Pizarro in den Besitz von Cuzco kam, fand er ein in Gesittung weit vorgeschrittenes Land; Staatseinrichtungen, unter welchen das Volk ruhig und in persönlicher Sicherheit lebte; Gebirge und Hochland bedeckt von Herden; die Täler blühend in den üppigen Früchten eines verständigen Landbaues; Korn- und Warenspeicher überfüllt; das ganze Land im Genuß seines Überflusses; und den unter dem Einfluß der mildesten und harmlosesten Form des Aberglaubens gesänftigten Volkscharakter wohlvorbereitet für die Annahme einer höheren und christlichen Bildung. Aber, weit entfernt diese einzuführen, überließ Pizarro die besiegten Stämme seinem rohen Kriegsvolke; die heiligen Klöster wurden ihren Lüsten, die Städte und Dörfer der Plünderung preisgegeben; die unglücklichen Eingeborenen wurden wie Sklaven unter die Eroberer verteilt, um in deren Bergwerken zu arbeiten; die Herden wurden zerstreut und unnütz vernichtet; die Kornvorräte verschwendet; die zweckmäßigen Vorkehrungen zu einer vollkommneren Bodenbearbeitung ließ man in Verfall geraten; das Paradies ward in eine Wüste verwandelt. Statt die alten Formen der Bildung zu benutzen, zog es Pizarro vor, ihre Spuren aus dem Lande zu verwischen und auf ihren Trümmern die Staatseinrichtungen seines Vaterlandes zu gründen. Doch kamen diese dem armen, in eiserner Knechtschaft gehaltenen Indianer nicht zugute. Er hatte wenig davon, daß sich auf den Küsten des stillen Meeres zahlreiche Gemeinden und Städte, die Märkte eines blühenden Handels erhoben. Er hatte keinen Teil an der glücklichen Erbschaft. Er war ein Fremdling im Lande seiner Väter.

Die Religion des Peruaners, die ihn auf die Anbetung jener erhabenen Leuchte hinwies, welche die Allmacht und Güte des Schöpfers am besten versinnlicht, ist vielleicht die reinste Form des Aberglaubens, die es jemals unter Menschen gegeben hat. Dennoch war es ein großer Schritt, daß der Peruaner, unter der neuen Ordnung der Dinge und durch den wohlwollenden Eifer der Bekehrer, einige schwache Strahlen eines reineren Glaubens in seine umnachtete Seele aufnehmen konnte. Pizarro selbst kann man keiner übertriebenen Sorgfalt für die Verbreitung des Glaubens

anklagen. Er war kein Frömmler wie Cortez. Frömmelei ist das Verderben des religiösen Prinzips; aber eben dies Prinzip selbst fehlte Pizarro. Die Bekehrung der Heiden war der vorwaltende Zweck in Cortez bei seiner Unternehmung. Es war keine eitle Prahlerei. Er würde zu jeder Zeit sein Leben und den Erfolg seiner gefahrvollen Unternehmung dafür geopfert haben. Sein großer Zweck war es, das Land von den rohen Greueln der Azteken zu reinigen und die Religion Jesu an die Stelle zu setzen. Dies gab seiner Unternehmung den Charakter eines Kreuzzuges; es war die beste Entschuldigung für die Eroberung, und stimmt besser als alle anderen Rücksichten unser Mitgefühl zugunsten der Eroberer.

Aber Pizarros Haupttriebfedern, so weit menschliches Urteil darüber richten kann, waren Habsucht und Ehrgeiz. Allerdings folgten die guten Bekehrer seinem Zuge, um den Samen religiöser Wahrheit auszustreuen und die spanische Regierung richtete wie gewöhnlich ihre wohltätige Gesetzgebung auf die Bekehrung der Eingeborenen. Aber die bewegende Kraft in Pizarro und seinen Anhängern war die Begierde nach Gold. Diese war der wirkliche Trieb zu ihrer Anstrengung, der Preis der Treulosigkeit, der wahre Lohn ihrer Siege. Dies gab ihrem Unternehmen einen niedrigen, käuflichen Charakter, und wenn wir die grimme Habgier der Eroberer dem milden und harmlosen Benehmen der Besiegten gegenüberstellen, so muß sich unser Mitgefühl, ja das Mitgefühl des Spaniers selbst, notwendig auf die Seite des Indianers neigen.

Aber da kein Bild ohne seine Lichtpunkte ist, so dürfen wir, um gegen Pizarro gerecht zu sein, nicht bloß bei den dunkeln Zügen seines Bildnisses verweilen. Keinem seiner Söhne verdankt Spanien mehr als ihm in Bezug auf die Ausdehnung des Reiches; denn seine Hand errang ihm das reichste Juwel Indiens, das einst in seiner Krone funkelte. Wenn wir die Gefahren bedenken, denen er trotzte, die Leiden, die er geduldig ertrug, die unglaublichen Hindernisse, die er besiegte, die glänzenden Erfolge, die er durch sich selbst, ohne Beistand der Regierung erreichte, so ist es uns un-

möglich, wiewohl er weder ein guter noch ein großer Mensch im höchsten Begriff dieses Wortes war, ihn nicht als einen sehr merkwürdigen zu betrachten.

Auch dürfen wir zur Milderung seiner Fehler nicht unterlassen, auf die Umstände seines früheren Lebens hinzuweisen; denn wie Almagro war er ein Kind der Sünde und der Trübsal, das früh in die Welt geworfen ward, sich selbst sein Glück zu suchen. In seinem jungen zarten Alter mußte er die Eindrücke derer in sich aufnehmen, in deren Gesellschaft er geraten war. Und wann hatte ein Armer und Verlassener das Glück, sich Verständigen und Tugendhaften beigesellt zu sehen? Ihn führte das Schicksal unter die frechen Bewohner des Lagers, der Schule der Plünderung, deren einziges Gesetz das Schwert war und die den unglücklichen Indianer und sein Eigentum als ihre rechtmäßige Beute betrachteten. Wen schaudert es nicht bei dem Gedanken, was aus ihm, in einer solchen Schule erzogen, geworden sein würde? Die Menge der Verbrechen beweist nicht notwendig die Verderbtheit dessen, der sie begeht. Die Geschichte kümmert sich freilich nur um die erstere und stellt sie der Menscheit zur Warnung hin; aber nur er allein, der das Herz, die Stärke der Versuchung und die Mittel, ihr zu widerstehen, kennt, kann das Maß der Schuld bestimmen.

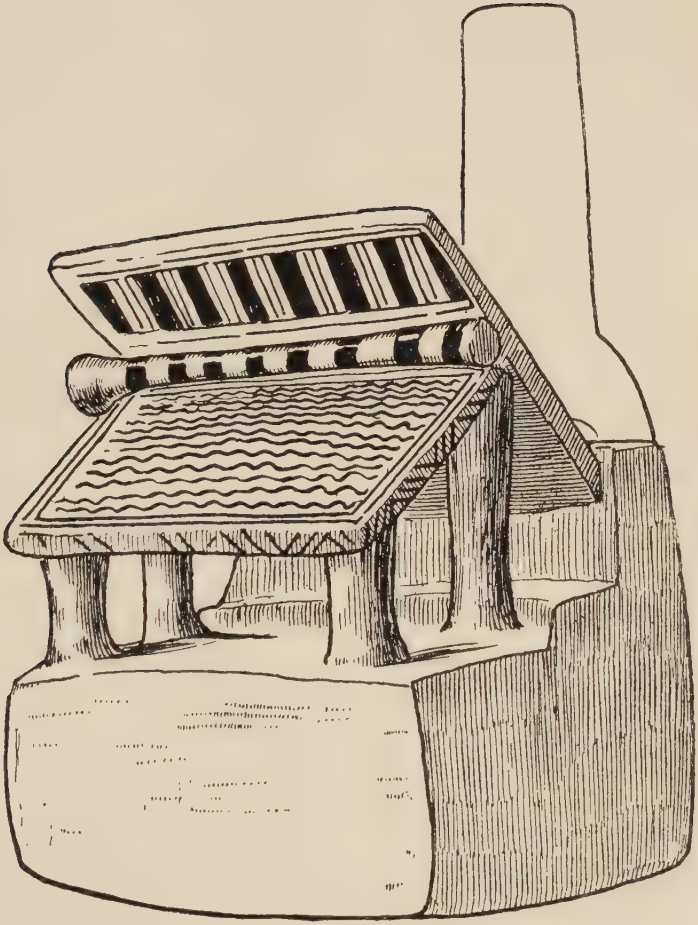
SECHSTES HAUPTSTÜCK

Maßregeln der Verschworenen / Ankunft Vaca de Castros / Almagros Verfahren / Reise des Statthalters / Die Truppen nähern sich einander / Blutige Ebenen von Chupas / Benehmen Vaca de Castros

1541—1543

Der erste Schritt, den die Verschworenen, nachdem sie sich den Besitz der Hauptstadt gesichert hatten, taten, war, nach den verschiedenen Städten zu senden, um die Staatsumwälzung zu verkünden, die stattgefunden hatte, und die Anerkennung des jungen Almagro, als Statthalter von Peru, zu verlangen. Wo die Aufforderung unter Beistand von kriegerischer Mannschaft erfolgte, wie in Truxillo und Arequipa, leistete man ohne weitere Bemerkungen Folge. Aber in anderen Städten willigte man nur kälter ein und in einigen wurde die Aufforderung mit Verachtung aufgenommen. In Cuzco, der bedeutendsten Stadt nächst Lima, stellte eine beträchtliche Anzahl von der Almagro'schen Partei ihr Übergewicht fest; und die Mitglieder der Obrigkeit, die Widerstand leisteten, wurden ihrer Ämter entsetzt, um anderen von fügsamerer Art Platz zu machen. Aber die treugebliebenen Einwohner der Stadt, mißvergnügt über dieses Verfahren, schickten heimlich zu einem von Pizarros Hauptleuten, namens Alvarez de Holguin, der mit einer beträchtlichen Mannschaft in der Nähe lag; und dieser Offizier kam in die Stadt, entsetzte sogleich die neuen Würdenträger ihrer Ehrenämter und führte die alte Hauptstadt zu ihrer Untertanenpflicht zurück.

Einen noch entschiedeneren Widerstand erfuhren die Verschworenen durch Alonso de Alvarado, einen der vorzüglichen Hauptleute Pizarros, — der, wie sich der Leser erinnern wird, durch den ältern Almagro bei der Brücke von Abancay geschlagen war, und jetzt mit einer Abteilung von ungefähr 200 Mann so guter Truppen, als nur irgend im Lande zu finden waren, im Norden stand. Als dieser Offizier die Nachricht von der Ermordung seines Ge-



VIERECKIGER KRUG
aus braunem Ton, ein Haus darstellend
Fundort Trujillo

nerals empfing, schrieb er augenblicklich an den Licentiaten Vaca de Castro, unterrichtete ihn von dem Zustande der Dinge in Peru und forderte ihn dringend auf, seinen Weg nach dem Süden zu beschleunigen.

Dieser Beamte war von der spanischen Krone, wie im vorhergehenden Hauptstücke erwähnt, abgesandt worden, um mit Pizarro vereint für die Wiederherstellung der Ruhe im Lande zu sorgen, und mit der Befugnis, für den Fall des Todes des Befehlshabers, selbst die Statthalterschaft zu übernehmen. Nach einer langen und stürmischen Reise war er im Frühjahre 1541 im Hafen von Buena Ventura gelandet, wo er, der Gefahren der See überdrüssig, es vorzog, seine beschwerliche Reise zu Lande fortzusetzen. Aber die Leiden, die er zu bestehen gehabt, hatten ihn so geschwächt, daß volle drei Monate darüber vergingen, ehe er Popayan erreichte, wo er die überraschende Nachricht von Pizarros Tode empfing. Dies war das Ereignis, für das man in seinen Verhaltungsbefehlen mit so besonnener Vorsicht Bedacht genommen hatte. Dennoch fand er sich durch die Schwierigkeiten seiner Lage in große Verlegenheit versetzt. Er war ein Fremder in dem ihm nur höchst unvollkommen bekannten Lande, ohne eine bewaffnete Macht zu seiner Unterstützung, selbst ohne die Kriegskenntnis, die er anzuwenden in den Fall kommen konnte. Er wußte nicht, wie weit Almagros Einfluß ging, noch in welchem Umfang sich die Empörung verbreitet hatte, kurz, nichts von den Gesinnungen des Volkes, unter das er sich geworfen sah.

In einer solchen Verlegenheit würde ein schwächerer Geist den Ratschlägen derer Gehör gegeben haben, die ihm vorschlugen nach Panama zurückzukehren, und dort so lange zu verweilen, bis er eine Streitmacht zusammengebracht haben würde, hinreichend, um mit Vorteil gegen die Empörer zu Felde ziehen zu können. Aber das mutvolle Herz Vaca de Castros verwarf einen Schritt, der seine Unfähigkeit, die ihm gestellte Aufgabe zu lösen, verraten haben würde. Er hatte Vertrauen zu seinen eigenen Kräften und zu der Kraft der Vollmacht, nach welcher er handelte. Auch rechnete er auf die bekannte Treue der Spanier; und nach reiflicher

Überlegung beschloß er, vorwärts zu gehen, und die Ereignisse zur Erfüllung der Zwecke seiner Sendung zu benutzen.
In diesem Vorsatz wurde er durch die Nachrichten bestärkt, die er jetzt von Alvarado erhielt; und er setzte ohne weiteren Verzug seinen Marsch nach Quito fort. Hier wurde er von Gonzalo Pizarros Stellvertreter gut aufgenommen, der, während der Abwesenheit seines Vorgesetzten auf seinem Zuge nach dem Amazonenstrome, den Befehl über die Stadt führte. Auch gesellte sich Benalcazar, der Eroberer von Quito, zu ihm, der eine kleine Verstärkung mitbrachte und sich erbot, ihm bei der Fortsetzung seines Unternehmens persönlich behilflich zu sein. Darauf zeigte Vaca die königliche Vollmacht vor, die ihm die Befugnis erteilte, für den Fall von Pizarros Tode die Statthaltlterschaft zu übernehmen. Dies Ereignis war eingetreten und Vaca erklärte seine Absicht, die ihm übertragene Macht in Ausübung zu bringen. Zu gleicher Zeit sandte er Abgeordnete nach den ansehnlichsten Städten, um deren Gehorsam für sich als den rechtmäßigen Vertreter der Krone zu fordern, wobei er darauf bedacht war, solche Personen zu dieser Sendung zu wählen, deren Charakter den Bürgern Achtung einflößte. Darauf setzte er seinen Marsch langsam gegen Süden fort. Er wollte durch sein gemessenes Vorschreiten seinen Aufforderungen Zeit lassen, in Wirksamkeit zu treten, und der durch die letzten außerordentlichen Ereignisse verursachten Gärung sich zu legen. Er rechnete auf die Untertanentreue des Spaniers, der nur im äußersten Notfalle der königlichen Macht widerstrebte; und wie sehr auch diese allgemeine Gesinnung durch vorübergehende Ausbrüche von Leidenschaft gestört sein mochte, so vertraute er doch darauf, daß das Volk die rechte Richtung finden werde. Hierin verrechnete er sich nicht; denn die Untertanentreue hatte bei dem ehemaligen Spanier so tiefe Wurzel geschlagen, daß nur ganze Jahrhunderte des Druckes und der Tyrannei ihn verleiten konnten, seine Untertänigkeit abzuschütteln. Es ist traurig, aber nicht befremdend, daß die Länge der Zeit, die er unter einer schlechten Verwaltung zugebracht, ihn nicht zur Einführung einer guten fähig gemacht hat.

Während sich diese Vorfälle im Norden ereigneten, gewann Almagros Partei in Lima täglich neue Stärke. Denn außer denen, die von Anfang an eingestandenermaßen zu der seines Vaters gehört hatten, gab es viele andere, die aus diesem oder jenem Grunde eine Abneigung gegen Pizarro gefaßt hatten, und sich jetzt gern unter dem Banner des Anführers sammelten, der ihn gestürzt hatte. Der erste Schritt des jungen Generals, oder vielmehr Radas, der ihn leitete, war, für die nötige Ausrüstung der Truppen zu sorgen, von denen die meisten, nachdem sie sich lange in dürftigen Umständen befunden hatten,, ganz unvorbereitet für den Dienst waren. Summen von beträchtlicher Höhe verschaffte man sich dadurch, daß man sich der Gelder der Krone bemächtigte, die sich in den Händen des Schatzmeisters befanden. Pizarros Sekretär, Picado, wurde auch aus seinem Gefängnisse geholt und über den Ort vernommen, wo die Schätze seines Herrn verborgen lägen. Aber obgleich man ihn auf die Folter brachte, so wollte, oder wahrscheinlich konnte er keine Auskunft darüber geben und die Verschworenen, die eine lange Reihe von Beleidigungen mit ihm abzumachen hatten, schlossen ihr Verfahren damit, daß sie ihn auf dem großen Platze von Lima öffentlich enthaupteten. Valverde, der Bischof von Cuzco, hat sich, wie er selbst uns versichert, vergebens für ihn verwendet. Es ist sonderbar, daß das letzte Mal, wo dieser glaubenswütige Geistliche auf der Bühne erscheint, es in der wohlwollenden Rolle eines um Gnade Flehenden geschieht. Bald nachher erlaubte man ihm, sowie dem Richter Velasquez und einigen anderen Anhängern Pizarros, sich im Hafen von Lima einzuschiffen. Wir haben einen Brief von ihm aus Tumbez vom November 1541; fast unmittelbar darauf fiel er den Peruanern in die Hände und wurde mit seinen Gefährten in Puna ermordet. Nicht selten beschloß ein gewaltsamer Tod die stürmische Laufbahn des amerikanischen Abenteurers. Valverde, ein Dominikanermönch, war, gleich dem Pater Olmedo, im Gefolge von Cortez, seinem Befehlshaber während seiner ganzen Unternehmung nicht von der Seite gewichen. Aber nicht immer wendete er, wie der gute Olmedo, seinen Einfluß dazu an, die erhobene Hand des

Kriegers aufzuhalten. Wenigstens zeigte er sich bei dem schrecklichen Gemetzel von Caxamalca nicht in so milder Gestalt. Doch schildern ihn einige Zeitgenossen, nach seiner Einführung in sein bischöfliches Amt, als einen Mann, der an der Bekehrung der Eingeborenen und an der Verbesserung ihrer Lage unermüdlich arbeitete; und sein Briefwechsel mit der Regierung nach dieser Zeit zeugt von großer Sorge für diese rühmlichen Zwecke. In der strengsten Schule des mönchischen Gehorsams erzogen, der das Herz nur zu oft gegen das allgemeine Mitgefühl im Leben verschließt, konnte er sich nicht, wie der wohlwollende Las Casas, so weit über deren glaubenswütige Grundsätze erheben, um den Heiden als seinen Bruder zu erkennen, so lange dieser noch im Unglauben befangen war; und im wahren Geiste jener Schule war er ohne Zweifel überzeugt, daß die Heiligkeit des Zweckes die noch so empörenden Mittel dazu rechtfertigte. Ja, derselbe Mann, der das Blut des armen Eingeborenen so reichlich vergoß, um seinem Glauben den Sieg zu verschaffen, würde gewiß zu dessen Verteidigung sein eigenes Blut ebenso bereitwillig haben fließen lassen. Ein solcher Charakter war im 16. Jahrhundert nichts Ungewöhnliches.

Nachdem sich Almagros Anhänger mit Geldern versorgt hatten, standen sie ebenso wenig an, sich Pferde und Waffen aller Art, die sie in der Stadt fanden, zu ihrem Gebrauch anzueignen, und zwar mit um so weniger Widerstreben, als die Einwohner größtenteils sich ihrer Sache abgeneigt zeigten. Während dies vorging, erhielt Almagro Nachricht, daß Holguin mit einer nahe an 300 Mann starken Truppenzahl Cuzco verlassen habe, um seine Vereinigung mit Alvarado im Norden zu bewirken. Es war für Almagros Erfolge wichtig, diese Vereinigung zu verhindern. Lag Zögern in Vaca de Castros Politik, so hatte Almagro offenbar die, rasch zu Werke zu gehen und die Sache so schnell als möglich zu Ende zu bringen; sogleich gegen Holguin vorzurücken, den er mit seiner überlegenen Anzahl leicht zu überwältigen hoffen konnte; alsdann seinen Sieg durch die noch leichtere Vernichtung Alvarados zu verfolgen, wo dann der neue Statthalter gewisser-

maßen ihm in die Hände geliefert war. Es mußte ihm leicht werden, diese verschiedenen Abteilungen einzeln zu schlagen, die, einmal erst vereinigt, ihm furchtbare Schwierigkeiten bieten konnten. Almagro und seine Partei hatten durch ein gewaltsames Verfahren, das die königliche Macht unmittelbar berührte, sich gegen die Regierung zu feindselig gezeigt, als daß die Anführer sich mit der Hoffnung auf Verzeihung hätten schmeicheln können. Es blieb ihnen nun nichts weiter übrig, als den eingeschlagenen Weg kühn zu verfolgen und sich durch einen Sieg in eine so furchtbare Stellung zu setzen, daß sie dadurch bei der Regierung Besorgnisse erregten. Die Furcht vor ihrem mächtigen Vasallen würde Bedingungen erzwingen, die man seinen Bitten niemals gewähren würde.

Aber Almagro und seinen Anhängern widerstrebte dieser offene Bruch mit der Krone. Sie waren zur Empörung geschritten, weil es die Ereignisse mit sich brachten, nicht weil sie in ihren Wünschen lag. Ihre Absicht war nur gewesen, persönliches Unrecht an Pizarro zu rächen, nicht, der königlichen Gewalt Trotz zu bieten. Als daher einige der Entschlossenen, die furchtlos das Äußerste wagen wollten, vorschlugen, sofort gegen Vaca de Castro zu marschieren und durch einen Hauptschlag dem Streite sofort ein Ende zu machen, wurde dies fast allgemein verworfen; und erst nach langen Verhandlungen ward endlich bestimmt, gegen Holguin vorzugehen und seine Verbindung mit Alonso de Alvarado zu verhindern.

Kaum hatte Almagro seinen Marsch nach Xauxa angetreten, wo er die Absicht hatte, seinem Feinde eine Schlacht zu liefern, als ihn durch den Tod Juan de Radas ein hartes Mißgeschick traf. Dieser war ein schon etwas bejahrter Mann, und die letzten aufregenden Vorfälle, bei welchen er die Hauptrolle übernommen hatte, waren für einen durch ein Leben voll ungewöhnlicher Anstrengung schon angegriffenen Körper zu viel gewesen. Er verfiel in ein Fieber, woran er bald nachher starb. Durch seinen Tod erlitt Almagro einen unberechenbaren Verlust; denn außer seiner treuen Anhänglichkeit an seinen jungen Anführer, eignete er sich

durch seine reiche Erfahrung und seinen vorsichtigen, doch mutvollen Charakter besser als irgend ein anderer Ritter im Heere dazu, ihn sicher durch das stürmische Meer zu leiten, das er ihn veranlaßt hatte zu befahren.

Unter den Rittern von höchstem Ansehen nach Radas Tode waren die beiden ausgezeichnetesten Christoval de Sotelo und Garcia de Alvarado; beide besaßen bedeutende kriegerische Fähigkeiten, doch hatte dieser ein abstoßendes, anmaßendes Wesen, was an seinen berühmten Namensvetter erinnert, der unter Cortez' Banner einen weit höheren Ruf erlangte. Unglücklicherweise entspann sich jene Eifersucht zwischen diesen beiden Offizieren, die bei den Spaniern so häufig vorkommt, daß man sie für einen Zug des Volkscharakters halten möchte; ein ungeduldiges, auf einem falschen Grundsatz von Ehre beruhendes Streben nach Gleichheit, das stets bei ihnen, sei es in einem Königreiche oder einem Freistaate, eine ergiebige Quelle für Parteikämpfe gewesen ist.

Dies war besonders unglücklich für Almagro, dessen Unerfahrenheit ihn verleitete, sich auf andere zu stützen, und der in dem gegenwärtigen entzweiten Zustande seines Kriegsrates kaum wußte, an wen er sich wenden sollte. Wegen des durch diese Zwistigkeiten veranlaßten Verzuges erreichte seine kleine Schar das Tal von Xauxa erst, nachdem der Feind schon hindurch war. Almagro war ihm dicht auf den Fersen, und ließ, um desto leichter fortzukommen, sein Gepäck und sein Geschütz zurück. Aber die günstige Gelegenheit war verloren. Die durch Herbstregen angeschwollenen Flüsse hinderten ihn am Verfolgen, und wiewohl seine leichten Truppen auf einige Nachzügler des Hintertreffens stießen, gelang es Holguin doch, seine Truppen durch die gefährlichen Bergpässe zu führen, und nahe bei dem nördlichen Seehafen von Huaura seine Vereinigung mit Alonso de Alvarado zu bewirken.

In seinem Vorhaben getäuscht, schickte sich Almagro an, auf Cuzco — wie er meinte, die Hauptstadt seines eigenen Gebietes — zu marschieren, diese Stadt in Besitz zu nehmen und daselbst

Anstalten zu treffen, um sich seinem Gegner im offenen Felde gegenüber zu stellen. Sotelo hatte er mit einer kleinen Abteilung vorausgeschickt. Von den jetzt schutzlosen Bürgern erfuhr er keinen Widerstand; der Befehl über die Stadt ging wieder in die Hände der Leute von Chili über, und ihr junger Anführer erschien bald an der Spitze seiner Scharen und schlug sein Winterquartier in der Inkahauptstadt auf.

Hier brach die Eifersucht der nebenbuhlerischen Hauptleute in offenen Streit aus. Dieser endete mit dem Tode Sotelos, der von Garcia de Alvarado in seinem eigenen Zimmer verräterischerweise ermordet ward. Aufs höchste entrüstet über diese Schandtat, war Almagro um so unwilliger, als er sich zu schwach fühlte, den Verbrecher zu strafen. Er verbarg fürs erste seinen Groll und zeichnete den gefährlichen Offizier scheinbar durch noch größere Gunst aus; aber Alvarado ließ sich durch den Schein nicht täuschen. Er fühlte, daß er das Vertrauen seines Befehlshabers verwirkt habe; und um sich an ihm zu rächen, sann er auf Verrat. Da sich nun Almagro in die Notwendigkeit der Selbstverteidigung versetzt sah, ahmte er das Beispiel seines Offiziers nach und drang mit einer Anzahl Bewaffneter in sein Haus, die Hand an den Empörer legten und ihn auf der Stelle erschlugen. Dies ungeregelte Verfahren hatte die besten Folgen. Die aufrührerischen Pläne Alvarados gingen mit ihm unter; der Same des Ungehorsams wurde ausgerissen, und von jenem Augenblicke an genoß Almagro nur unbedingten Gehorsam und die treueste Unterstützung von seiten seiner Anhänger. Auch schien von jener Stunde an sein Charakter sich geändert zu haben; er verließ sich weit weniger auf andere als auf sich selbst, und entwickelte Eigenschaften, die man bei einem seines Alters, denn er hatte eben erst das 22. Jahr erreicht, nicht voraussetzen konnte. Von dieser Zeit an zeigte er sich durch Kraft und Vorsicht, trotz seiner Jugend, den schwierigen Vorfällen der Lage gewachsen, in die er sich unglücklicherweise versetzt sah.

Er beschäftigte sich sogleich damit, für die Bedürfnisse seiner Leute zu sorgen, und strengte seine ganze Kraft an, sie für den

bevorstehenden Feldzug schlagfertig zu machen. Er füllte seinen Schatz mit einem großen Silbervorrat, den er aus den Bergwerken von La Plata zog. Salpeter, der in der Nähe von Cuzco häufig zu finden war, lieferte den Stoff zu Schießpulver. Er ließ Kanonen, wobei einige von beträchtlicher Größe, unter Aufsicht Pedro de Candias, des Griechen, gießen, der, wie man sich erinnern wird, zuerst mit Pizarro in das Land gekommen war, und der nebst einigen Landsleuten, den Levantinern, wie sie genannt wurden, die Anfertigung dieser Geschütze gut verstand. Unter ihrer Anleitung wurden Feuerwaffen, sowie Panzer und Helme verfertigt, wozu man Silber mit Kupfer mischte, und die von so vortrefflicher Beschaffenheit waren, daß sie, wie ein alter Krieger jener Zeit sagt, mit denen aus den Werkstätten Mailands wetteifern konnten. Almagro empfing außerdem aus einer Quelle Unterstützung, aus der eine solche kaum zu erwarten war. Dies war nämlich von Manco, dem umherwandernden Inka, der, weil er das Andenken Pizarros verabscheute, auf den jungen Almagro die nämlichen freundlichen Gesinnungen übertrug, die er ehemals gegen dessen Vater gehegt hatte, und die vielleicht noch gesteigert waren durch die Erwägung, daß in den Adern des jungen Befehlshabers indianisches Blut floß. Von dieser Seite erhielt Almagro eine reichliche Zufuhr von Schwertern, Speeren, Schilden und Waffen und Rüstungen aller Art, deren sich der Inka hauptsächlich bei der denkwürdigen Belagerung von Cuzco bemächtigt hatte. Auch empfing er von ihm die angenehme Versicherung, daß er ihm bei der Eröffnung des Feldzuges mit einer Abteilung eingeborener Truppen zu Hilfe kommen werde.

Bevor Almagro indes einen letzten Aufruf zu den Waffen ergehen ließ, beschloß er, die Wirkung einer Unterhandlung mit dem neuen Statthalter zu versuchen. Im Frühjahr, oder zu Anfang des Sommers 1542 sandte er an diesen, der sich damals in Lima befand, eine Botschaft, in der er die Notwendigkeit in Abrede stellte, die Waffen gegen einen Beamten der Krone zu ergreifen. Sein einziger Wunsch, sagte er, sei, seine eigenen Rechte aufrecht zu erhalten, sich den Besitz Neu-Toledos, der ihm von seinem

Vater hinterlassenen Landschaft, zu sichern, von dem ihn Pizarro höchst ungerechterweise ausgeschlossen habe. Er mache dem Statthalter sein Recht auf Neu-Castilien nicht streitig, da dies das Land sei, das dem Marquis zugewiesen worden, und schloß mit dem Vorschlage, daß jede Partei innerhalb ihres Gebietes so lange bleibe, bis sie von der Bestimmung des Hofes von Castilien darüber könnten unterrichtet sein. Auf diesen in ehrerbietigen Ausdrücken abgefaßten Vorschlag erhielt Almagro keine Antwort. In seinen Hoffnungen auf eine friedliche Ausgleichung getäuscht, sah der junge Almagro nun ein, daß nichts übrig bleibe als eine Entscheidung durch Waffen. Vor dem Ausmarsch hielt er eine kurze Anrede an seine Truppen. Er versicherte, daß der Schritt, den er und seine Gefährten zu tun im Begriff stünden, keine aufrührerische Handlung gegen die Krone sei. Er sei ihnen durch das Benehmen des Statthalters selbst aufgedrungen. Die Vollmacht dieses Beamten gebe ihm keine Gewalt über das Gebiet von Neu-Toledo, das sein Vater besessen und ihm vermacht habe. Wenn ihn Vaca de Castro durch das Überschreiten seiner Befugnisse zu Feindseligkeiten treibe, so werde das in dem Streite vergossene Blut auf das Haupt jenes Befehlshabers, nicht auf seines fallen. „Durch die Ermordung Pizarros", fuhr er fort, „übten wir selbst die Gerechtigkeit, die uns anderswo verweigert ward. Der nämliche Fall tritt jetzt in unserem Streite mit dem königlichen Statthalter ein. Wir sind ebenso treue und ergebene Untertanen der Krone wie er." Diese Rede blieb nicht ohne Eindruck auf die Zuhörer. Es gab unter ihnen nur wenige, die nicht fühlten, daß ihr Schicksal unauflöslich mit dem ihres Befehlshabers verbunden sei; und während sie von dem strengen Charakter des Statthalters wenig zu erwarten hatten, fühlten sie eine innige Anhänglichkeit an ihren jungen Anführer, der, neben den Eigenschaften, die auch seinen Vater so beliebt gemacht hatten, noch überdies durch sein Alter und seine verlassene Lage ihre Teilnahme erregte. Sie legten ihre Hände an das auf einem Altar errichtete Kreuz, und sowohl Offiziere als Soldaten leisteten einen feierlichen Eid, mit Almagro jeder Gefahr zu trotzen und ihm bis ans Ende treu zu bleiben.

Die Anzahl seiner Truppen hatte sich seit seinem Ausmarsch aus Lima nur wenig vermehrt. Er hatte in allem kaum mehr als 500 Mann; aber zu diesen gehörten die erfahrenen Krieger seines Vaters, wohlgestählt durch so manchen indianischen Feldzug. Er hatte ungefähr 200 Reiter, viele davon in vollständiger Rüstung, etwas das in diesen Kriegen nicht zu häufig der Fall war, wo der einzige Panzer eines Kriegers in einem gepolsterten baumwollenen Wams bestand. Sein aus Pikenmännern und Büchsenschützen zusammengesetztes Fußvolk war trefflich bewaffnet. Aber seine Stärke bestand in seinem schweren Geschütz, bestehend aus 16 Stücken, zur Hälfte größerer, zur Hälfte kleinerer Kanonen oder Feldschlangen, wie man sie nannte; sie bildeten, sagt einer, der sie gesehen hat, zusammen einen schönen Geschützstand, der selbst für die Festung von Burgos würde hingereicht haben. Kurz, das kleine Heer, wiewohl nicht furchtbar durch seine Anzahl, zeichnete sich durch eine so gute Kriegszucht und treffliche Ausrüstung aus, wie irgend eins, das jemals auf den Schlachtfeldern Perus gefochten hat; es war weit besser als irgend eins, das Almagros Vater oder Pizarro jemals ins Feld und zum Siege geführt hatten. An der Spitze seiner tapferen Schar rückte der Anführer ungefähr in der Mitte des Sommers 1542 aus den Mauern von Cuzco aus, und nahm seine Richtung gegen die Küste, in der Hoffnung, dort auf den Feind zu stoßen.

Während dieser Ereignisse rückte Vaca de Castro, den wir im vorigen Jahre in Quito verlassen hatten, langsam gegen den Süden vor. Seine erste Handlung, nachdem er jene Stadt verlassen hatte, zeigte seinen Entschluß, sich mit den Mördern Pizarros in keinen Vergleich einzulassen. Benalcazar, der ausgezeichnete Offizier, der, wie erzählt ist, schon so früh sich für ihn erklärt hatte, war einem der Hauptverschwörer, der ihm in die Hände gefallen, zu seiner Flucht behilflich gewesen. Der über dies Verfahren entrüstete Statthalter wollte keiner Erklärung Gehör geben, sondern befahl dem schuldigen Offizier in seinen Bezirk von Popayan zurückzukehren. Bei dem schwankenden Zustande seiner Angelegenheiten war dies ein kühner Schritt.

Im Verfolg seines Marsches wurde der Statthalter unterwegs vom Volke gut aufgenommen; und als er nach den Städten San Miguel und Truxillo kam, mit aufrichtiger Freude von den Einwohnern bewillkommt, die seine Macht bereitwillig anerkannten, wiewohl sie wenig Neigung zeigten, mit ihm an dem bevorstehenden Kampfe teilzunehmen.

Nachdem er in jeder dieser Städte lange Zeit verweilt hatte, trat er seinen Marsch wieder an und erreichte das Lager Alonsos de Alvarado in Huaura, zu Anfang des Jahres 1542. Holguin hatte sein Lager in einiger Entfernung von dem seines Nebenbuhlers aufgeschlagen; denn wie gewöhnlich hatte sich zwischen diesen beiden Feldherren eine Eifersucht entsponnen, da beide nach dem Oberbefehl des Heeres strebten. Die von Vaca de Castro verliehene Würde eines Statthalters schien die eines Oberbefehlshabers der Truppen in sich zu begreifen. Aber de Castro war ein Gelehrter, zum Rechtsfache erzogen; und welche Befugnis er sich auch in bürgerlichen Angelegenheiten beilegen würde, so glaubten doch die beiden Anführer, er werde das Kriegsfach anderen Händen überlassen. Sie kannten den Mann schlecht.

Obgleich er nicht größere Kriegskenntnis besaß als jedem Ritter in jenem kriegerischen Zeitalter eigen war, so wußte der Statthalter doch, daß, seine Unwissenheit einzugestehen und die Besorgung der Geschäfte anderen Händen zu überlassen, sein Ansehen bedeutend schwächen, wo nicht ihm die Verachtung der unruhigen Geister zuziehen würde, unter die er jetzt geraten war. Er besaß sowohl Scharfsinn als Mut, und rechnete darauf, daß er imstande sein werde, seine eigenen Mängel durch die Erfahrung anderer zu ersetzen. In seiner Stellung standen die Dienste der fähigsten Leute zu seiner Verfügung, und mit Hilfe ihres Rates fühlte er sich völlig imstande, über seinen Feldzugsplan einen festen Entschluß zu fassen und dessen Ausführung durchzusetzen. Er wußte überdies, daß das einzige Mittel, die Eifersucht beider Teile im gegenwärtigen entscheidenden Augenblick zu beschwichtigen, darin bestehe, das Amt, das die Ursache ihrer Entzweiung war, selbst zu übernehmen.

Er behandelte jedoch seine ehrgeizigen Offiziere mit großer Vorsicht; und die Vorstellungen, die er ihnen vermittelst einiger verständigen Personen machen ließ, die am genauesten bekannt mit ihnen waren, hatten einen so guten Erfolg, daß beide in kurzer Zeit dahin bewogen wurden, auf ihre Ansprüche zu seinen Gunsten zu verzichten. Holguin, der unverständigste von beiden, begab sich darauf zu ihm in das Lager seines Nebenbuhlers, wo dann der Statthalter noch die fernere Genugtuung hatte, ihn mit Alonso de Alvarado zu versöhnen. Dies erforderte einige Geschicklichkeit, da die gegenseitige Eifersucht schon zu einem solchen Grade gediehen war, daß eine Herausforderung zwischen ihnen stattgefunden hatte.

Nachdem nun auf diese Weise die Einigkeit wieder hergestellt war, begab sich der Licentiat in Holguins Lager, wo er mit Freudenschüssen und von der treuen Kriegsmannschaft mit dem lauten Ausruf „Viva el Rey!“ begrüßt ward.

Von einem mit Sammet ausgeschlagenen Gerüste herab hielt er eine lebhafte Anrede an die Truppen, seine Vollmacht wurde von dem Sekretär laut vorgelesen und die kleine Schar huldigte ihm als dem Vertreter der Krone.

Vaca de Castro sandte nun zunächst den größten Teil seiner Mannschaft nach der Richtung von Xauxa ab, während er selbst, an der Spitze einer kleinen Abteilung, seinen Weg nach Lima einschlug. Hier ward er von den Bürgern, die im allgemeinen der Sache Pizarros, als des Gründers und steten Beschützers ihrer Hauptstadt ergeben waren, mit lebhaften Freudenbezeigungen empfangen. Wirklich hatten auch die Bürger, nach Almagros Abgang, keine Zeit verloren, seine Kreaturen aus ihren obrigkeitlichen Stellen zu vertreiben und ihre Huldigung zu erneuern. Bei solchen günstigen Gesinnungen wurde es dem Statthalter nicht schwer, von den reicheren Einwohnern eine Geldanleihe aufzunehmen. Einen geringeren Erfolg hatten zuerst seine Bemühungen um Pferde und Waffen, da schon alles vorher von den Leuten von Chili war aufgeräumt worden. Da er aber seinen Aufenthalt in der Hauptstadt noch einige Zeit verlängerte, erlangte er, ehe

er sie wieder verließ, Waffen und Schießbedarf in großer Menge, und verstärkte seine Mannschaften durch eine beträchtliche Anzahl Neuangeworbener.

Während er noch so beschäftigt war, erhielt er die Nachricht, daß der Feind Cuzco verlassen habe und auf dem Marsch nach der Küste begriffen sei. Er verließ daher mit seinen zuverlässigen Anhängern Los Reyes und machte sich sogleich nach Xauxa, dem bestimmten Zusammenkunftsorte, auf den Weg. Hier musterte er seine Truppen und fand, daß sie sich auf ungefähr 700 Mann beliefen. Die Reiterei, worin seine Stärke bestand, war, der Anzahl nach, der seiner Gegner überlegen, aber weder so gut beritten noch so gut bewaffnet. Es befanden sich darunter viele Ritter von Geburt und wohlerprobte Krieger; außerdem waren viele, weil sie große Besitzungen im Lande, und daher viel zu verlieren hatten, dem Rufe der Regierung gefolgt und hatten sich unter ihre Banner anwerben lassen.

Sein Fußvolk war außer mit Piken auch durchgehends gut mit Feuerwaffen versehen; aber an Geschütz hatte er, außer drei oder vier schlecht beschaffenen Feldschlangen, nichts aufzuweisen. Doch dieser Mängel ungeachtet, war das königliche Heer, wenn eine so unbedeutende Mannschaft diesen Namen verdient, der Anzahl nach, der seines Nebenbuhlers so überlegen, daß im ganzen die eine sich doch mit der anderen messen konnte.

Der Leser, dem die in der europäischen Kriegführung verwendeten großen Massen geläufig sind, wird über die geringfügigen Streitkräfte der Spanier lächeln. Aber in der neuen Welt, wo ein unzähliger Schwarm Eingeborener wenig bedeutete, wurden 500 wohleingeübte Europäer als eine furchtbare Macht betrachtet. Kein Heer hatte sich, bis zu der in Rede stehenden Zeit, jemals bis zu 1000 Mann erhoben. Aber es ist nicht die Menge, wie ich schon zu bemerken Veranlassung hatte, die einem Streite Wichtigkeit gibt, sondern die Folgen, die damit zusammenhängen, die Größe des Einsatzes und die Geschicklichkeit und der Mut der Spieler. Je beschränkter die Mittel sind, um desto größer muß sich die Kenntnis geltend machen, sie gehörig zu gebrauchen; so

daß wir, die Dürftigkeit der Mittel vergessend, unsere Aufmerksamkeit auf das Benehmen der Teilnehmer und auf den Umfang der Erfolge richten.

Noch während seines Aufenthaltes in Xauxa erhielt Vaca de Castro eine Botschaft von Gonzalo Pizarro, der von seinem Zuge nach dem „Zimmetlande" zurückgekehrt war, und der nun seine Dienste im bevorstehenden Streite anbot. Die Antwort des Statthalters zeigte, daß er einer Verständigung mit Almagro nicht ganz abgeneigt sei, vorausgesetzt sie könne zustande kommen, ohne das königliche Ansehen bloßzustellen. Vielleicht war es ihm wünschenswert, einen letzten Versuch durch eine Schlacht zu vermeiden, wenn er bedachte, daß, bei der Gleichheit der kämpfenden Truppen, der Erfolg doch ein sehr zweifelhafter sei. Er wußte, daß die Anwesenheit Pizarros im Lager des von den Almagrianern verabscheuten Feindes Mißtrauen bei ihnen erwecken und dadurch wahrscheinlich jede Bemühung um eine Ausgleichung vereiteln würde. Auch kann man sich leicht vorstellen, daß dem Statthalter eben nicht darum zu tun war, einen so unruhigen Geist in seinen Rat eingeführt zu sehen. Er sandte daher zu Gonzalo, dankte ihm für das bereitwillige Anerbieten seiner Unterstützung, lehnte diese aber höflich ab, zugleich mit der Weisung, in seiner Landschaft zu verbleiben und sich nach den Anstrengungen seiner beschwerlichen Unternehmung auszuruhen. Zugleich versicherte er ihn, daß er nicht ermangeln werde, seine Dienste in Anspruch zu nehmen, sobald es die Gelegenheit erheische. — Der hochmütige Ritter fühlte sich durch diese Zurückweisung höchst beleidigt.

Nun empfing der Statthalter einen solchen Bericht über Almagros Märsche, aus dem er schloß, er habe die Absicht, Guamanga, einen festen Platz von ansehnlicher Stärke, ungefähr 30 Leguas weit von Xauxa, zu besetzen. Da ihm daran lag, sich diesen Ort zu sichern, brach er sein Lager ab, und durch Eilmärsche, die so unregelmäßig geleitet waren, daß er, wenn der Feind nahe genug gewesen wäre, Nutzen daraus zu ziehen, große Gefahr gelaufen hätte, gelang es ihm, Almagro zuvorzukommen und sich

in den Platz zu werfen, während sein Gegner noch 10 Leguas davon, in Bilcas war.

In Guamanga erhielt Vaca de Castro eine zweite Botschaft von Almagro, ähnlichen Inhalts wie die erste. Der junge Anführer drang wiederum auf Abstellung der Feindseligkeiten zwischen Brüdern der nämlichen Familie, und schlug eine Ausgleichung auf derselben Grundlage wie die frühere vor. Auf diese Vorschläge nun fand sich der Statthalter zu einer Erwiderung bewogen. Aus seiner Antwort könnte man schließen, daß er mit der Jugend und Unerfahrenheit Almagros Mitleid hatte, und daß er geneigt war, zwischen ihm und den Hauptverschworenen einen Unterschied zu machen, vorausgesetzt, daß er ihn von diesen trennen könne. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß er nur die Absicht hatte, seinen Feind durch eine scheinbare Unterhandlung hinzuhalten, während er Zeit gewinnen wollte, um auf dessen Truppen einzuwirken.

Er bestand darauf, daß ihm Almagro alle bei dem Tode Pizarros unmittelbar Beteiligten ausliefere und dann seine Truppen auflöse. Unter diesen Bedingungen wolle die Regierung seine verräterischen Umtriebe mit Stillschweigen übergehen, und er solle die königliche Gunst wiedererlangen. Zugleich mit dieser Sendung schickte Vaca de Castro, sagt man, einen als Indianer verkleideten Spanier mit der Anweisung ab, sich mit gewissen Offizieren aus Almagros Lager in Verbindung zu setzen und diese womöglich zu bewegen, seine Sache aufzugeben und zu ihrer Untertanenpflicht zurückzukehren. Unglücklicherweise wurde die Verkleidung des Abgeordneten entdeckt. Er ward festgenommen, auf die Folter gebracht, und nachdem er alles gestanden hatte, als Kundschafter aufgehängt.

Almagro legte die Sache seinen Hauptleuten vor. Die von dem Statthalter vorgeschriebenen Bedingungen waren derart, daß kein Mann von der mindesten Ehre auch nur einen Augenblick darauf eingehen konnte; und Almagros Entrüstung, sowie die seiner Gefährten, wurde noch durch die Falschheit ihres Feindes gesteigert, der imstande war, solche hinterlistige Ränke zu schmieden, wäh-

rend er scheinbar ehrlich und offen unterhandelte. Vielleicht weil sie besorgten, daß die verführerischen Anerbietungen ihres Feindes doch über die Treue der schwächeren Geister unter ihnen den Sieg davontragen könnten, verlangten sie, jede Unterhandlung möge abgebrochen und sie sofort gegen den Feind geführt werden. Inzwischen zog der Statthalter, der den unebenen Boden rings um Guamanga zu ungünstig für seine Reiterei fand, auf die er sich hauptsächlich verließ, mit seinen Truppen in die benachbarten Niederungen, bekannt unter dem Namen der Ebenen von Chupas. Es war gerade jetzt die stürmische Jahreszeit, und einige Tage hindurch wütete der Sturm gewaltig vom Gebirge her; Regen, Hagel und Schnee strömten auf die elenden Lagerstätten der Soldaten herab, bis diese bis auf die Haut durchnäßt und von Kälte fast erstarrt waren. Endlich, am 16. September 1542, brachten die Kundschafter die Anzeige, daß Almagros Truppen in der wahrscheinlichen Absicht vorrückten, die Höhen rings um Chupas zu besetzen. Der Sturm der Elemente hatte sich endlich gelegt, und es folgte darauf einer jener glänzenden Tage, die man nur in den Wendekreisen antrifft. Das königliche Lager war schon früh in Bewegung, da Vaca de Castro in der Absicht, sich die Höhen, die das Tal beherrschten, zu sichern, eine Anzahl Bogenschützen, unterstützt von einer Reiterschar, dorthin beorderte, wohin er selbst mit dem Rest seiner Streitkräfte folgte. Als er auf der Höhe angelangt war, gingen Nachrichten ein, daß der Feind halt gemacht und eine feste Stellung, in der Entfernung von kaum einer Legua, eingenommen habe.

Es war schon spät Nachmittags und die Sonne blieb nun nicht mehr als zwei Stunden über dem Gesichtskreise. Der Statthalter nahm Anstand, jetzt die Schlacht zu beginnen, wo die Nacht sie so bald überraschen konnte. Aber Alonso de Alvarado versicherte ihn, „jetzt sei es Zeit; denn seine Truppen brennten vor Begierde, sich zu schlagen, und es sei besser, dies zu benutzen, als ihren Eifer durch Verzug zu erkälten." Der Statthalter willigte darein, indem er zu gleich ausrief: „O, besäße ich doch Josuas Macht, der Sonne in ihrem Laufe Stillstand zu gebieten!" Darauf

KRUG,
eine Beratung der Besitzer der vorne angebrachten Häuser darstellend. Einige Figuren halten zwischen den Zähnen auf Vogelknochen befestigte präparierte Menschenköpfe
Fundort Chimbote

stellte er sein kleines Heer in Schlachtordnung auf und traf seine Anstalten zum Angriff.
In die Mitte stellte er sein Fußvolk, aus Bogenschützen und Pikenmännern bestehend, was „die Schlacht" bildete, wie man es nannte. Seine Reiterei verwies er auf die Flanken, indem er den rechten Flügel, mit der königlichen Fahne, unter den Befehl Alonso de Alvarados, und den linken, von einer tapfern Ritterschar unterstützt, unter den Holguins stellte. Sein Geschütz, zu unbedeutend, um sehr in Anschlag zu kommen, befand sich auch im Mitteltreffen. Er hatte sich vorgenommen, die Vorhut selbst anzuführen und die erste Lanze mit dem Feinde zu brechen; aber von diesem ritterlichen Vorhaben wurde er durch seine Offiziere abgebracht, die ihn aufmerksam machten, daß zu viel von seinem Leben abhänge, um es so unnütz auszusetzen. Der Statthalter begnügte sich daher mit der Leitung einer aus 40 Reitern bestehenden Rückhaltschar, um da in Tätigkeit zu treten, wo die Gelegenheit es erfordern würde. Diese, die Blüte seiner Ritterschaft in sich fassende Schar war hauptsächlich aus Alvarados Truppen, zu dessen großem Mißvergnügen, gezogen. Der Statthalter selbst ritt ein kohlschwarzes Streitroß, und trug einen reichen Überwurf von Brokat über seinem Panzer, durch welchen der Anzug und die Abzeichen des ihm kurz vor seiner Abreise aus Castilien verliehenen Ritterordens des heiligen Jakobs sichtbar waren. Es war bei den Rittern damaliger Zeit ein Ehrenpunkt, die Gefahr durch Entfaltung eines ihren Rang kenntlich machenden kriegerischen Prunks in Kleidung und Pferdezäumung herauszufordern.
Ehe er zum Angriff schritt, machte Vaca de Castro seinen Leuten einige Bemerkungen, um die Bedenken zu beseitigen, die einige noch hegen möchten, in Erinnerung an das Mißvergnügen, das der Kaiser sowohl den Siegern als den Besiegten nach der Schlacht von Salinas kundgegeben. Er sagte ihnen, ihre Feinde seien Empörer. Sie hätten gegen ihn, den Vertreter der Krone, die Waffen ergriffen, und es sei seine Pflicht, die Empörung zu unterdrücken und die Anstifter zu strafen. Hierauf ließ er das die Verräter betreffende Gesetz laut vorlesen. Diesem Gesetze zufolge,

hatten Almagro und seine Anhänger Leben und Eigentum verwirkt, und dieses versprach der Statthalter unter die von seinen Leuten zu verteilen, die durch ihr Benehmen in der Schlacht sich den größten Anspruch darauf erwerben würden. Dieses kluge Versprechen siegte über die Bedenken der Zaghaftesten; und nachdem Vaca de Castro seine Anstalten verständig und wie ein erfahrener Krieger vollständig getroffen hatte, gab er Befehl, vorzurücken.

Als die Truppen um einen Vorsprung der Berge herumkamen, der sie vor ihren Feinden verdeckt hatte, bekamen sie diese zu Gesicht, wie sie längs des Rückens einer ansehnlichen Höhe aufgestellt waren, mit ihren wehenden schneeweißen Bannern (der Farbe der Almagrianer) und ihren glänzenden die Abendsonne zurückstrahlenden Waffen. Die Aufstellung der Truppen Almagros war der seines Gegners ähnlich. Im Mitteltreffen stand sein treffliches Geschütz, gedeckt durch seine Bogenschützen und Speermänner, während seine Reiterei die Flanken deckte. Die Truppen des linken Flügels wollte er persönlich anführen. Er hatte seine Stellung verständig gewählt, da die Beschaffenheit des Bodens freien Spielraum seinen Kanonen gewährte, die auf die Angreifenden, sowie sie sich nahten, ein wirksames Feuer eröffneten. Durch dieses erschüttert, sah Vaca de Castro die Schwierigkeit ein, im offenen Angesicht des feindlichen Geschützes vorzudringen. Er befolgte daher den Rat Francisco de Carbajals, der es unternahm, die Truppen auf einem Umwege, aber sicherer zu führen. Dies ist die erste Gelegenheit, wo der Name dieses alten Kriegers in diesen amerikanischen Kriegen vorkommt, in welchen er später eine traurige Berühmtheit erlangen sollte. Er war nach vierzigjährigen europäischen Feldzügen, worin er unter dem Großen Friedrich, Gonsalvo de Cordova, die Kriegskunst erlernt hatte, in das Land gekommen. Obgleich in Jahren weit vorgerückt, besaß er doch noch den ungezähmten Mut und die ganze Kräftigkeit der Jugend, und gab glänzende Beweise von den Lehren, die er unter seinem großen Befehlshaber empfangen hatte. Indem er einen um die Abhänge der Berge sich schlängelnden

Weg benutzte, leitete er die Truppen auf solche Weise, daß sie, bis sie dem Feinde ganz nahe gekommen, durch die dazwischen liegenden Anhöhen geschützt waren. Während sie so vorrückten, wurden sie auf der linken Flanke von den indianischen Schlachthaufen unter Paullo, einem Bruder des Inka Manco, angegriffen; aber eine Abteilung Musketenschützen, die ein prasselndes Feuer gegen sie richteten, befreite die Spanier bald von dieser Plage. Als endlich die königlichen Truppen, den Berg übersteigend, wieder vor Almagros Reihen sichtbar wurden, eröffnete das Geschütz gegen sie ein Feuer von verderblicher Wirkung. Dies währte jedoch nur einen Augenblick, da, aus einer unerklärlichen Ursache, die Kanonen in einen solchen Winkel gerichtet waren, daß, wiewohl sie ein unfehlbares Ziel hatten, der bei weitem größte Teil der Schüsse ihnen über die Köpfe hinweg ging. Ob dabei Verräterei oder nur Ungeschicklichkeit zugrunde lag, ist ungewiß. Das Geschütz war dem Befehl Pedro de Candias anvertraut. Dieser Mann, wie man sich erinnern wird, einer von den Dreizehn, die Pizarro auf der Insel Gallo so tapfer beigestanden, hatte während des ganzen Eroberungskrieges stets an der Seite seines Anführers gefochten. Seit kurzem hatte er aber eine Abneigung gegen ihn gefaßt und sich zu Almagros Partei geschlagen. Nun mochte er vielleicht glauben, daß der Tod seines alten Befehlshabers alle ihre Zwistigkeiten ausgeglichen habe, und die Absicht hegen, zu seiner Untertanenpflicht zurückzukehren. Wenigstens soll er gerade zu dieser Zeit mit Vaca de Castro in Briefwechsel gestanden haben. Almagro selbst scheint an seinem Verrat nicht gezweifelt zu haben. Denn nachdem er ihm vergebens Vorstellungen über sein gegenwärtiges Benehmen gemacht, stieß er ihm das Schwert in die Brust, und der unglückliche Ritter fiel leblos zu Boden. Darauf stürzte sich Almagro auf eine der Kanonen, gab ihr eine andere Richtung, und dies mit so gutem Erfolge, daß sein Schuß mehrere von der Reiterei niederstreckte.

Das Feuer tat nun bessere Wirkung; eine einzige Ladung raffte eine ganze Reihe des königlichen Fußvolks fort, und obgleich sofort andere eintraten, um die Reihen wieder zu füllen, so riefen

doch die hart bedrängten Leute den Reitern, die einen Augenblick halt gemacht hatten, laut zu, ihr Vorrücken zu beschleunigen. Dieser Verzug war dadurch veranlaßt worden, daß Carbajal sein eigenes Geschütz auf die gegenüberstehenden Reihen spielen zu lassen wünschte. Aber diese Absicht wurde bald wieder aufgegeben; das schwere Geschütz wurde zurückgelassen, und der Reiterei der Befehl zum Angriff erteilt; die Trompeten erklangen, die kühnen Ritter setzten unter Kriegsgeschrei ihren Pferden die Sporen in die Seite und jagten in vollem Laufe auf den Feind los. Almagro hätte wohlgetan, wenn er fest auf dem Posten geblieben wäre, der ihm einen solchen Vorteil bot. Aber aus einem falschen Ehrgefühl hielt er es eines tapfern Ritters unwürdig, den Angriff ruhig abzuwarten. Er befahl daher seinen Leuten anzugreifen, und die feindlichen Scharen, die lebhaft gegeneinander anrückten, trafen sich auf halbem Wege in der Ebene. Der Zusammenstoß war fürchterlich. Roß und Reiter sanken unter seiner Heftigkeit zusammen, die Speere flogen in Splittern umher und die Ritter zogen ihre Schwerter, oder schwangen ihre Keulen und Streitäxte — der größte Teil der königlichen Reiterschar war indes nur mit gewöhnlichen Äxten bewaffnet — und führten ihre Hiebe mit der ganzen Wut persönlichen Hasses. Es war ein furchtbarer Kampf, nicht nur von Mann gegen Mann, sondern, um mich der Worte eines Augenzeugen zu bedienen, von Bruder gegen Bruder, von Freund gegen Freund. Man forderte keinen Pardon, denn der Bruch, der stark genug war, die teuersten Bande der Verwandtschaft zu zerreißen, ließ der Menschlichkeit keinen Einfluß. Die trefflichen Waffen der Almagrianer hielten der Überlegenheit an Zahl die Wage; aber die königlichen Truppen errangen dadurch einigen Vorteil, daß sie auf die Pferde einhieben, statt auf die gepanzerten Leiber ihrer Gegner.

Unterdessen unterhielt das Fußvolk von beiden Seiten ein scharfes Feuer mit Hakenbüchsen, das ihnen sowohl gegenseitig als auch den Reitern Schaden tat. Aber Almagros jetzt wohlgerichtetes schweres Geschütz streckte die Reihen des Fußvolkes nieder. Schon fingen diese vor dem fürchterlichen Feuer an zu schwanken

und zurückzuweichen, als sich ihnen Francisco Carbajal in den Weg warf und rief: „Schämt Euch, Leute, wollt Ihr jetzt weichen? Mich kann der Feind noch einmal so gut treffen als Euch!“ Er war sehr groß; dann warf er seinen stählernen Helm und Panzer ab, um vor seinen Gefährten keinen Vorzug zu haben, und stürzte, bloß mit dem baumwollenen Wams leicht bekleidet, die Partisane über dem Kopf schwingend, durch blendende Rauchwolken und einen Hagel von Büchsenkugeln, kühn vorwärts. Mit Hilfe seiner tapfersten Leute bewältigte er die Feuerwerker und setzte sich in den Besitz ihrer Geschütze.

Die Schatten der Nacht hatten sich schon lange dichter und dichter über das Schlachtfeld gelagert, aber der tödliche Kampf wurde noch im Finstern fortgesetzt, da die roten und weißen Farben der beiden Parteien kenntlich machten, und ihr Schlachtruf: „Vaca de Castro y el Rey!“ — „Almagro y el Rey!“ den Lärm übertönte. Beide Teile riefen den Beistand ihres Kriegsapostels, des heiligen Jakobs, an. Holguin, der den linken Flügel der königlichen Truppen befehligte, war, von zwei Büchsenkugeln getroffen, schon zu Anfang der Schlacht gefallen. Er hatte sich durch ein reiches Überkleid von weißem Sammet über seiner Rüstung kenntlich gemacht. Indes setzte eine tapfere Ritterschar das Gefecht auf dieser Seite so mutig fort, daß die Almagrianer Mühe hatten, ihre Stellung zu behaupten.

Anders ging es auf dem rechten Flügel, wo Alonso de Alvarado den Befehl führte. Er hatte es dort mit Almagro selbst zu tun, der seines Namens würdig focht. Durch wiederholte Angriffe auf seinen Gegner suchte er seine Reiterscharen zu überwältigen, die weit schlechter beritten und bewaffnet waren als seine eigenen. Alvarado leistete mit ungebeugtem Mute Widerstand; aber seine Reihen waren, wie wir gesehen haben, schon vor der Schlacht gelichtet worden, um den Statthalter mit einer Rückhaltsschar zu versehen, und durch die offenbare Übermacht seines Gegners bewältigt, der schon zwei der königlichen Banner erobert hatte, wollte er sich langsam zurückziehen. „Nehmt gefangen, aber tötet nicht!“ schrie der edle junge Anführer, der sich des Sieges sicher

fühlte. Aber in diesem entscheidenden Augenblick ward Vaca de Castro, der mit seiner Rückhaltsschar eine Anhöhe besetzt hatte, die das Schlachtfeld beherrschte, vollkommen inne, daß jetzt für ihn die Zeit gekommen sei, an dem Kampfe teilzunehmen. Er hatte lange seine Augen in der Dunkelheit angestrengt, um die Bewegungen der Kämpfenden zu beobachten, und erhielt auch fortwährend Nachrichten über den Gang der Schlacht. Nun zögerte er nicht länger, sondern forderte seine Leute auf, ihm zu folgen, und führte sie kühn in das dichteste Kampfgewühl, um seinen braven Offizier zu unterstützen. Die Ankunft einer neuen schlagfertigen Kriegsschar auf dem Schlachtfelde gab der Sache eine andere Wendung. Alvarados Leute ermannten und sammelten sich; Almagros Truppen, obgleich durch die Heftigkeit des Angriffs zurückgedrängt, kehrten sich bald wieder gegen ihre Angreifer. Dreizehn von Vaca de Castros Rittern fielen tot von den Sätteln herab; aber dies war die letzte Anstrengung der Almagrianer. Ihre Kraft, doch nicht ihr Mut verließ sie. Sie wichen nach allen Seiten hin, und da in der Finsternis Reiter, Fußvolk und Geschütz durcheinander gemischt war, traten sie einander gegenseitig nieder, da ein jeder nur darauf bedacht war, dem Andrang der Verfolger so schnell als möglich zu entkommen. Almagro bot alles auf, sie aufzuhalten. Er verrichtete Wunder von Tapferkeit, sagt einer, der Zeuge war; aber er wurde von dem Strome fortgerissen, und wiewohl er durch die Kühnheit, mit der er seine Person der Gefahr aussetzte, den Tod aufzusuchen schien, so kam er doch ohne Wunde davon.

Es gab noch andere bei seiner Schar, und unter diesen einen jungen Ritter, namens Geronimo de Alvarado, die sich hartnäckig weigerten, das Schlachtfeld zu verlassen. Mit dem Ruf: „Wir erschlugen Pizarro, wir töteten den Tyrannen!“ warfen sie sich den Lanzen ihrer Sieger entgegen, da sie den Tod auf dem Schlachtfelde der schmählichen Verurteilung zum Galgen vorzogen.

Es war neun Uhr als die Schlacht endete, wiewohl noch zu einer weit späteren Stunde einzelne Schüsse auf dem Schlachtfelde

gehört wurden, wenn Flüchtlinge von ihren Verfolgern erreicht wurden. Doch gelang es vielen in der Dunkelheit der Nacht zu entkommen, während einige auf eine sonderbarere Weise der Verfolgung zu entgehen suchten: sie zogen nämlich den Leichnamen ihrer Feinde die Kennzeichen ab, legten sich dieselben selbst an, und schlossen sich, vermischt mit den Anhängern Vaca de Castros, der Verfolgung an.

Dieser ließ zuletzt, weil er irgend einen widrigen Zufall besorgte und fürchtete, daß die Flüchtlinge, wenn sie sich unter dem Schutze der Dunkelheit wieder sammelten, ihren Verfolgern einen Verlust beibringen könnten, die Trompeten blasen, und rief so seine zerstreute Mannschaft wieder unter ihre Fahne zurück. Sie blieben die ganze Nacht hindurch unter Waffen auf dem Schlachtfelde, das jetzt in tiefem, nur durch die Seufzer der Verwundeten und Sterbenden unterbrochenem Schweigen begraben lag. Die Eingeborenen, die während der Schlacht wie eine dunkle Wolke rings um die Ränder der Berge geschwebt und mit düsterer Genugtuung das Verderben ihrer Feinde angeschaut hatten, benutzten jetzt die Finsternis, um sich wie eine Schar hungriger Wölfe in die Ebene hinab zu begeben, wo sie die Leichen der Erschlagenen entkleideten und selbst die noch lebenden, aber entkräfteten Unglücklichen, die sich vergebens, um sich zu verbergen, in die Gebüsche geschleppt hatten, nicht verschonten. Am folgenden Morgen gab Vaca de Castro Befehl, die Verwundeten, soweit sie nicht in dem kalten Hauche der Nacht umgekommen waren, der Sorge der Wundärzte zu übergeben, während die Priester beschäftigt waren, den Sterbenden Beichte und Sündenerlaß zu erteilen. Es wurden vier große Gräber oder Gruben gegraben, in welche die Erschlagenen, Sieger und Besiegte ohne Unterschied, aufeinander gehäuft wurden. Aber die Überreste Alvarez' de Holguin und einiger ausgezeichneter Ritter brachte man nach Guamanga, wo sie mit allen ihrem Range gebührenden Feierlichkeiten begraben wurden; über ihren Grabmälern wehten die zerfetzten Fahnen, die sie von ihren besiegten Landsleuten erobert, als traurige Trophäen ihres Sieges.

Die Anzahl der Getöteten wird verschieden angegeben — von 300 bis 500 auf beiden Seiten. Die Sieger hatten am meisten verloren, da sie vor der Schlacht von dem Geschütz des Feindes mehr litten, als dieser in dem Handgemenge, das darauf folgte. Die Anzahl der Verwundeten war noch größer; und die Hälfte der Überlebenden von Almagros Partei wurden zu Gefangenen gemacht. Viele flüchteten sich allerdings vom Schlachtfelde in die nahe gelegene Stadt Guamanga, wo sie in den Kirchen und Klöstern Schutz fanden. Aber diese Freistätten wurden nicht geachtet, und man schleppte sie heraus und warf sie ins Gefängnis. Ihr tapferer junger Anführer floh mit wenigen Leuten nun nach Cuzco, wo er von der Obrigkeit sogleich festgenommen ward, die er selbst über die Stadt gesetzt hatte.

In Guamanga ernannte Vaca de Castro einen Ausschuß, mit dem Licentiaten de la Gama an der Spitze, zum Verhör der Gefangenen; und die Gerechtigkeit war nicht eher befriedigt, als bis 40 zum Tode, 30 andere teils zum Verlust eines oder mehrerer ihrer Gliedmaßen oder zur Verbannung verurteilt waren. Solche strenge Vergeltungen kommen bei den Spaniern in ihren Bürgerkriegen nur zu häufig vor. Auffallend ist es, daß sie sich so blindlings in diese stürzten, da sie doch das Schicksal kannten,, das den Besiegten bevorstand.

Von dem Schauplatz dieses blutigen Trauerspiels begab sich der Statthalter nach Cuzco, wo er an der Spitze seiner siegreichen Scharen mit dem ganzen Prunk und kriegerischen Glanz eines Eroberers einzog. Er führte eine dementsprechende Lebensweise ohne Rücksicht auf das Gespött einiger, die diesen prahlerischen Aufwand beißend mit den sparsamen Einschränkungen verglichen, die er nachher in dem Staatshaushalt einführte. Aber Vaca de Castro kannte die Wirkung dieses äußern Glanzes auf das Volk im allgemeinen, und verschmähte kein Mittel, um seiner Stellung Ansehen zu verschaffen. Seine erste Handlung war, das Schicksal seines Gefangenen Almagro zu bestimmen. Er versammelte einen Kriegsrat. Einige waren dafür, den unglücklichen Anführer, in Betracht seiner Jugend und der starken Aufreizung,

die er erfahren, zu schonen. Aber die Mehrzahl war der Meinung, daß eine solche Schonung nicht auf den Anführer der Empörer ausgedehnt werden könne, und daß sein Tod für die dauernde Ruhe des Landes notwendig sei.

Als Almagro auf den großen Platz von Cuzco, denselben Ort, wo sein Vater wenige Jahre vorher den Tod erlitten hatte, zur Hinrichtung geführt ward, zeigte er die vollkommenste Fassung, doch als der Herold die Verurteilung des Verräters laut ausrief, leugnete er entrüstet, daß er ein solcher sei. Er flehte seine Richter nicht um Gnade, sondern verlangte nur, daß seine Gebeine neben die seines Vaters gelegt würden. Er weigerte, sich die Augen verbinden zu lassen, wie dies bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich war, und nachdem er gebeichtet hatte, umarmte er fromm das Kreuz und beugte seinen Hals unter den Hieb des Henkers. Seine Überreste wurden, seinem Verlangen gemäß, nach dem Kloster La Merced gebracht und daselbst an der Seite seines unglücklichen Vaters beigesetzt. Es hat in den Blättern der Geschichte nur wenige so unglückliche Namen gegeben als den Namen Almagro. Jedoch erregt das Schicksal des Sohnes tieferes Mitgefühl als das des Vaters; und nicht bloß wegen seiner Jugend und der eigentümlichen Umstände seiner Lage. Er besaß viele der guten Eigenschaften des älteren Almagro, womit er einen offenen männlichen Charakter verband, in dem die Haltung des Soldaten durch die Wirkung einer besseren Erziehung, als man in der Zügellosigkeit eines Lagers zu finden gewohnt ist, gemildert war. Seine nur kurze Laufbahn verhieß bedeutende Fähigkeiten, die nur eines freien Spielraumes zu ihrer Entwicklung bedurften. Aber er war ein Kind des Unglücks, und sein Lebensmorgen durch Wolken und Stürme getrübt. Wenn sein von Natur gutmütiger Charakter zuweilen die feurigen Funken der rachsüchtigen indianischen Sinnesart sprühte, so lag einige Entschuldigung dafür nicht nur in seinem Blute, sondern auch in der Beschaffenheit seiner Verhältnisse. Es war mehr gegen ihn gesündigt, als er selbst gesündigt hatte; und wenn eine Verschwörung jemals gerechtfertigt werden kann, so war dies bei ihm der Fall, da er gegen die niederbeugen-

den, seinem Vater und ihm selbst so reichlich widerfahrenen Kränkungen keine Abhilfe von der Seite, wo er ein Recht hatte, sie einzig zu fordern, finden konnte. Mit ihm ist der Name Almagro erloschen, und die Partei von Chili, so lange der Schrecken des Landes, verschwand auf immer.

Während sich diese Vorfälle in Cuzco ereigneten, erfuhr der Statthalter, daß Gonzalo Pizarro in Lima angekommen sei, wo er sich höchst unzufrieden über den Zustand der Dinge in Peru bezeigte. Er beklagte sich laut darüber, daß nach seines Bruders Tode die Statthalterschaft des Landes nicht in seine Hände übergegangen sei; und wie einige berichteten, ging er mit der Absicht um, sich diese zu verschaffen. Vaca de Castro wußte wohl, daß es nicht an bösen Ratgebern fehlen werde, um Gonzalo zu diesem verzweifelten Schritte anzutreiben; und da ihm daran lag, den Funken der Empörung zu löschen, ehe er durch diese unruhigen Geister zur Flamme angefacht würde, sandte er eine starke Mannschaft nach Lima ab, um sich diese Hauptstadt zu sichern. Zu gleicher Zeit erteilte er Gonzalo Pizarro den Befehl, sich nach Cuzco zu begeben.

Dieser hielt es der Vorsicht angemessen, dieser Aufforderung Folge zu leisten; und bald darauf zog er an der Spitze einer wohlbewaffneten Ritterschar in die Inkahauptstadt ein. Er wurde sogleich bei dem Statthalter vorgelassen, der seine Leibwache mit der Bemerkung entließ, daß er von einem tapferen und ergebenen Ritter wie Pizarro nichts zu fürchten habe. Darauf befragte er ihn über seine kürzlich bestandenen Abenteuer in Canclas, und bezeigte ihm großes Bedauern über die Leiden, die er ertragen. Er hütete sich wohl, seine Eifersucht durch irgend eine Anspielung auf seine ehrgeizigen Pläne zu wecken, und schloß damit, daß er ihm empfahl, jetzt, wo der Frieden des Landes wieder hergestellt sei, sich zum Genuß der Ruhe, der er so sehr bedürfe, auf seine kostbaren Besitzungen in Charcas zurückzuziehen. Da sich Gonzalo Pizarro kein offener Grund zu einem Streite mit dem ruhigen und klugen Statthalter darbot, und er sich wahrscheinlich, wenigstens für jetzt, nicht stark genug fühlte, um einen solchen durch-

zuführen, hielt er es der Vorsicht angemessen, den Rat anzunehmen und zog sich nach La Plata zurück, wo er sich mit der Bearbeitung der reichen Silbergruben beschäftigte, die ihn bald in den Stand setzten, ein wichtigeres Unternehmen zu beginnen, als irgend eines das er bisher versucht hatte.

Nachdem Vaca de Castro diesen gefährlichen Mitbewerber auf diese Weise losgeworden, beschäftigte er sich mit Maßregeln, die inneren Landesangelegenheiten betreffend. Er fing mit dem Heere an, das er zum Teil aufgelöst hatte. Aber es waren noch viele Ritter übrig geblieben, die auf eine ihren Diensten entsprechende Belohnung drangen. Diese Dienste waren sie eben nicht geneigt zu niedrig anzuschlagen, und der Statthalter war glücklich, sich ihrer Zudringlichkeiten dadurch zu entschlagen, daß er sie zu fernen Unternehmungen verwendete, zu denen die Ausbeutung der durch den großen Rio de Plata bewässerten Gegend gehörte. Der sprudelnde Geist der hochfahrenden Ritter würde, ohne einen solchen Abfluß, bald das ganze Land wieder in einen Gärungszustand versetzt haben.

Seine nächste Sorge war, Gesetze zur besseren Verwaltung der Ansiedlung zu schaffen. Er war besonders auf den Zustand der indianischen Bevölkerung bedacht, und errichtete Schulen, um sie im Christentum zu unterrichten. Durch verschiedene Anordnungen suchte er sie vor den Erpressungen ihrer Sieger zu schützen, und er munterte die armen Eingeborenen zur Verlegung ihrer Wohnsitze in die Gemeinwesen der weißen Männer auf. Er befahl den Caziken, die in ihrer Nähe liegenden tambos, oder Gasthäuser für Reisende, mit Lebensmitteln zu versorgen. Dadurch nahm er den Spaniern jeden Grund zur Entschuldidung ihrer Räubereien und erleichterte den Verkehr bedeutend. Er erkannte die während der letzten Unruhen entstandene Zerrüttung der Geldangelegenheiten, und beschränkte in einigen Fällen die Repartimientos, wo sie ihm bei den Eroberern als übermäßig erschienen. Dies letztere zog ihm von denen, die es betraf, großen Haß zu. Aber seine Maßregeln waren so gerecht und unparteiisch, daß er darin von der öffentlichen Meinung unterstützt ward.

In der Tat war Vaca de Castros Benehmen, von dem Augenblick seiner Ankunft im Lande an, derart, daß es Ehrfurcht gebot und ihn dem schwierigen Amte, zu dem er erwählt war, als gewachsen erwies. Ohne Geld, ohne Truppen, hatte er das Land bei seinem Eintritt in einem Zustande der Zügellosigkeit gefunden; dennoch hatte er durch Mut und Gewandtheit hinreichende Kraft erreicht, die Empörung zu dämpfen. War er auch nicht Soldat, so hatte er doch zur Zeit der Schlacht unerschrockenen Mut und Gegenwart des Geistes bewiesen und seine kriegerischen Rüstungen mit einer Vorsicht und Verständigkeit betrieben, die die Bewunderung der erfahrensten alten Krieger erregten.

Macht man ihm auch den Vorwurf, daß er die Vorteile des Sieges zu Grausamkeiten gegen den Besiegten mißbraucht habe, so muß man doch zugeben, daß keine Gründe persönlicher Art dabei Einfluß geübt haben. Er war ein Rechtsgelehrter, erzogen in hohen Begriffen von dem königlichen Vorrechte. Empörung betrachtete er als ein unverzeihliches Verbrechen; und wenn seine strenge Sinnesart unbeugsam in der Ausübung der Gerechtigkeit war, so vergesse man nicht, daß er in einem eisernen Zeitalter lebte, in dem die Gerechtigkeit selten durch Erbarmen gemildert war.

Bei seinen späteren Anordnungen zur Ansiedlung des Landes zeigte er ebensoviel Unparteilichkeit als Kenntnis. Die Ansiedler waren ihm sehr dankbar für die Wohltaten seiner Verwaltung, und lieferten den besten Beleg für seine Dienste durch ihr Gesuch an den Hof von Castilien, ihn in der Statthalterschaft von Peru zu belassen. Leiter stimmte dies nicht mit der Politik der Krone überein.

SIEBENTES HAUPTSTÜCK

Mißbräuche der Eroberer / Gesetzbuch für die Pflanzstaaten / Große Aufregung in Peru / Der Vizekönig Blasco Nunez / Seine strenge Politik / Findet Widerstand an Gonzalo Pizarro

1543—1544

Ehe wir in unserer Erzählung der Begebenheiten in Peru weiter fortfahren, müssen wir uns zu dem Mutterlande wenden, wo in Bezug auf die Verwaltung der Pflanzstaaten wichtige Veränderungen vor sich gingen.

Seitdem Karl V. den Thron bestiegen, hatte ihn die Politik Europas hauptsächlich in Anspruch genommen, wo sich seinem Ehrgeize ein lockenderer Schauplatz eröffnete, als in einem Kampfe mit den rohen Fürsten der neuen Welt zu finden war. Hier war daher, ziemlich unbeachtet, ein Reich angewachsen von größerem Umfange als seine europäischen Besitzungen, das bald weit reicher werden sollte als diese. Allerdings war eine Regierungsform eingerichtet, und es waren von Zeit zu Zeit Gesetze erlassen zur ordentlichen Verwaltung der Pflanzstaaten. Aber diese Gesetze entsprachen oft weniger den Bedürfnissen der Pflanzstaaten als denen des Mutterlandes; und als man ihnen eine bessere Gestalt gab, wurden sie nur unvollständig angewendet; denn wie laut sich auch die Stimme der Macht in der Heimat hören ließ, so erstarb sie doch nur zu oft in schwachem Widerhall, ehe sie über das Meer gedrungen war.

Dieser Zustand der Dinge, und besonders die Art, auf welche die spanischen Besitzungen in der neuen Welt ursprünglich waren erworben worden, waren unheilvoll sowohl für die besiegten Stämme als für ihre Gebieter. Wären die von den Spaniern errungenen Landschaften die Frucht einer friedlichen Erwerbung gewesen, etwa durch Tausch oder Unterhandlung, oder wäre ihre Eroberung unter der unmittelbaren Leitung der Regierung erfolgt, so würde der Vorteil der Eingeborenen sorgfältiger wahrgenommen worden sein. Wegen der höheren Bildung der Indianer in den spanisch-amerikanischen Pflanzstaaten, fuhren sie

auch nach der Eroberung noch fort denselben Boden zu bewohnen, und sich unter das Gemeinwesen der weißen Männer zu mischen; hierin bilden sie einen auffallenden Gegensatz zu der Lage unserer eigenen Urbewohner, die mit der Gesittung nicht in Berührung kommen mochten, und sich, in dem Verhältnis worin jene Fortschritte machten, immer tiefer in die Wildnis zurückzogen. Aber der südamerikanische Indianer eignete sich, vermöge seiner früheren Staatseinrichtungen, zu einer verfeinerteren Gesetzgebung als der wilde Jäger des Waldes; und wäre der Landesherr persönlich anwesend gewesen, um seine Eroberungen zu beaufsichtigen, so würde er nie haben zugeben können, daß ein so großer Teil seiner Vasallen der Habgier und Grausamkeit einer sie unterjochenden Handvoll von Abenteurern unnütz geopfert würde.

Aber so wie die Sachen standen, wurde die Aufgabe, das Land zu unterwerfen, den Händen unverantwortlicher Personen, Glückssoldaten, verzweifelten Abenteurern, anvertraut, die sich auf die Eroberung einließen wie auf ein gewissenlos zu spielendes Spiel, ohne andere Rücksicht als die, zu gewinnen. Da ihnen von der Regierung nur wenig Aufmunterung ward, verdankten sie den Erfolg nur ihrer eigenen Tapferkeit; und das Recht der Eroberung, meinten sie, verlösche jedes andere bestehende Recht in den unglücklichen Eingeborenen. Die Ländereien, die Personen der besiegten Stämme wurden verteilt und von den Siegern als eine rechtmäßige Beute des Sieges in Anspruch genommen. Und täglich wurden Greuel verübt, bei deren Anblick die Menschheit mit Schauder erfüllt wird.

Diese Greuel, wiewohl sie nirgend nach einem so fürchterlichen Maßstabe wie auf den Inseln vollführt wurden, wo in wenigen Jahren die eingeborene Bevölkerung fast ganz ausgerottet war, waren doch in Peru von hinreichender Größe, um die Rache des Himmels auf die Häupter ihrer Urheber herabzurufen; und der Indianer mochte fühlen, daß diese Rache nicht lange auf sich warten lasse, als er seine Unterdrücker sich um ihre schlecht erworbene Beute streiten und ihre Schwerter gegeneinander ge-

richtet sah. Peru war, wie schon erwähnt, durch Abenteurer unterjocht, von denen die meisten von gemeinerer und roherer Natur waren als die, welche Cortez' Banner folgten. Der Charakter der Anhänger glich gewissermaßen dem der Anführer der betreffenden Unternehmungen. Dies war ein trauriges Geschick für die Inkas; denn die rohen Krieger Pizarros waren besser geeignet mit dem wilden Azteken zu kämpfen, als mit dem verfeinerten und weichlicheren Peruaner.

Berauscht von dem ungewohnten Besitz der Macht und ohne den mindesten Begriff von der Verantwortlichkeit, die mit ihrer Stellung als Gebieter des Landes verbunden war, überließen sie sich nur zu oft der Befriedigung jeder Laune, die Grausamkeit oder Eigensinn ihnen eingab. Nicht selten, sagt ein unverdächtiger Zeuge, habe ich Spanier, lange nach der Eroberung, sich an der Jagd auf die Eingeborenen mit Bluthunden vergnügen sehen, aus bloßer Jagdlust, oder um die Hunde an dies Spiel zu gewöhnen. Der Ausschweifung war der unbegrenzteste Spielraum gelassen. Die jungen Mädchen wurden ohne Erbarmen aus den Armen ihrer Familie gerissen, um die Lüste der rohen Sieger zu befriedigen. Die heiligen Häuser der Sonnenjungfrauen wurden mit Gewalt geöffnet, und der Ritter füllte seinen Harem mit einem Trupp indianischer Mädchen, gleichsam zum Zeichen, daß der Halbmond besser zum Sinnbild für sein Banner gepaßt haben würde, als das unbefleckte Kreuz. Aber die vorherrschende Leidenschaft des Spaniers war die Sucht nach Gold. Um dies zu erlangen, scheute er selbst keine Mühe, und war er unbarmherzig in seiner Arbeitserpressung gegen seine indianischen Sklaven. Unglücklicherweise hatte Peru einen Überfluß an Metallgruben, die diese Arbeit nur zu reichlich belohnten; und das Leben eines Menschen wurde von den Eroberern am niedrigsten angeschlagen. Unter seinen Inkas durfte kein Peruaner müßig gehen; aber die ihm erteilte Aufgabe war stets seiner Kraft angemessen. Er hatte seine Ruhe- und Erholungszeit, und war gegen die Rauhheit des Wetters wohl geschützt. Seiner persönlichen Sicherheit war jede Sorgfalt gewidmet. Aber während die Spanier die Kraft des Ein-

geborenen aufs höchste anspannten, beraubten sie ihn der Mittel, sie wieder zu sammeln, wenn sie erschöpft war. Sie ließen die Vorsichtsmaßregeln der Inkas außer acht. Die Kornspeicher waren geleert; die Herden durch schwelgerisches Leben verzehrt. Sie wurden geschlachtet nur um üppige Gelüste der Feinschmecker zu befriedigen, und manches Lamm wurde getötet nur um seines Gehirns wegen — eines bei den Spaniern sehr beliebten köstlichen Leckerbissens.

So rücksichtslos war der Zerstörungsgeist nach der Eroberung, sagt Ondegardo, der verständige Statthalter von Cuzco, daß in vier Jahren mehr von diesen Tieren geschlachtet wurden, als in den vierhundert zu den Zeiten der Inkas. Die einst so zahlreich auf dem Tafellande verbreiteten Herden waren nun zu einer unbedeutenden Anzahl zusammengeschmolzen, die in den Wildnissen der Andes Schutz suchten. Ohne Nahrung, ohne das warme Vließ, das ihm Schutz gegen die Kälte gewährte, zog der arme Indianer, halb erstarrt und nackend, über die Hochebene hin. Selbst denen, die den Spaniern bei der Eroberung hilfreich gewesen waren, ging es nicht besser, und so mancher Inkaedelmann schleppte sich als Bettler in dem Lande herum, in dem er einst geherrscht hatte; und sah er sich zufällig durch Not getrieben, etwas von dem Überfluß seiner Besieger zu stehlen, mußte er es mit einem jämmerlichen Tode büßen.

Es ist wahr, es gab gute Menschen, die Heidenbekehrer, die, ihrem Berufe getreu, eifrig bemüht waren, die Eingeborenen zum Christentum zu bekehren, und die, gerührt von seinem Mißgeschick, mit Freuden sich zu Beschützern gegen seine Unterdrücker würden hingegeben haben. Aber nur zu oft wurde der Priester vom Geiste der Willkür angesteckt, und die geistlichen Brüderschaften, die auf den von ihren indianischen Sklaven bestellten Ländereien ein leichtes und müßiges Leben führten, waren weniger geeignet, an das Seelenheil ihrer Diener zu denken, als darauf, aus ihrer Arbeit Nutzen zu ziehen. Doch fehlte es auch nicht an guten und verständigen Männern in den Pflanzstaaten, die von Zeit zu Zeit die Stimme der Ermahnung gegen

BEMALUNG EINES HELLGLASIERTEN HUACO

Phantastisches Tier mit abgeschlagenem Menschenkopf in der Rechten, umgeben von Schlangen

Fundort Trujillo

diese Mißbräuche erhoben, und die ihre Klagen bis zu den Stufen des Thrones hören ließen. Auch muß man zur Ehre der Regierung gestehen, daß sie bemüht war, so viel Nachrichten als möglich darüber einzuziehen, sowohl durch ihre eigenen Beamten, als durch ausdrücklich dazu hingesandte Abgeordnete, deren umfangreiche Mitteilungen viel Licht über die innere Lage des Landes verbreiten und für den Geschichtschreiber die besten Quellen sind. Aber es zeigte sich als weit leichter, sich diese Nachrichten zu verschaffen, als Nutzen daraus zu ziehen.

Im Jahre 1541 kehrte Karl V., den die Angelegenheiten Deutschlands vielfach beschäftigt hatten, in seine angestammten Besitzungen zurück, wo der Zustand der Pflanzstaaten seine Aufmerksamkeit bald gebieterisch in Anspruch nahm. Es wurden ihm verschiedene darauf bezügliche Denkschriften vorgelegt; aber niemand legte ihm die Sache so ernstlich ans Herz wie Las Casas, später Bischof von Chiapa. Dieser fromme Geistliche, dessen langes Leben diesen edelmütigen Arbeiten gewidmet war, die ihm den ehrenvollen Beinamen eines Beschützers der Indianer erworben, hatte gerade seine berühmte Abhandlung über die Zerstörung Westindiens beendigt, wahrscheinlich die merkwürdigste aller Schilderungen der menschlichen Verderbtheit, die aber leider von ihrer Wirkung viel verliert durch die Leichtgläubigkeit des Schriftstellers und seine offenbare Neigung zu übertreiben.

Im Jahre 1542 übergab Las Casas seine Handschrift seinem königlichen Gebieter. Noch in demselben Jahre ward in Vallalolid ein hauptsächlich aus Rechts- und Gottesgelehrten bestehender Rat zusammenberufen, um Gesetze zur Regelung der amerikanischen Pflanzstaaten zu entwerfen.

Las Casas erschien vor dieser Versammlung und hielt eine ausführliche Rede, von der nur ein Teil bekannt geworden ist. Darin nimmt er als Grundgedanken an, daß die Indianer von Rechts wegen frei seien; daß sie, als Vasallen der Krone, ein Recht auf deren Schutz hätten, und von nun an und auf immer, ohne Ausnahme, für frei erklärt werden sollten. Er unterstützt diesen Gedanken durch eine Menge Gründe, die das Wesentlichste von

dem enthalten, was seitdem in der nämlichen Sache von den Freunden der Menschheit ausgesprochen worden ist. Er führt auch den Grund der Zweckmäßigkeit an, da ohne das Einschreiten der Regierung der indianische Stamm durch den unablässigen Druck der Spanier allmählich untergehen müsse. Zum Schluß führt er noch an, daß, wenn die Indianer, wie man vorgäbe, nicht arbeiten, wenn sie nicht gezwungen würden, der Weiße es doch seinem Vorteil angemessen finden werde, den Boden zu bauen; und daß, wenn er dazu nicht fähig sein sollte, dies ihm kein Recht über den Indianer gebe, da Gott nicht will, daß Böses geschehe, damit Gutes daraus erwachse. Diese erhabene Moral, muß man bedenken, kam aus dem Munde eines Dominikaners im sechzehnten Jahrhundert, eines Mitgliedes des Ordens, der das Ketzergericht gestiftet hat, und gerade in dem Lande, in welchem das Flammengericht damals in größter Tätigkeit war!

Die von Las Casas aufgestellten Behauptungen erfuhren den Widerspruch, den man von der Gleichgültigkeit, der Selbstsucht und der Frömmelei erwarten durfte. Auch Personen von gerechter und wohlwollender Gesinnung unter seinen Zuhörern widersetzten sich ihnen, weil sie zwar im allgemeinen der Richtigkeit seiner Darlegung beipflichteten und auch tiefes Mitgefühl für das den Eingeborenen zugefügte Unrecht empfanden, aber doch zweifelhaft waren, ob nicht der von ihm entworfene Verbesserungsplan größere Übel herbeiführen würde, als die seien, denen er abzuhelfen die Absicht hatte. Denn Las Casas war ein unbedingter Freiheitsfreund. Er hatte sich fest auf dem Boden des natürlichen Rechts verschanzt, und gleich einigen der Verbesserer unserer Tage verschmähte er es, die Folgen der Ausführung von Grundsätzen bis zu ihrer ganzen unbegrenzten Ausdehnung zu berechnen. Seine eindringliche Beredsamkeit, die ihm seine hochherzige Liebe für die Menschheit eingab, und die er durch unzählige nicht leicht anzugreifende Tatsachen verstärkte, trug über seine Zuhörer den Sieg davon. Der Erfolg ihrer Beratschlagungen war eine Sammlung von Verordnungen, die, weit entfernt, sich auf die Bedürfnisse der Eingeborenen zu beschränken, sich vorzüglich auf

die europäische Bevölkerung und die Zersplitterung des Landes bezogen. Sie hatte eine allgemeine Anwendung auf alle amerikanischen Pflanzstaaten. Es wird hier nur nötig sein, einige von den unmittelbar auf Peru bezüglichen Anordnungen herauszuheben.

Die Indianer wurden zu wahren und treuen Vasallen der Krone erklärt, und ihre Freiheit als solche ward vollständig anerkannt. Doch, um den Eroberern die ihnen von der Regierung zugesicherte Bürgschaft unverletzt aufrecht zu halten, wurde bestimmt, daß diejenigen, die sich in rechtmäßigem Besitz von Sklaven befänden, solche behalten könnten, nur sollten diese bei dem Tode der gegenwärtigen Eigentümer an die Krone zurückfallen.

Jedoch wurde bestimmt, daß alle, die sich durch Vernachlässigung oder schlechte Behandlung der Sklaven unwürdig gezeigt hätten, jedenfalls des Rechtes dazu verlustig gehen sollten; desgleichen alle öffentliche Beamte oder solche, die unter der Regierung angestellt gewesen, sowie Geistliche und religiöse Körperschaften, und endlich — eine weit umfassende Bestimmung — alle die, welche an den Streitigkeiten zwischen Almagro und Pizarro einen strafbaren Anteil genommen hatten.

Es wurde ferner befohlen, die Indianer nur mäßig zu besteuern; sie nicht gegen ihren Willen zur Arbeit zu zwingen, wo dies aber wegen besonderer Umstände nötig sei, ihnen eine billige Entschädigung dafür zu gewähren. Auch ward beschlossen, daß, da die Land-Repartimientos oft unverhältnismäßig groß seien, sie in solchen Fällen vermindert werden sollten; und das den Eigentümern, die sich eines offenkundigen Mißbrauchs ihrer Sklaven schuldig gemacht hätten, ihre Ländereien gänzlich entzogen werden sollten.

Da Peru stets einen Geist der Widersetzlichkeit gezeigt, der ein kräftigeres Auftreten der Macht erheischte, als in den andern Pflanzstaaten erforderlich war, ward beschlossen, einen Vizekönig dorthin zu senden, der einen äußern Prunk entfalten und mit Vollmachten ausgerüstet sein sollte, die ihn als einen würdigern Vertreter des Landesherrn erscheinen ließen. Es sollte ihm ein König-

licher Gerichtshof beigegeben werden, bestehend aus vier Richtern mit ausgedehnter Rechtsbefugnis sowohl für peinliche als für bürgerliche Rechtsfälle ausgestattet, der außer seiner Tätigkeit als Gerichtshof, eine Art von Rat und Beistand für den Vizekönig bilden sollte. Der Gerichthof von Panama sollte aufgelöst werden, und der neue, samt dem Hofe des Vizekönigs, sollte in Los Reyes oder Lima, wie man es nun zu nennen anfing, der künftigen Hauptstadt des spanischen Reiches im stillen Meere seinen Sitz haben.

Dies waren einige der Hauptzüge dieses merkwürdigen Gesetzbuches, das die zartesten gesellschaftlichen Verhältnisse berührte, die Grundlagen des Besitzes selbst umschuf, und gleichsam durch einen Federstrich ein Volk von Sklaven in freie Menschen umwandelte. Es gehörte, wie wir glauben, nur geringe Voraussicht dazu, um zu begreifen, daß in den entlegenen Gegenden Amerikas, und besonders in Peru, wo die Ansiedler bis dahin an unbegrenzte Zügellosigkeit gewöhnt waren, eine in wesentlichen Punkten so heilsame Umgestaltung in dieser durchgreifenden Weise nur vermittelst einer Staatsumwälzung durchgesetzt werden konnte. — Doch die Verordnungen erhielten noch in demselben Jahre die Genehmigung des Kaisers, und wurden im November 1543 in Madrid bekannt gemacht.

Kaum war deren Inhalt bekannt geworden, als er in zahlreichen Briefen den Ansiedlern von ihren Freunden in Spanien mitgeteilt wurde. Die Nachricht verbreitete sich wie Flugfeuer im Lande von Mexiko bis Chili. Die Menschen waren entsetzt über die Aussicht des Verderbens, das ihrer wartete. In Peru besonders gab es kaum einen, der hoffen konnte, der Wirkung des Gesetzes zu entgehen. Es gab nur wenige, die nicht zu irgend einer Zeit an den Streitigkeiten zwischen Almagro und Pizarro teilgenommen hatten; und noch wenigere von den übrigen, die nicht von einem oder dem andern der arglistigen Vorbehalte betroffen werden konnten, die wie ein Netz ausgespannt zu sein schienen, um sie darin zu fangen.

Das ganze Land war in Aufruhr. Die Leute versammelten sich

lärmend in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen, und als die Anordnungen bekanntgemacht wurde, empfing man sie mit allgemeinem Murren und Pfeifen. „Ist das", riefen sie, „die Frucht aller unserer Mühen? Haben wir darum unser Blut wie Wasser vergossen? Jetzt, wo wir von Leiden und Beschwerden niedergebeugt sind, läßt man uns am Ende unserer Feldzüge so arm wie zu Anfang! Ist dies die Art, wie die Regierung unsere Dienste, ihr ein Reich erobert zu haben, belohnt? Die Regierung hat uns bei der Eroberung wenig Hilfe geleistet; und alles, was wir haben, verdanken wir allein unseren guten Schwertern; und mit denselben Schwertern", fuhren sie in drohendem Tone fort, „werden wir es zu verteidigen wissen." Darauf streiften die alten abgehärteten Krieger ihre Ärmel auf oder entblößten die Brust und zeigten auf ihre Narben, als die besten Ansprüche auf ihre Besitzungen.

Der Statthalter Vaca de Castro sah dem sich von allen Seiten zusammenziehenden Sturm mit größter Besorgnis entgegen. Er befand sich selbst gerade da, wo das Mißvergnügen am größten war; denn das von einer gemischten und gesetzlosen Bevölkerung beherrschte Cuzco lag so tief versteckt im Gebirge, daß es mit dem Mutterlande noch weniger Verkehr hatte und daher noch viel weniger unter dessen Einfluß stand, als die großen Städte auf der Küste. Das Volk verlangte nun von dem Statthalter, daß er es vor der Tyrannei des Hofes schütze; aber er suchte die Aufregung dadurch zu beschwichtigen, daß er ihnen vorstellte, sie würden gerade durch diese gewaltsamen Maßregeln ihren Zweck verfehlen. Er riet ihnen, Abgeordnete zu ernennen, um der Krone ihre Beschwerden vorzutragen, die Unzweckmäßigkeit der gegenwärtigen Verbesserungspläne darzustellen und um Widerruf zu bitten; und er beschwor sie, die Ankunft des Vizekönigs abzuwarten, der wohl zu bewegen sein würde, die Ausführung der Verordnungen so lange hinzuhalten, bis man weitere Nachrichten aus Castilien erhalten könne.

Aber es war nicht leicht, den Sturm zu beschwören, und das Volk sah sich nun begierig nach jemand um, der gleiches Interesse

und gleiche Gefühle mit ihm habe, und dessen Stellung im Gemeinwesen ihm Schutz gewähren könne. Der, auf den sich in diesem entscheidenden Augenblick ihr Auge natürlich richtete, war Gonzalo Pizarro, der Letzte im Lande von der Familie, die die Eroberungsheere angeführt hatte — ein Ritter, dessen Tapferkeit und leutseliges Benehmen ihn stets zum Liebling des Volkes gemacht hatten. Man bestürmte ihn nun mit Bitten, sich bei der Regierung für sie zu verwenden und sie vor den drückenden Verordnungen zu schützen.

Aber Gonzalo Pizarro war in Charcas eifrig mit der Ausbeutung der reichen Erzadern von Potosi beschäftigt, die, eben entdeckt, bald Ströme von Reichtum über Europa ergießen sollten. Obgleich er sich durch diese Aufforderung zum Schutz geschmeichelt fühlte, so war der vorsichtige Ritter doch mehr geneigt, für Mittel zu dem Unternehmen zu sorgen, als sich voreilig darein zu stürzen; und während er die Mißvergnügten im stillen ermutigte, wollte er sich doch nicht durch irgend eine Teilnahme an der aufrührerischen Bewegung bloßstellen. In der nämlichen Zeit erhielt er Briefe von Vaca de Castro, die ihn und seine Freunde warnten, sich nicht durch gewagte Pläne zur Abhilfe von ihrer Untertanentreue abwendig machen zu lassen. Und um diesen unruhigen Bewegungen noch mehr Einhalt zu tun, befahl er seinen Alkalden jeden, der aufrührerische Reden führe, festzunehmen und sofort zur Strafe zu ziehen. Durch dieses feste, jedoch gemäßigte Verfahren wurde die Masse eingeschüchtert, und es trat in dem bewegten Meere einstweilen Stille ein, während alle der Ankunft des Vizekönigs begierig entgegensahen.

Die zu diesem schwierigen Posten auserwählte Person war ein Ritter aus Avila, namens Blasco Nunez Vela. Er stammte aus einer Familie von altem Adel, hatte, obgleich schon etwas in Jahren vorgerückt, ein schönes Äußere, und genoß den Ruf eines tapferen und frommen Mannes. Er hatte einige wichtige Stellen zur Zufriedenheit Karls V. bekleidet, der ihn jetzt zu diesem Posten in Peru ernannte. Die Wahl machte der Einsicht des Monarchen keine Ehre.

Es mag auffallend scheinen, daß diese wichtige Stelle nicht dem schon dort anwesenden Vaca de Castro übertragen wurde, der sich als so dazu geeignet erwiesen hatte. Aber seit der Sendung dieses Beamten nach Peru hatten sich Mordtaten, Empörungen und Bürgerkriege ununterbrochen dort gefolgt, die der unglücklichen Niederlassung Verderben drohten; und obgleich seine verständige Verwaltung die Ordnung wiederhergestellt hatte, so war die Verbindung mit den indianischen Pflanzstaaten doch so langsam, daß sich die Erfolge seiner Politik noch nicht vollständig offenbart hatten. Da man überdies die Absicht hatte, bedeutende Neuerungen in der Regierung einzuführen, so hielt man es für ratsamer, jemand hinzusenden, der wegen früherer Handlungen keine persönlichen Vorurteile gegen sich hätte, und der unmittelbar vom Hofe kommend und mit außerordentlichen Vollmachten bekleidet, mit größerem Ansehen auftreten könnte, als einer, der dem Volke schon aus einer untergeordneten Stellung bekannt war. Indes schrieb der Kaiser einen eigenhändigen Brief an Vaca de Castro, in welchem er für die geleisteten Dienste dankte und ihn anwies, nachdem er den Vizekönig mittelst seiner ausgebreiteten Erfahrung unterstützt hätte, nach Castilien zurückzukehren und seinen Sitz im kaiserlichen Rate wieder einzunehmen. Ähnliche verbindliche Briefe wurden an die treuen Ansiedler gerichtet, die dem Statthalter während der letzten Unruhen im Lande beigestanden hatten. Mit diesen Zeugnissen und den unseligen Verordnungen versehen, schiffte sich Blasco Nunez in San Lucar am 3. November 1543 ein. In seiner Begleitung befanden sich die vier Richter der Audiencia und ein zahlreiches Gefolge, damit er mit dem seinem ausgezeichneten Range gebührenden äußeren Glanze auftreten könne.

Gegen die Mitte des nächsten Monats Januar 1544 landete der Vizekönig, nach einer günstigen Überfahrt, in Nombre de Dios. Er fand daselbst ein mit Silber aus den peruanischen Bergwerken beladenes Schiff im Begriff nach Spanien abzusegeln. Seine erste Handlung war, darauf, als Ertrag von Sklavenarbeit enthaltend, für die Regierung Beschlag zu legen. Nach dieser gegen den Rat

der Audiencia getroffenen auffallenden Maßregel ging er über die Landenge nach Panama. Hier gab er dadurch ein unverkennbares Zeichen seiner künftig zu befolgenden Politik, daß er mehr als 300 Indianer, die von ihren Eigentümern aus Peru dorthin gebracht waren, in Freiheit setzen und in ihr Vaterland zurückschicken ließ. Diese durchgreifende Maßregel machte das größte Aufsehen in der Stadt, und die Richter der Audiencia widersetzten sich aufs kräftigste. Sie baten ihn, seinen Auftrag nicht gleich so eilig in Ausführung zu bringen, sondern damit bis zu seiner Ankunft in der Niederlassung zu warten und bis er Zeit gehabt haben würde, das Land und die Gesinnung des Volkes näher kennen zu lernen. Aber Blasco Nunez erwiderte ruhig, „er sei nicht gekommen, weder um die Gesetze zu verbessern, noch sich in Erörterungen über ihre Vorzüge einzulassen, sondern um sie auszuführen — und er werde sie buchstäblich ausführen, was auch daraus entstehen möge." Diese Antwort und der entschiedene Ton, in welchem sie gesprochen ward, brach sofort jeden Streit ab; denn die Richter sahen, daß Streiten unnütz sei mit einem Manne, der jede Vorstellung als einen Versuch, ihn von seiner Pflicht abwendig zu machen, zu betrachten schien, und dessen Ansichten von Pflicht jede nachgiebige Ausübung der Macht verwarf, selbst wenn das allgemeine Wohl sie erheischte.

Nachdem der Vizekönig die Audiencia in Panama zurückgelassen hatte, weil einer aus der Versammlung unwohl war, setzte er seinen Weg die Küsten des stillen Meeres entlang fort und schiffte sich in Tumbez aus. Er wurde von den treuen Einwohnern gut aufgenommen; seine amtliche Befugnis ward öffentlich verkündet und das Volk durch die Entfaltung eines bis dahin in Peru nie erlebten Glanzes in Staunen gesetzt. Er benutzte sofort eine Gelegenheit, die Politik zu bezeichnen, die er zu befolgen gedachte, indem er eine Anzahl indianischer Sklaven, auf Verwendung ihrer Kaziken, in Freiheit setzte. Darauf schritt er zu Lande weiter nach Süden vor, und zeigte sich entschlossen, sich persönlich streng nach dem Buchstaben der Verordnungen zu richten, indem er, da wo es tunlich war, sein Gepäck durch Maulesel tragen ließ;

und da, wo es durchaus nötig war, sich dazu der Indianer zu bedienen, diese für ihre geleisteten Dienste anständig bezahlte.
Die Nachrichten von dem Verfahren des Vizekönigs und einzelne unvorsichtige und ohne Zweifel oft übertriebene Äußerungen, die man eifrig bemüht war, in Umlauf zu bringen, versetzten das ganze Land in Bestürzung. Man berief wieder Volksversammlungen in den Städten, besprach sich über die Notwendigkeit, sich seinen weiteren Fortschritten zu widersetzen, und Abgeordnete von Bürgern aus Cuzco, die sich damals in Lima befanden, reizten das Volk auf, ihm die Tore dieser Hauptstadt zu verschließen. Aber auch Vaca de Castro war, sobald er Kunde von des Vizekönigs Herannahen erhalten, von Cuzco nach Lima gegangen, und bewog nicht ohne Mühe die Einwohner, nicht von ihrer Untertanentreue abzuweichen, sondern den neuen Machthaber mit der gebührenden Ehrerbietung zu empfangen und sich darauf zu verlassen, daß er bei ruhigerer Überlegung die Ausführung des Gesetzes so lange verschieben werde, bis er den Fall der Krone vorgelegt haben könne.
Aber der größte Teil der Spanier hatte, nach dem was sie gehört, nur geringes Vertrauen zu der Hilfe, die ihnen von dieser Seite kommen würde. Sie wendeten sich nun eifriger als je zu Gonzalo Pizarro; und aus allen Teilen des Landes stürmten ihm Briefe und Bittschriften zu, die ihn aufforderten, selbst als Beschützer für sie aufzutreten. Diese Anliegen erhielten eine günstigere Beantwortung als das vorige Mal.
In der Tat gab es jetzt so manche Beweggründe für Gonzalo, tätig aufzutreten. Es war hauptsächlich seine Familie, der Spanien diese Ausdehnung seines Pflanzstaatreiches verdankte; und er hatte sich sehr gekränkt darüber gefühlt, daß die Verwaltung des Pflanzstaates anderen Händen als den seinigen anvertraut werden sollte. Er hatte dies bei der Ankunft Vacas de Castro empfunden, und noch weit mehr, als aus der Ernennung eines Vizekönigs hervorging, daß die Krone fest entschlossen sei, seine Familie von aller Führung der Staatsgeschäfte auszuschließen. Sein Bruder Hernando schmachtete noch im Gefängnis, und er selbst sollte nun

als Hauptopfer der unseligen Verordnungen fallen. Denn wer hatte eine hervorragendere Rolle in dem Bürgerkriege mit dem älteren Almagro gespielt, als er? Und der Vizekönig, wurde allgemein behauptet, — doch kann es wohl Verleumdung gewesen sein — hatte angedeutet, daß demgemäß mit Pizarro verfahren werden sollte. Doch gab es gerade niemand im Lande, bei dem so viel auf dem Spiele stand und der durch die Staatsumwälzung so viel zu verlieren hatte. Da er sich nun so von der Regierung verlassen fand, sah er ein, daß es jetzt Zeit sei, selbst für sich zu sorgen.

Er versammelte 18 bis 20 Ritter um sich, in die er das meiste Vertrauen setzte, versah sich mit einer großen Menge aus den Bergwerken gewonnenen Silbers und nahm die Einladung an, sich nach Cuzco zu begeben. Als er sich dieser Hauptstadt näherte, kam ihm eine große Anzahl Bürger entgegen, um ihn zu bewillkommnen, und begrüßte ihn unter lautem Freudenrufe mit dem Titel eines Generalverwesers von Peru. Dieser Titel wurde sofort von der Obrigkeit der Stadt bestätigt, die ihn aufforderte, sich an die Spitze einer Gesandtschaft nach Lima zu stellen, um dem Vizekönig ihre Beschwerden vorzutragen und für jetzt die Aufhebung der Verordnungen nachzusuchen.

Aber der Funke des Ehrgeizes war in der Brust Pizarros entzündet. Er fühlte sich stark durch die Zuneigung des Volkes; und von der höheren Stellung aus, in der er sich jetzt befand, nahmen auch seine Wünsche eine höhere und unbeschränktere Richtung. Doch wenn er auch einen verbrecherischen Ehrgeiz in seinem Innern hegte, so verbarg er ihn doch geschickt vor anderen — vielleicht vor sich selbst. Er versicherte, der einzige Zweck, den er im Auge habe, sei das Wohl des Volkes; eine verdächtige Redensart, die gewöhnlich das Wohl des einzelnen bedeutet. Er erbat sich nun die Erlaubnis, unter dem weiteren Titel eines Oberfeldherrn, eine bewaffnete Macht auszuheben und einzuüben. Seine Absichten seien durchaus friedlich; aber es sei nicht ratsam, ehe man vollkommen geschützt sei, sie gegen einen Mann von des Vizekönigs heftiger und willkürlicher Gemütsart zu äußern. Pizarros Freunde behaupteten ferner, daß eine solche Streitmacht

erforderlich sei, um das Land von ihrem alten Feinde, dem Inka Manco zu befreien, der in den benachbarten Bergen mit einem Haufen Krieger lauere, um bei der ersten Gelegenheit über die Spanier herzufallen. Die Obrigkeit von Cuzco nahm, wie zu erwarten war, Anstand, Vollmachten zu erteilen, die ihre gesetzmäßige Befugnis so weit überschritten. Aber Pizarro erklärte, daß er im Weigerungsfalle das Amt eines Verwesers ablehnen werde; und die Bemühungen seiner Anhänger, vereint mit denen des Volkes, brachten endlich die Bedenken der Obrigkeit zum Schweigen, und diese übertrug dem ehrgeizigen Anführer den Kriegsbefehl, den er erstrebte. Pizarro übernahm ihn mit der bescheidenen Versicherung, daß er es lediglch tue „aus Rücksicht für den König, für Indien und vor allem für Peru!"

ACHTES HAUPTSTÜCK

Des Vizekönigs Ankunft in Lima / Gonzalo Pizarro marschiert von Cuzco ab / Tod des Inka Manco / Unüberlegtes Verfahren des Vizekönigs / Er wird von der Audiencia festgenommen und abgesetzt / Gonzalo wird zum Statthalter von Peru erklärt

1544

Während sich die im vorhergehenden Hauptstück erzählten Begebenheiten ereigneten, war Blasco Nunez auf seinem Wege nach Lima begriffen. Aber die Entfremdung, die sein Benehmen schon in den Gemütern der Ansiedler erzeugt hatte, gab sich in der kalten Aufnahme kund, die er auf dem Wege erfuhr, und in den mangelhaften Anstalten, die man für seine und seines Gefolges Bequemlichkeit getroffen hatte. In einer Stadt, wo er verweilt hatte, fand er eine bedeutsame Inschrift über seiner Haustür: „Wer mein Eigentum angreift, muß darauf gefaßt sein, es mit seinem Leben zu bezahlen".

Unerschrocken und fest in seinem Vorhaben, setzte der unbeugsame Vizekönig seinen Weg nach der Hauptstadt fort, deren Einwohner, von Vaca de Castro und den obrigkeitlichen Behörden angeführt, herauskamen um ihn zu bewillkommnen. Er hielt seinen Einzug mit großem Prunk, unter einem mit den spanischen Wappen gestickten und auf starken Stäben aus gediegenem Silber gestützten Thronhimmel von Scharlach, den die Mitglieder der Obrigkeit trugen. Ein Ritter mit einem Stabe, dem Sinnbilde der Macht, in der Hand, ritt vor ihm her; und nachdem die Diensteide in dem Ratszimmer geleistet waren, bewegte sich der Zug nach der Stiftskirche, wo ein Te Deum gesungen und Blasco Nunez in seine neue Würde als Vizekönig von Peru eingesetzt wurde.

Seine erste Handlung war, seinen Entschluß in Bezug auf die Verordnungen zu verkünden. Er habe keine Befugnis, deren Ausführung aufzuschieben; er werde seinen Auftrag vollziehen, aber er erbiete sich, in einer Vorstellung an den Kaiser sich den Ansiedlern anzuschließen und den Widerruf eines Gesetzes nach-

zusuchen, das, wie er jetzt glaube, weder zum Nutzen des Landes, noch zu dem der Krone gereichen würde. Bei dieser eingestandenen Ansicht von der Sache muß man es auffallend finden, daß Blasco Nunez nicht die Verantwortlichkeit auf sich nehmen wollte, das Gesetz so lange auszusetzen, bis sein Landesherr von den unvermeidlichen Folgen, es mit Gewalt durchzusetzen, überzeugt werden konnte. Der Pascha eines türkischen Despoten, der sich solche Eigenmächtigkeit zum Besten seines Gebieters erlaubt hätte, würde allerdings auf die seidene Schnur haben rechnen können. Aber das Beispiel Mendozas, des weisen Vizekönigs von Mexico, der ein solches Verfahren in einem ähnlichen Falle, und gerade zu der nämlichen Zeit einschlug, bewies die Zweckmäßigkeit unter den vorhandenen Umständen. Er verschob die Ausführung der Befehle, bis die Krone vor den Folgen der gewaltsamen Durchführung gewarnt sein konnte — und Mexico ward dadurch vor einer Staatsumwälzung bewahrt. Aber Blasco Nunez besaß nicht die Einsicht Mendozas.

Die allgemeine Besorgnis ward dadurch bei weitem nicht beschwichtigt; es bildeten sich in Lima geheime Gesellschaften, und man unterhielt Verbindungen mit den verschiedenen Städten. In dem Vizekönig wurde indes kein Argwohn rege, und als er von den durch Gonzalo Pizarro getroffenen Anstalten unterrichtet ward, tat er nichts weiter als eine Botschaft in sein Lager zu senden, durch die er die ausgedehnte Vollmacht ankündigte, mit der er bekleidet war, und jenen Anführer aufforderte, seine Truppen zu entlassen. Er schien zu glauben, daß ein bloßes Wort von ihm hinreichen würde, den Aufruhr zu zerstreuen; aber es bedurfte mehr als das, um die eiserne Kriegsmannschaft Perus auseinander zu treiben.

Unterdessen war Gonzalo Pizarro eifrig mit der Instandsetzung seines Heeres beschäftigt. Das erste, was er tat, war, 16 Stück Geschütze von Guamanga kommen zu lassen, die Vaca de Castro dort hingesandt hatte, weil er im gegenwärtigen aufgeregten Zustande dem leichtbeweglichen Volke von Cuzco diese Zerstörungsmittel nicht anvertrauen wollte. Gonzalo, der die Bedenk-

lichkeit in Bezug auf Indianerarbeit nicht hegte, bestimmte 6000 Eingeborene dazu, diesen Geschützzug über das Gebirge zu schaffen. Durch seine und seiner Freunde Bemühung stellte der tätige Anführer eine sich auf fast 400 Mann belaufende Streitmacht auf, die, war sie auch anfangs nicht bedeutend, doch, wie er einsah, bei seinem Marsch nach der Küste durch Zufluß aus den auf dem Wege liegenden Städten und Dörfern schon anwachsen würde. Alle seine eigenen Geldmittel verwendete er zur Ausrüstung und Versorgung seiner Leute, und um den Ausfall zu decken, machte er sich kein Gewissen daraus — da es, wie er sich ausdrückte, zum allgemeinen Besten geschah — sich die Gelder des königlichen Schatzes anzueignen. Mittels dieser willkommenen Hilfe wurden seine gut berittenen und vollständig ausgerüsteten Truppen in trefflichen kampffähigen Stand gesetzt, und nachdem er eine kurze Anrede an sie gehalten, in der er sorgfältig darauf bedacht war, seinem Unternehmen ein friedfertiges Ansehen zu geben, obgleich dies mit seinen kriegerischen Anstalten im Widerspruch stand, brach Gonzalo Pizarro aus den Toren der Hauptstadt auf.

Ehe er diese verließ, erhielt er einen wichtigen Zuwachs an Stärke in der Person Francisco de Carbajals, des alten Kriegers, der in der Schlacht von Chupas eine so bedeutende Rolle spielte. Er befand sich in Charcas, als die Nachricht von den Verordnungen nach Peru gelangte, und sogleich beschloß er das Land zu verlassen und nach Spanien zurückzukehren, in der Überzeugung, daß die Neue Welt ferner kein Land für ihn — nicht ferner das goldene Indien sein werde. Er machte seine Habseligkeiten zu Geld und schickte sich an, sich an Bord des ersten besten Schiffes einzuschaffen. Aber es zeigte sich keine Gelegenheit, und so konnte er wenig Hoffnung haben, jetzt dem wachsamen Auge des Vizekönigs zu entgehen. Dennoch lehnte der alte Kriegsmann die dringenden Bitten Pizarros, bei der gegenwärtigen Unternehmung den Befehl unter ihm zu führen, mit der Bemerkung ab, er sei 80 Jahre alt und habe keinen anderern Wunsch, als in seine Heimat zurückzukehren und seine noch übrigen wenigen Tage in Ruhe zu verleben. Glücklich für ihn, hätte er auf seiner Weigerung bestanden!

Aber er gab den dringenden Bitten seines Freundes nach, und die kurze ihm noch übrig gebliebene Lebenszeit erwies sich als lang genug, um sein Andenken mit ewiger Schmach zu brandmarken. Bald nachdem Pizarro Cuzco verlassen hatte, erfuhr er den Tod des Inka Manco. Er wurde ermordet von einem Haufen Spanier von der Partei Almagros, die nach der Niederlage ihres jungen Anführers im indianischen Lager Schutz gesucht hatten; sie wurden zur Vergeltung alle von den Peruanern erschlagen. Auf wen die Schuld der Entzweiung fällt, ist unmöglich zu bestimmen, da der Vorfall von keinem damals Anwesenden genannt ward. Der Tod des Manco Inka, wie er allgemein genannt ward, ist ein Ereignis, das in der peruanischen Geschichte nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann; denn er war der Letzte seines Stammes, von dem man sagen konnte, er sei von dem heldenmütigen Geiste der alten Inkas beseelt gewesen. Obgleich von Pizarro auf den Thron gesetzt, zeigte Manco, weit entfernt ein bloßes Spielzeug in seinen Händen zu bleiben, bald, daß er sein Los nicht an das seiner Besieger knüpfte. Obgleich die alte Staatsverfassung seines Landes in Trümmern lag, so kämpfte er doch tapfer, gleich Guatemozin, dem letzten der Azteken, das wankende Geschick seines Vaterlandes aufrecht zu halten, oder seine Unterdrücker unter den Trümmern zu begraben. Durch den Sturm auf seine eigene Hauptstadt Cuzco, wobei ein großer Teil der Stadt zerstört ward, tat er den Waffen Pizarros Einhalt, und eine Zeitlang schwankte das Schicksal der Eroberer in der Wagschale. Mußte er auch der überlegenen Kenntnis seines Gegners zuletzt weichen, so zeigte der junge Wilde doch noch immer den nämlichen unbezwinglichen Mut wie früher. Er zog sich in die Wildnisse seiner heimischen Gebirge zurück, aus welchen er, so oft sich die Gelegenheit dazu darbot, hervorbrach und die Karawanen der Reisenden oder versprengte Kriegshaufen überfiel; und für den Fall eines Bürgerkrieges warf er sicher sein eigenes Gewicht in die schwächere Wagschale, um auf solche Weise den Streit seiner Feinde zu verlängern und seine Rache an dem Anblick ihres Elends weiden zu können. Da er sich leicht

von einem Flecke zu anderen bewegte, entging er in den Wildnissen der Cordilleren der Verfolgung; und immer auf der Lauer in der Nähe der Städte, oder bei den großen Hauptpässen des Landes im Hinterhalt liegend, machte der Inka Manco seinen Namen zum Schrecken der Spanier. Oft machten sie ihm Versöhnungsvorschläge; und jeder der einander folgenden Machthaber, bis zu Blasco Nunez hinab, war von der Krone angewiesen, alle Künste anzuwenden, um den furchtbaren Krieger zu gewinnen. Aber Manco traute den Versprechungen der weißen Männer nicht und zog vor, seine wilde Unabhängigkeit in den Bergen mit den wenigen ihn umgebenden Tapferen zu behaupten, denn als Sklave in dem Lande zu leben, das einst unter dem Zepter seiner Vorfahren gestanden hatte.

Der Tod des Inka beseitigte einen der Hauptvorwände zu Gonzalo Pizarros kriegerischen Rüstungen; er übte aber, wie man sich leicht vorstellen kann, nur wenig Einfluß auf ihn. Einen weit größeren Eindruck machte auf ihn der Abfall mehrerer seiner Anhänger, der schon beim Antritt des Marsches eintrat. Einige der Ritter von Cuzco waren erschrocken darüber, daß er sich ohne Umstände öffentliche Gelder zueignete, und bei dem kriegerischen Ansehen der Angelegenheiten schienen sie zum ersten Male deutlich einzusehen, daß sie den Weg der Empörung eingeschlagen hatten. Eine Anzahl der vornehmsten Leute der Stadt zog sich heimlich vom Heere zurück, eilten nach Lima und boten dem Vizekönig ihre Dienste an. Durch diesen Abfall wurden die Truppen entmutigt, und selbst Pizarro wurde einen Augenblick in seinem Vorhaben schwankend, und dachte daran, sich mit einigen Fünfzig seiner Leute nach Charcas zurückzuziehen, um sich mit der Regierung zu einigen. Aber nach einigem Nachdenken, auch infolge der Vorstellungen des mutigen Carbajal, der nie einem einmal angefangenen Unternehmen den Rücken kehrte, überzeugte er sich, daß er schon zu weit gegangen sei, um zurückzuweichen, — daß sein einziges Heil im Vorwärtsgehen zu finden sei. Entschiedenere Kundgebungen der öffentlichen Meinung, die ihm später zugingen, verliehen ihm neuen Mut. Ein

UM DEN KOPF EINER MUMIE GEWUNDENE SCHLEUDER

Fundort Marquez

Offizier, namens Puelles, der in Guanuco den Befehl führte, schloß sich mit einem ihm vom Vizekönig anvertrauten Reiterhaufen ihm an. Andere Überläufer folgten diesem Beispiel, und als Gonzalo die Wände des Tafellandes hinabstieg, fand er die Anzahl seiner Leute allmählich doppelt so groß geworden, als da er die indianische Hauptstadt verlassen hatte.

Als er mit dreisterem Schritt über das blutige Feld von Chupas schritt, machte ihn Carbajal auf die Hauptpunkte des Schlachtfeldes aufmerksam, und Pizarro möchte da wohl Stoff zu ernsten Betrachtungen gefunden haben, wenn er über das Schicksal eines Empörers nachdachte. In Guamanga wurde er von den Einwohnern mit offenen Armen empfangen, und viele von ihnen drängten sich unter sein Banner; denn sie zitterten für ihr Eigentum, als sie von allen Seiten von der unbeugsamen Sinnesart des Vizekönigs hörten.

Dieser fing jetzt an einzusehen, daß er sich in einer bedenklichen Lage befinde. Ehe Puelles' oben erwähnter Verrat vollführt war, hatte der Vizekönig einige unbestimmte Andeutungen von seinem Vorhaben erhalten. Obgleich er ihnen kaum Glauben schenkte, so fertigte er doch einen seiner Schar, namens Diaz, mit der nötigen Mannschaft ab, um ihn aufzuheben. Aber wiewohl dieser Ritter den Auftrag bereitwillig übernahm, so fand er sich doch bald bewogen, dem Beispiel seines Gefährten zu folgen, und ging mit dem größten Teil seiner Leute zum Feinde über. In den Bürgerkriegen dieses unglücklichen Landes wechselten die Parteien so leicht ihre Fahne, daß Verrat gegen einen Befehlshaber fast aufgehört hatte, für einen Fleck auf der Ehre eines Ritters zu gelten; doch zu welcher Seite sie sich auch hinwenden mochten, immer verkündeten sie ihre Treue für die Krone.

So von seinen eigenen Leuten verraten, und zwar von denen, die anscheinend seinem Dienst am meisten zugetan waren, schöpfte Blasco Nunez Argwohn gegen alles, was ihn umgab. Unglücklicherweise fiel sein Argwohn auf einige, die sein Vertrauen am meisten verdienten. Zu diesen gehörte sein Vorgänger, Vaca de Castro; dieser hatte sich in der schwierigen Lage, in die er versetzt

worden war, mit seiner gewöhnlichen Einsicht und mit vollkommener Ehrenhaftigkeit benommen. Er hatte sich offen gegen den Vizekönig ausgesprochen, und glücklich für Blasco Nunez, wenn er verstanden hätte dies zu benutzen. Aber er war durch Amtsdünkel und durch Einbildung auf seine überlegene Einsicht zu aufgeblasen, als daß er auf die Ratschläge seines erfahrenen Vorgängers hätte viel geben sollen. Der Vizekönig hatte ihn jetzt in Verdacht, daß er mit seinen Feinden in Cuzco in geheimem Briefwechsel stehe — ein Verdacht, der auf nichts weiter begründet gewesen zu sein scheint, als auf die persönliche Freundschaft, in der, wie man wußte, Vaca de Castro mit diesen Leuten stand; aber bei Blasco Nunez vertrat schon Verdacht die Stelle der Überzeugung, und er ließ de Castro festnehmen und an Bord eines im Hafen liegenden Schiffes gefangen setzen. Dieser eigenmächtigen Maßregel folgte die Gefangennehmung und Einsperrung mehrerer anderer Ritter aus wahrscheilnch ebenso untriftigen Gründen.

Jetzt richtete er seine Aufmerksamkeit auf den Feind. Des früheren Mißlingens ungeachtet, verzweifelte er doch noch nicht ganz, etwas durch Unterhandlung auszurichten, und sandte andere Abgeordnete, den Bischof von Lima an der Spitze, in Gonzalo Pizarros Lager, mit dem Versprechen einer allgemeinen Verzeihung und einigen verführerischeren Vorschlägen für den Befehlshaber. Aber dieser Schritt, der von seiner Schwäche Zeugnis gab, hatte keinen besseren Erfolg als die vorhergegangenen.

Nun rüstete sich der Vizekönig kräftig zum Kriege. Seine erste Sorge war, die Hauptstadt in Verteidigungsstand zu setzen, indem er deren Befestigungswerke verstärkte und Schutzwehren in den Straßen aufrichtete. Er befahl allgemeine Bewaffnung der Bürger und berief Mannschaften aus den benachbarten Städten, ein Aufruf, dem nicht sehr pünktlich Folge geleistet wurde. Ein Geschwader von acht bis zehn Schiffen ward im Hafen in Bereitschaft gesetzt, um gemeinschaftlich mit den Landtruppen in Tätigkeit zu treten. Man nahm die Glocken aus den Kirchen, um sie zur Anfertigung von Geschützen zu benutzen, und Gelder ver-

schaffte man sich aus den im königlichen Schatz aufgesammelten Fünfteilen. Den Soldaten ward ein unmäßig hohes Handgeld geboten, und für Maultiere und Pferde bezahlte man Preise, die bewiesen, daß Gold oder vielmehr Silber die Ware sei, die in Peru den geringsten Wert hatte. Durch diese Anstrengungen brachte der tätige Befehlshaber bald eine der seines Gegners bei weitem überlegene Streitmacht zusammen. Aber wie konnte er sich auf sie verlassen?

Während diese Anstalten getroffen wurden, langten die Richter der Audiencia in Lima an. Sie hatten auf ihrer Reise keine große Achtung weder vor den Verordnungen noch vor dem Willen des Vizekönigs kundgegeben; denn sie hatten die armen Eingeborenen eben so reichlich und gewissenlos belastet wie nur irgend einer der Eroberer. Wir haben den gänzlichen Mangel an herzlicher Übereinstimmung zwischen ihnen und ihrem Oberhaupt in Panama gesehen. Er wurde bei ihrer Landung in Lima noch augenscheinlicher. Sie mißbilligten sein Verfahren in allen Stücken; seine Weigerung, die Verordnungen aufzuheben, wiewohl er in der Tat seit einiger Zeit keine Gelegenheit hatte sie durchzusetzen; seine getroffenen Verteidigungsanstalten, während er sich lieber hätte auf die Wirkung einer Unterhandlung verlassen sollen; und endlich seine Einkerkerung so manches treuen Ritters, was sie für eine willkürliche, die Grenzen seiner Macht überschreitende Handlung erklärten; und sie nahmen keinen Anstand, sich persönlich in das Gefängnis zu begeben und die Gefangenen in Freiheit zu setzen. Während dieses dreiste Verfahren ihnen die Volksgunst gewann, zerstörte es ihr Verhältnis zu dem Vizekönig gänzlich. In der Audiencia war ein Rechtsgelehrter, namens Cepeda, ein schlauer, ehrgeiziger Mensch, der bedeutende Kenntnis für seinen Beruf, doch noch größere Anlage zu Ränken besaß. Er verschmähte nicht die niedrigen Künste eines Volksaufwieglers, um den Pöbel für sich zu gewinnen, und dachte durch die Nährung des Mißverständnisses mit Blasco Nunez seine Rechnung zu finden. Man muß gestehen, daß dieser alles mögliche tat, um seinem Rat zu dieser lobenswerten Absicht behilflich zu werden.

Ein gewisser Ritter in der Stadt, namens Suarez de Carbajal, der lange bei der Regierung ein Amt bekleidet hatte, erregte das Mißfallen des Vizekönigs, der ihn im Verdacht hatte, daß er die Abreise einiger seiner Verwandten, die sich den Mißvergnügten angeschlossen hatten, stillschweigend begünstigt habe. Der Vizekönig ließ Carbajal spät in der Nacht zu sich in seinen Palast entbieten; und als er ihm vorgeführt ward, warf er ihm geradezu Verrat vor. Carbajal leugnete die Beschuldigung hartnäckig in einem ebenso hochmütigen Tone wie es der seines Anklägers war. Der Wortwechsel wurde heftig, bis Blasco Nunez, von leidenschaftlicher Hitze hingerissen, mit seinem Dolche nach ihm stieß. Sein Gefolge nahm dies für ein gegebenes Zeichen, und sie stießen augenblicklich ihre Schwerter dem unglücklichen Manne in die Brust, so daß er leblos zu Boden sank.

Sehr besorgt über die Folgen seiner raschen Tat — denn Carbajal war sehr beliebt in Lima — befahl Blasco Nunez, den Leichnam des Ermordeten über eine geheime Treppe aus dem Hause zu entfernen und nach der Stiftskirche zu bringen, wo er, in seinen blutigen Mantel gehüllt, in ein eiligst gegrabenes Grab gelegt ward. Eine so vielen Zeugen bekannt gewordene Schreckenstat konnte nicht lange geheim gehalten werden. Umlaufende Gerüchte erklärten das geheimnisvolle Verschwinden Carbajals. Das Grab ward geöffnet, und die verstümmelten Überreste des erschlagenen Ritters stellten die Schuld des Vizekönigs fest.

Von dieser Stunde an wurde Blasco Nunez allgemein verabscheut und sein Verbrechen in diesem Falle war noch schwärzer durch Undankbarkeit, da man wußte, daß der Getötete den größten Einfluß auf die Bürger ausgeübt hatte, um diese schon im voraus für seine Herrschaft zu gewinnen. Niemand ahnte, wen der nächste Schlag treffen, oder wie bald er selbst den unbezähmbaren Leidenschaften des Vizekönigs zum Opfer fallen werde. Unter diesen Umständen setzten einige die Hoffnung zu ihrem Schutz auf die Audiencia, andere auf Gonzalo Pizarro.

Dieser rückte langsam gegen Lima vor, von wo er nur noch einige Tagemärsche entfernt war. Bestürzt, fühlte Blasco Nunez

jetzt seine verlassene Lage. Seinen eigenen Anhängern gleichsam fern stehend, mit der Audiencia verfeindet, verraten von seinen Soldaten, mochte er wohl die Folgen seines strafbaren Benehmens empfinden. Doch schien ihm keine andere Wahl zu bleiben, als entweder auszurücken um sich mit dem Feinde zu messen, oder in Lima zu bleiben um es zu schützen. Er hatte die Stadt in Verteidigungszustand gesetzt, was darauf schließen läßt, daß dies anfangs seine Absicht gewesen sei. Aber er fühlte, daß er sich nicht mehr auf seine Truppen verlassen könne, und entschloß sich daher zu einem dritten, höchst unerwarteten Auswege.

Dieser bestand darin, die Hauptstadt aufzugeben und sich nach Truxillo, ungefähr 80 Leguas weit, zurückzuziehen. Die Frauen sollten sich an Bord des Geschwaders begeben und mit den Habseligkeiten der Bürger zu Wasser fortgeschafft werden. Die Truppen mit den übrigen Einwohnern sollten zu Lande marschieren und das Land auf ihrem Durchmarsche verwüsten. Dann würde Pizarro, wenn er nach Lima käme, es ohne Lebensmittel für sein Heer finden, und so dem Mangel preisgegeben, den langen Marsch durch eine wüste Gegend zur Aufsuchung seines Feindes nicht unternehmen.

Was der Vizekönig durch dieses Vorhaben zu bewirken dachte, ist nicht klar, es sei denn, Zeit zu gewinnen; und doch war die Zeit, die er bisher gewonnen hatte, nur zu seinem Nachteil ausgeschlagen. Aber er sollte von seiten der Richter auf entschiedenen Widerstand stoßen. Sie behaupteten, daß er zu einem solchen Verfahren nicht befugt sei, und daß die Audiencia ihre Sitzungen gesetzlich nicht außerhalb der Hauptstadt halten könne. Blasco Nunez beharrte bei seinem Entschluß und drohte, jene Körperschaft nötigenfalls mit Gewalt dazu zu zwingen. Die Richter wendeten sich an die Bürger um Beistand in ihrem Widerstand gegen eine so willkürliche Maßregel. Sie umgaben sich mit Mannschaften zu ihrem Schutz und erließen noch am nämlichen Tage einen Befehl, den Vizekönig zu verhaften.

Noch spät in der Nacht erhielt Nunez Kunde von den feindlichen Anstalten der Richter. Er rief augenblicklich seine über 200 Mann

starken Truppen zusammen, legte seine Rüstung an, und schickte sich an, gegen die Audiencia auszurücken. Dies war der rechte Weg; denn in einem entscheidenden Augenblick wie der gegenwärtige, der rasche Entschlossenheit forderte, ist die Anwesenheit des Anführers wesentlich nötig zur Sicherung des Erfolges. Aber unglücklicherweise gab er den Vorstellungen seines Bruders und anderer Freunde Gehör, die ihm abrieten, sein Leben in einem solchen Unternehmen unbedachtsam auszusetzen.

Was Blasco Nunez zu tun verabsäumte, geschah von seiten der Richter. Sie brachen an der Spitze ihrer Anhänger auf, deren wiewohl anfangs kleine Zahl, wie sie überzeugt waren, bei ihrem Vorrücken sich durch Freiwillige vergrößern würde. Unter dem Ausruf: „Freiheit! Freiheit! Lange lebe der König und die Audiencia!" stürzten sie hinaus. Es war in der ersten Morgendämmerung; die aus dem Schlaf geweckten Einwohner eilten an die Fenster und auf die Altane, und als sie den Zweck des Aufstandes hörten, griffen einige nach ihren Waffen und schlossen sich an, während die Frauen, mit ihren Schnupftüchern und Scherpen wehend, zum Angriff ermunterten.

Als der Haufe vor dem Palaste des Vizekönigs angelangt war, wurde in der Ungewißheit, was zu tun sei, einen Augenblick halt gemacht. Es wurde Befehl gegeben, von den Fenstern aus auf sie zu schießen, und es flogen ihnen volle Ladungen über die Köpfe. Verletzt ward keiner; und der größere Teil von des Vizekönigs Leuten mit den meisten Offizieren — darunter einige von denen, die so besorgt für seine Sicherheit gewesen waren — schlossen sich nun offen dem Volkshaufen an. Alsdann drang man in den Palast ein und gab ihn der Plünderung preis. Blasco Nunez, von allen, bis auf wenige seiner getreuen Anhänger, verlassen, leistete keinen Widerstand. Er ergab sich den Angreifenden, wurde vor die Richter geführt und in strenges Gewahrsam gesetzt. Erfreut über den Erfolg, bereiteten die Bürger ein Mahl für die Soldaten; und die Sache endete ohne den Verlust eines einzigen Lebens. Nie hat eine so unblutige Umwälzung stattgefunden.

Das erste Geschäft der Richter war, über den Gefangenen zu ver-

fügen. Er ward unter starker Bewachung auf eine benachbarte Insel gesandt, bis anderweitige Maßregeln über ihn getroffen werden könnten. Sie erklärten seine Absetzung vom Amte, setzten eine vorläufige, aus ihrer eigenen Körperschaft bestehende Regierung ein, zu deren Vorsitzenden Cepeda ernannt ward, und ihre erste Handlung war, die verhaßten Verordnungen für aufgeschoben zu erklären, bis man vom Hofe nähere Befehle erhalten haben könne. Auch wurde beschlossen, Blasco Nunez in Begleitung von einem aus ihrer Körperschaft, der dem Kaiser die Art der letzten Unruhen erklären und die Maßregeln der Audiencia rechtfertigen sollte, nach Spanien zurückzuschicken. Dies ward bald in Ausführung gebracht. Der Licentiat Alvarez war der zur Begleitung des Vizekönigs Erwählte; und nachdem der unglückliche Befehlshaber mehrere Tage, bei dürftiger Nahrung und jeder rauhen Witterung ausgesetzt, auf der öden Insel zugebracht hatte, ging er nach Panama ab.

Ein furchtbarerer Gegner blieb noch in Gonzalo Pizarro übrig, der jetzt nach Xauxa, ungefähr neunzig englische Meilen von Lima, vorgerückt war. Hier machte er halt, während eine Menge Bürger sich anschickten, sich unter sein Banner zu stellen, da sie lieber Dienste unter ihm nehmen, als länger unter der selbstgeschaffenen Gewalt der Audiencia bleiben wollten. Unterdessen sandten die Richter, die erst zu kurze Zeit die Süßigkeiten der Macht genossen hatten, um sie willig aufzugeben, nach langem Zögern eine Botschaft an ihn. Sie kündigten ihm die stattgefundene Umwälzung an, so wie die Aufschiebung der Verordnungen. Der Hauptzweck seiner Sendung sei auf diese Weise erreicht; und da nun eine neue Statthalterschaft gebildet wäre, forderten sie ihn auf, ihr dadurch Gehorsam zu zeigen, daß er seine Truppen auseinandergehen lasse und sich auf seine Besitzungen, zu deren ungestörter Benutzung, zurückziehe. Dies war eine sehr dreiste Forderung, obgleich man sie in die höflichsten und schmeichelhaftesten Formen kleidete — um sie an jemand in Pizarros Lage zu stellen. Es hieß den Adler verscheuchen wollen, in dem Augenblick wo er im Begriff ist, sich auf seine Beute zu stürzen. Hätte auch der

Anführer gewankt, so würde er durch seinen löwenherzigen Stellvertreter wieder ermutigt worden sein. „Zeige Dich nicht schwach", rief dieser aus, „wenn Du dem Ziele so nahe bist. Bisher ist jeder Deiner Schritte mit Erfolg gekrönt gewesen. Du brauchst jetzt nur die Hand auszustrecken, um Dich der Statthalterschaft zu bemächtigen. Alles andere wird sich finden." — Der Abgeordnete, der die Botschaft der Richter überbracht hatte, ward mit der Antwort zurückgeschickt, daß „das Volk Gonzalo Pizarro zum Statthalter des Landes berufen habe, und daß, wenn die Audiencia ihm diese nicht sofort übertrüge, man die Stadt der Plünderung preisgeben werde". Die schon bestürzten Magistratspersonen wurden durch diese entschiedene Antwort in Schrecken gesetzt. Sie hatten indes nicht Lust abzudanken, und holten sich in ihrer Verlegenheit Rat bei Vaca de Castro, der sich noch an Bord eines der Schiffe befand. Aber dieser hatte sich von seinen Nachfolgern zu weniger Gunst zu erfreuen gehabt, als daß er es hätte nötig finden sollen, durch die Vereitelung der Pläne Pizarros sein Leben für sie in Gefahr zu setzen. Er beobachtete daher ein kluges Stillschweigen und überließ die Sache der Weisheit der Audiencia.

Unterdessen war Carbajal in die Stadt gesandt worden, um ihre Beratschlagungen zu beschleunigen. Er kam, nur von einem kleinen Trupp Soldaten begleitet, in der Nacht an, und deutete dadurch an, daß er die Macht der Richter geringschätze. Seine erste Handlung war, sich einer Anzahl von Rittern zu bemächtigen, die er aus den Betten holen und verhaften ließ. Dies waren die früher erwähnten Männer aus Cuzco, die Pizarro, bald nach seinem Abgang aus der Hauptstadt, verlassen hatten. Während die Audiencia noch unschlüssig war, was sie tun solle, ließ Carbajal drei seiner Gefangenen, Leute von Ansehen und Vermögen, auf Maulesel setzen und zur Stadt hinaus in die Vorstadt führen, wo er sie, nachdem er ihnen nur kurze Zeit zur Beichte gelassen, alle an einem Baume aufhängen ließ. Er war selbst bei der Hinrichtung anwesend und erwies noch einem seiner Opfer die spöttische Höflichkeit, ihm zu sagen, daß „in Erwägung seines hohen Ran-

ges, er den Vorzug genießen solle, sich selbst den Zweig auszusuchen, an den er gehängt sein wolle!" Er würde seine Hinrichtungen noch weiter fortgesetzt haben, hätte er nicht Gegenbefehl von seinem Anführer erhalten. Aber es war schon genug geschehen, um die Audiencia zur Einsicht dessen zu bringen was sie ferner zu tun habe, denn sie fühlte, daß bei so rücksichtlosem Verfahren ihr Leben an einem Faden hänge. Ohne weitern Verzug ließ sie daher Gonzalo Pizarro einladen, in die Stadt zu kommen, mit der Erklärung, daß die Sicherheit des Landes und das allgemeine Wohl es fordere, die Statthalterschaft seinen Händen zu übergeben.

Gonzalo war nun bis auf eine halbe Legua weit von der Hauptstadt vorgerückt, in die er am 28. Oktober 1544 in Schlachtordnung einzog. Seine ganze Streitmacht bestand aus nahe an 1200 Spaniern und einigen tausend Indianern, die ihr schweres Geschütz in der Vorhut zogen. Dann kamen die Reihen der Speerträger und Büchsenschützen, die für ein Pflanzstaatheer eine furchtbare Masse Fußvolk bildeten, und zuletzt die Reiterei, an deren Spitze Pizarro selbst auf einem mächtigen, prächtig aufgezäumten Streitroß einherritt. Der Reiter war in vollständiger Rüstung, mit einem reich gestickten Oberkleide darüber; auf dem Kopfe trug er eine schön geschmückte scharlachene Mütze — und so erhöhte seine glänzende Kleidung seine schöne kriegerische Gestalt. Vor ihm her wurde die königliche Fahne Castiliens getragen; denn jedermann, sei er Königlichgesinnter oder Empörer, war darauf bedacht, unter diesem Zeichen zu fechten. Dieses Sinnbild der Treue wurde auf der rechten Seite von einem mit dem Wappen von Cuzco geschmückten Banner, und auf der linken von einem begleitet, das die den Pizarros von der Krone verliehenen Wappen trug. Als dies kriegerische Schaugepränge durch die Straßen von Lima zog, erscholl die Luft von Freudengeschrei des Volkes und der Zuschauer auf den Altanen. In bestimmten Zwischenräumen wurden Kanonen gelöst, und von den Glocken, insoweit sie der Vizekönig verschont hatte, ertönten Freudenklänge wie zu Ehren eines Sieges.

Die Amtseide wurden von den Richtern der königlichen Audiencia pflichtmäßig geleistet, und Gonzalo Pizarro ward zum Statthalter und Oberbefehlshaber von Peru ausgerufen, bis der Wille Seiner Majestät in bezug auf die Statthalterschaft bekannt sein würde. Darauf bezog der neue Gebieter seine Wohnung in dem Palaste seines Bruders — in welchem die Flecke vom Blute des Ermordeten noch nicht verwischt waren. Feste, Stiergefechte und Turniere wurden zu Ehren dieser Einweihungsfeier veranstaltet und einige Tage lang fortgesetzt, wobei die veränderliche Volksmasse der Hauptstadt sich in Jubel erging, als ob eine neue und heilbringendere Ordnung der Dinge für Peru begonnen hätte!

NEUNTES HAUPTSTÜCK

Maßregeln Gonzalo Pizarros / Vaca de Castro entkommt / Der Vizekönig zeigt sich wieder / Sein unglücklicher Rückzug / Des Vizekönigs Niederlage und Tod / Gonzalo Pizarro wird Gebieter von Peru

1544—1546

Das erste, was Gonzalo Pizarro vornahm, war die Verhaftung derer, die bei den letztvergangenen Unruhen am tätigsten gegen ihn aufgetreten waren. Einige verurteilte er zum Tode, begnügte sich aber später, die Strafe in Verbannung und Beschlagnahme ihrer Güter zu verwandeln. Zunächst war er darauf bedacht, sein Ansehen fest zu begründen. Die obrigkeitlichen Stellen von Lima besetzte er mit seinen Anhängern. Er schickte seine Stellvertreter in die verschiedenen Städte zu deren Regierung. Er ließ in Arequipa Galeeren erbauen, um sich die Herrschaft auf der See zu sichern, und setzte seine Truppen in den bestmöglichen Stand, um auf künftige Fälle bereit zu sein.

Die königliche Audiencia bestand nur dem Namen nach; denn der neue Gewalthaber, der die Statthalterschaft auf denselben Fuß wie unter dem Marquis, seinem Bruder, zu setzen wünschte, entzog jener bald alle ihre Befugnisse. In der Tat mußte die Audiencia, wegen der Stellung ihrer verschiedenen Mitglieder, auseinanderfallen. Alvarez war mit dem Vizekönig nach Castilien gesandt worden. Cepeda, der Anmaßendste vom Gerichtshofe, war jetzt, wo seine ehrgeizigen Pläne gescheitert waren, zufrieden, ein Werkzeug in den Händen des kriegerischen Oberhauptes zu werden, der ihn abgesetzt hatte. Zarate, ein dritter Richter, der von Anfang an sich den gewaltsamen Maßregeln seiner Amtsgenossen widersetzt hatte, war durch eine tödliche Krankheit in seinem Hause zurückgehalten; und Tepeda, das noch übrige Mitglied, wollte Gonzalo jetzt nach Castilien zurückschicken, um einen solchen Bericht über die Vorfälle zu erstatten, der sein Benehmen in den Augen des Kaisers rechtfertigen sollte. Diesem widersetzte sich Carbajal, der seinem Befehlshaber geradezu sagte, daß „er

zu weit gegangen sei, als daß er hoffen könne, von der Krone günstig beurteilt zu werden; und daß er sich durch seine Piken und Musketen besser rechtfertigen würde!"

Aber das Schiff, mit dem Tepeda abgehen sollte, war plötzlich aus dem Hafen verschwunden. Es war das nämliche, auf welchem Caca de Castro gefangen gehalten wurde; und da dieser sich nicht auf die Nachsicht eines Mannes verlassen mochte, dessen Entgegenkommen er bei einer früheren Gelegenheit so ohne Umstände zurückgewiesen hatte, und er außerdem überzeugt war, daß seine Anwesenheit in einem Lande, wo er keine gesetzliche Macht hatte, nichts nützen könne, so hatte er den Schiffskapitän bewogen, mit ihm nach Panama zu segeln. Er ging darauf über die Landenge und schiffte sich nach Spanien ein. Gerüchte von seiner Ankunft waren ihm schon vorangegangen, und an Anklagen gegen ihn fehlte es nicht. Man hatte ihn beschuldigt, ohne Rücksicht auf die Rechte der Ansiedler sowohl als der Eingeborenen, eigenmächtige Maßregeln getroffen, und besonders, die öffentlichen Gelder verschwendet zu haben, um mit seinen reich gefüllten Koffern nach Castilien zurückzukehren. Dies letztere war ein unverzeihliches Verbrechen.

Kaum hatte der Statthalter den Fuß in sein Vaterland gesetzt, als er festgenommen und eiligst auf die Festung von Arevalo geschickt ward; und obgleich er später einen bessern Aufenthalt erhielt, wo er mit der seinem Range gebührenden Rücksicht behandelt wurde, so blieb er doch noch zwölf Jahre lang Staatsgefangener; dann erst erließen die säumigen Gerichtshöfe Castiliens ein Urteil zu seinen Gunsten. Er ward von jeder gegen ihn vorgebrachten Anklage freigesprochen, und es wurde bewiesen, daß er, weit entfernt von Unterschleif, nicht reicher zurückgekehrt, als hingegangen sei. Er wurde aus der Gefangenschaft befreit, in seine Ehren und Würden wieder eingesetzt, nahm wieder seinen Sitz im königlichen Rate ein und genoß während seiner übrigen Lebenszeit die Achtung, auf die er durch seine Verdienste Anspruch hatte. Die beste Lobrede auf seine Verwaltung waren die Unruhen, in welche die seines Nachfolgers die Niederlassungen ver-

setzte. Das Volk lernte nach und nach den Wert seiner Dienste schätzen, obgleich die Art, auf welche diese von der Regierung belohnt wurden, eben nicht sonderlich für die Dankbarkeit der Fürsten spricht.

Gonzalo Pizarro sollte noch einen größern Verdruß erfahren, als den ihm durch die Entweichung Vacas de Castro verursachten, nämlich die Zurückkunft Blasco Nunez'. Das Schiff, auf dem er sich befand, als er das Land verließ, war kaum von der Küste abgegangen, als Alvarez der Richter, entweder aus Reue über die Rolle, die er übernommen hatte, oder weil er über die Folgen des Zurückführens des Vizekönigs nach Spanien besorgt war, sich zu diesem begab und ihm ankündigte, daß er nicht länger ein Gefangener sei. Zu gleicher Zeit entschuldigte er sich wegen der Rolle, die er übernommen hatte, als hervorgegangen aus dem Wunsche, Blasco Nunez das Leben zu retten und ihn aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. Er stellte nun das Schiff zu seiner Verfügung und versicherte ihm, daß es ihn bringen solle, wohin es ihm beliebe.

Welchen Glauben der Vizekönig der Erklärung des Richters auch schenken mochte, so nahm er doch sein Anerbieten begierig an. Sein stolzer Sinn sträubte sich gegen den Gedanken, im Mißgeschick zurückzukehren, da ihm jeder Zweck seiner Sendung mißlungen war. Er beschloß, sein Glück noch einmal im Lande zu versuchen, und war nur noch zweifelhaft, auf welchem Punkte er seine Anhänger um sich versammeln solle. In Panama konnte er mit Sicherheit verweilen und während der Zeit den Beistand Nicaraguas und anderer Niederlassungen im Norden anrufen. Aber dies hätte seine Statthalterschaft sofort aufgeben geheißen, und ein solches Geständnis von Schwäche mußte einen schlechten Eindruck auf seine Anhänger in Peru machen. Er beschloß daher seinen Weg nach Quito zu nehmen, das, obgleich innerhalb seiner Statthalterschaft liegend, doch von dem kürzlichen Schauplatze der Unruhen weit genug entfernt war, um ihm Zeit zu lassen, sich zu verstärken und seinen Feinden entgegenzutreten.

Infolge dieses Vorhabens schifften sich der Vizekönig und sein

Gefolge, ungefähr um die Mitte des Monats Oktober 1544, in Tumbez aus. Beim Landen erließ er eine Bekanntmachung, worin er das gewaltsame Verfahren Gonzalo Pizarros und seiner Anhänger darstellte, die er für Verräter an ihrem Fürsten erklärte, und worin er alle treuen Untertanen in der Niederlassung aufforderte, ihn in der Aufrechterhaltung der königlichen Macht zu unterstützen. Der Aufruf blieb nicht unbeachtet, und es stellten sich, wiewohl langsam, Freiwillige aus San Miguel, Puerto Viejo und anderen Küstenstädten ein, die das Herz des Vizekönigs durch die Überzeugung erfreuten, daß das Gefühl der Treue noch nicht in der Brust der Spanier erloschen sei.

Aber inzwischen erhielt er die Nachricht von der Ankunft eines der Hauptleute Pizarros an der Küste, mit einer seiner eigenen weit überlegenen Streitmacht. Ihre Anzahl war übertrieben angegeben; aber ohne sich Zeit zu lassen, die Wahrheit zu ermitteln, gab Blasco Nunez seine Stellung in Tumbez auf und marschierte in größtmöglicher Eile durch eine wilde und bergige, halb in Schnee begrabene Gegend nach Quito. Diese am nördlichen Ende seiner Landschaft gelegene Hauptstadt war jedoch kein vorteilhafter Sammelplatz für seine Anhänger, und nachdem er dort so lange verweilt hatte, bis er von Benalcazar, dem treuen Befehlshaber in Popayan, die Versicherung erhalten, daß er ihm mit seiner ganzen Kraft im bevorstehenden Kampfe beistehen werde, wendete er sich schnell wieder zur Küste und stellte sich in der Stadt San Miguel auf. Dies war ein für seine Absicht wohlgeeigneter Ort, da er an der großen Landstraße längst der Küsten des stillen Meeres lag und außerdem der Hauptstapelplatz des Handelsverkehrs mit Panama und dem Norden war.

Hier pflanzte der Vizekönig seine Fahne auf und sah sich nach wenigen Wochen an der Spitze einer in allem nahe an 500 Mann starken Streitmacht, bestehend in Reiterei und Fußvolk, zwar mit Waffen und Schießbedarf schlecht versorgt, aber augenscheinlich von Eifer für die Sache beseelt. Da er sich für stark genug hielt, die Feindseligkeiten zu beginnen, griff er einige von Pizarros Hauptleuten an, über die er einige entschiedene Vorteile erlangte,

die sein Vertrauen stärkten und ihm mit der Hoffnung schmeichelten, sein Ansehen im Lande wieder herzustellen.

Während dieser Zeit war Gonzalo Pizarro nicht müßig gewesen. Er hatte die Bewegungen des Vizekönigs ängstlich überwacht, und war nun überzeugt, daß die Zeit zum Handeln gekommen sei und daß, wenn er nicht selbst vertrieben werden wolle, er seinen furchtbaren Nebenbuhler vertreiben müsse. Er legte daher eine starke Besatzung unter einem treuen Offizier in Lima, und nachdem er etwa 600 Mann zu Lande nach Truxillo vorwärts gesandt, schiffte er selbst sich am 4. März 1545, am nämlichen Tage, an dem der Vizekönig aus Quito ausmarschiert war, nach demselben Hafen ein.

In Truxillo stellte sich Pizarro an die Spitze seines kleinen Heeres und nahm ohne Zeitverlust seine Richtung nach San Miguel. Sein Nebenbuhler, begierig den Streit zur Entscheidung zu bringen, würde gern ausgerückt sein, um ihm eine Schlacht zu liefern, aber seine Soldaten, zum größten Teil junge und unerfahrene, in der Eile zusammengebrachte Mannschaften, waren durch den Namen Pizarro eingeschüchtert. Sie bestanden laut darauf, daß man sie in die obere Gegend führe, wo sie sich durch Benalcazar verstärken könnten, und ihr unglücklicher Anführer wurde, gleich dem Reiter eines unbändigen Pferdes, dessen Launen er sich fügen muß, in eine seinen Wünschen entgegengesetzte Richtung mit fortgerissen. Es war das Schicksal Blasco Nunez', seine Vorsätze ebenso durch seine Freunde, wie durch seine Feinde vereitelt zu sehen.

Als Gonzalo Pizarro vor San Miguel anlangte, fand er zu seinem großen Verdruß, daß sein Gegner es verlassen habe. Ohne in die Stadt hineinzugehen, beschleunigte er seinen Marsch, und nachdem er durch ein Tal von einiger Ausdehnung gekommen war, gelangte er an den Rand einer Bergkette, in welche Blasco Nunez erst vor wenige Stunden vorher eingetreten war. Es war spät abends; aber Pizarro, der wußte, wie nötig Eile sei, sandte Carbajal mit einer Abteilung leichter Truppen voraus, um die Flüchtlinge einzuholen. Es gelang diesem Führer ihre einsame Bei-

wacht zwischen Bergen um Mitternacht zu erreichen, wo die ermüdeten Truppen in Schlaf begraben lagen. Durch den Schall der Trompete, die ihr Feind unvorsichtigerweise, auffallend genug, hatte ertönen lassen, aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, sprangen der Vizekönig und seine Leute auf, bestiegen ihre Pferde, griffen nach ihren Musketen und schossen so volle Ladungen auf die Reihen ihrer Angreifer ab, daß Carbajal, durch diesen Empfang außer Fassung gebracht, es der Vorsicht angemessen fand, sich mit seiner unverhältnismäßig geringen Streitmacht zurückzuziehen. Der Vizekönig verfolgte ihn, bis er, in der Dunkelheit der Nacht, einen Hinterhalt befürchtend, von weiterer Verfolgung abließ und es so seinem Gegner möglich machte, sich wieder dem Hauptheere anzuschließen.

Dies Benehmen Carbajals, durch das er sich aus bloßer Sorglosigkeit den Vorteil aus den Händen spielen ließ, ist unerklärlich. Es ist eine auffallende Ausnahme von der gewöhnlichen Vorsicht und Wachsamkeit, die er bisher in seiner kriegerischen Laufbahn beobachtet hatte. Hätte sich irgend ein anderer Anführer so etwas zuschulden kommen lassen, so würde es ihn den Kopf gekostet haben. Aber Pizarro setzte, wiewohl im höchsten Grade aufgebracht, einen zu hohen Wert auf die Dienste und die wohlerprobte Anhänglichkeit seines Offiziers, als daß er darüber sich mit ihm hätte veruneinigen sollen. Immer noch hielt man es für höchst wichtig, den Feind zu ereilen, ehe er weiter nach Norden hin vorgedrungen wäre, wo die Schwierigkeiten des Bodens der Verfolgung sehr hinderlich sein würden. Carbajal, der voll Eifer war, seinen Fehler wieder gut zu machen, wurde daher wiederum an die Spitze einer Abteilung leichter Truppen gesetzt, mit dem Auftrage, den Marsch des Feindes zu beunruhigen, ihm seine Zufuhren abzuschneiden und ihn womöglich bis zur Ankunft Pizarros in Schach zu halten. Aber der Vizekönig hatte die neue Verzögerung benutzt, um seinen Verfolgern bedeutend vorzukommen. Sein Weg führte durch das Tal von Caxas, einem großen unbebauten Landstrich, der Menschen und Tieren nur geringen Unterhalt bot. Tag für Tag setzten seine Truppen ihren Marsch

SONNENTOR VON TIAHUANACO

durch diese traurige Gegend fort, die von Barrancas und felsigen Klüften durchschnitten war, was ihre Beschwerden unglaublich erhöhte. Ihre Hauptnahrung bestand aus gedörrtem Korn, das gewöhnlich den reisenden Indianern zum Unterhalt diente, aber den Spaniern weit weniger zusagte; und dieser schmalen Kost fügten sie Kräuter hinzu, die sie am Wege fanden, und welche die Soldaten, in Ermangelung besserer Gerätschaften, in ihren Helmen kochen mußten. Carbajal war ihnen indes so dicht auf den Fersen, daß ihm ihr Gepäck, ihr Schießbedarf und zuweilen auch ihre Maultiere in die Hände fielen. Der unermüdliche Krieger verfolgte Tag und Nacht ihre Spur und ließ ihnen kaum die mindeste Ruhe. Sie schlugen kein Zelt auf, und legten sich mit den Waffen, ihre Pferde gesattelt neben sich, nieder; und kaum hatte der müde Soldat die Augen geschlossen, als er schon wieder von dem Rufe, der Feind sei da, aufgeschreckt ward.

Endlich erreichten Blasco Nunez' ermüdete Anhänger das Depoblado, oder die Wüste von Paltos, die sich gegen Norden viele öde Leguas hinstreckte. Der von vielen Flüssen durchschnittene Boden hat die Beschaffenheit eines großen Sumpfes, und Menschen und Pferde arbeiteten sich mühsam durch die stehenden Gewässer und über den Sumpfboden hin oder öffneten sich einen Weg durch das verschlungene Gestrüpp, das in üppigem Wachstum aus dem Boden aufschoß. Die müden Pferde, ohne anderes Futter als dem, das sie sich in der Wildnis selbst auflesen konnten, waren oft völlig erschöpft, und wenn sie nicht mehr Dienste tun konnten, ließ man sie auf dem Wege sterben, nachdem man ihnen die Fußgelenke aufgeschnitten, damit sie dem Feinde nicht mehr nützen könnten; auch wurden sie noch häufiger geschlachtet, um ihren Besitzern zu einem elenden Mahle zu dienen. Viele von den Leuten fielen aus Erschöpfung auf dem Wege um, oder blieben im Gebüsch zurück, weil sie nicht imstande waren, dem Marsche zu folgen. Und wehe dem Nachzügler, der Carbajal in die Hände fiel, besonders wenn er einmal zu Pizarros gehört hatte. Schon der bloße Verdacht von Verrat genügte zu dessen Verurteilung bei dem grausamen Krieger.

Pizarro und seine Leute hatten kaum weniger zu leiden als der Vizekönig; obgleich ihnen die Eingeborenen des Landes einige Erleichterung verschafften, die mit richtigem Gefühl erkannten, welche Partei die stärkere und natürlich die am meisten zu fürchtende war. Aber trotz aller Erleichterung waren die Leiden doch schrecklich. Es war eine Wiederholung der traurigen Auftritte bei dem Zuge nach dem Amazonenstrom. Man muß gestehen, daß die Eroberungssoldaten ihre Siege teuer erkauft haben.

Der Vizekönig hatte indes eine Quelle der Besorgnis, die vielleicht größer war als irgend eine aus körperlichen Leiden entspringende. Dies war das Mißtrauen gegen seine eigenen Anhänger. Es gab einige unter den vornehmsten Rittern in seinem Gefolge, die er in Verdacht hatte, mit dem Feinde in Verbindung zu stehen, und selbst die Absicht zu haben, ihn in dessen Hände zu liefern. Er war so fest davon überzeugt, daß er zwei dieser Offiziere auf dem Marsche hinrichten ließ; und ihre Leichname am Wege lehrten die Soldaten, daß sie noch andere, außer dem Feinde in ihrem Rücken, in diesen schrecklichen Einöden zu fürchten hätten. Noch ein anderer Ritter, der den Hauptbefehl unter dem Vizekönig führte, wurde, nachdem seine Sache förmlicher untersucht war, an dem ersten Ort, wo das Heer halt machte, hingerichtet. Nach einer so langen Zeit ist es unmöglich zu bestimmen, inwieweit Blasco Nunez' Verdacht gegründet war. Das Urteil der Zeitgenossen darüber fällt verschieden aus.

In Zeiten politischer Gärung wird die Meinung des Schriftstellers gewöhnlich von der Farbe der Partei bestimmt, zu der er gehört. Nach Blasco Nunez' Charakter zu urteilen, der eifersüchtig und reizbar war, dürfen wir vermuten, daß er ohne hinreichenden Grund gehandelt habe. Aber dagegen müssen wir auch bedenken, wie leicht seine Anhänger ihrem Befehlshaber untreu wurden, der an ihrer Zuneigung eine so unsichere Stütze gehabt zu haben scheint, daß diese bei dem mindesten Mißgeschick erschüttert wurde. Ob sein Verdacht begründet war oder nicht, die Wirkung auf das Gemüt des Vizekönigs blieb dieselbe. Einen Feind im Rücken, den er nicht angreifen, und Anhänger, denen er nicht

trauen durfte, dies füllte die Schale seiner Drangsale fast bis an den Rand.

Endlich gelangte er wieder auf festen Boden, und zog über Tomebamba wieder in seine nördliche Hauptstadt Quito ein. Aber er wurde daselbst nicht so herzlich empfangen wie früher. Jetzt kam er als Flüchtling, von einem furchtbaren Feinde verfolgt, und bald ward es ihm fühlbar, daß der sicherste Weg, Unterstützung zu finden, der sei, keiner zu bedürfen.

Er schüttelte daher den Staub der ungetreuen Stadt von seinen Füßen, in welcher das abergläubische Volk auf so manches böse Zeichen aufmerksam war, das auf sein nahendes Verderben deutete, und schlug seinen Weg nach Pastos, in Benalcazars Gebiet, ein. Nicht lange nachher langte Pizarro mit seiner Kriegsschar in Quito an, unwillig, daß bei aller seiner Eile der Feind seiner Verfolgung entgangen war. Er machte nur so lange halt, um seine Leute zu Atem kommen zu lassen, und mit der Erklärung, „er wolle den Vizekönig bis zur Nordsee verfolgen und nicht eher ruhen, als bis er ihn geschlagen habe", setzte er seinen Marsch fort. In Pastos hätte er fast seinen Zweck erreicht. Sein Vortrab traf mit Blasco Nunez zusammen als dieser auf dem gegenüberliegenden Ufer eines Flüßchens halt gemacht hatte. Pizarros Leute, von Anstrengung und Hitze ermattet, schleppten sich mühsam ans Wasser, um ihren brennenden Durst zu löschen, und es würde den durch Ruhe erfrischten und ihren Feind an Zahl überlegenen Truppen des Vizekönigs leicht gewesen sein, jene in die Flucht zu schlagen. Aber Blasco Nunez konnte seine Leute nicht zum Angriff bewegen. Sie waren schon so lange vor ihrem Feinde geflohen, daß sein bloßer Anblick sie mit Schreck erfüllte, und sie würden ebenso wenig daran gedacht haben, sich gegen ihn zu kehren, wie der Hase gegen den Hund, der ihn verfolgt. Ihre Sicherheit, das fühlten sie, lag in der Flucht, nicht im Kampfe, und sie benutzten die Erschöpfung ihrer Verfolger nur zur Beschleunigung ihres Rückzuges.

Gonzalo Pizarro setzte seine Verfolgung bis mehrere Leguas jenseits Pastos fort; da er aber fand, daß er weiter, als er wollte, in

das Gebiet Benalcazars vorgedrungen sei, und gegen diesen furchtbaren Feldherrn nicht in eine nachteilige Stellung geraten mochte, machte er halt; trotz seiner prahlerischen Äußerung gab er Befehl zum Rückzuge und machte einen raschen Gegenmarsch auf Quito. Hier fand er Beschäftigung genug in der Aufrichtung des gesunkenen Mutes seiner Truppen und in der Bemühung, Verstärkungen an sich zu ziehen, wodurch seine Schar bedeutend zunahm; doch wurde diese wieder dadurch vermindert, daß er eine Abteilung unter Carbajal abschickte, um einen Aufstand zu unterdrücken, der, wie er jetzt erfuhr, im Süden ausgebrochen war. An der Spitze des Aufruhrs stand Diego Centeno, einer seiner eigenen Offiziere, den er in La Plata angestellt hatte, deren Einwohner sich dem Aufstand angeschlossen und die Fahne für die Krone erhoben hatten. Mit dem Rest seiner Truppen beschloß Pizarro, in Quito zu bleiben, um daselbst zu warten, bis der Vizekönig in sein Gebiet zurückkehren würde; so wie der Tiger sich nahe bei einem Quell in der Wüste verbirgt, um ruhig die Rückkehr seiner Schlachtopfer abzuwarten.

Währenddessen hatte Blasco Nunez seinen Rückzug bis nach Popayan, der Hauptstadt von Benalcazars Gebiet, fortgesetzt. Hier wurde er vom Volke freundlich aufgenommen und seine durch Entlaufen und Krankheit bis auf ein Fünfteil ihrer anfänglichen Anzahl verringerte Mannschaft ruhte von den unerhörten Beschwerden eines über 200 Leguas langen Marsches aus. Kurz vorher hatte sich ihm Cabrera, Benalcazars Unterbefehlshaber, mit einer beträchtlichen Verstärkung, und bald nachher dieser Anführer selbst angeschlossen. Seine ganze Streitmacht belief sich nun auf fast 400 Mann, von welchen der größte Teil gut ausgerüstet und in der Schule der amerikanischen Kriegführung wohl eingeübt war. Seine eigenen Leute litten großen Mangel an Waffen und Schießbedarf; und er traf Anstalt, diesem Mangel durch Erbauung von Schmieden zur Anfertigung von Büchsen und Piken abzuhelfen. Wer mit der Geschichte jener Zeiten vertraut ist, wird erstaunen über die Fertigkeit, mit welcher die spanischen Abenteurer die verschiedenartigsten Gewerbe und Handwerke betrie-

ben, die gewöhnlich eine lange Lehrzeit erfordern. Sie zeigten jene dem Ansiedler in einem neuen Lande so notwendige Geschicklichkeit, wo jedermann gewissermaßen sein eigener Handwerker werden muß. Aber wie günstig auch ein solcher Zustand der Dinge der Erfindungsgabe des Künstlers sein mag, so ist er dem Fortschritte der Kunst doch nicht sehr förderlich; und so darf man wohl kaum zweifeln, daß die durch Blasco Nunez' Soldaten angefertigten Waffen im höchsten Grade roh und unvollkommen waren.

Da eine Woche nach der andern verging, ward Gonzalo Pizarro, obgleich er mit der Geduld eines spanischen Soldaten gerüstet war, doch unruhig über das lange Verweilen Blasco Nunez' im Norden, und er nahm seine Zuflucht zu einer List, um ihn aus seinem sichern Aufenthalt zu locken. Er marschierte mit dem größern Teile seiner Mannschaft aus Quito aus, unter dem Vorwande, daß er die Absicht habe, seinen Unterbefehlshaber im Süden zu unterstützen, während er in der Stadt eine Besatzung unter dem Befehl von Puelles, demselben Offizier zurückließ, der früher die Sache des Vizekönigs verlassen hatte. Er sorgte dafür, daß diese Nachricht ins feindliche Lager gelangte. Die List gelang nach Wunsch. Blasco Nunez und seine Anhänger, ihrer Übermacht über Puelles gewiß, nahmen keinen Augenblick Anstand, die vermeintliche Abwesenheit Pizarros zu benutzen. Der Vizekönig verließ Popayan anfangs Januar 1546 und nahm in Eilmärschen seine Richtung nach Süden. Aber ehe er seinen Bestimmungsort erreicht hatte, wurde er von der Schlinge unterrichtet, in die er gezogen worden war. Er teilte dies seinen Offizieren mit; aber er hatte durch Zögern schon so viel gelitten, daß jetzt sein einziger Wunsch war, seinen Streit mit Pizarro endlich durch die Waffen zur Entscheidung zu bringen.

Pizarro war unterdes durch seine Kundschafter von den Bewegungen des Vizekönigs vollkommen unterrichtet worden. Als er dessen Abmarsch aus Popayan erfahren, war er wieder nach Quito gegangen, hatte seine Truppen mit denen von Puelles vereinigt, die Hauptstadt verlassen und eine feste Stellung ungefähr drei Leguas

gegen Norden, auf einer Anhöhe genommen, die einen Fluß beherrschte, über den der Feind seinen Weg nehmen mußte. Es währte nicht lange, bis dieser sichtbar ward, und da es anfing Nacht zu werden, stellte sich Blasco Nunez auf dem jenseitigen Ufer des kleinen Flusses auf. Die feindlichen Lager waren einander so nahe, daß man die Stimmen der beiderseitigen Schildwachen deutlich hören konnte, und diese ermangelten nicht, sich einander mit dem Namen „Verräter" zu begrüßen. In diesen Bürgerkriegen nahm, wie wir gesehen haben, jede Partei für sich ausschließlich das Verdienst der Untertanentreue in Anspruch.

Aber Benalcazar sah bald, daß Pizarros Stellung zu stark sei, um mit Aussicht auf Erfolg angegriffen zu werden. Er schlug daher dem Vizekönig vor, seine Truppen in der Nacht heimlich zurückzuziehen und, nach einem Marsche um die Berge herum, dem Feinde da in den Rücken zu fallen, wo er am wenigsten darauf gefaßt sein würde. Der Rat wurde gebilligt; und kaum waren beide Scharen durch die Dunkelheit vor einander verborgen, als Blasco Nunez, mit Zurücklassung brennender Wachtfeuer im Lager, um den Feind zu täuschen, aufbrach und seinen Marsch zur Umgehung in der Richtung von Quito antrat. Aber entweder war er falsch unterrichtet, oder seine Führer leiteten ihn irre; denn die Wege erwiesen sich als ungangbar und nötigten ihn zu einem so großen Umwege, daß der Tag anbrach, ehe er den Angriffspunkt erreichte. Da er einsah, daß er nun den Vorteil der Überraschung aufgeben müsse, eilte er vorwärts nach Quito, wo er mit den durch einen Nachtmarsch von acht Leguas, der auf geradem Wege nicht über drei betragen hätte, sehr ermüdeten Leuten und Pferden ankam. Dies war ein unglückliches Versehen am Vorabend eines Gefechtes.

Er fand die Hauptstadt von den männlichen Einwohnern fast ganz verlassen. Alle hatten sich unter Pizarros Fahne gesammelt; denn sie waren von dem allgemeinen Geist des Mißvergnügens angesteckt und betrachteten jenen Anführer als ihren Beschützer gegen die drückenden Verordnungen. Pizarro war der Vertreter des Volkes. Im höchsten Grade bestürzt über diese Abtrünnigkeit,

rief der unglückliche Vizekönig, mit zum Himmel erhobenen Händen: „So, o Herr, gibst Du Deine treuen Diener auf?“ Weiber und Kinder kamen heraus und boten ihm vergebens Speise an, der er so dringend bedurfte, und fragten ihn, „warum er gekommen sei hier zu sterben?“ Seine Leute hatten mehr Seelenruhe als ihr Befehlshaber; sie gingen in die Häuser und eigneten sich ohne Umstände alles zu was sie fanden, um ihren nagenden Hunger zu stillen.

Benalcazar, der die Tollkühnheit einsah, in ihrem gegenwärtigen Zustande eine Schlacht zu liefern, empfahl dem Vizekönig, den Weg der Unterhandlung zu versuchen, und erbot sich ins feindliche Lager zu gehen, um womöglich Friedensbedingungen mit Pizarro zustande zu bringen. Aber wenn Blasco Nunez auch einen Augenblick geschwankt hatte, so hatte er doch jetzt seine alte Festigkeit wiedergewonnen und erwiderte stolz: „Es ist kein Verlaß auf Verräter. Wir sind gekommen, um zu kämpfen, nicht zu unterhandeln; und wir müssen als tapfere getreue Ritter unsere Schuldigkeit tun. Ich werde die meinige tun“, fuhr er fort, „und seid versichert, daß ich der erste sein werde, der mit dem Feinde eine Lanze bricht“. Darauf rief er seine Truppen zusammen und richtete einige auf den Marsch vorbereitende Worte an sie. „Ihr alle seid tapfere Leute“, sagte er, „und Eurem Landesherrn ergeben. Was mich betrifft, so schlage ich das Leben gering an im Vergleich zu der meinem Fürsten schuldigen Pflicht. Doch laßt uns nicht an unserm Erfolg zweifeln. In einer guten Sache hat der Spanier oft größere Übermacht bezwungen als diese. Und wir kämpfen für das Recht; es ist die Sache Gottes, — ja Gottes Sache ist es“, so schloß er, und die Soldaten, entflammt von seinem edeln Eifer, antworteten ihm mit einem Hurra, das dem unglücklichen Befehlshaber ins Herz drang, der schon nicht mehr gewohnt war, Zeuge solcher Begeisterung zu sein.

Es war am 18. Januar 1546, als Blasco Nunez an der Spitze seiner Schar aus der alten Stadt Quito auszog. Er hatte erst eine englische Meile zurückgelegt, als er den Feind zu Gesicht bekam, der längs dem Kamm einer Anhöhe aufgestellt war, die in

mäßigem Ansteigen sich von den Ebenen von Anaquito erhob. Gonzalo Pizarro, sehr mißmutig, als er mit Bestimmtheit erfuhr, daß der Vizekönig fort sei, hatte schon am frühen Morgen sein Lager abgebrochen und seinen Weg nach der Hauptstadt zu genommen, fest entschlossen, den Feind nicht entwischen zu lassen.
Die Truppen des Vizekönigs hatten nun halt gemacht und waren in Schlachtordnung aufgestellt. Eine kleine Abteilung Büchsenschützen war vorauf gesandt, um das Gefecht zu beginnen. Der Rest dieses Truppenteils war unter den Speermännern verteilt, die im Mitteltreffen standen, auf den Flanken durch zwei fast gleiche Schwadronen Reiterei geschützt. Die Reiterei belief sich auf ungefähr 140 Mann, und war nur wenig schwächer als die des Gegners, wiewohl die ganze Anzahl der Truppen des Vizekönigs, die noch nicht 400 Mann betrug, nur etwas mehr als halb so stark war wie die seines Nebenbuhlers. Auf dem rechten Flügel und vor dem königlichen Banner nahm Blaco Nunez, von dreizehn auserlesenen Rittern unterstützt, seine Stellung und schickte sich zur Leitung des Angriffs an.
Pizarro hatte seine Truppen in einer der seines Gegners entsprechenden Weise aufgestellt. Sie bestanden aus ungefähr 700 Mann, waren wohl gerüstet und hatten die besten Ritter in Peru zu Führern. Da Pizarro, seiner größern Anzahl ungeachtet, nicht geneigt schien, seine vorteilhafte Stellung aufzugeben, gab Blasco Nunez Befehl zum Vorrücken. Das Gefecht begann mit den Büchsenschützen, und in wenigen Augenblicken verdunkelten die über das Feld hinziehenden dichten Rauchwolken jeden Gegenstand; denn es war schon spät, als das Gefecht begann und das Tageslicht schwand schnell hin. Das Fußvolk richtete nun seine Piken, rückte unter der Deckung des Rauches vor und war bald mit den gegenüberstehenden Reihen der Speermänner in hitzigem Gemenge. Darauf folgte der Angriff der Reiterei, der — obgleich sie durch das Feuer von Pizarros der Zahl nach weit überlegenen Büchsenschützen etwas in Unordnung geraten waren — mit solchem Mut geleitet ward, daß die feindliche Reiterei wankte und zum Weichen genötigt ward, als Pizarros Reiterschar, gleich einer

überstürzenden Welle sich über ihre Feinde ergoß und sie längs dem Abhange hintrieb, über Roß und Reiter gleiches Verderben verbreitend. Aber auch diese, ihrerseits, sammelten sich wieder, ermutigt durch den Zuruf und die verzweifelten Anstrengungen ihrer Offiziere. Als die Lanzen zersplittert waren, fochten sie miteinander Mann gegen Mann mit Schwertern und Streitäxten in wilder Verwirrung. Aber der Kampf währte nicht lange; denn obgleich die Anzahl ziemlich gleich war, so konnte sich doch die durch den starken Marsch der vorigen Nacht ermüdete Reiterei des Vizekönigs nicht mit der des Feindes messen. Der Boden war mit Leichen bedeckt und Pferde und Reiter, Tote und Lebende, lagen gehäuft übereinander. Cabrera, der tapfere Unterbefehlshaber Benalcazars, wurde erschlagen, und dieser Führer selbst geriet, mit Wunden bedeckt, unter die Füße seines Pferdes und blieb für tot auf dem Schlachtfelde zurück. Alvarez, der Richter, wurde tödlich verwundet. Sowohl er als sein Gefährte Cepeda nahmen, wiewohl auf entgegengesetzten Seiten, teil an der Schlacht und fochten, als wären sie für die Waffen, nicht für den friedlichen Beruf des Gesetzes erzogen gewesen.

Noch unterhielten Blasco Nunez und seine Gefährten einen tapfern Kampf auf der rechten Seite des Schlachtfeldes. Der Vizekönig hatte Wort gehalten; er war der erste gewesen, seine Lanze mit dem Feinde zu brechen, hatte sein Schwert gezogen und durch einen wohlgerichteten Stoß einen Ritter, namens Alonso de Montalvo, aus dem Sattel gehoben. Aber zuletzt mußte er der Überzahl unterliegen, und da seine Gefährten, einer nach dem andern neben ihm fielen, wurde er fast schutzlos gelassen. Schon war er verwundet, als ihn ein Soldat durch einen Streich mit der Streitaxt vom Pferde hieb, der ihn betäubt zu Boden streckte. Wäre er erkannt worden, würde man ihn vielleicht lebend gefangen genommen haben, aber er trug ein Überkleid von indianischer Baumwolle über seiner Rüstung, das den Kriegerorden des Heiligen Jakob und die anderen Zeichen seines Ranges verdeckte. Er wurde indes durch einen von Pizarros Leuten, der wahrscheinlich einst unter des Vizekönigs Banner gedient hatte, bald erkannt.

Der Soldat bezeichnete ihn sogleich dem Licentiaten Carbajal. Dieser war der Bruder des Ritters, den, wie der Leser sich erinnern wird, Blasco Nunez so unbesonnen in seinem Palaste in Lima getötet hatte. Der Licentiat hatte nachher Dienste unter Pizarro genommen und nebst einigen seiner Verwandten das Gelübde getan, Rache an dem Vizekönig zu nehmen. Augenblicklich ritt er hin, warf dem gefallenen Befehlshaber den Mord seines Bruders vor, und war im Begriff abzusteigen, um ihn mit eigener Hand zu töten, als Puelles ihm dies als eine erniedrigende Handlung verwies und einem seiner Diener, einem schwarzen Sklaven, befahl, dem Vizekönig den Kopf abzuschneiden. Dies verrichtete der Bursche mit einem einzigen Säbelhiebe, während der unglückliche Mann, der damals vielleicht gerade an seinen Wunden sterbend lag, kein Wort sprach, sondern mit flehend zum Himmel gerichteten Blicken den Todesstreich empfing. Hierauf ward der Kopf auf einer Pike in die Höhe gehalten und einige waren roh genug, die grauen Haare aus dem Barte zu reißen und sich diese als gräßliche Zeichen ihres Sieges über den Vizekönig, auf ihre Mützen zu stecken. Nun war das Schicksal des Tages entschieden. Doch noch leistete das Fußvolk einen tapfern Widerstand, indem es Pizarros Reiterei mit seinen vorgestreckten Piken in Schach hielt. Aber seine Reihen wurden durch die Büchsenschützen gelichtet; in Verwirrung gebracht, vermochte es nicht länger dem Angriff der Reiterei zu widerstehen, die seine Reihen durchbrach, es bald zerstreute und in die Flucht trieb. Die Verfolgung währte weder lange, noch war sie blutig; denn die Dunkelheit brach ein und Pizarro ließ seine Trompeten erschallen, um seine Leute unter ihre Banner zu rufen.

Obgleich das Gefecht nur kurze Zeit währte, so hatte doch fast ein Dritteil von des Vizekönigs Truppen den Tod gefunden. Der Verlust ihrer Gegner war unbeträchtlich. Einige der besiegten Ritter suchten Schutz in den Kirchen von Quito. Aber sie wurden aus dieser Freistatt herausgeschleppt, und einige — wahrscheinlich die, welche früher Pizarro angehangen hatten — hingerichtet, andere in die Verbannung nach Chili gesandt. Der größere

Teil wurde von dem Sieger begnadigt. Dem von seinen Wunden wieder genesenen Benalcazar wurde erlaubt, in seine Statthalterschaft zurückzukehren, unter der Bedingung, nie wieder die Waffen gegen Pizarro zu ergreifen. Seine Truppen wurden aufgefordert, Dienste unter dem Banner des Siegers zu nehmen, der sie indes nie mit dem Vertrauen behandelte, das er seinen früheren Anhängern erwies. Er war höchst aufgebracht über die dem Vizekönig wiederfahrene Schmach und ließ dessen verstümmelte Überreste mit den seinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen in der Stiftskirche von Quito begraben. Gonzalo Pizarro ging schwarz gekleidet als Hauptleidtragender im Zuge. Es war, wie wir gesehen haben, bei den Pizarros gebräuchlich, ihren Schlachtopfern diese letzte Ehre zu erweisen.

Auf so traurige Weise endete Blasco Nunez Vela, der erste Vizekönig von Peru. Es waren noch nicht zwei Jahre, daß er den Fuß in das Land gesetzt hatte, eine Zeit steten Trübsals und Unglücks. Seine Mißgeschicke muß man zum Teil den Umständen, zum Teil aber seinem Charakter zuschreiben. Er war der Vertreter eines verhaßten und drückenden Gesetzes, und doch hatte man ihm keine Vollmacht zur Ausführung desselben nach seiner Einsicht anvertraut. Und doch kann jeder, in gewissem Grade, das Recht, bei der Ausführung nach seiner Einsicht zu handeln, in Anspruch nehmen; da einen Auftrag auszuführen, der unter gewissen Umständen den damit beabsichtigten Zweck zerstören müßte, etwas Unsinniges sein würde. Aber es erfordert Scharfblick, um das Vorhandensein solcher Dringlichkeit zu bestimmen, und moralischen Mut, um die Verantwortung zu übernehmen, danach zu handeln. In solchen entscheidenden Augenblicken wird ein Charakter am stärksten auf die Probe gestellt. Aus einem höheren Pflichtgefühl es wagen ungehorsam zu sein, das scheint ein Widerspruch, den eine kleine Seele kaum zu fassen vermag. Unglücklicherweise war Blasco Nunez an ängstlich strenge Kriegszucht gewöhnt, ein Mann von beschränkten Ansichten, der sich unter keinen Umständen für befugt halten konnte, von dem Buchstaben des Gesetzes abzuweichen. Aufgeblasen durch seine neue

Macht, betrachtete er Widersetzung gegen die Verordnungen als einen Verrat gegen ihn selbst; und indem er so sich seinem Auftrage gänzlich hingab, bestimmte ihn persönliches Gefühl fast eben so sehr, als das für das allgemeine Wohl des Vaterlandes.
Auch war der Charakter des Vizekönigs nicht so beschaffen, um das Gehässige seiner Maßregeln zu mildern und das Volk mit der Ausführung zu versöhnen. Er bildete einen schroffen Gegensatz zu dem seines Nebenbuhlers, Pizarro, dessen offenes ritterliches Benehmen und edelmütiges Vertrauen zu seinen Anhängern ihn allgemein beliebt machte, indem es ihr Urteil bestach und der schlechten Sache das Ansehen der guten gab. Blasco Nunez, im Gegenteil, reizbar und argwöhnisch, setzte sich mit allen, denen er nahte, in eine falsche Stellung; denn ein argwöhnisches Gemüt erzeugt ein mißtrauisches Gefühl um sich her, das alle Liebe erstickt. Er hatte sich gleich zu Anfang die Mitglieder der Audiencia entfremdet, die abgesandt worden waren, um vereint mit ihm zu handeln. Aber dies war ebensowohl ihr Fehler als der seinige, da sie eben so sehr zu nachgiebig waren wie er zu streng in der Auslegung des Gesetzes. Alsdann entfremdete er sich und beleidigte er das Volk, das er zu regieren ernannt war. Und endlich, erzürnte er seine eigenen Freunde und machte sie sich zu Feinden; so daß er in seinem letzten Kampfe um Macht und Ansehen genötigt war, sich auf den Beistand Fremder zu verlassen. Doch wenn wir seine Fehler anführen, dürfen wir auch seine Tugenden nicht mit Stillschweigen übergehen. Es gibt deren zwei, die ihm unleugbar zur Ehre gereichen: eine Treue, die mitten unter der rings um ihn herrschenden Abtrünnigkeit, um desto heller glänzte, und eine Ausdauer im Mißgeschick, die selbst seinen Feinden Achtung gebieten mußte. Aber wie sehr man auch seine Verdienste anerkennen muß, so kann man doch kaum zweifeln, daß man in ganz Castilien niemand hätte finden können, der seiner Aufgabe weniger gewachsen gewesen wäre.
Der Sieg von Anaquito wurde in der nahegelegenen Hauptstadt mit allgemeiner Freude begrüßt; alle Städte Perus betrachteten ihn

als den Sturz der verhaßten Verordnungen, und von einem Ende des Landes bis zum anderen erscholl der Name Gonzalo Pizarros als der eines Befreiers. Dieser Anführer verlängerte seinen Aufenthalt in Quito die nasse Jahreszeit hindurch und teilte seine Zeit zwischen den ausschweifenden Vergnügungen des leichtsinnigen Abenteurers und den Geschäftssorgen, die jetzt als Beherrscher des Staates auf ihn lasteten. Seine Verwaltung war mit weniger Gewalttätigkeiten befleckt, als man den Umständen seiner Lage gemäß hätte erwarten sollen. Solange Carbajal, der Ratgeber, in den er leider das größte Vertrauen setzte, abwesend war, bestätigte Gonzalo, wie man bemerkt hat, kein Todesurteil ohne Beachtung der vom Gesetz vorgeschriebenen Formen.

Er belohnte seine Anhänger durch neue Ländereibewilligungen und sandte mehrere zu Unternehmungen aus, jedoch in keine großen Entfernungen, um sie nach seinem Belieben bald wieder zurückberufen zu können. Er traf verschiedene Maßregeln zum Wohl der Eingeborenen, und besonders mehrere, um sie im christlichen Glauben zu unterrichten. Er war darauf bedacht, für den richtigen Eingang der königlichen Abgaben zu sorgen, indem er den Ansiedlern dringend empfahl, sich so aufzuführen, daß sie sich das Wohlwollen der Krone erwürben und diese dadurch zum Widerruf der Verordnungen veranlaßten. Kurz, seine Verwaltung war von der Art, daß selbst sein Nachfolger, der strenge Gasca, gestand, „für einen Tyrannen" sei sie eine gute gewesen. Endlich, im Juli 1546, nahm der Statthalter von Quito Abschied und trat, nachdem er dort eine hinreichende Besatzung zurückgelassen hatte, seine Reise nach dem Süden an. Sie war ein Siegeszug, und überall unterwegs wurde er vom Volke mit Begeisterung aufgenommen. In Truxillo kamen die Bürger in Masse heraus, ihn zu bewillkommnen; die Geistlichkeit stimmte ihm zu Ehren, als dem „siegreichen Fürsten", Lobgesänge an und flehte zum Allmächtigen, „daß er seine Tage verlängere und ihm Ehre bringe". In Lima hatte man die Absicht, einige Gebäude abzutragen und eine neue Straße zu seinem Einzuge zu öffnen, die auf ewige Zeiten den Namen des Siegers tragen sollte. Aber der kluge Anführer

lehnte diese schmeichelhafte Ehrenbezeigung ab und zog es bescheiden vor, auf dem gewöhnlichen Wege in die Stadt einzuziehen. Die Bürger, die Soldaten und die Geistlichkeit bildeten einen feierlichen Zug und Pizarro hielt mit zweien seiner vornehmsten Hauptleute, welche zu Fuß die Zügel seines Pferdes führten, seinen Einzug in die Hauptstadt, während der Erzbischof von Lima und die Bischöfe von Cuzco, Quito und Bogota, von denen der letztere kürzlich nach der Stadt gekommen war, um die Weihe zu empfangen, an seiner Seite ritten. Die Straßen waren mit Zweigen bestreut, die Mauern der Häuser mit prächtigen Teppichen behangen, und Triumphbogen zu Ehren des Siegers auf dem Wege errichtet. Jeder Altan, jede Veranda und jedes Dach war mit Zuschauern angefüllt, die unter lautem und anhaltendem Freudengeschrei den siegreichen Soldaten mit dem Titel „Befreier und Beschützer des Volkes" begrüßten. Die Glocken ließen, wie bei seinem früheren Einzug in die Hauptstadt, ihre Freudenklänge ertönen, und unter fröhlichen Gesängen und Jubelklang nahm Gonzalo seinen Weg nach dem Palaste seines Bruders. Peru war noch einmal unter die Herrschaft der Pizarros gestellt. Aus verschiedenen Teilen des Landes kamen Abgeordnete, um die Glückwünsche ihrer Städte darzubringen; und jeder bestrebte sich, seine eigenen Ansprüche auf Berücksichtigung für die Dienste geltend zu machen, die er in der Staatsumwälzung geleistet habe. Zu gleicher Zeit empfing Pizarro die willkommene Nachricht vom Erfolge seiner Waffen im Süden. Daselbst hatte, wie schon vorher erwähnt, Diego Centeno die Fahne der Empörung, oder vielmehr der Treue für seinen Landesherrn, aufgerichtet. Er hatte sich zum Meister von La Plata gemacht und der Geist des Aufruhrs hatte sich über die große Landschaft Charcas verbreitet. Carbajal, der von Quito aus gegen ihn abgesandt gewesen, war, nachdem er sich in Lima aufgehalten, sogleich nach Cuzco gegangen, hatte dort Verstärkung an sich gezogen und war dann in schnellen Märschen in den abtrünnigen Bezirk vorgedrungen. Centeno wagte nicht im offenen Felde gegen diesen furchtbaren Helden aufzutreten. Er zog sich mit seinen Truppen in die

Wildnisse der Sierra zurück. Carbajal setzte ihm nach und verfolgte seine Spur mit der Hartnäckigkeit eines Bluthundes über Berge und durch Sümpfe, durch Wälder und gefährliche Schluchten, ihm weder Tag noch Nacht Ruhe gönnend. Im Sattel essend, trinkend und schlafend, sah der achtzigjährige Krieger seine Leute, einen nach dem anderen ermüden, während er zur ferneren Jagd antrieb, gleich Bürgers wildem Jäger, als wäre er mit überirdischer Kraft begabt und jeder Ermüdung unzugänglich gewesen. Während dieser schrecklichen Verfolgung, die über 200 Leguas weit durch ein wüstes Land fortgesetzt wurde, sah sich Centeno von den meisten seiner Anhänger verlassen. Die von ihnen, welche Carbajal in die Hände fielen, wurden schnell hingerichtet; denn dieser unerbittliche Führer hatte kein Erbarmen mit denen, die ihre Partei verraten. Endlich langte Centeno mit einer Handvoll Leuten an den Küsten des stillen Meeres an; dort trennten sie sich voneinander, und jeder sorgte, so gut er konnte, für seine Sicherheit. Ihr Anführer fand in einer Berghöhle Schutz, wo ihn ein indianischer Curaca heimlich ernährte, bis für ihn wieder die Zeit gekommen war, die Fahne der Empörung zu entfalten.

Nach einigen weiteren entscheidenden Taten, welche die Übermacht Pizarros im Süden vollständig feststellten, kehrte Carbajal siegreich nach La Plata zurück. Daselbst beschäftigte er sich mit der Ausbeutung der Silbergruben von Potosi, in welchen eine neuerdings geöffnete Ader reichere Erträge versprach als irgend eine bisher in Mexico oder Peru entdeckte; und bald sah er sich imstande, große Sendungen nach Lima zu machen, wobei er keinen geringen Abzug für sich eintreten ließ; denn seine Habgier kam seiner Grausamkeit gleich.

Nun war Pizarro unbestrittener Gebieter von Peru. Von Quito bis zu der nördlichen Grenze von Chili erkannte das ganze Land seine Macht an. Seine Flotte segelte siegreich auf dem stillen Meere und verschaffte ihm den Befehl über jede Stadt und jedes Dorf an den Küsten. Sein Admiral, Hinojosa, ein gescheiter und tapferer Offizier, hatte ihm Panama gesichert und ihm bei seinem Marsche

durch die Landenge den Besitz von Nombre de Dios, dem Hauptschlüssel zur Verbindung mit Europa, verschafft. Seine Streitkräfte befanden sich in trefflichem Stande, sie enthielten die ausgezeichnetsten Krieger, die unter seinem Bruder gefochten hatten und die sich jetzt eifrig um den Namen Pizarro sammelten; und dabei lieferte ihm der aus den Gruben von Potosi zuströmende Reichtum die Hilfsquellen eines europäischen Herrschers.

Der neue Statthalter fing nun an, einen seinem hochgestiegenen Glücke entsprechenden Glanz zu zeigen. Er hatte eine Leibwache von 80 Soldaten. Er speiste stets öffentlich, und gewöhnlich mit nicht weniger als 100 Gästen an der Tafel. Er soll sogar die entscheidenden Äußerlichkeiten des Königtums eingeführt haben, indem er seine Hand zum Küssen reichte und niemand, von welchem Stande er sein mochte, gestattete, sich in seiner Gegenwart zu setzen. Aber jemand, der ihn in seinem Glücke oft gesehen hat, versichert uns, daß dem nicht so war, und daß der Statthalter fortfuhr, das nämliche offene und soldatische Benehmen wie vor seiner Erhebung zu beobachten, indem er auf vertrautem Fuße mit seinen Gefährten stand und dieselben Eigenschaften entfaltete, die ihn bisher bei dem Volke beliebt gemacht hatten. Wie dem aber auch sei, so ist es doch gewiß, daß es nicht an solchen fehlte, die ihn antrieben, seine Anhänglichkeit an die Krone aufzugeben und für sich selbst eine unabhängige Regierung zu stiften. Zu diesen gehörte sein Unterbefehlshaber Carbajal, dessen verwegener Sinn nie davor zurückschreckte, die Dinge auf ihre äußerste Spitze zu treiben. Er riet Pizarro ganz offen, sofort sich von seiner Untertanenpflicht loszusagen. „Der Sache nach", sagte er, „habt Ihr es schon getan; Ihr habt die Waffen gegen den Vizekönig ergriffen, ihn aus dem Lande getrieben, ihn in einer Schlacht geschlagen. Welche Gunst oder welchen Lohn könnt Ihr von der Krone erwarten? Ihr seid zu weit gegangen, um still zu stehen oder zurückzugehen. Ihr müßt kühn vorwärts schreiten und Euch zum König ausrufen; die Truppen und das Volk werd n Euch unterstützen." Und er schloß, wie man sagt, mit dem Rate, er möge die Coya, die rechtmäßige Nachfolgerin der Inkas, heiraten,

„EL FRAILE“ IN TIAHUANACO
Plastik aus andesitischer Lava

damit beide Stämme fortan friedlich unter einem gemeinschaftlichen Zepter ständen. Der Rat dieses kühnen Mannes war vielleicht der klügste, der Pizarro unter den vorhandenen Umständen ereilt werden konnte; denn er glich einem, der unvorsichtig und keck einen schwindelnden Abhang weit hinauf geklommen ist, zu weit, um sicher wieder hinabzusteigen, und ohne festen Halt auf seinem Standpunkt. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als noch höher zu steigen, bis er auf dem Gipfel angelangt sein würde. Aber Gonzalo Pizarro bebte zurück vor der Stellung offener Empörung, die er dadurch eingenommen hätte. Trotz der verbrecherischen Laufbahn, zu der er eben verleitet worden war, hatte das Gefühl der Untertanentreue doch zu feste Wurzel in ihm gefaßt, als daß es gänzlich vertilgt werden konnte. Hatte er auch gegen die Anordnungen und Befehle seines Gebieters die Waffen ergriffen, so konnte er sich doch nicht entschließen, das Schwert gegen seinen Gebieter selbst zu erheben.

Es regten sich ohne Zweifel streitende Gefühle in seiner Brust; er wollte, wie Macbeth und manche weniger edle Natur,

nicht falsches Spiel spielen,
und doch auf unrechte Weise gewinnen.

Und wie sehr auch das luftige Bild des seiner Einbildungskraft vorschwebenden Zepters seiner Eitelkeit schmeichelte, so hatte er doch nicht die Verwegenheit, — wir können vielleicht sagen — den verbrecherischen Ehrgeiz, es zu ergreifen.

Gerade in diesem Augenblick, wo er zu dem verzweifelten Schritte getrieben ward, war er im Begriff, eine Botschaft nach Spanien zu senden, um das Verfahren, das er eingeschlagen hatte, zu rechtfertigen, eine Verzeihung für das Vergangene und eine Bestätigung seiner Amtsgewalt als Nachfolger seines Bruders in der Statthalterschaft von Peru nachzusuchen. Pizarro las nicht mit dem ruhigen, prophetischen Auge Carbajals in der Zukunft.

VIERTES BUCH

ERSTES HAUPTSTÜCK

Große Aufregung in Spanien / Pedro de la Gasca / Sein früheres Leben / Seine Sendung nach Peru / Sein kluges Benehmen / Seine Anerbietungen an Pizarro / Er erlangt die Flotte

1545—1547

Während die auf den vorstehenden Seiten umständlich beschriebene wichtige Staatsumwälzung in Peru vor sich ging, fanden von Zeit zu Zeit Gerüchte davon ihren Weg nach dem Mutterlande; aber die Entfernung war so groß und die Gelegenheiten zur Mitteilung so selten, daß die Nachrichten gewöhnlich erst lange nach den Begebenheiten, die sie betrafen, eingingen. Die Regierung vernahm mit Schrecken die Unruhen, welche die Verordnungen erzeugt hatten, und das unbesonnene Benehmen des Vizekönigs; und es währte nicht lange, so erfuhr sie, daß dieser Beamte abgesetzt und aus der Hauptstadt verjagt worden sei, während das ganze Land unter Gonzalo Pizarro gegen ihn unter Waffen stehe. Bei allen Volksklassen erregte diese beunruhigende Nachricht Bestürzung, und viele, die vorher die Verordnungen gebilligt hatten, verdammten jetzt laut die Minister, die, ohne auf den leicht zu entflammenden Charakter des Volkes Rücksicht zu nehmen, so unbedachtsam eine Mine angezündet hatten, die alle Pflanzstaaten mit einer allgemeinen Zerstörung bedrohte.

Seit Menschengedenken hatte sich im spanischen Reiche keine solche Empörung ereignet. Sie wurde mit dem berühmten Kriege der Comunidades zu Anfang der Regierung Carls des Fünften verglichen; aber der peruanische Aufstand schien noch gefährlicher zu sein. Die Unruhen in Castilien konnten, da sie im Angesicht des Hofes stattfanden, leichter gedämpft werden; dagegen war es schwer, die nämliche Macht auf den entfernten Küsten Indiens fühlbar zu machen. Bei Perus Lage längs des fernen stillen Ozean war die Anziehungskraft des Mutterlandes auf diesen Pflanzstaat so schwach, daß er zu jeder Zeit, auch bei einer geringeren Veranlassung als die ihm jetzt gebotene, sich seinem politischen Ein-

fluß entziehen konnte; es schien, als sei das schönste Juwel im Begriff, der Königskrone zu entfallen!

So standen die Sachen im Sommer 1545, als Carl V. sich abwesend in Deutschland befand, wo ihn die religiösen Unruhen des Reiches beschäftigten. Die Regierung befand sich in den Händen seines Sohnes, der unter dem Namen Philipp II. bald den Zepter über den größten Teil von seines Vaters Besitzungen schwingen sollte und damals seinen Hof zu Valladolid hielt. Er berief einen aus Geistlichen, Rechtsgelehrten und Kriegsmännern von großer Erfahrung bestehenden Rat zusammen, um über die Maßregeln zur Wiederherstellung der Ordnung in den Pflanzstaaten zu beratschlagen. Alle stimmten darin überein, daß Pizarros Benehmen als eine verwegene Empörung zu betrachten sei; und zuerst fanden sich nur wenige, die nicht bereit gewesen wären, die ganze Kraft der Regierung anzuwenden, um die Ehre der Krone aufrecht zu halten, die Empörung zu unterdrücken und die Urheber zur Bestrafung zu ziehen.

Nach vielfacher Überlegung wurde ein, wie man glaubte, dazu ganz geeigneter Mann in einem Geistlichen, namens Pedro de la Gasca, gefunden, ein Name, der durch die trüben Zeiten, in denen er zuerst auftritt, gehoben, jetzt, nach dem Verlauf von Jahrhunderten, noch in unvermindertem Glanze leuchtet.

Pedro de la Gasca war, vermutlich gegen das Ende des fünfzehntetn Jahrhunderts, in einem kleinen Dorfe in Castilien, namens Barco de Avila, geboren. Er stammte, sowohl väterlicher- als mütterlicherseits, aus einem alten adeligen Geschlechte, und zwar einem sehr alten, wenn, wie seine Lebensbeschreiber behaupten, er seine Abkunft von Casca, einem der gegen Julius Cäsar Verschworenen, herleitet! Da er das Unglück hatte, seinen Vater schon in seiner Kindheit zu verlieren, ward er von seinem Oheim in die berühmte, vom großen Ximenes gegründete, geistliche Schule von Alcala de Henarez gebracht. Hier machte er rasche Fortschritte in den Wissenschaften, besonders in solchen, die mit seinem Berufe in Verbindung standen, und erhielt zuletzt den Grad eines Magisters der Gottesgelahrtheit.

Der junge Mann entfaltete indes andere Fähigkeiten als solche, die sein heiliger Beruf erforderte. Damals wütete der Krieg der Comunidades im Lande, und die Vorgesetzten seiner Lehranstalt zeigten sich geneigt, die Volkspartei zu ergreifen. Aber Gasca stellte sich an die Spitze eines bewaffneten Haufens, bemächtigte sich eines der Stadttore und erhielt, unter Beistand der königlichen Truppen, der Krone die Stadt. Dieser frühe Beweis von Untertanentreue ging bei seinem aufmerksamen Landesherrn wahrscheinlich nicht verloren. Von Alcala wurde Gasca nachher nach Salamanca versetzt, wo er sich durch seine Geschicklichkeit in schulgelehrten Streitübungen auszeichnete; er erlangte die höchsten akademischen Würden auf jener alten Anstalt, dieser fruchtbaren Pflanzschule für Gelehrsamkeit und höhere Bildung. Später wurde ihm die Ausführung wichtiger geistlicher Geschäfte übertragen und er zum Mitgliede des Ketzergerichtsrates ernannt.

In dieser Eigenschaft wurde er um das Jahr 1540 nach Valencia gesandt, um einige vorgekommene Fälle von Ketzerei in jener Gegend des Landes zu untersuchen. In dieser schwierigen Angelegenheit zeigte er so viel Scharfsinn und eine so vollkommene Unparteilichkeit, daß er von den Cortes von Valencia zum Amte eines Visitadors dieses Königreichs ernannt ward; ein Posten von hoher Verantwortlichkeit, und der bei dem Manne, der ihn bekleidete, große Einsicht verlangte, da es ihm oblag, den Zustand der Gerichtshöfe und der Einkünfte im ganzen Lande zu beaufsichtigen, mit der Vollmacht, Mißbräuche abzustellen. Es lag hierin ein Beweis seines großen Ansehens, daß man ihm diesen Posten verlieh; denn es war eine Abweichung vom stehenden Gebrauche — und dies bei einem an Gewohnheiten so fest haltenden Volke — daß man das Amt einem anderen als einem Untertan der Aragonischen Krone erteilte. Gasca löste die ihm gestellte Aufgabe mit Selbständigkeit und Geschicklichkeit. Während er damit beschäftigt war, ward das Volk von Valencia durch einen von den Franzosen und Türken beabsichtigten Einfall geängstigt, die unter dem furchtbaren Barbarossa die Küste und die benachbarten Balearischen Inseln bedrohten. Die Furcht

vor einem Aufstande der maurischen Bevölkerung war allgemein; und da die spanischen Offiziere, die den Befehl in jener Gegend führten, den Schutz einer Flotte entbehrten, verzweifelten sie, sich gegen den Feind behaupten zu können. In dieser Zeit des allgemeinen Schreckens erschien Gasca allein ruhig und besonnen. Er warf den spanischen Befehlshabern ihre unsoldatische Niedergeschlagenheit vor, ermahnte sie, auf die Treue der Mauren zu vertrauen, und riet ihnen, sofort Festungswerke längs der Küsten zu ihrem Schutze zu errichten. Infolgedessen ward er zum Mitgliede einer Behörde ernannt, die diese Werke zu beaufsichtigen und Truppen zur Verteidigung der Seeküste auszuheben hatte; und dieser Auftrag ward so gewissenhaft erfüllt, daß Barbarossa, nach einigen fruchtlosen Versuchen, seine Landung zu bewirken, auf allen Punkten zurückgewiesen, und genötigt wurde, das Unternehmen als hoffnungslos aufzugeben. Das hauptsächliche Verdienst dieses Widerstandes muß Gasca zugeschrieben werden, der den Bau der Festungswerke leitete, und durch die Sparsamkeit, die er in der Verwaltung Valencias eingeführt hatte, imstande war, einen großen Teil zu den nötigen Kosten beizutragen.

Zu dieser Zeit, im letzten Teile des Jahres 1545, war es, wo Philipps Staatsrat Gasca als den zu der gefährlichen Sendung nach Peru am besten geeigneten Mann erwählte. In der Tat schien sein Charakter auch am besten dazu geeignet zu sein. Er hatte sein ganzes Leben hindurch Beweise von Untertanentreue gegeben. Mit großer Sanftmut im äußeren Wesen verband er die festeste Entschlossenheit. War sein Benehmen auch anspruchslos, wie sein Beruf es erheischte, so war es doch weit entfernt von Niedrigkeit; denn das Bewußtsein einer rechtlichen Absicht, das allen, mit denen er verkehrte, Achtung einflößte, hielt ihn aufrecht. Er hatte einen scharfen Verstand, besaß große Menschenkenntnis und war, wiewohl für das Kloster erzogen, vertraut mit Staatsgeschäften, ja selbst mit der Kriegswissenschaft, wie man sonst nur von jemand erwarten durfte, der an Höfen und in Feldlagern erzogen ist.

Daher nahm der Rat keinen Anstand, ihn einstimmig dem Kaiser zu empfehlen, und ersuchte um die Bestätigung der Wahl. Carl

hatte Gascas Betragen aufmerksam beobachtet. Besonders hatte die geschickte Weise, auf welche er den Prozeß gegen die Ketzer von Valencia geleitet, des Kaisers Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet. Der Kaiser sah sogleich, daß er der rechte Mann für den gegenwärtigen Fall sei, und schrieb sofort eigenhändig an ihn und sprach seine vollkommene Zustimmung zu seiner Ernennung aus.

Gasca übernahm die ihm zugedachte Sendung ohne Anstand und begab sich nach Madrid, wo er die Anweisungen der Regierung entgegennahm. Sie waren im sanftesten, versöhnlichsten Tone abgefaßt und stimmten mit seiner eigenen wohlwollenden Gesinnung vollkommen überein. Aber wenn er auch den in ihnen herrschenden Ton loben mußte, so betrachtete er doch die Vollmacht, die er erhalten sollte, keineswegs ihrem Zwecke angemessen. Sie war in dem eifersüchtigen Geiste abgefaßt, mit welchem die spanische Regierung gewöhnlich die Befugnisse ihrer oberen Pflanzstaatbeamten, deren Entfernung von der Heimat zu besonderem Mißtrauen Veranlassung gab, zu beschränken pflegte. Gasca sah voraus, daß er bei jedem ungewöhnlichen und unerwarteten Vorfalle genötigt sein würde, um neue Verhaltungsmaßregeln nach der Heimat zu schicken. Dies mußte Verzug herbeiführen, wo Schnelligkeit zum Erfolge wesentlich nötig war. Überdies sei der Hof, wie er dem Rate vorstellte, wegen seiner Entfernung vom Schauplatze der Begebenheiten durchaus nicht imstande, über die Zweckmäßigkeit der zu ergreifenden Maßregeln zu entscheiden. Es müsse jemand abgeschickt werden, auf den sich der König unbedingt verlassen könne, und der mit einer für jeden Vorfall hinreichenden Vollmacht bekleidet sei; mit einer Vollmacht, nicht nur zu bestimmen, was das Beste sei, sondern auch diese Entscheidung in Ausführung zu setzen; und er hatte die Kühnheit, zu verlangen, daß man ihn nicht nur als Stellvertreter des Herrschers, sondern auch mit dessen ganzer Macht bekleidet, absende. Gewähre man weniger als dies, so würde dies den Zweck seiner Sendung vernichten. „Für mich selbst", so schloß er, „verlange ich weder Besoldung noch Entschädigung irgend einer Art. Ich strebe weder nach Entfaltung von Prunk noch kriegerischem

Glanz. Mit meiner Stola und meinem Brevier denke ich das Werk, das mir übertragen ist, zu vollbringen. Bei der Schwächlichkeit meines Körpers würde mir häusliche Ruhe angenehmer gewesen sein, als diese gefährliche Sendung; aber auf das Geheiß meines Landesherrn will ich mich ihr nicht entziehen; und sollte es, wie es wahrscheinlich ist, mir nicht gestattet sein, mein Vaterland wiederzusehen, so wird mich wenigstens das Bewußtsein trösten, alles, was in meinen Kräften steht, für dessen Wohl getan zu haben." Die Mitglieder des Rates hörten zwar mit Bewunderung Gascas uneigennützige Erklärung, waren aber erstaunt über die Kühnheit seiner Forderungen. Nicht daß sie der Reinheit seiner Absichten mißtrauten, denn diese waren über jeden Verdacht erhaben; aber die Vollmacht, auf der er bestand, überschritt so weit die dem Vizekönige eines Pflanzstaates bisher erteilten, daß sie sich nicht berechtigt hielten, eine solche zu bewilligen. Sie verweigerten sogar, eine solche Vollmacht vom Kaiser zu erbitten, und verlangten, daß Gasca sich selbst an ihn wende und die Beweggründe zu so ungewöhnlichen Forderungen anführe.

Gasca ging auf diesen Vorschlag bereitwillig ein, und schrieb auf die ausführlichste und bestimmteste Weise an seinen Gebieter, der seinen Aufenthalt nach Flandern verlegt hatte. Carl hielt nicht so fest auf seine Macht, oder war wenigstens nicht so eifersüchtig darauf, wie seine Minister. Er war zu lange im Besitz gewesen, um diese Eifersucht zu empfinden; auch verliefen nicht viele Jahre mehr, bis er, bedrückt von ihrer Last, zugunsten seines Sohnes darauf verzichtete. Überdies begriff sein durchdringender Verstand sogleich die Schwierigkeiten von Gascas Stellung. Er fühlte, daß der gegenwärtige ungewöhnliche Zustand der Dinge auch ungewöhnliche Maßregeln erheische. Er pflichtete der Stärke der von Gasca aufgestellten Gründe bei, schrieb ihm am 16. Februar 1546 einen zweiten, seine Genehmigung enthaltenden Brief und erklärte sich bereit, ihm die Vollmacht, so unumschränkt, wie er sie begehrte, zu bewilligen.

Gasca sollte den Titel Vorsitzender der königlichen Audiencia führen. Aber unter dieser einfachen Bezeichnung wurde er an die

Spitze jeder bürgerlichen, kriegerischen und richterlichen Verwaltung im Pflanzstaate gestellt. Er wurde ermächtigt, neue Repartimientos zu machen und die schon vorhandenen zu bestätigen. Er durfte Krieg erklären, Truppen ausheben, nach seinem Gutdünken Stellen besetzen oder Angestellte daraus entfernen. Er sollte das königliche Vorrecht der Begnadigung ausüben, und wurde noch besonders befugt, allen ohne Ausnahme Verzeihung angedeihen zu lassen, die in der gegenwärtigen Empörung verwickelt waren. Auch sollte er sogleich die verhaßten Verordnungen widerrufen dürfen. Diese beiden letzten Bestimmungen bildeten, wie man sagen kann, die Grundlage seines gesamten Wirkens. Da die Geistlichen nicht von dem weltlichen Arm getroffen werden konnten, und sie doch oft als Unruhestifter in den Pflanzstaaten auftraten, so erhielt Gasca die Erlaubnis, solche aus Peru zu verbannen, bei denen er es nötig hielt. Er sollte sogar den Vizekönig nach Hause schicken dürfen, wenn das Wohl des Landes es verlangte. Seinem eigenen Antriebe gemäß, sollte er keine bestimmte Besoldung erhalten; aber er hatte unbeschränkte Verfügung über den Schatz von Panama und Peru. Er wurde vom Kaiser mit Briefen an die obersten Behörden nicht allein in Peru, sondern auch in Mexico und den benachbarten Niederlassungen versehen, worin sie zu seinem Schutz und seiner Unterstützung aufgefordert wurden; und endlich erhielt er auch unausgefüllte Briefe mit der königlichen Unterschrift, die er nach Belieben ausfüllen durfte.

Während so unbeschränkte Vollmachten bei Gasca die wärmsten Gefühle der Dankbarkeit gegen seinen Gebieter hervorriefen, der ihm dadurch so viel Vertrauen kundgab, so scheinen sie, was noch mehr zu bewundern ist, kein Gefühl von Neid bei den Hofleuten erregt zu haben. Sie wußten wohl, daß der gute Geistliche sie nicht um seinetwillen nachgesucht hatte. Im Gegenteil, einige aus dem Rate wünschten, daß ihm ein Bistum noch vor seiner Abreise verliehen werde; da sie meinten, er würde auf solche Weise mit größerem Gewicht auftreten können, denn als ein einfacher Geistlicher, und da sie noch außerdem fürchteten, Gasca möchte, falls

es nicht geschehe, begreiflicherweise Mißvergnügen empfinden. Aber Gasca beeilte sich, diese Besorgnisse zu zerstreuen. „Diese Ehrenbezeigung würde mir da, wohin ich gehe", sagte er, „wenig nützen; und es wäre offenbar unrecht, wenn man mich zu einem Amte in der Kirche ernennte, da ich aus solcher Entfernung nicht die Pflichten desselben erfüllen könnte. Dies Bewußtsein versäumter Pflichterfüllung", fuhr er fort, „würde, wenn ich nie zurückkehren sollte, in meinen letzten Augenblicken schwer auf meiner Seele lasten."

Diese kluge Weigerung, die Mitra anzunehmen, ist zum Sprichwort geworden. Aber hier war keine Verstellung im Spiele; und Gascas Freunde, die seinen Gründen nachgaben, vermieden es, ferner den Gegenstand zu berühren.

Der neue Statthalter traf nun seine weiteren Vorbereitungen. Sie waren gering und einfach; denn er sollte nur von einem schwachen Gefolge begleitet werden, worunter der bedeutendste Alonso de Alvarado war, jener tapfere Offizier, der, wie der Leser sich erinnern wird, lange unter Francisco Pizarro befehligt hatte. Er hatte sich während der letzten Jahre am Hofe aufgehalten und begleitete jetzt Gasca, auf dessen Verlangen nach Peru, wo seine Anwesenheit die Unterhandlungen mit den Empörern erleichtern konnte, und er zugleich durch seine Kriegserfahrung, falls man zu den Waffen greifen müßte, sich nicht minder nützlich erweisen würde. Er bedurfte noch einiger Zeit, um sein kleines Geschwader in Bereitschaft zu setzen, und erst am 26. Mai 1546 schiffte sich der Statthalter mit seinem Gefolge in San Lucar nach der neuen Welt ein.

Nach einer glücklichen und für die damalige Zeit nicht langen Fahrt landete er um die Mitte des Monats Juli im Hafen von Santa Marta. Hier erhielt er die bestürzende Nachricht von der Schlacht von Anaquito, von der Niederlage und dem Tode des Vizekönigs und von der Weise, wie seitdem Gonzalo Pizarro seine unumschränkte Herrschaft über das Land festgestellt hatte. Obgleich diese Begebenheiten mehrere Monate vor Gascas Abreise aus Spanien stattgefunden hatten, so war doch, bei dem

mangelhaften Verkehr die Nachricht davon noch nicht in Spanien eingetroffen.

Der Statthalter wurde nun dadurch mit großer Angst erfüllt, da er einsah, daß die Empörer, nach einer solchen Freveltat wie das Erschlagen des Vizekönigs, wohl an Begnadigung verzweifeln und alle Rücksicht auf die Folgen von sich werfen möchten. Er war daher bemüht, bekannt werden zu lassen, daß sein Auftrag ihm erst nach jener unheilvollen Schlacht erteilt worden und er befugt sei, allen bisher gegen die Regierung verübten Vergehen vollständige Verzeihung angedeihen zu lassen.

Der Tod des Blasco Nunez konnte jedoch in gewisser Rücksicht als ein für die Ansiedelung des Landes günstiges Ereignis betrachtet werden. Hätte er bis zur Ankunft Gascas gelebt, so würde dieser durch die Notwendigkeit, mit einem in der Niederlassung so allgemein verhaßten Manne gemeinschaftlich zu handeln, oder ihn andernfalls nach Castilien zurückzuschicken, in große Verlegenheit geraten sein. Überdies würden die Empörer, höchstwahrscheinlich, jetzt leichter zur Vernunft zu bringen sein, da jede persönliche Erbitterung natürlich mit ihrem Feinde begraben sein mußte.

Der Statthalter war sehr unschlüssig darüber, in welcher Gegend er versuchen sollte, in Peru einzutreten. Alle Häfen waren in den Händen Pizarros und standen unter der Aufsicht seiner Offiziere, mit dem strengen Befehl, jede Verbindung mit Spanien abzuschneiden, und jeden, der eine Vollmacht aus diesem Lande bei sich habe, so lange aufzuhalten, bis sein Befehl in bezug auf einen solchen wäre eingeholt worden. Endlich entschloß sich Gasca, nach Nombre de Dios überzusetzen, das damals mit einer starken Streitmacht von Hernan Mexia besetzt war, einem Offizier, dessen Befehl Gonzalo Pizarro dieses starke Tor zu seinem Gebiete als einem Manne anvertraut hatte, auf dessen Anhänglichkeit an seine Sache er zuversichtlich rechnen konnte.

Wäre Gasca vor diesem Platze in einer drohenden Stellung, mit kriegerischer Macht, oder auch nur mit einem amtlichen Prunk erschienen, der bei dem Befehlshaber Verdacht erweckt hätte, so

würde es ihm ohne Zweifel nicht leicht geworden sein, eine Landung zu bewirken. Aber in dem Nahen eines armen Geistlichen, ohne eine bewaffnete Streitmacht, mit einem kaum ausreichenden Gefolge, der, wie es schien, nur als ein Bote der Gnade kam, sah Mexia keinen Grund zur Besorgnis. Kaum erfuhr er daher den Stand des Abgesandten und seinen Auftrag, als er sich anschickte, ihn mit den seinem Range gebührenden Ehrenbezeigungen zu empfangen; er zog an der Spitze seiner Soldaten aus, an die sich eine beträchtliche Anzahl am Orte befindlicher Geistlichen angeschlossen hatte. In der Persönlichkeit Gascas, noch weniger in seinem einfachen geistlichen Anzuge und bescheidenen Gefolge, war nichts, was dem gewöhnlichen Zuschauer ein Gefühl von Furcht oder Ehrerbietung einflößen konnte. In der Tat erregte sein ärmliches Äußere, sowie das seines Gefolges, das so ganz verschieden von dem Prunk war, den die indianischen Vizekönige anzunehmen sich bestrebten, einige Heiterkeit bei dem rohen Kriegsvolke, das keinen Anstand nahm, seine groben Scherze über seine Erscheinung zu treiben, als sie hörten, es sei der Statthalter selbst. „Wenn dies die Art von Statthalter ist, die Seine Majestät uns zuschickt", riefen sie, „braucht sich Pizarro eben nicht sehr darum zu ängstigen."

Doch, weit entfernt, sich über diese Ungebührlichkeit zu ärgern, oder gegen die Urheber Empfindlichkeit zu äußern, unterwarf sich der Statthalter mit der größten Demut, und schien seinen geistlichen Brüdern nur um so dankbarer zu sein, die durch ihr achtungsvolles Benehmen sich bestrebten ihm Ehre zu erweisen.

Aber wie einfach und anspruchslos auch Gasca sich zeigte, so entdeckte Mexia doch schon bei seiner ersten Zusammenkunft mit ihm, daß er es mit keinem gewöhnlichen Menschen zu tun habe. Nachdem der Statthalter die Beschaffenheit seines Auftrages kurz dargelegt hatte, sagte er ihm, daß er als ein Bote des Friedens gekommen sei und daß er sich nur von friedlichen Maßregeln einen Erfolg verspreche. Hierauf machte er ihn mit dem ganzen Umfange seines Auftrages bekannt, mit der Befugnis, allen denen, ohne Ausnahme, die sich sofort der Regierung unterwürfen, eine

aufrichtige Verzeihung angedeihen zu lassen, sowie mit seiner Absicht, die Verordnungen zu widerrufen. Die Zwecke der Empörung seien auf diese Weise erreicht. Nun den Kampf länger fortzusetzen, sei offenbarer Aufruhr und noch überdies ohne Grund; und er forderte den Befehlshaber bei allen Grundsätzen der Treue und Vaterlandsliebe auf, ihn an der Beilegung der Unruhen im Lande, sowie in der Zurückführung desselben zum schuldigen Gehorsam zu unterstützen.

Die sanfte und versöhnliche Sprache des Statthalters, die so sehr von der Anmaßung Blasco Nunez' und dem strengen Benehmen Vaca de Castros abwich, machte einen merklichen Eindruck auf Mexia. Die von Gasca angeführten Gründe leuchteten ihm ein, und er schmeichelte sich, daß auch Gonzalo Pizarro nicht unempfänglich dagegen sein werde. Obgleich sein eigenes Schicksal an das dieses Anführers geknüpft war, so war er im Herzen doch ein treuer Untertan und, wie die meisten seiner Partei, mehr durch Zufall als absichtlich zur Empörung übergegangen; und jetzt, wo sich ihm eine so gute Gelegenheit darbot, war er nicht abgeneigt, umzukehren und sich durch diese frühe Rückkehr zu seiner Untertanenpflicht die königliche Gunst zu gewinnen. Dies erklärte er dem Statthalter mit der Versicherung, daß er aufrichtig bereit sei, ihm in dem guten Werke behilflich zu werden. Dies war ein wichtiger Schritt für Gasca. Aber noch wichtiger für ihn war es, sich den Gehorsam Hinojosas, des Statthalters von Panama, zu sichern, da dort Pizarro aus zweiundzwanzig Schiffen bestehende Flotte im Hafen lag. Aber diesem Offizier sich zu nähern, war nicht leicht. Er war ein Mann von weit festerem Charakter, als man gewöhnlich bei den leichtsinnigen Abenteurern in der neuen Welt antraf. Er war für Pizarros Sache eingenommen, und dieser hatte ihn dadurch belohnt, daß er ihm den Befehl über seine Armada und über Panama, den Schlüssel zu seinen Besitzungen am stillen Ozean übertrug.

Der Statthalter sandte zuerst Mexia und Alonso de Alvarado ab, um sich für seine eigene Ankunft den Weg zu bahnen und Hinojosa vom Gegenstande seiner Sendung zu unterrichten. Bald

darauf folgte er selbst nach und wurde von jenem Befehlshaber mit allen äußern Zeichen von Ehrfurcht empfangen. Aber obgleich er den Vorstellungen Gascas mit Achtung Gehör gab, so brachten sie in ihm doch nicht die Veränderung hervor, die sie bei Mexia bewirkt hatten; und er verlangte zuletzt, daß ihm der Statthalter seine Vollmacht vorzeige, indem er ihn fragte, ob sie ihm die Befugnis erteile, Pizarro in seiner gegenwärtigen Stelle zu bestätigen, zu welcher er nicht weniger durch seine geleisteten Dienste als durch die allgemeine Stimme des Volkes berechtigt sei. Dies war eine schwierige Frage. Ein solches Zugeständnis würde jedenfalls zu demütigend für die Krone gewesen sein; aber dies bei der gegenwärtigen Lage der Dinge einem so festen Anhänger Pizarros offen zu gestehen, würde jede weitere Unterhandlung abgeschnitten haben. Der Statthalter wich daher der Frage durch die einfache Äußerung aus, daß für ihn die Zeit noch nicht gekommen sei, seine Vollmacht vorzuzeigen, Hinojosa möge aber versichert sein, daß sie so beschaffen sei, um jeden treuen Diener seines Landes hinreichend belohnen zu können.

Hinojosa war damit nicht zufriedengestellt; er schrieb sogleich an Pizarro, zeigte ihm die Ankunft Gascas an und unterrichtete ihn von dem Zwecke seiner Sendung; zugleich teilte er ihm offen mit, wie er überzeugt sei, daß der Statthalter nicht die Befugnis habe, ihn in seiner Statthalterschaft zu bestätigen. Aber vor der Abfahrt des Schiffes sicherte sich Gasca die Dienste eines Dominikanermönchs, der eben im Begriff war, an Bord des nämlichen Schiffes nach einer der Küstenstädte abzugehen. Diesem gab er Bekanntmachungen mit, die den Zweck seines Besuches, sowie die Aufhebung der Verordnungen enthielten, auch allen denen volle Verzeihung verhießen, die zum Gehorsam zurückkehrten. Er schrieb auch an die Geistlichen und Obrigkeiten der verschiedenen Städte. Jene forderte er auf, ihm zur Verbreitung eines Geistes der Treue und des Gehorsams im Volke behilflich zu sein; den Städten erklärte er seine Absicht, sich später mit ihnen über einige wirksame Maßregeln zum Wohle des Landes zu besprechen. Diese Blätter verpflichtete sich der Dominikaner in den vorzüg-

FREITREPPE IN TIAHUANACO

Die Treppensteine sind Monolithe von einer Länge von 7·75 m

lichen Städten der Niederlassung zu verteilen, und er hielt getreulich Wort, wiewohl, wie sich zeigte, mit nicht geringer Gefahr für sein Leben. Der auf diese Weise ausgestreute Samen mochte wohl vielfach auf unfruchtbaren Boden fallen. Aber der größte Teil, hoffte der Statthalter, werde Wurzel fassen im Herzen des Volkes; und er wartete geduldig auf die Ernte.

Obgleich es ihm nicht gelang Hinojosas Bedenken zu verscheuchen, so hatten doch Gascas freundliches Benehmen und seine milde, überredende Sprache einen sichtbaren Eindruck auf andere Personen gemacht, mit denen er im täglichen Verkehr stand. Mehrere von diesen, und darunter einige der vornehmsten Ritter sowohl in Panama, als bei der Flotte, gaben ihre Bereitwilligkeit kund, sich der königlichen Sache anzuschließen und dem Statthalter behilflich zu sein, sie aufrecht zu erhalten. Gasca benutzte ihren Beistand dazu, eine Verbindung mit den Behörden von Guatemala und Mexiko zu eröffnen, die er von seiner Sendung unterrichtete, und zugleich ermahnte, keinen Verkehr mit den Empörern auf der Küste von Peru zu gestatten. Endlich vermochte er auch den Statthalter von Panama, ihm Mittel zu verschaffen, sich mit Gonzalo Pizarro selbst in Verbindung zu setzen; es ward ein Schiff nach Lima, mit einem Briefe Carls V. an jenen Anführer gerichtet, nebst einer Zuschrift von Gasca selbst, abgefertigt.

Das Schreiben des Kaisers war in den herablassendsten und selbst versöhnlichsten Ausdrücken abgefaßt. Weit entfernt, Gonzalo der Empörung zu beschuldigen, gab sich sein königlicher Gebieter das Ansehen, sein Benehmen so zu betrachten, als wäre er durch die Umstände, namentlich durch die Hartnäckigkeit des Vizekönigs Nunez, dazu genötigt gewesen, der den Ansiedlern das unveräußerliche Recht der Bitte verweigert habe. Er deutete keine Absicht an, Pizarro in der Statthalterschaft zu bestätigen, noch daraus zu entfernen; sondern verwies ihn einfach auf Gasca, der ihn mit dem königlichen Willen bekannt machen werde, und mit dem gemeinschaftlich er die Ruhe im Lande herzustellen habe.

Gascas eigener Brief war auf dieselbe kluge Weise abgefaßt. Er bemerkte jedoch, daß die Umstände, die bisher Gonzalos Ver-

fahren bestimmt hätten, nicht mehr vorhanden seien. Alles, was man verlangt habe, sei zugestanden worden; man habe jetzt um nichts mehr zu streiten, und es bleibe Pizarro und seinen Anhängern, um ihre Untertanentreue und die Aufrichtigkeit ihrer Grundsätze zu beweisen, nichts weiter übrig, als der Krone Gehorsam zu leisten. Bisher, sagte der Statthalter, habe Pizarro gegen den Vizekönig unter Waffen gestanden, und das Volk habe ihn gegen einen gemeinschaftlichen Feind unterstützt. Wenn er den Kampf fortsetze, so müsse sein Landesherr jener Feind werden. In einem solchen Streite würde das Volk ihn verlassen, und Gasca beschwor ihn bei seiner Ehre als Ritter und bei seiner Pflicht als treuer Vasall, die königliche Würde zu achten und nicht unbesonnen einen Kampf hervorzurufen, welcher der Welt beweisen müsse, daß ihn zu seinem bisherigen Benehmen weniger Vaterlandsliebe als eigensüchtiger Ehrgeiz bewogen habe.

Dieser in den höflichsten und schmeichelhaftesten Ausdrücken gegen den Empfänger abgefaßte Brief war sehr lang; dem war noch ein anderer kürzer gefaßter an Cepeda, den ränkevollen Rechtsgelehrten, beigefügt, der, wie Gasca wußte, den größten Einfluß auf Pizarro während Carbajals Abwesenheit ausübte, der beschäftigt war, die neuerdings entdeckten Silbergruben von Potosi auszubeuten. In diesem Schreiben ordnete sich Gasca scheinbar dem schlauen Politiker als einem Mitgliede der königlichen Audiencia unter, und beriet sich mit ihm über die beste Art, eine in diesem Rate erledigte Stelle wieder zu besetzen.

Diese verschiedenen Schreiben wurden einem Ritter, namens Paniagua, anvertraut, einem treuen Anhänger des Statthalters und einem von denen, die mit ihm herübergekommen waren. Ihm übergab er auch Bekanntmachungen und Briefe, gleich den dem Dominikaner anvertrauten, mit dem Befehl, sie heimlich in Lima zu verbreiten, ehe er diese Hauptstadt verlasse.

Wochen und Monate verstrichen, während welcher der Statthalter fortwährend in Panama blieb, wo er, da seine Verbindung mit Peru eifersüchtig abgeschnitten war, sich wie eine Art von Staatsgefangenen zurückgehalten sah. Unterdessen sahen sowohl er als

Hinojosa begierig der Ankunft einer Botschaft von Pizarro entgegen, aus der hervorgehen würde, auf wlche Weise dieser Befehlshaber die Sendung des Statthalters aufzunehmen habe. Der Statthalter von Panama war nicht blind gegen die gefährliche Lage, in die er selbst versetzt war, ebenso wenig gegen die Torheit, einen Kampf gegen den Hof von Castilien hervorzurufen; aber es widerstrebte ihm — was bei den Rittern von Peru nicht zu oft der Fall war — der Sache des Befehlshabers untreu zu werden, der in ihn so großes Vertrauen gesetzt hatte. Er rechnete jedoch darauf, daß Pizarro die ihm jetzt dargebotene Gelegenheit ergreifen würde, um sich und das Land in einen dauerhaft sichern Zustand zu versetzen.

Mehrere Ritter, die sich auf Gascas Seite gewendet hatten, machten, aus Mißvergnügen über diese Hartnäckigkeit, wie sie es nannten, den Vorschlag, sich seiner Person zu bemächtigen und sich dann in den Besitz der Flotte zu setzen. Aber der Statthalter verwarf dieses Anerbieten sofort. „Seine Sendung," sagte er, „sei eine des Friedens, und er wolle sie nicht gleich anfangs mit einer Gewalttat beflecken." Er achtete sogar die Bedenken Hinojosas, und sah ein, daß ein Ritter von so ehrenwerter Gesinnung ihm wahrscheinlich ergebener sein würde, wenn er ihn durch ehrliche Mittel für sich gewönne, als wenn er ihn durch Gewalt oder Trug bewältigte. Gasca meinte, er dürfe ruhig seine Zeit abwarten. Dies war klug und ehrlich zugleich; in der Tat geht beides stets Hand in Hand.

Während der Zeit kamen zuweilen Leute aus Lima und den benachbarten Orten an, die über Pizarro Nachricht brachten, über die Beschaffenheit und Stellung der Parteien aber abweichend berichteten. Einige meldeten, er gewinne alle Herzen durch sein offenes Wesen und durch die kluge Freigebigkeit, mit welcher er, obgleich er geldgierig war, Repartimientos und Geschenke unter seine Anhänger verteilte. Andere behaupteten, er verfahre eigenmächtig, und Furcht und Mißtrauen herrsche unter den Bürgern von Lima. Alle stimmten darin überein, daß seine Macht zu fest begründet sei, um erschüttert werden zu können; und daß, wenn

der Statthalter nach Lima gehen sollte, er sich entweder entschließen müsse, ein Werkzeug in Pizarros Händen zu werden und ihn in seiner Statthalterschaft zu bestätigen, oder sein eigenes Leben einzusetzen.

Es leidet keinen Zweifel, daß Gonzalo, während er, wie seine Freunde sagen, den öffentlichen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit schenkte, doch Zeit fand, sich jenen Vergnügungen zu überlassen, die des Glückssoldaten in seiner Siegeszeit warten. Er war Gegenstand der Schmeichelei und Huldigung, selbst bei denen, die ihn haßten. Denn wer den glücklichen Heerführer nicht liebte, hatte Ursache ihn zu fürchten; und seine Taten wurden in Romances und Balladen als solche besungen, die — und dies war nicht sehr übertrieben — mit denen der kühnsten Helden des Rittertums wetteiferten.

Mitten unter diesem Ausbruch der Schmeichelei gab es doch in dem Pizarros Lippen dargereichten Becher der Freude einen bittern Tropfen, der allem übrigen seinen Geschmack mitteilte. Denn trotz seiner zur Schau getragenen Zuversichtlichkeit harrte er doch mit unaufhörlicher Ängstlichkeit der Ankunft von Nachrichten, die ihm sagen können, in welchem Lichte die Regierung in der Heimat sein Verfahren betrachte. Dies zeigte sich in seiner ängstlichen Vorsicht, die Landungspunkte der Küste zu bewachen und die königlichen Sendlinge fernzuhalten. Daher erfuhr er mit nicht geringem Mißbehagen durch Hinojosa die Landung des Statthalters Gasca und den Zweck seiner Sendung. Aber seine Unruhe wurde gemildert, als er hörte, daß der neue Abgeordnete ohne Kriegsmacht gekommen sei, ohne irgend ein prahlerisches Beiwerk seines Amtes, sondern gleichsam nur in der einfachen Tracht eines frommen Bekehrers. Pizarro erkannte nicht. daß unter diesem bescheidenen Äußern eine moralische Kraft verborgen lag, stärker als seine stahlgepanzerten Kriegshaufen, daß sie im stillen auf die öffentliche Meinung wirkte — und desto sicherer, da es im stillen geschah — und seine Stärke untergrub, gleich einem unterirdischen Graben, der die Grundlagen eines stattlichen Gebäudes zerstört, das in stolzer Sicherheit dasteht!

Aber obgleich Gonzalo Pizarro diesen Erfolg nicht vorhersehen konnte, so sah er doch genug, um sich zu überzeugen, daß es am sichersten sein würde, den Statthalter von Peru fernzuhalten. Die Nachricht von seiner Ankunft beschleunigte überdies seinen frühern Vorsatz, Abgeordnete nach Spanien zu senden, um sein neuerliches Verfahren zu rechtfertigen und um die königliche Bestätigung seiner Macht nachzusuchen. An die Spitze dieser Sendung ward Lorenzo de Aldana gestellt, ein Ritter voll Einsicht und Mut, der Pizarros ganzes Vertrauen genoß als einer seiner treuesten Anhänger. Er hatte einige bedeutende Stellen unter diesem Anführer bekleidet, zu dessen Geheimnissen, Erfolge zu erlangen, auch das gehörte, daß er die klug auszuwählen verstand, die er für seine Dienste brauchte.

Außer Aldana und einem oder zweien Rittern, wurde auch der Bischof von Lima der Sendung beigegeben, weil er vermöge seiner Stellung Aussicht hatte, einen günstigen Einfluß für Pizarro am Hofe auszuüben. Zugleich mit den Berichten für die Regierung wurde den Abgeordneten auch von den Einwohnern von Lima ein Brief an Gasca mitgegeben, in welchem sie, nach einem höflichen Glückwunsch für den Statthalter zu seiner Ankunft, ihr Bedauern ausdrückten, daß er zu spät gekommen sei. Durch den Sturz des Vizekönigs seien die Unruhen im Lande jetzt beigelegt und das Volk befinde sich ganz ruhig unter der Herrschaft Pizarros. Sie führten noch an, daß eine Gesandtschaft nach Castilien auf dem Wege sei, nicht um Verzeihung zu erbitten, denn sie hätten kein Verbrechen begangen, sondern um den Kaiser zu bitten, ihren Anführer in der Statthalterschaft zu bestätigen, als den Mann, der in Peru durch seine Tugenden darauf die meisten Ansprüche habe. Sie fügten noch hinzu, daß sie überzeugt seien, Gascas Anwesenheit werde nur dazu dienen, die Unruhen im Lande zu erneuern, und deuteten dunkel an, daß sein Versuch zu landen ihn wahrscheinlich das Leben kosten würde. — Die Sprache dieser sonderbaren Zuschrift war achtungsvoller, als man nach ihrem Inhalt hätte schließen sollen. Sie war vom 14. Oktober 1546 ausgestellt, und von siebzig der vornehmsten Ritter in

der Stadt unterzeichnet; es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie Cepeda zum Verfasser hatte, dessen Hand in den meisten Ränken von Pizarros kleinem Hofe sichtbar ist. Auch sagt man — jedoch ist die Gewährschaft dafür etwas zweifelhaft — daß Aldana den heimlichen Auftrag von Gonzalo erhalten habe, dem Statthalter eine Bestechung von 50.000 pesos de oro anzubieten, um ihn zur Rückkehr nach Castilien zu bewegen, und im Fall seiner Weigerung solle ein heimlicheres, aber wirksameres Mittel angewandt werden, um das Land von seiner Anwesenheit zu befreien. Mit seinen Aufträgen versehen, legte Aldana seine Reise nach Panama schnell zurück. Durch ihn erfuhr der dortige Befehlshaber die gegenwärtig im Rate Pizarros herrschende Stimmung; und mit Bedauern hörte er von dem Abgeordneten, wie er überzeugt sei, daß Pizarro und seine Gefährten sich keiner Bedingung fügen würden, die ihn nicht in dem Besitz von Peru bestätigte.

Aldana wurde sogleich bei dem Statthalter vorgelassen. Diese Unterredung hatte ganz andere Erfolge als die mit Hinojosa; denn Pizarros Abgeordneter war von Natur nicht mit jener starren Hartnäckigkeit ausgerüstet, die jenen bisher gegen alle Gründe seines Gegners festgemacht hatte. Er erfuhr jetzt zu seinem Erstaunen den Inhalt von Gascas Vollmacht und den Umfang der den Empörern bewilligten königlichen Zugeständnisse. Er hatte sich mit Gonzalo Pizarro auf ein verzweifeltes Unternehmen eingelassen und fand, daß es gelungen war. Der Niederlassung blieb vernünftigerweise nichts weiter zu verlangen, und obgleich er seinem Anführer vom Herzen ergeben war, so fand er sich doch durch keinen Grundsatz von Ehre verpflichtet, sich mit ihm, bloß um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, an einem furchtbaren Kampf mit der Krone zu beteiligen, der unfehlbar mit seinem Verderben enden mußte. Er gab daher seine Sendung nach Castilien auf, die ihm wahrscheinlich niemals zugesagt hatte, und erklärte sich bereit, die von der Regierung angebotene Verzeihung anzunehmen und dem Statthalter bei der Regelung der Landesangelegenheiten in Peru behilflich zu sein. Hierauf schrieb er, wie noch bemerkt werden muß,

an seinen früheren Befehlshaber in Lima, machte ihn mit dem von ihm gefaßten Entschluß bekannt und empfahl ihm dringend, seinem Beispiele zu folgen.

Der Einfluß dieses Vorganges bei einem so gewichtigen Mann wie Aldana, wozu ohne Zweifel noch die Überzeugung kam, daß von Pizarro für jetzt keine Änderung zu erwarten stehe, eine Zögerung aber ihm selbst verderblich werden könne, siegten zuletzt über Hinojosas Bedenken und er zeigte Gasca an, daß er bereit sei, die Flotte unter seinen Befehl zu stellen. Diese Handlung wurde aufs glänzendste und feierlichste vollzogen. Einige von Pizarros festesten Anhängern wurden vorher aus den Schiffen entfernt, und am 19. November 1546 legten Hinojosa und seine Hauptleute ihre Befugnisse in die Hände des Statthalters nieder. Darauf leisteten sie Castilien ihren Eid; von einem auf dem großen Platze der Stadt errichteten Gerüste herab ward durch den Herold allgemeine Verzeihung aller früheren Vergehen verkündigt, und nachdem der Statthalter sie als treue und ergebene Vasallen der Krone begrüßt hatte, setzte er die Ritter wieder in ihre verschiedenen Ämter ein. Hierauf ward die königlich spanische Fahne an Bord des Geschwaders entfaltet und bekanntgemacht, daß dieses Hauptbollwerk der Macht Pizarros ihm auf immer genommen sei.

Das Wiedereinsetzen der empörten Hauptleute in ihre Stellen war eine kluge Maßregel von Gasca. Er sicherte sich dadurch die Dienste der fähigsten Offiziere im Lande und wendete zugleich gerade diejenigen gegen Pizarro, auf die er sich am meisten gestützt hatte. So war dieser große Schritt getan, ohne Gewalt oder Trug, durch Gascas Geduld und verständige Voraussicht. Er hatte sich damit begnügt, seine Zeit abzuwarten, und konnte jetzt mit gegründetem Vertrauen auf den endlichen Erfolg seiner Sendung bauen.

ZWEITES HAUPTSTÜCK

Gasca sammelt seine Streitkräfte / Pizarro wird von seinen Anhängern verlassen / Er mustert seine Truppen / Aufregung in Lima / Er verläßt die Stadt / Gasca segelt von Panama ab / Blutige Schlacht von Huarina

1547

Kaum war Gasca in den Besitz von Panama und der Flotte gekommen, so schlug er auch ein entschiedeneres politisches Verfahren ein, als ihm bisher zu befolgen möglich gewesen war. Er hob Truppen aus und zog von allen Seiten Lebensmitteln an sich. Er war darauf bedacht, die den Soldaten schon schuldigen Rückstände zu berichtigen, und versprach für die Zukunft freigebige Besoldung; denn obgleich er eingedenk war, daß seine persönlichen Bedürfnisse der Krone wenig kosten sollten, so geizte er doch nicht mit Ausgaben da, wo das öffentliche Wohl sie verlangte. Da die Gelder im Schatze erschöpft waren, machte er für Rechnung der Regierung Anleihen bei den reichen Bürgern von Panama, die, im Vertrauen auf seine Ehrlichkeit, die nötigen Vorschüsse bereitwillig leisteten. Darauf sandte er Briefe an die Behörden von Guatemala und Mexico, worin er sie zum Beistand aufforderte, falls es nötig sein sollte, Feindseligkeiten gegen die Empörer anzuwenden; und auf gleiche Weise erließ er Aufforderungen an Benalcazar, in den nördlichen Provinzen Perus, sich bei seiner Landung mit seiner ganzen streitbaren Macht mit ihm zu vereinigen.

Das Volk von Panama zeigte den größten Eifer zur Instandsetzung der kleinen Flotte für ihre bevorstehende Fahrt; und Geistliche und Befehlshaber verschmähten nicht, zum Beweise ihrer Untertanentreue, vereint mit den Soldaten und Matrosen Hand an das gute Werk zu legen. Bevor er selbst indes abging, beschloß Gasca ein kleines Geschwader von vier Schiffen unter Aldana abzusenden und vor dem Hafen von Lima zu kreuzen, mit dem Befehl, denen Schutz zu gewähren, die der königlichen Sache zugetan seien, und sie nötigenfalls an Bord seiner Schiffe aufzu-

nehmen. Auch erhielt er beglaubigte Abschriften von der Vollmacht des Statthalters mit, die er Gonzalo Pizarro übergeben solle, damit dieser sich überzeugen möge, daß jetzt noch Zeit sei, umzukehren, ehe ihm die Tore der Gnade verschlossen würden.
Während dies vor sich ging, taten Gascas Bekanntmachungen und Briefe ihre Wirkung in Peru. Es gehörte wenig Scharfsinn dazu, um zu begreifen, daß das Volk im allgemeinen, da die persönliche Sicherheit und das Eigentum gewährleistet war, durch eine Staatsumwälzung nichts gewinnen konnte. Eigener Vorteil und Pflicht gingen jetzt, glücklicherweise, Hand in Hand und das alte, eine Zeitlang unterdrückte, aber nicht erloschene Gefühl der Untertanentreue erwachte wieder in der Brust des Volkes. Noch hatte sich dies zwar durch keine äußerliche Handlung kundgegeben; denn unter einer strengen soldatischen Herrschaft wagten die Menschen kaum selbst zu denken, und noch viel weniger sich ihre Gedanken einander mitzuteilen. Aber Änderungen in der öffentlichen Meinung machen sich, gleich Veränderungen im Luftkreise, die langsam und unmerklich eintreten, nach und nach überall fühlbar, bis sie sich, mit stiller Gewalt, bis zu den fernsten Winkeln des Landes verbreiten. Einige Anzeichen solcher Änderung der Stimmung fanden zuletzt auch ihren Weg nach Lima, obgleich alle Nachrichten von der Sendung des Statthalters eifersüchtig von dieser Hauptstadt ferngehalten worden waren. Gonzalo selbst bemerkte diese Zeichen der Abneigung, wiewohl sie noch zu gering und schwach waren, als daß auch das erfahrendste Auge darin den herannahenden Sturm hätte erkennen können.
Einige von des Statthalters Bekanntmachungen waren Gonzalo durch seine Anhänger zugesandt worden; und Carbajal, der aus Potosi abgerufen worden war, erklärte, „sie seien mehr zu fürchten als die Waffen Castiliens". Jedoch verlor Pizarro auch keinen Augenblick das Vertrauen zu seiner eigenen Stärke; und mit einer Flotte, wie die in Panama zu seinem Befehl, meinte er jedem Feinde auf seinen Küsten Trotz bieten zu können. Zu der Treue Hinojosas hatte er unbedingtes Vertrauen.
Zu dieser Zeit war es, wo Paniagua vor dem Hafen mit Gascas

Depeschen, bestehend aus dem Briefe des Kaisers und seinem eigenen an Pizarro, anlangte. Sie wurden von diesem Befehlshaber augenblicklich seinen getreuen Räten, Carbajal und Cepeda, mitgeteilt und diese um ihre Meinung über das einzuschlagende Verfahren befragt. Dies war der entscheidende Augenblick für Pizarros Schicksal.

Carbajal, dessen scharfer Blick die Lage, in der sie sich befanden, vollkommen durchschaute, war dafür, daß man die königliche Gnade unter den gestellten Bedingungen annehmen solle; und für wie wichtig er sie hielt, drückte er durch die Erklärung aus, daß „er den Weg für den Überbringer nach der Hauptstadt mit Gold- und Silberbarren pflastern möchte". Cepeda war anderer Meinung. Er war ein Richter der königlichen Audiencia und als unmittelbarer Ratgeber Blasco Nunez' nach Peru gesandt worden. Aber er war gegen den Vizekönig aufgetreten, hatte sich in eine Schlacht gegen ihn eingelassen, und man konnte sagen, daß seine Kleider noch feucht von dessen Blute waren! Welche Gnade konnte ihm daher werden? Wie sehr man auch den Buchstaben der königlichen Befehle achtete, der Sache nach mußte er unter der castilianischen Herrschaft doch stets ein zugrunde Gerichteter bleiben. Er bestand daher fest darauf, daß man Gascas Anerbietungen verwerfe. „Sie werden Euch Eure Statthalterschaft kosten", sagte er zu Pizarro; „der glattzüngige Priester ist nicht der einfache Mensch, für den Ihr ihn haltet. Er ist klug und verschlagen. Er versteht sehr wohl, Versprechungen zu machen; und ist er einmal Herr im Lande, dann wird er auch verstehen, wie man sie hält."

Carbajal war durch die Gründe und Spöttereien seiner Genossen nicht zu erschüttern; und als die Erörterung warm wurde, beschuldigte Cepeda seinen Gegner, daß er seinen Rat nur aus Furcht und aus Sorge für seine eigene Sicherheit erteile, ein törichter Vorwurf, der durch das ganze Leben des kühnen alten Kriegers hinreichend widerlegt wird. Carbajal bestand indes nicht weiter auf seine Ansichten, da er fand, daß sie Pizarro unangenehm seien, und begnügte sich mit der ruhigen Bemerkung, „er

finde freilich keinen Geschmack am Aufruhr, glaube aber einen ebenso langen Hals für den Strick zu haben wie irgend einer seiner Genossen; und da er in keinem Falle erwarten könne viel länger zu leben, so sei es ihm ziemlich gleichgültig".

Angespornt durch einen glühenden Ehrgeiz, der jedes Hindernis übersprang, verschmähte es Pizarro, die verzweifelten Aussichten für den Kampf mit der Krone genau zu erwägen. Er legte sein eigenes Gewicht in Cepedas Schale. Das Anerbieten der Begnadigung ward verworfen, und so zerriß er das letzte Band, das ihn noch an sein Vaterland hielt, und erklärte sich durch diese Handlung zum Empörer. Nicht lange nach Paniaguas Abreise erhielt Pizarro Nachricht von dem Abfall Aldanas und Hinojosas, und von der Übergabe der Flotte, auf die er, als das Hauptbollwerk seiner Macht, eine ungeheure Summe verwendet hatte. Dieser unwillkommenen Nachricht folgten Anzeigen von der ferneren Abtrünnigkeit einiger der vornehmsten Städte im Norden und von der Ermordung Puelles', des treuen Leutnants, dem er die Regierung von Quito anvertraut hatte. Auch währte es nicht lange, so mußte er erfahren, daß seine Macht auch auf der entgegengesetzten Seite, in Cuzco, angegriffen sei; denn Centeno, der königlich gesinnte Anführer, der, wie sich der Leser erinnern wird, durch Carbajal gezwungen ward, sich in einer Höhle bei Arequipa zu verbergen, war aus diesem Versteck, nachdem er ein Jahr darin geblieben, hervorgetreten und hatte, als er Gascas Ankunft erfahren, wieder die königliche Fahne erhoben. Darauf versammelte er eine kleine Anzahl seiner Anhänger um sich, überfiel Cuzco bei Nacht, bemächtigte sich dieser Hauptstadt, machte die Besatzung nieder und sicherte den Platz so für die Krone. Bald darauf marschierte er in die Landschaft Charcas und vereinigte sich dort mit dem Offizier, der in La Plata für Pizarro den Befehl führte; ihre vereinten, sich auf 1000 Mann belaufenden Streitkräfte nahmen eine Stellung an den Ufern des Titicacasees ein, wo die beiden Ritter ruhig eine Gelegenheit abwarteten, gegen ihren ehemaligen Befehlshaber feindlich aufzutreten.

Gonzalo Pizarro, aufs innerste ergriffen von der Abtrünnigkeit

derer, auf die er das meiste Vertrauen gesetzt hatte, wurde von den traurigen Nachrichten seiner Verluste, die so dicht aufeinander folgten, betäubt. Doch verlor er seine Zeit nicht in unnützen Beschuldigungen oder Klagen, sondern schickte sich sogleich an, Anstalten zu treffen, um dem Sturm mit der ganzen ihm eigentümlichen Entschlossenheit entgegenzutreten. Er schrieb sofort an diejenigen seiner Hauptleute, die er noch für treu hielt, und befahl ihnen, sich bereit zu halten, auf den ersten Wink mit ihren Truppen zu seinem Beistande herbeizukommen. Er mahnte sie an die Verpflichtungen, die sie ihm schuldig seien, und deutete an, daß ihr eigener Vorteil von dem seinigen unzertrennlich sei. Der Auftrag des Statthalters sei, fügte er hinzu, erteilt worden, ehe man die Nachricht von der Schlacht von Anaquito in Spanien erhalten habe, und könne unmöglich Verzeihung für die bei dem Tode des Vizekönigs Beteiligten enthalten. Auf gleiche Weise war Pizarro tätig bemüht, seine Mannschaften in der Hauptstadt auszuheben und sie in den besten kampffähigen Stand zu setzen. Bald sah er sich an der Spitze von etwa 1000 wohlausgerüsteten und mit allem vollständig versehenen Leuten; „einer so tapfern Schar", sagt ein alter Schriftsteller, „wiewohl geringer an Zahl, als jemals eine den Boden Italiens betrat"; sie entfaltete in der Trefflichkeit ihrer Waffen, in dem Reichtum ihrer Bekleidung und der Zäumung ihrer Pferde eine Pracht, die nur das Silber von Peru zu liefern vermochte. Jede Hauptmannschaft hatte ihre eigenen neuen Fahnen, geschmückt mit einem unterscheidenden Abzeichen. Einige trugen die Anfangsbuchstaben und Wappen Pizarros, und bei einem oder zwei war keckerweise eine Krone darüber angebracht, als hätte man dadurch den Rang andeuten wollen, zu dem sich ihr Befehlshaber erheben könne. Zu den hervorragendsten Führern bei dieser Gelegenheit gehörte Cepeda, der, wie sich ein damaliger Schriftsteller ausdrückt, „das lange Gewand des Licentiaten mit dem befiederten Helm und dem Panzerrock des Kriegers vertauscht hatte". Aber der Ritter, dem er hauptsächlich die Sorge für die Bildung seiner Kriegerscharen übertrug, war der alte Carbajal, der die Kriegskunst unter den größten Feldherren Europas erlernt

hatte, und dessen Abenteurerleben ihm Gelegenheit verschafft hatte, ihre früheren Lehren in Anwendung zu bringen. Auf ihn stützte sich Gonzalo am meisten in der Stunde der Gefahr; und gut wäre es für ihn gewesen, wenn er zu einer früheren Zeit seine Ratschläge benutzt hätte.

Man kann sich von der verschwenderischen Ausrüstung der Truppen Pizarros daraus einen Begriff machen, daß er damit umging, jeden seiner Musketiere mit einem Pferde zu versehen. Die Ausgaben, die er sich auflud, waren ungeheuer. Die unmittelbaren Kosten seiner Ausrüstung sollen, wie man sagt, nicht weniger als eine halbe Million pesos de oro betragen haben; der Sold für seine Ritter und selbst für die gemeinen Soldaten in seinem kleinen Heere war nach einem so übertrieben hohen Maßstabe bestimmt, daß nur auf dem silbernen Boden Perus und sonst nirgends ein ähnlicher angewendet werden konnte. Als seine eigenen Geldmittel erschöpft waren, half er sich durch Auflagen auf die reichen Bürger Limas für Befreiung vom Dienst, durch gezwungene Anleihen und mehrere andere Arten von Kriegsabgaben. Von dieser Zeit an soll in der Gemütsstimmung des Anführers eine sichtbare Veränderung eingetreten sein. Seine Leidenschaften wurden heftiger; er wurde weniger nachsichtig gegen Versehen und erlaubte sich häufiger grausame und willkürliche Handlungen. Die verzweifelte Lage, in der er sich befand, machte ihn gleichgültig gegen die Folgen seines Tuns. Obgleich er von Natur offen und vertrauensvoll war, so erfüllte ihn doch die Abtrünnigkeit seiner Anhänger mit Mißtrauen. Er wußte nicht, auf wen er sich verlassen solle. Wer sich gleichgültig gegen seine Sache zeigte, oder bei wem er dies argwöhnte, wurde als ein offener Feind behandelt. Das größte Mißtrauen herrschte in Lima. Niemand durfte seinem Nachbar trauen. Einige versteckten ihre Habseligkeiten, andere suchten der Wachsamkeit der Schildwachen sich zu entziehen und verbargen sich in den nahegelegenen Wäldern und Bergen. Niemand durfte die Stadt ohne Erlaubnis verlassen. Aller Handel, aller Verkehr mit anderen Städten war abgeschnitten. Schon lange waren die der Krone zukommenden Fünfteile nicht nach Castilien

gesandt worden, da Pizarro sie sich zu seinem eigenen Gebrauche zugeeignet hatte. Jetzt bemächtigte er sich der Münzstätten, vernichtete die königlichen Stempel und gab geringhaltige, mit seinem eigenen Schriftzuge versehene Münzen aus. Dies war die entschiedenste landesherrliche Handlung.

In dieser traurigen Zeit ersann der Rechtsgelehrte Cepeda ein ernstes Possenspiel, durch welches er der Sache der Empörer in den Augen des Pöbels eine Art von gesetzlicher Billigung zu geben beabsichtigte. Er ließ einen Prozeß gegen Gasca, Hinojosa und Aldana einleiten, in welchem sie des Verrats gegen die bestehende Regierung von Peru angeklagt, überführt und zum Tode verurteilt wurden. Diese Schrift legte er einer Anzahl von Rechtsgelehrten in der Hauptstadt zur Unterzeichnung vor. Aber diese waren nicht gesonnen, sich durch Beifügung ihres Namens in die Sache zu mischen; und sie gingen diesem dadurch aus dem Wege, daß sie zu bedenken gaben, man würde dadurch den Angeklagten, wenn einer von ihnen geneigt sein sollte, sich der Sache, der sie abtrünnig geworden, wieder zuzuneigen, jede Aussicht abschneiden. Cepeda war der einzige, der die Schrift unterzeichnete. Carbajal zog die ganze Sache ins Lächerliche. „Was ist der Zweck Eures Prozesses?" fragte er Cepeda. „Der Zweck", erwiderte dieser, „ist, Verzögerung zu verhüten, damit, wenn man sich ihrer zu irgend einer Zeit bemächtigt, die Schuldigen sofort hingerichtet werden können." — „Dann bitte ich um Entschuldigung", erwiderte Carbajal, „ich glaubte, es sei irgend eine geheime Kraft in dieser Schrift, sie auf der Stelle ums Leben zu bringen. Laßt mir nur einen der genannten Verräter in die Hände geraten, so will ich ihn zum Richtplatz führen, ohne dazu das Urteil eines Gerichtshofes abzuwarten, das verspreche ich Euch."

Während dieser Federkrieg geführt wurde, traf die Nachricht ein, daß Aldanas Geschwader sich dem Hafen von Callao nähere. Dieser Befehlshaber war um die Mitte des Februar 1547 von Panama abgesegelt. Auf seiner Fahrt längs der Küste hatte er in Truxillo gelandet, wo die Einwohner ihn mit Begeisterung begrüßten und bereitwillig ihre Unterwerfung unter die königliche

Gewalt verkündeten. Zu gleicher Zeit erhielt er Botschaften von verschiedenen Offizieren Pizarros im Innern, worin sie ihre Rückkehr zur Pflicht und ihre Bereitwilligkeit, den Statthalter zu unterstützen, kundgaben. Aldana bezeichnete Caxamalca als Sammelplatz, woselbst sie ihre Streitkräfte vereinigen und die Landung Gascas abwarten sollten. Darauf setzte er seine Fahrt nach Lima fort.

Kaum war Pizarro von seinem Herannahen unterrichtet, so ließ er, aus Furcht, seine Anhänger könnten dadurch zum Abfall verleitet werden, sie ungefähr eine Legua weit aus der Stadt marschieren und daselbst ein Lager aufzuschlagen. Er selbst befand sich zwei Leguas weit von der Küste und stellte einen Wachposten ans Ufer, um jede Verbindung mit den Schiffen abzuschneiden. Ehe Cepeda die Hauptstadt verließ, griff er zu einem Mittel, um, wie er meinte, dadurch die Einwohner noch fester an Pizarro zu knüpfen. Er ließ die Bürger zusammenrufen und hielt ihnen eine wohlgesetzte Rede, in der er sich über die von ihrem Statthalter geleisteten Dienste und die Sicherheit aussprach, welcher sich das Land unter seiner Herrschaft erfreut habe. Darauf sagte er ihnen, daß jedermann die Wahl freistehe, ob er unter dem Schutz ihres jetzigen Oberherrn bleiben wolle, oder es vorzöge, zu seinem Feinde überzugehen. Er forderte sie auf, sich darüber auszusprechen, verlangte aber von jedem, der unter Pizarro bleiben wolle, daß er diesem einen Eid der Treue schwöre; wäre alsdann aber einer treulos genug, diesen Eid zu brechen, so solle er dies mit seinem Leben bezahlen. Nicht ein einziger war kühn genug, den Kopf so in des Löwen Rachen, Pizarro den Gehorsam zu verweigern, und jeder leistete den vorgeschriebenen Eid, den der Licentiat auf die feierlichste Weise abnahm. Carbajal machte, wie gewöhnlich, einen Scherz aus dem ganzen Verfahren. „Wie lange denkst Du", fragte er seinen Genossen, „daß diese Eide halten werden? Der erste Wind, der nach unserm Abgange von der Küste her bläst, wird sie in die Luft verwehen." Seine Prophezeihung wurde nur zu bald wahr.

Unterdes warf Aldana vor dem Hafen Anker, wo sich kein Schiff

der Empörer befand, um ihn zu beunruhigen. Auf Cepedas Rat, waren vier oder fünf kurz vorher, während Carbajals Abwesenheit, verbrannt worden, um den Einwohnern alle Mittel abzuschneiden, die Stadt zu verlassen. Dies beklagte der alte Krieger bei seiner Rückkehr gar sehr. „Dadurch seien", sagte er, „die Schutzengel Limas verscheucht worden". Und sicher würden sie, unter einem solchen Befehlshaber, Pizarro jetzt gut zustatten gekommen sein; aber sein Stern war im Untergehen.

Das erste, was Aldana tat, war, eine Abschrift von Gascas Vollmacht seinem ehemaligen Befehlshaber zugehen zu lassen, der sie entrüstet zerriß. Darauf suchte Aldana, mittelst seiner Agenten die Bekanntmachungen des Statthalters bei den Bürgern und selbst bei den Soldaten des Lagers in Umlauf zu setzen. Sie taten bald ihre Wirkung. Nur wenigen war überhaupt der wirkliche Zweck von Gascas Sendung, der Umfang seiner Vollmacht und die von der Regierung gestellten großmütigen Bedingungen bekannt gewesen. Sie bebten vor dem verzweifelten Verfahren, zu dem sie so unbedacht verführt worden, zurück und sannen nur auf ein Mittel, um sich mit der wenigsten Gefahr aus ihrer gegenwärtigen Lage zu ziehen und zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Einige entflohen bei Nacht aus dem Lager, indem sie der Wachsamkeit der Schildwachen entgingen, und kamen glücklich an Bord der Schiffe. Einige wurden ergriffen und fanden bei Carbajal und seinen unbarmherzigen Dienern keine Gnade. Aber wo der Geist des Mißvergnügens allgemein war, da fehlte es nicht an Mitteln zur Flucht.

Da die Flüchtlinge von Lima und der benachbarten Küste abgeschnitten waren, verbargen sie sich in den Wäldern und Gebirgen, wo sie eine Gelegenheit abwarteten, um nach Truxillo und anderen fernen Häfen zu gelangen; und das Beispiel war so ansteckend, daß selbst die den Flüchtlingen nachgesendeten Soldaten sich ihnen anschlossen. Zu den Entflohenen gehörte auch der Licentiat Carbajal, den man nicht mit seinem soldatischen Namensvetter verwechseln darf. Es war derselbe Ritter, dessen Bruder Blasco Nunez in Lima hatte hinrichten lassen, und der, wie wir

DER „ZWÖLFECKIGE STEIN“ IN CUZCO

Beispiel für eine zyklopische Mauer aus der Inkazeit

gesehen haben, sich dadurch rächte, daß er seine Hände in das Blut des Vizekönigs tauchte. Daß ein so Schuldbeladener noch auf die königliche Begnadigung rechnen konnte, bewies, daß niemand daran zu verzweifeln brauchte; und dies Beispiel erwies sich als höchst unheilvoll für Pizarro. Als Carbajal, der über alles Scherz trieb, selbst über die Mißgeschicke, die ihn am härtesten trafen, von der Flucht seiner Gefährten hörte, konnte er nicht unterlassen, die Worte eines Volksliedes vor sich hin zu murmeln:

Der Wind weht, Mutter, mir die Haar' vom Kopf;
Zwei auf einmal stets, weht er sie hinweg!"

Aber auf Pizarro machte die Abtrünnigkeit seiner Anhänger einen tiefern Eindruck, und es schmerzte ihn sehr, als er die tapfere Schar, auf die er so vertrauensvoll gerechnet hatte, dahinschwinden sah wie Morgennebel. Verwirrt durch den Verrat derjenigen, zu denen er das meiste Vertrauen gehabt, wußte er nicht, wohin er sich wenden, wozu er sich entschließen solle. Es war klar, daß er seine gegenwärtige gefährliche Stellung ohne Zeitverlust verlassen müsse. Aber wohin sollte er seine Schritte lenken? Im Norden waren die großen Städte seiner Sache untreu geworden, und schon war der Statthalter auf dem Marsch gegen ihn begriffen, während Centeno die Pässe mit einer doppelt so großen Streitmacht als die seinige besetzt hielt. Unter diesen Umständen entschloß er sich endlich, Arequipa, einen ihm noch treu gebliebenen Hafen, zu besetzen, wo er bleiben wollte, bis er sich über ein später einzuschlagendes Verfahren entschieden haben würde.

Nach einem beschwerlichen, aber raschen Marsche langte Gonzalo daselbst an, wo sich bald eine Verstärkung an ihn anschloß, die er zur Wiedereinnahme von Cuzco abgesandt hatte. Aber in beiden Scharen hatten so viele Desertionen stattgefunden — wiewohl sie in der Pizarros, seit seiner Entfernung aus der Nähe von Lima, viel seltener geworden waren — daß seine ganze Truppenzahl nicht 500 Mann überstieg, also weniger als die Hälfte von der betrug, die er erst vor kurzem in der Hauptstadt beisammen gehabt hatte. In so bedrängte Umstände war der Mann

jetzt geraten, der noch vor so kurzer Zeit eine unbeschränkte Herrschaft über das Land geführt hatte. Er ließ aber dennoch den Mut nicht sinken; er hatte, angeregt durch den Marsch und durch seine Entfernung von Lima, neuen Mut geschöpft, und er schien sein früheres Vertrauen wieder zu gewinnen, da er ausrief: „Im Unglück erfahren wir, wer unsere Freunde sind. Wenn mir nur zehn treu bleiben, dann fürchtet nicht, dann werde ich mich schon wieder zum Herrn von Peru machen!“ Kaum hatten die aufrührerischen Truppen sich aus der Nähe von Lima entfernt, als die Einwohner dieser Stadt, die sich, wie Carbajal es vorausgesagt hatte, wenig um ihren, Pizarro geleisteten Huldigungseid kümmerten, ihre Tore Aldana öffneten, der im Namen des Statthalters diese wichtige Stadt in Besitz nahm. Gasca war unterdes mit seiner ganzen Flotte am 10. April 1547 von Panama abgesegelt; der erste Teil seiner Reise ging glücklich von statten, aber bald ward er von widrigen Strömungen heimgesucht und das Wetter wurde rauh und stürmisch. Da der Sturm tagelang anhielt, ward das Meer ungestüm gepeitscht und die Flotte auf den Wellen herumgeworfen, die sich bergeshoch türmten, als wollten sie mit dem wilden Charakter der Küsten, die sie bespülten, wetteifern. Der Regen fiel in Strömen und es blitzte so unaufhörlich, daß die Schiffe, um mich der lebhaften Sprache des Zeitgeschichtschreibers zu bedienen, „durch Flammenmeere zu fahren schienen“. Die Herzen der kühnsten Seeleute wurden mit Schrecken erfüllt; sie hielten den Kampf gegen die Elemente für einen hoffnungslosen, verlangten laut auf das Festland zurückzukehren und den Aufschub der Reise bis zu einer günstigeren Jahreszeit.

Aber hierin sah der Statthalter sein eigenes Verderben, sowie das der treuen Vasallen, die sich verpflichtet hatten ihn bei seiner Landung zu unterstützen. „Zu sterben bin ich bereit“, sagte er, „aber nicht umzukehren“, und ohne Rücksicht auf die Vorstellungen seiner verzagteren Anhänger, bestand er darauf, daß die Schiffe bei jedem Nachlassen des Sturmes so viele Segel einsetzten, als sie zu tragen vermöchten. Um die Gedanken der Matrosen von ihrer gegenwärtigen Gefahr abzulenken, unterhielt sie Gasca durch die

Erklärung einiger auffallenden Erscheinungen, die das Meer während des Sturmes darbot, und die ihre abergläubischen Naturen mit geheimnisvoller Furcht erfüllten. Es war den Schiffen, und zwar jedem einzeln, durch Zeichen befohlen worden, so schnell als möglich nach der Insel Gorgona zu segeln. Hier langten sie, eines nach dem andern, ein einziges ausgenommen, an, obgleich alle mehr oder weniger vom Sturme beschädigt waren. Der Statthalter wartete nur so lange, bis der Sturm der Elemente sich gelegt hatte, dann schiffte er sich wieder ein und segelte bei ruhiger See nach Manta über; von hier setzte er bald seine Reise nach Tumbez fort und landete am 13. Juni im Hafen. Überall wurde er mit Begeisterung empfangen, und alles schien eifrig bemüht zu sein, das Andenken an das Vergangene durch Versicherungen künftiger Untertanentreue zu verwischen. Gasca erhielt auch viele Briefe mit Glückwünschen von Rittern im Innern des Landes, von denen die meisten früher unter Pizarro Dienste genommen hatten; er erkannte auf höfliche Weise ihre Anerbietungen, ihm beizustehen, an und befahl ihnen, sich nach Caxamalca, dem allgemeinen Sammelplatze, zu begeben.

Nach dem nämlichen Orte sandte er Hinojosa, sobald dieser Offizier mit den Landungstruppen sich ausgeschifft hatte, und übertrug ihm den Befehl über die daselbst versammelten Streitkräfte, mit dem Auftrage, in Xauxa zu ihm zu stoßen. Dorthin beschloß er sein Hauptquartier zu verlegen; der Ort lag in einer schönen fruchtbaren Gegend und bot durch seine zentrale Lage den vorteilhaftesten Punkt zu den Unternehmungen gegen den Feind dar.

Darauf ging er an der Spitze eines kleinen Reiterhaufens längs der ebenen Straße auf der Küste gegen Truxillo vorwärts; nachdem er in dieser treuen Stadt kurze Zeit halt gemacht, überschritt er die Bergkette in Südosten und kam dann bald in das fruchtbare Tal von Xauxa. Hier stießen alsbald Verstärkungen aus dem Norden sowie aus den ansehnlichsten Orten auf der Küste zu ihm, und nicht lange nach seiner Ankunft erhielt er eine Botschaft von Centeno mit der Anzeige, daß er die Pässe besetzt halte, durch die Gonzalo Pizarro seine Flucht aus dem Lande zu bewerk-

stelligen suche, und daß dieser Empörer ihm bald in die Hände geraten müsse.

Diese Nachricht erregte große Freude im königlichen Lager. So war also der Krieg beendet, und zwar ohne daß der Statthalter nötig gehabt hätte, sein Schwert auch nur gegen einen Spanier zu erheben. Mehrere seiner Räte schlugen ihm vor, den größten Teil seiner Truppen, da sie nur lästig und nicht länger nötig seien, aufzulösen. Aber der Statthalter war zu vorsichtig, um seine Streitkräfte zu schwächen, ehe er sich den Sieg gesichert hatte; jedoch hatte er nichts dagegen, daß die aus Mexico und den angrenzenden Landschaften bestellten Aushebungen Gegenbefehl erhielten, da er sich jetzt, bei der allgemeinen Ergebenheit des Landes, stark genug fühlte. Er zog dann seine Streitkräfte in Xauxa zusammen, wo er, seiner früheren Absicht gemäß, sein Hauptquartier aufschlug, und beschloß daselbst die Nachrichten von den Unternehmungen im Süden abzuwarten; der Erfolg war ein anderer, als er erwartet hatte.

Unterdessen hatte Pizarro, den wir in Arequipa verließen, sich nach vielfacher Überlegung entschlossen, Peru zu räumen und nach Chili zu gehen. In diesem jenseits des Bezirkes des Statthalters liegenden Gebiete dachte er eine sichere Zuflucht zu finden; er glaubte, das unbeständige Volk würde seines neuen Herrschers bald überdrüssig werden, und er könne dann eine hinreichende Macht sammeln, um zur Wiedererlangung seiner Herrschaft von neuem tätig aufzutreten; so hatte es sich der empörerische Anführer berechnet. Aber wie sollte er sein Vorhaben ausführen, da Centeno die Bergpässe, durch die sein Weg ging, mit einer doppelt so starken als seine eigene Streitmacht besetzt hielt? Er beschloß, es mit einer Unterhandlung zu versuchen; denn jener Hauptmann hatte einst unter ihm gedient und war eifrig bemüht gewesen, Pizarro zur Übernahme eines Prokuratoramtes zu bestimmen. Er rückte daher in der Richtung des Titicacasees vor, in dessen Nähe Centeno sein Lager aufgeschlagen hatte, und sandte einen Abgeordneten in sein Hauptquartier, um eine Unterhandlung zu eröffnen. Er rief die freundschaftlichen Verhältnisse, die einst

zwischen ihnen bestanden hatten, in das Gedächtnis seines Gegners zurück; besonders erinnerte er ihn daran, daß er einst, wo er einer Verschwörung gegen ihn überführt gewesen, sein Leben geschont habe. Er sagte, daß er kein Gefühl des Mißwollens gegen Centeno wegen dessen Benehmen in neuester Zeit hege und jetzt nicht gekommen sei, um darüber mit ihm zu rechten. Er habe den Vorsatz, Peru zu verlassen, und die einzige Gunst, die er von seinem ehemaligen Genossen zu erbitten habe, sei, daß er ihm freien Durchzug durch das Gebirge gestatte.

Auf dieses Gesuch antwortete Centeno in ebenso höflichen Ausdrücken wie Pizarro: er habe ihrer alten Freundschaft nicht vergessen; er sei auch bereit, seinem ehemaligen Befehlshaber auf jede Weise zu dienen, die nicht mit der Ehre oder dem seinem Landesherrn schuldigen Gehorsam unverträglich sei, aber er stehe jetzt unter den Waffen für die königliche Sache und könne seiner Pflicht nicht untreu werden. Wenn Pizarro seiner Treue vertrauen und sich ihm ergeben wolle, so gebe er ihm sein ritterliches Wort zum Pfande, daß er seinen ganzen Einfluß bei der Regierung geltend machen wolle, um ihm und seinen Anhängern die nämlichen günstigen Bedingungen zu sichern, die ihren übrigen Landsleuten gewährt worden seien. — Gonzalo vernahm die glatten Worte seines ehemaligen Gefährten mit bitterer Verachtung, die sich auf seinem Antlitz abspiegelte, und indem er seinem Sekretär den Brief entriß, warf er ihn mit Entrüstung fort. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als die Entscheidung der Waffen. Er brach sofort sein Lager ab und marschierte in der Richtung nach den Ufern des Titicacasees, in dessen Nähe sein Nebenbuhler stand. Jedoch nahm er noch zu einer Kriegslist seine Zuflucht, um womöglich ein Treffen zu vermeiden. Er sandte seine Kundschafter in einer anderen Richtung voraus, als er selbst einzuschlagen gedachte, und beschleunigte dann seinen Marsch auf Huarina. Dies war eine kleine Stadt, an der äußersten südöstlichen Seite des Titicacasees gelegen, dessen Ufer bald von dem mörderischen Kampf der Eroberer widerhallen sollten!

Aber Pizarros Bewegungen waren Centeno heimlich mitgeteilt

worden, worauf dieser seine Stellung veränderte und eine andere, nicht fern von Huarina, und zwar an dem nämlichen Tage einnahm, wo Gonzalo in dieser Stadt anlangte. Die Vorposten beider Lager bekamen an jenem Abend einander zu Gesicht, und beide Parteien schickten sich an, am folgenden Morgen aufeinander loszugehen.

Es war am 26. Oktober 1547, als die beiden Befehlshaber, nachdem sie ihre Truppen in Schlachtordnung aufgestellt hatten, zum Treffen in der Ebene von Huarina vorrückten. Das Schlachtfeld, auf der einen Seite durch einen schroffen Vorsprung der Andes begrenzt, auf der anderen nicht weit von dem Wasser des Titicaca entfernt, bestand in einer offenen Ebene, die sich gut zu kriegerischen Bewegungen eignete. Es schien, als habe die Natur hier die Schranken für einen Kampf geöffnet.

Centenos Schar belief sich auf ungefähr 1000 Mann. Seine Reiterei bestand aus nahe an 250 wohl ausgerüsteten und berittenen Leuten. Unter diesen befanden sich mehrere Edelleute von hoher Geburt, von welchen einige einst unter Pizarros Banner gestanden hatten; das Ganze bildete einen tüchtigen Kriegshaufen, der einige der besten Streiter Perus in sich faßte. Seine Büchsenschützen waren geringer an Zahl, nicht über 150 Mann stark, mit Kriegsvorräten leidlich versorgt. Der Rest und der bei weitem größere Teil von Centenos Schar bestand aus Speermännern, unregelmäßigen, in der Eile zusammengezogenen Truppen, bei denen nur geringe Mannszucht herrschte. Dieser Haufen Fußvolk bildete den Mittelpunkt seiner seitwärts durch die Büchsenschützen gedeckten, in zwei fast gleiche Abteilungen geteilten Linie, während seine Reiterei gleichfalls in zwei Abteilungen auf dem rechten und linken Flügel aufgestellt war. Unglücklicherweise hatte Centeno in der vergangenen Woche an einer Lungenentzündung krank gelegen, und zwar so krank, daß er noch am Tage vorher hatte mehrere Male zur Ader lassen müssen. Er war jetzt zu schwach zum Reiten, weshalb er in einer Sänfte getragen ward, und als er seine Leute in Schlachtordnung aufgestellt sah, zog er sich eine Strecke vom Schlachtfelde zurück, da er an der Schlacht nicht teil-

nehmen konnte. Aber Solano, der kriegerische Bischof von Cuzco, der an dem Treffen teilnahm, ritt, mit dem Kruzifix in der Hand, die Reihen entlang, erteilte den Soldaten seinen Segen und ermahnte jeden einzelnen, seine Pflicht zu tun.

Pizarros Streitkräfte waren um mehr als die Hälfte schwächer als die seines Gegners, und beliefen sich auf nicht mehr als 480 Mann. Von Reitern hatte er im ganzen nicht mehr als 85, und er stellte sie in einem einzelnen Haufen auf den rechten Flügel seiner Kriegsschar. Die Stärke Pizarros lag in seinen ungefähr 350 Büchsenschützen. Mit Rücksicht auf die Vorzüglichkeit ihrer Waffen und ihre ganz ausgezeichnete Mannszucht konnte diese kleine Abteilung als die Blüte des peruanischen Kriegsvolks betrachtet werden, und auf sie rechnete Pizarro hauptsächlich für den Erfolg des Tages. Den Rest seiner Streitmacht, bestehend aus Pikenmännern, zwar ihrer Anzahl wegen nicht furchtbar, aber, gleich dem übrigen Fußvolke, in trefflicher Mannszucht, verteilte er auf den linken Flügel seiner Büchsenschützen, um die Reiterei des Feindes abzuwehren.

Pizarro selbst befehligte die Reiterei und stellte sich wie gewöhnlich in die vorderste Reihe. Er war prachtvoll angetan. Über seinem Panzer trug er ein Überkleid von geschlitztem scharlachroten Sammet; er ritt ein feuriges Roß, dessen prachtvolles Zaumzeug, sowie die schimmernde Kleidung seines Reiters den furchtlosen Befehlshaber zum auffallendsten Streiter auf dem Schlachtfelde machten.

Sein Leutnant Carbajal war auf eine ganz andere Weise ausgerüstet. Er trug eine Rüstung von unscheinbarem Äußern, aber stark und brauchbar; seine Stahlhaube, mit ihrem stählernen festgeschlossenen Helmgitter, schützte seinen Kopf gegen mehr als einen verzweifelten Hieb an jenem Tage. Über seiner Rüstung trug er ein Überkleid von grünlicher Farbe; und er ritt ein munteres, starkknochiges Pferd, das, wiewohl es Strapazen aushalten konnte, weder anmutig noch schön war. Es würde nicht leicht gewesen sein, den alten Krieger von dem gewöhnlichsten Ritter zu unterscheiden.

Die beiden Heere machten in einer Entfernung von 600 Schritt voneinander halt. Carbajal wollte lieber den Angriff des Feindes erwarten, als weiter vorgehen; denn der Boden, auf dem er sich jetzt befand, gewährte seinen Schützen eine freie Schußweite, da er nicht durch Bäume und Gebüsche versperrt war, die auf einigen anderen Stellen des Feldes zerstreut standen. Auch hatte er noch einen sonderbaren Grund, seine jetzige Stellung zu behalten. Die Soldaten waren zum Teil mit zwei, andere mit drei Hakenbüchsen, den zurückgelassenen Waffen der von Zeit zu Zeit Davongelaufenen, belastet. Dieser ungewöhnliche Vorrat von Hakenbüchsen, wenn er auch auf dem Marsche ungemein hinderlich war, konnte den Truppen, die einen Angriff erwarteten, von großem Nutzen sein, da, bei der damaligen unvollkommenen Kenntnis und Zusammensetzung der Feuerwaffen, sehr viel Zeit beim Laden verlorenging.

Da Carbajal daher vorzog, daß der Feind den Angriff beginne, so machte er halt, während die Gegner, nach einer kurzen Rast, noch etwa 100 Schritte weiter vorwärts gingen. Als Carbajal sah, daß sie daselbst unbeweglich stehen blieben, sandte er einen kleinen Haufen Plänkler ab, um jene zu reizen; aber diese stießen bald auf einen ähnlichen feindlichen Trupp, und so wurden einige Schüsse, wiewohl mit geringem Schaden auf beiden Seiten, gewechselt. Da der alte Krieger fand, daß seine Absicht mißlungen sei, befahl er seinen Leuten, einige Schritte vorwärts zu gehen, wodurch er seine Gegner dennoch zum Angriff zu reizen hoffte. Dies gelang. „Wir geben unsere Ehre preis!“ riefen Centenos Leute aus, die mit einer falschen Art von Ritterlichkeit, die zuchtlosen Truppen eigen ist, es für eine Schande hielten, den Angriff abzuwarten. Vergebens riefen ihnen ihre Offiziere zu, auf ihren Posten zu bleiben. Ihr Befehlshaber war abwesend, und sie wurden durch das Geschrei eines rasenden Mönchs, namens Domingo Ruiz, gereizt, der da glaubte, daß die Philister ihnen in die Hände geliefert seien, und ausrief: „Jetzt ist es Zeit! Vorwärts, vorwärts, auf den Feind los!“ Mehr bedurfte es nicht, und die Leute stürzten in stürmischer Eile vorwärts, wobei die Pikenmänner mit ihren

gefällten Waffen so unvorsichtig umgingen, daß sie ihre eigenen Gefährten damit hinderten und sogar mitunter verwundeten. Die Büchsenschützen unterhielten zugleich im Vorrücken ein ungeordnetes Feuer, das aber wegen ihrer raschen Bewegung und zu großer Ferne keine Wirkung tat.

Carbajal war es sehr angenehm zu sehen, wie seine Feinde ihren Schießbedarf so unnütz verschwendeten. Obgleich er einige Büchsen abschießen ließ, um seine Gegner nur noch mehr zu reizen, so befahl er doch seinem Fußvolke im ganzen, ihr Feuer so lange zu unterlassen, bis jeder Schuß würde treffen können. Da er wußte, daß die Schützen gewöhnlich über das Ziel hinaus zu schießen pflegen, wies er seine Leute an, nach dem Gürtel oder selbst noch etwas niedriger zu zielen, indem er hinzufügte, daß ein zu niedriger Schuß doch noch immer Schaden tun könne, während ein auch nur ein Haar breit über den Kopf fortgehender verloren sei.

Die alten Krieger standen bei dem raschen Vorrücken des Feindes ruhig und unbeweglich; als dieser ihnen aber auf etwa 100 Schritt nahe gekommen war, ließ Carbajal Feuer geben. Augenblicklich krachte eine Salve längs der ganzen Linie, und ein Hagel so sicher gezielter Kugeln stürmte auf die Angreifenden ein, daß mehr als 100 Mann tot zu Boden fielen, eine noch größere Anzahl aber verwundet ward. Noch ehe sie sich von ihrer Verwirrung erholten konnten, ergriffen Carbajals Leute ihre übrigen Gewehre und feuerten sie mit gleich schrecklicher Wirkung auf die dichten Haufen des Feindes ab. Nun wurde die Verwirrung vollständig. Unfähig, das unaufhörliche Feuer der Büchsenschützen auszuhalten, wurden sie von panischem Schrecken ergriffen und entflohen, ohne auch nur einen Schein von fernerer Gegenwehr zu zeigen, vom Schlachtfelde.

Aber ganz anders war das Schicksal des Tages im Reitergefechte. Gonzalo Pizarro hatte seine Truppen etwas hinter Carbajals rechtem Flügel aufgestellt, um einen freieren Spielraum für seine Büchsenschützen zu lassen. Als die Reiterei des Feindes auf der linken Seite plötzlich gegen ihn ansprengte, rückte Pizarro, immer aus Rücksicht auf Carbajal, dessen Feuer überdies den Angreifen-

den einigen Schaden zufügte, nur um wenige Ruten vor, um den Angriff zu empfangen. Centenos Schwadron kam daher in gestrecktem Lauf herangestürmt und fiel, trotz des Schadens, den ihnen die feindlichen Büchsenschützen beibrachten, mit solcher Wut über ihre Gegner her, daß sie diese, Menschen und Pferde, in den Staub warfen; „sie ritten über ihre hingestreckten Leiber", sagt der Geschichtschreiber, „als wären sie eine Herde Schafe gewesen!" Pizarros Leute, die sich nur mit Mühe von dem ersten Stoße erholten, versuchten sich wieder zu sammeln und den Kampf unter gleicheren Verhältnissen zu bestehen.

Aber der Anführer konnte den Boden nicht wieder gewinnen, den er verloren hatte. Seine Leute wurden auf allen Punkten zurückgetrieben. Viele wurden erschlagen, noch weit mehr auf beiden Seiten verwundet und das Feld war bedeckt von toten Menschen und Pferden. Der bei weitem schwerste Verlust traf indes Pizarros Schar und der größte Teil derjenigen, die mit dem Leben davon kamen, mußten sich als Gefangene ergeben. Cepeda, der mit der Wut der Verzweiflung focht, erhielt einen scharfen Säbelhieb über das Gesicht, der ihn zur Fortsetzung des Kampfes unfähig machte und ihn nötigte, sich zu ergeben. Nachdem Pizarro seine besten und tapfersten Leute rings um sich her fallen gesehen, ward er selbst von zwei oder drei Rittern zugleich angegriffen. Er befreite sich aus dem Handgemenge, setzte seinem Pferde die Sporen in die Seiten, und das aus einer tiefen Wunde am Rücken blutende edle Tier ließ alle seine Verfolger hinter sich zurück, bis auf einen, der es am Zügel ergriff und zum Stehen brachte. Es würde Gonzalo übel ergangen sein, wenn er nicht eine ihm zur Seite hängende Streitaxt ergriffen und gegen den Kopf des Pferdes seines Feindes einen solchen Streich geführt hätte, daß es niedersank und seinen Reiter nötigte, seinen Fang loszulassen. Unterdes hatten eine Anzahl Büchsenschützen Pizarros Bedrängnis wahrgenommen; sie eilten zu seiner Rettung herbei, erschlugen zwei seiner Verfolger, die ihn nun eingeholt hatten, und nötigten die anderen, die Flucht zu ergreifen. Die Niederlage der Reiterei war vollständig, und Pizarro betrachtete den Tag als ver-

loren, als er die Trompeten seiner Feinde blasen hörte. Aber die Töne waren kaum verklungen als sie von der entgegengesetzten Seite angestimmt wurden. Centenos Fußvolk war, wie wir gesehen haben, gänzlich geschlagen und vom Schlachtfelde getrieben worden. Aber seine Reiterei des rechten Flügels hatte Carbajals linken angegriffen, der aus Speermännern und Büchsenschützen bestand. Die Reiterei marschierte gerade auf diese furchtbare Phalanx los. Aber es war ihr unmöglich, den dichten Haufen der Piken zu durchbrechen, gehalten von den standhaften Händen von Truppen, die fest und furchtlos ihre Posten behaupteten, während zu gleicher Zeit die Angreifer durch das heftige Feuer der Büchsenschützen im Rücken der Speermänner sehr viel Schaden erlitten. Da es die Reiter unausführbar fanden, durchzubrechen, umritten sie die Flanken in großer Unordnung und vereinigten sich endlich mit dem siegreichen Reiterhaufen Centenos in der Nachhut. Beide vereint versuchten nun einen neuen Angriff auf Carbajals Schlachthaufen. Aber da seine Leute mit der Schnelligkeit und Gewandtheit wohlgeübter Soldaten kehrt machten, verwandelte sich die Nachhut in das Vordertreffen. Der nämliche Wald von Speeren ward zum Angriff vorgestreckt, während ein unaufhörlicher Kugelregen die Verwegenheit der Reiter strafte, die, niedergebeugt und entmutigt durch ihren erfolglosen Versuch, endlich dem Beispiel des erschrockenen Fußvolks folgten und das Schlachtfeld räumten.

Pizarro und einige seiner noch schlagfertigen Gefährten setzten nur noch eine kurze Strecke weit die Verfolgung fort, da sie zu einer längeren sich weder durch ihre Anzahl noch durch ihre sonstige Beschaffenheit stark genug fühlten. Der Sieg war ein vollständiger, und der Anführer der Empörer setzte sich in Besitz der verlassenen Zelte des Feindes, wo er eine ungeheure Beute an Silber machte und wo er auch die Tafeln gedeckt fand, an welchen sich Centenos Soldaten nach ihrer Rückkehr vom Schlachtfelde erfrischen sollten. So sehr vertrauten sie ihrem Erfolge! Nun diente das Mahl dem Bedürfnis ihrer Sieger. So wechselt das Kriegsglück! Es war in der Tat eine höchst ent-

scheidende Schlacht; und man hat bemerkt, daß Gonzalo Pizarro, als er über das mit den feindlichen Leichnamen besäte Schlachtfeld ritt, sich mehrere Male bekreuzt und ausgerufen hat: „Jesus! welch ein Sieg!"

Nicht weniger als 350 von Centenos Leuten wurden getötet und die Anzahl der Verwundeten war noch größer. Von diesen, glaubt man, seien über 100 in der folgenden Nacht aus Mangel an Pflege gestorben; denn obgleich das Klima in dieser hohen Gegend gemäßigt ist, so wehen doch die Nachtwinde über die Berge scharf und empfindlich, und so mancher unglückliche Verwundete, der bei sorgfältiger Behandlung hätte können wiederhergestellt werden, erstarrte in dem Nebel und ward beim Aufgang der Sonne als Leiche gefunden. Der Sieg wurde nicht ohne schweren Verlust auf seiten der Sieger erkauft, von welchen 100 oder mehr auf dem Schlachtfelde blieben. Ihre Leichname lagen dicht bei einander auf dem Teile des Bodens, den Pizarros Reiterei besetzt hatte und wo der Kampf am heißesten war. Auf diesem engen Raume fand man auch die Leichen von mehr als 100 Pferden, von welchen der größte Teil (wie auch ihre gleichzeitig gefallenen Reiter) dem siegreichen Heere angehörten. Es war die entscheidenste Schlacht, die bisher auf dem blutbefleckten Boden Perus geschlagen worden war. Der Ruhm des Tages — der traurige Ruhm — muß fast gänzlich Carbajal und seiner tapferen Schar zugeschrieben werden. Die weisen Anordnungen des alten Kriegers, nebst der musterhaften Mannszucht und dem unbeugsamen Mute seiner Anhänger stellten das Glück der Schlacht wieder her, als sie durch die Reiterei schon fast verloren war, und sicherte den Sieg.

Unempfindlichkeit gegen alle Anstrengungen, setzte Carbajal mit denen seiner Leute, die im stande waren, sich ihm anzuschließen, die Verfolgung des Feindes fort. Die unglücklichen Flüchtlinge, die ihm in die Hände fielen — die meisten von ihnen waren Verräter an Pizarro geworden — wurden augenblicklich hingerichtet. Die Lorbeeren, die er auf dem Schlachtfelde errungen hatte, wurden durch Grausamkeit

gegen seine schutzlosen Gefangenen befleckt. Ihr Befehlshaber Centeno hatte das Glück zu entkommen. Als er sah, daß die Schlacht verloren sei, verließ er seine Sänfte, warf sich auf sein Pferd, und trotz seines leidenden Zustandes erreichte er, angespornt von dem schrecklichen Schicksal, das seiner bei einer Gefangennahme harrte, glücklich die nahegelegene Sierra. Hier entschwand er seinen Verfolgern, und gleich einem angeschossenen Hirsch, die Jagd dicht auf seiner Spur, suchte er noch immer ihr zu entgehen, indem er tief in den Wald eindrang, bis es ihm durch einen Umweg auf wunderbare Weise gelang, nach Lima zu entkommen. Dem Bischof von Cuzco, der in einer anderen Richtung entfloh, war das Sckicksal nicht minder günstig. Es war ein Glück für ihn, daß er nicht in die Hände des hartherzigen Carbajal geriet, der, da der Bischof einst ein Anhänger Pizarros gewesen, nach der geringen Achtung zu schließen, die er Angehörigen des geistlichen Standes zu erweisen pflegte, ebensowenig Anstand genommen haben würde, ihn zum Galgen zu verurteilen, als den niedrigsten der gemeinen Soldaten. Am Tage nach der Schlacht ließ Gonzalo Pizarro die Leichname der noch dicht nebeneinander liegenden Soldaten auf dem Schlachtfelde in ein gemeinschaftliches Grab legen. Die von höherem Range — denn Rangunterschiede sollten auch im Grabe nicht vergessen werden — wurden in die Kirche des Dorfes Huarina gebracht, nach welchem die Schlacht benannt wird. Dort wurden sie mit aller gebührenden Feierlichkeit beerdigt. Zu einer späteren Zeit wurden sie nach der Stiftskirche von La Paz, „Friedensstadt", geschafft und in dem daselbst auf öffentliche Kosten errichteten Grabgewölbe beigesetzt. Denn es gab nur wenige, die nicht Freunde oder Verwandte an jenem schrecklichen Tage verloren und zu betrauern hatten.

Der Sieger benutzte jetzt seinen Erfolg dazu, Truppen nach Arequipa, La Plata und anderen Städten in jenem Teile des Landes zu senden, Gelder zu erheben und Verstärkung an sich zu ziehen. Sein Verlust an Leuten wurde durch die Anzahl der Besiegten, die gern bereit waren, unter seine Fahne zu treten, mehr als er-

setzt. Nachdem er seine Truppen gemustert, richtete er seinen Marsch auf Cuzco, da diese Hauptstadt, wiewohl sie zuweilen zum Schein der Treue gegen die Krone verleitet war, doch schon früh ihre Anhänglichkeit an die Sache Pizarros kundgegeben hatte.

Hier hatten die Einwohner Anstalten getroffen, ihn mit Jubel zu empfangen, hatten Triumphbogen in den Straßen errichtet und Musikbanden und Sänger zur Verherrlichung seiner Siege aufgestellt. Aber Pizarro lehnte mit größerer Einsicht diese Ehrenbezeigungen ab, solange das Land sich noch in den Händen seiner Feinde befand. Er sandte den Kern seiner Truppen voraus, folgte zu Fuß nach, nur von einem geringen Gefolge von Freunden und Bürgern begleitet, und begab sich sofort in die Stiftskirche, wo zu Ehren seines Sieges ein Dankgebet gehalten und das Te Deum gesungen wurde. Darauf zog er sich in seine Wohnung zurück und erklärte, daß er beschlossen habe, sein Hauptquartier für jetzt in der Hauptstadt der Inkas aufzuschlagen. Jeder Gedanke an einen Rückzug nach Chili wurde aufgegeben; denn sein soeben erfochtener Sieg hatte neue Hoffnungen in ihm erregt und sein früheres Vertrauen neu belebt. Er rechnete darauf, daß er die nämliche Wirkung auf den wankenden Sinn derjenigen äußern werde, deren Treue durch Furcht für ihre eigene Sicherheit und durch ihren Zweifel erschüttert worden war, ob er auch imstande sein würde, sich mit dem Statthalter zu messen. Sie würden sich jetzt überzeugen, daß sein Stern noch im Aufsteigen begriffen sei. Ohne weitere Besorgnisse über den Ausgang, beschloß er, in Cuzco zu bleiben und daselbst ruhig die Stunde abzuwarten, da die Waffen zum letzten Male entscheiden würden, wer von beiden Herr von Peru bleiben solle.

DRITTES HAUPTSTÜCK

Bestürzung in Gascas Lager / Seine Winterquartiere / Er tritt seinen Marsch wieder an / Geht über den Apurimac / Pizarros Benehmen in Cuzco / Er schlägt in der Nähe der Stadt ein Lager auf / Wird bei Xaquixaguana gänzlich geschlagen

1547—1548

Während sich die im vorhergehenden Hauptstück erzählten Ereignisse zutrugen, war der Statthalter Gasca in Xauxa geblieben, wo er fernere Nachrichten von Centeno erwartete, die, wie er kaum zweifelte, ihm die gänzliche Niederlage der Empörer melden würden. Daher war seine Bestürzung sehr groß, als er den Ausgang des unseligen Zusammenstoßes bei Huarina erfuhr, nämlich daß die königliche Partei von dem Schwerte Pizarros zersprengt, ihr Anführer verschwunden sei und man über sein Schicksal in der größten Ungewißheit schwebe.

Diese Nachricht verbreitete bei den Soldaten, im Gegensatz zu ihrer früheren Zuversicht, allgemeine Niedergeschlagenheit, und sie fühlten, daß es fast hoffnungslos sein würde, gegen einen Mann zu kämpfen, der, wie von einem Zauber beschützt, auch gegen die größte Übermacht unüberwindlich schien. Wie groß aber auch der Verdruß des Statthalters sein mochte, so war er doch sorgfältig bemüht, ihn zu verbergen und den Mut seiner Anhänger wieder zu heben. „Sie seien zu kühn gewesen," sagte er, „und der Himmel habe auf solche Weise ihre Anmaßung bestraft; doch es liege im gewöhnlichen Laufe der Dinge, daß die Vorsehung, wenn sie die Absicht habe, den Schuldigen zu demütigen, ihm gestatte, so hoch als möglich zu steigen, damit sein Fall ein desto tieferer sei!"

Aber während Gasca so den Abergläubigen und Zaghaften aufzurichten strebte, waren seine Gedanken mit seiner bekannten Willenskraft darauf gerichtet, den Schaden wieder gut zu machen, den seine Sache durch die Niederlage bei Huarina erlitten hatte. Er sandte einen Heerhaufen unter Alvarado nach Lima, um die Königlichgesinnten, die vom Schlachtfelde dorthin geflohen waren,

zu sammeln, das Geschütz von den Schiffen zu nehmen und es ins Lager zu schaffen. Eine andere Abteilung wurde nach Guamanga, ungefähr 60 Leguas weit von Cuzco gesandt, ebenfalls in der Absicht, den Flüchtlingen Schutz zu gewähren, sowie zugleich die indianischen Caziken zu verhindern, das Heer der Empörer in Cuzco mit Zufuhren zu versorgen. Da seine eigenen Streitkräfte jetzt weit stärker waren, als die sein Gegner aufzustellen vermochte, beschloß Gasca, sein Lager unverzüglich abzubrechen und gegen die Inkahauptstadt zu marschieren.

Nachdem er Xauxa am 29. Dezember 1547 verlassen, kam er durch Guamanga und gelangte nach einem harten Marsche, den besonders die rauhe Witterung und die schlechte Beschaffenheit der Wege beschwerlich machten, in die Landschaft Andaguaylas. Dies war eine schöne und fruchtbare Gegend, und da ihn der weitere Weg in die während des Winterschnees kaum zu durchdringenden Schluchten einer traurigen Sierra geführt haben würde, so beschloß Gasca in seinem gegenwärtigen Aufenthalte so lange zu bleiben, bis die strenge Jahreszeit vorüber sein würde. Da schon viele seiner Leute von den unaufhörlichen Regengüssen, denen sie ausgesetzt gewesen, krank geworden waren, richtete er ein Lagerkrankenhaus ein, und der Statthalter besuchte die Kranken in ihren Wohnungen, sorgte für ihre Bedürfnisse und gewann sich ihre Herzen durch sein Mitleid.

Während der Zeit kräftigte sich das königliche Lager durch fortwährend eintreffende Verstärkungen, denn trotz der Aufregung, in die das ganze Land durch die ersten Nachrichten von Pizarros Siege versetzt worden war, überzeugte sich das Volk doch nach einiger Überlegung, daß das Recht am stärksten sei und endlich siegen müsse; zugleich mit diesen Truppen waren auch einige der ausgezeichnetsten Anführer angekommen. Centeno, der vor Begierde brannte, seine Scharte wieder auszuwetzen, begab sich nach wiederhergestellter Gesundheit mit seinen Anhängern aus Lima ebenfalls in Lager. Benalcazar, der Eroberer von Quito, der, wie der Leser sich erinnern wird, in der Niederlage, die Blasco Nunez im Norden erlitt, mit verwickelt war, traf mit einer anderen Kriegs-

KARTE
von
PERU
zur Zeit der
Eroberung.
OCEAN
PERU
CHILI
CHARCAS
Nombre de Dios
Panama
Perlas
Cab. S. Miguel
Pto de Piñas
Pto de la Humbra
Pto Quemado
CHOCO
Popayan
POPAYAN
LOS PASTOS
QUITO
LOS CAYELOS
Rio Napo
Amazonenstrom
Truxillo
Lima
Callao
Cuzco
Arequipa
L. de Titicaca
Huarina
la Plata
Potosi
Rio Beni
Rio Maniore

abteilung ein, und bald nach ihm folgte Valdivia, der berühmte Eroberer von Chili, der, als er nach Peru zurückgekehrt war, um Truppen für seine Unternehmung zu werben, den Zustand des Landes erfahren und ohne Anstand die Partei des Statthalters ergriffen hatte, obgleich er dadurch mit seinem alten Freunde und Gefährten Gonzalo Pizarro in Feindschaft geriet. Die Ankunft dieses Verbündeten wurde von dem Lager mit allgemeiner Freude begrüßt, denn Valdivia, der seine Schule in den italienischen Kriegen gemacht hatte, wurde für den ausgezeichnetsten Kriegsmann in Peru gehalten, und Gasca begrüßte ihn mit der schmeichelhaften Erklärung: „er sehe ihn lieber, als eine Verstärkung von 800 Mann!"

Außer diesen kriegerischen Gehilfen hatte der Statthalter ein Gefolge von Geistlichen und Rechtsgelehrten, wie man deren selten in den Kriegslagern Perus beisammen gefunden hat. Unter ihnen befanden sich die Bischöfe von Quito, Cuzco und Lima, die vier Richter der neuen Audiencia und eine große Menge Geistlicher und Heidenbekehrer. Wie wenig diese auch zur Verstärkung seiner Waffen in der Schlacht beitragen mochten, so gab ihre Anwesenheit doch der Sache Ansehen und einen etwas heiligen Charakter, was seinen Eindruck auf die Gemüter der Soldaten nicht verfehlte.

Nun fing das kalte Wetter an, dem milden Einfluß des Frühlings zu weichen, der sich in diesen tropischen, aber wegen ihrer hohen Lage gemäßigten Gegenden zeitig fühlbar macht, und nach einem fast dreimonatlichen erzwungenen Aufenthalt in Andaguayls musterte Gasca seine neuen Mannschaften, um endlich den Marsch nach Cuzco anzutreten. Ihre ganze Anzahl betrug nahe an 2000 Mann, die größte je in Peru versammelt gewesene europäische Streitmacht; fast die Hälfte war mit Feuerwaffen versehen, und in den Gebirgsgegenden, durch die sie hindurch mußten, war Fußvolk von größerem Nutzen als Reiterei. Aber diese war auch zahlreich, und außerdem führte Gasca elf schwere Geschütze mit sich; Ausrüstung und Mannszucht bei den Truppen waren gut, mit Schießbedarf und Kriegsgeräten waren sie wohlversorgt, und

ihre Anführer waren Offiziere, deren Namen sich den denkwürdigsten Taten in der neuen Welt beigesellten; kurz alle, deren wirklicher Vorteil beim Wohl des Landes beteiligt war, fanden sich unter dem Banner des Statthalters, was einen auffallenden Gegensatz zu den wilden und leichtsinnigen Abenteurern bildete, die jetzt die Reihen Pizarros füllten.

Gasca, der von Kriegsangelegenheiten nicht mehr zu verstehen scheinen wollte, als er wirklich verstand, hatte Hinojosa mit der Leitung seiner Streitkräfte beauftragt und den Marschall Alvarado zum zweiten Befehlshaber ernannt. Valdivia, der erst ankam, nachdem diese Anordnungen getroffen waren, nahm die Stelle eines Obersten an, mit der Bedingung, daß er bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rat gefragt und verwendet werden solle. Nachdem der Statthalter seine Anstalten vollständig getroffen hatte, brach er im März 1548 sein Lager ab und setzte sich nach Cuzco in Bewegung.

Das erste Hindernis, daß sich ihm entgegenstellte, war der Fluß Abancay, dessen Brücke vom Feinde abgebrochen worden war; da sich aber am jenseitigen Ufer keine Truppen befanden die sie hätten beunruhigen können, so warf das Heer in kurzer Zeit eine andere Brücke über den Fluß, der an dieser Stelle keine große Schwierigkeit darbot. Der Weg führte nun tief in das Innere des Gebirges, wo Wälder, Abgründe und Bergströme chaotisch miteinander abwechselten, während sich hier und da ein grünes und geschütztes Tal zeigte, das gleich einer grünen Insel mitten aus den wilden Brandungen eines empörten Meeres hervorschimmerte. Die kühnen Spitzen der Andes, die sich hoch über die Wolken erhoben, waren in Schnee gehüllt, der sich tief an ihren Wänden hinabzog und den an der Oberfläche hinstreichenden Winden eine so durchdringende Kälte gab, daß Menschen und Pferde unter ihrem Einfluß erstarrten. Auch waren die Wege in dieser Gegend an einigen Stellen so schmal und gewunden, daß die Reiterei nicht darauf fortkommen konnte. Die Ritter mußten absteigen und der Statthalter legte mit den übrigen zu Fuß die Reise zurück, die so gefährlich war, daß es

selbst in späteren Zeiten nichts Seltenes war, das sicherschreitende Maultier mit seiner Silberladung Tausende von Fußen die steilen Wände eines Abgrundes hinabstürzen zu sehen.

Durch die Bodenschwierigkeiten wurde der Marsch so aufgehalten, daß die Truppen selten mehr als zwei Leguas täglich zurücklegen konnten. Zum Glück war die Entfernung nicht groß, und dem Statthalter machte der Übergang über den Apurimac, dem er sich jetzt näherte, größere Besorgnis; dieser Fluß, einer der gewaltigsten Zuflüsse des Amazonenstromes, wälzt sein Wasser durch die Schlünde der Cordilleren, die auf beiden Seiten wie eine ungeheure Felsmauer emporsteigen und eine natürliche Schranke bilden, die ein Feind leicht gegen eine weit überlegene Macht verteidigen kann. Die Brücken über diesen Fluß waren, wie Gasca schon vor seinem Ausmarsche aus Andaguaylas erfahren hatte, von Pizarro völlig zerstört worden; daher hatte der Statthalter hingeschickt, die Ufer des Flusses zu untersuchen, um zu erforschen, an welcher Stelle die Verbindung mit der gegenüberliegenden Seite am passendsten herzustellen sein würde.

Die dazu gewählte Stelle war nahe bei dem indianischen Dorfe Cotapampa, ungefähr neun Leguas weit von Cuzco, denn der Fluß war wegen einer Verengerung seines Bettes zwar heftig und ungestüm, aber doch kaum 200 Schritt breit, eine freilich noch immer beträchtliche Entfernung. Es war Befehl gegeben, eine große Menge Baustoffe in der Nähe dieser Stelle so bald als möglich herbeizuschaffen, und zugleich hatte man, um den Feind irre zu machen und ihn zur Teilung seiner Streitkräfte zu nötigen, falls er Widerstand leisten wollte, Baustoffe in kleineren Haufen an drei anderen Stellen des Flusses zusammengebracht. Der in der Nähe von Cotapampa aufgestellte Offizier war angewiesen, das Schlagen der Brücke nicht eher zu beginnen, als bis eine hinreichende Truppenzahl angekommen sein würde, um die Arbeit zu beschleunigen und ihren Erfolg zu sichern.

Wir müssen daran erinnern, daß eine jener Hängebrücken geplant war, die ehemals bei den Inkas gebräuchlich waren und deren man sich noch bedient, um die tiefen und unruhigen

Gewässer Südamerikas zu überschreiten. Sie sind aus Weidenruten, zu ungeheuern Tauen geflochten, gemacht, die, wenn man sie über das Wasser geworfen, an schwere Mauerpfeiler oder, wo es passend ist, an natürliche Felsen befestigt werden; alsdann werden Bohlen quer über diese Taue gelegt, und so schafft man sich einen Übergang, der trotz des leichten und gebrechlichen Ansehens der Brücke, da diese sich zuweilen mehrere hundert Fuß hoch über den Abgrund fortschwingt, einen leidlich sichern Übergang für Menschen, und selbst für schwere Lasten, zum Beispiel Geschütze, gewährt.

Trotz Gascas ausdrücklichen Befehls war der mit der Anschaffung der Baustoffe beauftragte Offizier so begierig nach der Ehre, das Werk selbst zu vollenden, daß er es sofort begann. Der Statthalter war sehr aufgebracht, als er dies erfuhr, und beschleunigte seinen Marsch, um die Arbeit mit seiner ganzen Streitmacht zu schützen. Aber während er sich durch das Berglabyrinth wand, erhielt er die Nachricht, daß ein feindlicher Haufe den schon fertigen Teil der Brücke, durch Abschneiden der Taue auf dem jenseitigen Ufer, zerstört habe. Daher eilte Valdivia an der Spitze von 200 Büchsenschützen vorwärts, während das Hauptheer so schnell als möglich nachzufolgen suchte.

An der Stelle angekommen, fand der Offizier, daß die Unterbrechung durch eine kleine Abteilung von Pizarros Leuten, nicht über 20 an der Zahl, unter dem Beistand eines stärkern Indianerhaufens bewirkt worden sei. Er ließ sofort Balsas, breite und schwerfällige Kähne, oder vielmehr Flöße, herbeischaffen, und setzte seine Leute ohne Widerstand auf das jenseitige Ufer über. Der Feind, bestürzt über die Ankunft einer solchen Streitmacht, zog sich zurück und eilte, so schnell als möglich seinen Befehlshaber in Cuzco von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Während der Zeit beeilte Valdivia, der einsah, wie wichtig jeder Augenblick unter den obwaltenden Umständen sei, die Fortsetzung der Arbeit aufs kräftigste. Die ganze Nacht hindurch setzten seine ermüdeten Truppen die Arbeit fort, die schon weit vorgerückt war, als der Statthalter mit seinen Scharen aus den Pässen der Cordilleren hervorkam.

Es wurde den Soldaten nur wenig Zeit zum Rasten gelassen, da alle überzeugt waren, daß der Erfolg ihres Unternehmens von der kurzen Frist abhing, die ihnen der unvorsichtige Feind gelassen hatte. Der Statthalter und seine vornehmsten Offiziere nahmen mit dem gemeinen Soldaten teil an der Arbeit; und noch vor 10 Uhr abends hatte Gasca die Freude, die Brücke so fest zu sehen, daß die vorderen Reihen des Heeres, von ihrem Gepäck befreit, es wagen konnten, hinüberzugehen. Es bedurfte nur kurzer Zeit, um mehrere hundert Mann auf das jenseitige Ufer zu schaffen. Aber hier bot sich eine neue Schwierigkeit, nicht geringer als die des Flusses, den Truppen dar. Der Boden stieg jäh und fast steil vom Flusse auf, bis er in den höchsten Gipfeln eine Höhe von mehreren tausend Fuß erreichte. Diese steile Anhöhe mußte jetzt, wiewohl nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, überstiegen werden. Die Schwierigkeiten des Bodens, der mit Klüften und Wasserrinnen durchschnitten und mit Gestrüpp durchwachsen war, wurden durch die Dunkelheit der Nacht noch gesteigert; und als sich die Soldaten langsam hinaufarbeiteten, ergriff sie eine der Furcht nahe kommende Besorgnis, wegen der Ungewißheit, ob jeder folgende Schritt sie nicht in einen Hinterhalt führte, zu welchem der Boden so geeignet war. Mehr als einmal wurden die Spanier durch einen falschen Lärm erschreckt, daß der Feind ihnen auf den Fersen sei. Aber gleich waren dann Hinojosa und Valdivia bei der Hand, ihre Leute wieder zu sammeln und ihnen Mut zuzusprechen, bis endlich, vor Tagesanbruch, die kühnen Ritter und ihre Leute sich auf der höchsten Spitze, über die der Weg führte, aufstellten, wo sie die Ankunft des Statthalters erwarteten. Diese blieb nicht lange aus, und im Laufe des folgenden Morgens fanden sich die Königlichgesinnten schon in hinreichender Stärke, um dem Feinde Trotz zu bieten.

Der Übergang über den Fluß war mit einem geringern Verlust bewirkt worden, als man bei der Dunkelheit der Nacht und der großen Menge Leute, die den luftigen Weg überschreiten mußten, erwartet hatte. Einige wenige fielen allerdings ins Wasser und ertranken; und mehr als 60 Pferde wurden bei dem Versuch, sie

durch den Fluß schwimmen zu lassen, vom Strome ergriffen und gegen die unteren Felsen geschleudert. Nun war noch Zeit erforderlich, den schweren Geschützzug und die Kriegswagen hinaufzubringen; und der Statthalter schlug in der sichern Stellung, in der sie sich jetzt befanden, ein Lager auf, um diese zu erwarten und die Truppen nach ihren ungewöhnlichen Anstrengungen sich erholen zu lassen. Hier müssen wir ihn verlassen, um den Leser mit dem Zustande der Dinge im Heere der Empörer und mit der Veranlassung zu der auffallenden Schlaffheit im Bewachen der Pässe des Apurimac bekannt zu machen. Pizarro hatte seit seiner Besetzung Cuzcos mitten unter seinen Anhängern in sorgloser Üppigkeit gelebt, wie ein Glückssoldat, wenn es ihm wohlgeht; er genoß die Gegenwart mit so wenig Rücksicht auf die Zukunft, als hätte die Krone von Peru schon unwiderruflich fest auf seinem Haupte gesessen. Anders verhielt es sich mit Carbajal. Er betrachtete den Sieg bei Huarina als den Anfang, nicht als das Ende des Kampfes um die Herrschaft, und unermüdlich setzte er seine Truppen in den besten Stand, um ihren errungenen Vorteil zu behaupten. Bei dem ersten Dämmerungsscheine konnte man den alten Krieger schon auf seinem Maultiere, in der Kleidung und dem ganzen Äußern eines gemeinen Soldaten, in den verschiedenen Gegenden der Hauptstadt umherreiten sehen, wie er die Waffenschmiede beaufsichtigte, für Kriegsvorräte sorgte, oder seine Leute einübte, denn er war stets sorgfältig bemüht, die strengste Mannszucht aufrecht zu halten. Sein rastloser Geist schien nur Vergnügen an fortwährender Tätigkeit zu finden; da er stets im kriegerischen Gewühl zu leben gewohnt war, fand er keinen Genuß an Dingen, die nicht mit Krieg in Verbindung standen, und die Stadt betrachtete er nur als den Sammelort für Bedürfnisse zu einem wohleingerichteten Lager.

Unter dem Einfluß solcher Gesinnungen, war er sehr unzufrieden mit dem Verfahren, das sein jüngerer Anführer beobachtete, der jetzt seine Absicht kundgab, zu bleiben, wo er war, und erst beim Vorrücken des Feindes ihm die Schlacht zu liefern. Carbajal riet zu einer ganz andern Politik. Er hatte, wie es scheint, kein

volles Vertrauen zu der Treue der Anhänger Pizarros, wenigstens nicht derer, die einst dem Banner Centenos gefolgt waren. Diese Leute, etwa 300 an der Zahl, waren gewissermaßen gezwungen gewesen, Dienst unter Pizarro zu nehmen. Sie zeigten kein Herz für die Sache, und der alte Krieger forderte seinen Befehlshaber dringend auf, sie sofort zu entlassen, da es weit besser sei, mit wenigen treuen Anhängern in die Schlacht zu gehen, als mit einem großen Haufen falscher und zaghafter.

Aber Carbajal glaubte auch, daß sein Anführer zu schwach an Mannschaften sei, um es mit seinem von den besten Feldherren Perus unterstützten Gegner aufzunehmen. Er riet daher, Cuzco zu verlassen und den ganzen Schatz, die Vorräte aller Art, die auf irgend eine Weise den Königlichgesinnten dienlich werden könnten, aus der Stadt zu schaffen. Diese würden dann bei ihrer Ankunft die Stadt, wo sie so große Beute zu finden gehofft, arm finden und durch die getäuschte Erwartung des Dienstes überdrüssig werden. Pizarro möge sich unterdessen mit seinen Leuten in die nahegelegenen Wildnisse zurückziehen, wo es ihm, bei seiner Kenntnis des Landes, leicht sein würde, dem Feinde zu entgehen; und falls Gasca, durch Ausreißer an Zahl geschwächt, die Verfolgung beharrlich fortsetzte, so würde es nicht schwer sein, in den Bergpässen eine Gelegenheit zu finden, um ihn mit Vorteil anzugreifen. — Dies war der vorsichtige Rat des alten Kriegers. Aber er behagte dem feurigen Befehlshaber nicht, der lieber das Glück einer Schlacht versuchen, als einem Feinde den Rücken kehren wollte.

Nicht günstiger gestimmt war Pizarro für einen Vorschlag, den ihm der Licentiat Cepeda getan haben soll, nämlich seinen letzten Sieg zu benutzen, um mit Gasca in Unterhandlung zu treten. Ein solcher Rat, von einem Manne ausgehend, der sich noch vor so kurzer Zeit allen Eröffnungen des Statthalters abgeneigt gezeigt, konnte nur aus der Überzeugung entsprungen sein, daß der letzte Sieg Pizarro so vorteilhaft gestellt habe, um weit bessere Bedingungen zu verlangen, als ihm vorher würden bewilligt worden sein. Vielleicht hatten ihn auch die späteren Erfahrungen veran-

laßt, der Treue von Gonzalos Anhängern zu mißtrauen, oder möglicherweise auch der Fähigkeit ihres Anführers, sie aus der gegenwärtigen gefährlichen Lage zu ziehen. Was auch die Beweggründe des schwankenden Ratgebers gewesen sein mögen, Pizarro achtete wenig auf seinen Rat und äußerte selbst einigen Unwillen, als man deshalb weiter in ihn drang. Er war bis jetzt noch aus jedem Kampfe mit Indianern und Europäern, wie groß auch die Ungleichheit der Kräfte gewesen, stets siegreich hervorgegangen. Jetzt wollte er nicht zum ersten Male mutlos sein; und er beschloß in Cuzco zu bleiben und alles auf das Glück einer Schlacht ankommen zu lassen. In dem Wagestück selbst lag ein Reiz für seinen kühnen und ritterlichen Sinn. Hierin wurde er noch bestärkt durch mehrere Ritter, die alle seine Schicksale mit ihm geteilt hatten, leichtsinnige junge Abenteurer, die, wie er selbst, lieber alles auf einen einzigen Würfelwurf wagen, als die vorsichtige und, wie es ihnen schien, zaghafte Politik gewiegterer Ratgeber anzunehmen. Solche Einflüsterungen bestimmten also Pizarros künftiges Verfahren.

So standen die Dinge in Cuzco, als Pizarros Leute mit der Nachricht zurückkehrten, daß eine Abteilung des Feindes über den Apurimac gegangen und mit der Herstellung der Brücke beschäftigt sei. Carbajal sah sofort die unbedingte Notwendigkeit ein, diesen Paß zu behaupten, „Es ist meine Sache", sagte er, „ich nehme diese Aufgabe für mich in Anspruch. Gib mir nur 100 ausgesuchte Leute, und ich will mich anheischig machen, den Paß gegen ein ganzes Heer zu verteidigen und den ‚Kaplan' — unter diesem Namen war der Statthalter im Lager der Empörer bekannt — als Gefangenen nach Cuzco zu bringen." „Vater!" sagte Gonzalo, mit der herzlichen Anrede, die er gegen seinen bejahrten Gefährten zu brauchen pflegte, „ich kann Euch nicht missen, so weit von mir entfernt", und er gab Juan de Acosta den Auftrag, einem ihm treu ergebenen jungen Ritter, der bei mehr als einer Gelegenheit unzweifelhafte Proben seines Mutes abgelegt hatte, dem aber, wie der Erfolg zeigte, die Eigenschaften gänzlich abgingen, die zu einem so bedenklichen Unternehmen

wie das gegenwärtige erforderlich waren. Acosta wurde also an die Spitze von 200 berittenen Büchsenschützen gestellt und machte sich, nachdem ihm Carbajal manchen heilsamen Rat gegeben, zu seinem Zuge auf.

Aber nur zu bald hatte er die Weisungen des alten Kriegers vergessen und bewegte sich so langsam vorwärts, daß, obgleich die Entfernung nicht über neun Leguas betrug, er bei seiner Ankunft, die Brücke fertig und schon eine so große feindliche Schar hinübergegangen fand, daß er sich nicht stark genug fühlte, sie anzugreifen. Acosta hatte allerdings einen nächtlichen Überfall beabsichtigt, aber der Plan war durch einen Ausreißer verraten worden, und er mußte sich mit einem Rückzuge in eine sichere Entfernung begnügen, von wo aus er um Verstärkung nach Cuzco sandte. Es wurden sofort 300 Mann zu seiner Unterstützung abgefertigt, doch als diese eintrafen, hatte sich der Feind schon in seiner ganzen Stärke auf dem Rücken der Anhöhe aufgestellt. Die goldene Gelegenheit war unwiderruflich verloren, und der trostlose Ritter kehrte eiligst zurück, um seinem Befehlshaber in Cuzco das Mißlingen seines Unternehmens zu melden.

Die einzige jetzt zu entscheidende Frage war, den Ort zu bestimmen, wo Gonzalo Pizarro seinen Feinden eine Schlacht liefern sollte. Er faßte sogleich den Entschluß, die Hauptstadt zu verlassen, und seine Gegner im nahegelegenen Tale von Xaquixaguana zu erwarten. Dies lag in einer Entfernung von ungefähr fünf Leguas, und der Leser mag sich daran erinnern, als an den Ort, wo Francisco Pizarro bei seiner ersten Besetzung von Cuzco den peruanischen General Chalcuchima verbrennen ließ. Das von dem hohen Wall der Andes geschützte Tal war größtenteils grün und üppig und bot so manchen malerischen Gesichtspunkt; es war wegen seines angenehmen Klimas ein Lieblingsaufenthalt der indianischen Edelleute gewesen, deren Landhäuser noch hier und da die Wände der Berge schmückten. Ein Fluß oder vielmehr ein Bach von geringer Größe durchströmte den einen Teil dieses umschlossenen Raumes, und der angrenzende Boden war so feucht und sumpfig, daß er fast einem Moraste glich.

Hier langte der aufrührerische Befehlshaber an nach einem beschwerlichen Marsche über Wege, auf denen sich sein Zug schwerer Wagen und Geschütze nur mühsam fortbewegen konnte. Seine Streitkräfte bestanden im ganzen aus etwa 900 Mann und sechs Kanonen; es war eine wohlausgerüstete und trefflich eingeübte Schar aus der Schule des strengsten Offiziers im peruanischen Dienste, aber zu Pizarros Unglück bestand sein Heer, wenigstens teilweise, aus Leuten, auf deren Anhänglichkeit an seine Sache er nicht zuversichtlich rechnen konnte. Dies war ein Mangel, den weder Mut noch Geschicklichkeit des Anführers ersetzen konnte. Bei seinem Eintritt in das Tal wählte Pizarro den östlichen Teil, gegen Cuzco hin, als den günstigsten für sein Lager; es war von dem oben erwähnten Flusse durchströmt, und Pizarro stellte seine Schar dergestallt auf, daß während die eine äußerste Seite des Lagers sich an eine natürliche, von den hier fast senkrecht aufsteigenden Bergspitzen gebildete Schranke lehnte, die andere von dem Flusse beschützt ward. Während es nun kaum möglich war, seine Flanken anzugreifen, war der Zugang von vorn durch diese Hindernisse so eingeengt, daß er von dieser Richtung her nicht durch überlegene Anzahl überwältigt werden konnte; im Rücken blieben seine Verbindungen mit Cuzco offen und boten ihm reichliche Mittel, sich Zufuhren zu verschaffen. Nachdem er sich nun diese starke Stellung gesichert hatte, beschloß er den Angriff des Feindes ruhig abzuwarten.

Unterdessen hatte sich das königliche Heer die steilen Wände der Cordilleren hinaufgearbeitet, bis, zu Ende des dritten Tages, der Statthalter die Freude hatte, sich von seiner ganzen Streitmacht mit ihrem Geschütz und ihren Kriegsvorräten umringt zu sehen. Nachdem seine Leute sich hinreichend erholt hatten, trat er seinen Marsch wieder an und alle gingen mit dem vollsten Vertrauen vorwärts, ihren Streit mit dem Tyrannen, wie Pizarro genannt wurde, zu einem baldigen Ende zu bringen.

Sie konnten, sowie bei ihrem vorherigen Marsche, nur langsam vorwärts kommen, denn der Boden war ebenso schwierig; es währte indes nicht lange, da erfuhr der Statthalter, daß sein

Gegner sein Lager in dem benachbarten Tale von Xaquixaguana aufgeschlagen habe. Bald darauf erschienen zwei von Gonzalo selbst abgeschickte Mönche im Heere, unter dem Vorwande, die Einsicht der Vollmacht zu verlangen, mit der Gasca bekleidet sei; aber da ihr Benehmen Grund zu dem Verdachte gab, daß sie Kundschafter seien, ließ der Statthalter die heiligen Männer festnehmen und schlug ihnen die Erlaubnis ab, zu Pizarro zurückzukehren. Durch einen von ihm selbst an den empörerischen Anführer abgefertigten Abgeordneten erneuerte er die schon erteilte Versicherung der Begnadigung für den Fall, daß er die Waffen niederlege und sich unterwerfe. Eine so großmütige Handlung nach schon so weit vorgerückten Anstalten gereicht, wie man gestehen muß, Gasca zur großen Ehre, da er doch wahrscheinlich das Spiel schon als gewonnen betrachtete.

Nach einigen Tagemärschen stieß die Vorhut der Königlichen plötzlich auf die Vorposten der Empörer, vor deren Blicken sie ein dichter Nebel verborgen gehalten hatte, und es entspann sich ein leichtes Scharmützel zwischen ihnen. Endlich am Morgen des 8. April, als das königliche Heer den Kamm der hohen Gebirgskette überschritten hatte, die das liebliche Tal von Xaquixaguana umgürtet, erblickte es unten auf der entgegengesetzten Seite die schimmernden Reihen des Feindes, die mit ihren weißen Zelten das Ansehen von Schwärmen wilder Vögel hatten, die sich zwischen den Bergklippen eingenistet; und in noch weiterer Ferne war ein Schwarm indianischer Krieger in ihrer buntfarbigen Kleidung zu bemerken, denn die Eingeborenen in diesem Teile des Landes bezeigten, mit geringer Erkenntnis ihres wahren Vorteils, großen Eifer für die Sache Pizarros.

In beschleunigtem Schritt stieg das königliche Heer nun eiligst die steilen Abhänge der Sierra hinab, und trotz aller Mühe ihrer Offiziere bewegten sie sich in so geringer Ordnung, indem jeder einzelne sich den bestmöglichsten Weg suchte, daß ihre aufgelösten Scharen dem Feinde so manchen verwundbaren Punkt darboten; das Hinabsteigen würde nicht ohne bedeutenden Verlust vonstatten gegangen sein, wenn Pizarros Geschütz an einer der günstigen

Stellen, die der Boden darbot, aufgepflanzt gewesen wäre. Aber, weit entfernt dem Herannahen des Statthalters Einhalt zu tun, blieb Pizarro eigensinnigerweise in der festen Stellung, die er eingenommen hatte, mit der Zuversicht, daß seine Gegner nicht zaudern würden, sie, trotz ihrer Stärke, auf dieselbe Art anzugreifen, wie sie es bei Huarina getan.

Er unterließ jedoch nicht, durch eine Abteilung Büchsenschützen sich einer benachbarten Anhöhe eines Vorsprungs der Cordilleren zu versichern, die in den Händen des Feindes sein Lager hätte beunruhigen können, und die zugleich den Boden, den die Angreifenden bald besetzen würden, noch wirksamer beherrschte. Aber Hinojosa merkte sein Vorhaben; und er vereitelte es durch die Absendung einer stärkeren Abteilung der königlichen Büchsenschützen, welche die Rebellen zurücktrieben und nach einem kurzen Scharmützel sich in den Besitz der Höhen setzten. Gascas General benutzte diesen Erfolg, um einen kleinen Geschützstand auf der Anhöhe aufzupflanzen, von wo aus, obgleich die Entfernung zu weit war, um großen Schaden zu tun, er einige Schüsse in das feindliche Lager abfeuerte. Eine Kugel streckte in der Tat zwei Leute nieder, von denen einer Pizarros Edelknabe war, und tötete zugleich ein Pferd, das dieser am Zügel hielt; und augenblicklich ließ der Anführer die Zelte abbrechen, weil sie dem Geschütz einen zu sehr in die Augen fallenden Zielpunkt boten.

Unterdes waren des Statthalters Truppen in das Tal hinabgestiegen und wurden, als sie auf der Ebene angelangt, von ihren Offizieren in Reih und Glied gestellt. Der von dem Heere eingenommene Boden war etwas niedriger als der des Feindes, dessen von Zeit zu Zeit abgefeuerte Kanonenschüsse ihnen über die Köpfe fortgingen. Nun brachte ein Überläufer, einer von Centenos früheren Anhängern, die Nachricht, daß Pizarro sich zu einem nächtlichen Angriff vorbereite. Daher befahl der Statthalter seiner ganzen Streitmacht, sich in Schlachtordnung aufzustellen und jeden Augenblick bereit zu sein, den Angriff abzuschlagen. Aber wenn dies wirklich die Absicht des empörerischen Führers gewesen war, so hatte er sie doch aufgegeben, und zwar, wie man sagt, aus

Mißtrauen gegen die Treue eines Teiles seiner Truppen, die, wie er fürchtete, unter dem Schutze der Finsternis, zu dem Feinde übergehen könnten. Wenn dies wahr ist, so muß er die ganze Stärke von Carbajals Warnung empfunden haben, als es zu spät war, sie zu benutzen. Der Unglückliche befand sich in der Lage eines kühnen feurigen Ritters, der auf einem Kampfroß in die Schlacht reitet, das bei jedem Schritt aus Schwäche unter ihm zusammenzubrechen und ihn der Willkür seiner Feinde zu überlassen droht.

Die Truppen des Statthalters standen den größten Teil der Nacht unter Waffen, obgleich der von den Bergen her wehende Wind so heftig war, daß sie Mühe hatten, ihre Lanzen in den Händen zu behalten. Aber schon ehe die aufgehende Sonne die höchsten Spitzen der Sierra mit ihrem Glanze erleuchtete, waren beide Lager in Bewegung und mit den Anstalten zum Kampf beschäftigt. Das königliche Heer war in zwei Abteilungen Fußvolk geteilt, deren eine den Feind von vorne und die andere, womöglich, in den Flanken angreifen sollte. Diese Schlachthaufen wurden von zwei Reiterscharen auf den Flügeln und im Rücken gedeckt, während noch eine Reserve, bestehend aus Reiterei und Büchsenschützen, in Bereitschaft stand, um nach Erfordernis in Tätigkeit zu treten. Die Anordnungen waren so meisterhaft getroffen, daß sie den alten Carbajal zu dem kräftigen Lobe veranlaßten: „Entweder der Teufel oder Valdivia muß bei ihnen sein!" Unleugbar eine große Ehre für den letzteren, da Carbajal nicht wußte, daß derselbe im Lager sei. Gasca überließ die Leitung der Schlacht seinen Offizieren und zog sich mit seinem Gefolge von Geistlichen und Licentiaten in die Nachhut zurück, da sie nicht den Ehrgeiz ihres empörerischen Genossen Cepeda teilten, eine Lanze mit dem Feinde zu brechen.

Gonzalo bildete seine Schar auf die nämliche Weise, wie er es auf den Ebenen von Huarina getan; ausgenommen daß die vermehrte Zahl seiner Reiterei es ihm möglich machte, beide Flanken seines Fußvolkes zu decken. Doch waren es noch immer seine Feuerwaffen, auf die er sich hauptsächlich verließ. Als die Reihen

geordnet waren, ritt er an ihnen entlang und ermunterte seine Leute, ihre Schuldigkeit als tapfere Ritter und als wahre Eroberungskrieger zu tun. Pizarro war, wie gewöhnlich, glänzend bewaffnet und trug eine vollständige Rüstung von der schönsten Arbeit, die ebenso wie sein Helm reich mit Gold ausgelegt war. Er ritt ein kastanienbraunes, sehr kräftiges und mutiges Pferd, und wie er die Linie entlang galoppierte, seine Lanze schwingend und seine geschickte Reitkunst zeigend, mochte er wohl als eine Verkörperung des Rittertums erscheinen. Zur Vervollständigung seiner Anordnungen bestimmte er Cepeda zum Führer des Fußvolkes; denn der Licentiat scheint seit kurzem, oder wenigstens bei den gegenwärtigen kriegerischen Maßregeln, einen größern Anteil an der Leitung seiner Angelegenheiten gehabt zu haben als Carbajal. Dieser lehnte in der Tat, sei es aus Unzufriedenheit mit dem von seinem Anführer eingeschlagenen Verfahren oder aus einem, wie man sagt, ganz unverhohlenem Mißtrauen gegen den Erfolg der gegenwärtigen Unternehmungen, jede Verantwortlichkeit von sich ab, und wollte lieber als einfacher Ritter denn als Befehlshaber dienen. Doch gewahrte Cepeda, wie der Erfolg zeigte, mit nicht geringem Scharfblick das nahende Verderben.

Als er seine Befehle von Pizarro erhalten hatte, ritt er vorwärts, als wollte er den von seinen Truppen zu besetzenden Boden auswählen, und bei dieser Gelegenheit verschwand er auf einige Augenblicke hinter einem vorspringenden Felsen. Bald kam er indes wieder zum Vorschein und man sah ihn in voller Eile über die Ebene hinjagen. Seine Leute sahen dies zwar mit Verwunderung, aber doch ohne Mißtrauen über seine Absichten, bis er seinen Lauf unmittelbar nach den feindlichen Linien zu fortsetzte, da dann der Verrat offenbar ward. Einige jagten fort, um ihn einzuholen, und unter ihnen ein Ritter, der ein besseres Pferd hatte als Cepeda. Dieser ritt ein Pferd von geringer Stärke und Schnelligkeit, das zu diesem bedenklichen Vorhaben seines Besitzers keineswegs geeignet war. Überdies war das Tier von dem Gewicht des reichen Zaumzeuges belästigt, womit sein ehrgeiziger Reiter es beladen hatte, so daß, als er auf ein Stück sumpfigen Bodens kam,

das zwischen beiden Heeren lag, er nur langsam vorwärts konnte. Cepedas Verfolger näherten sich ihm immer mehr, und der oben erwähnte Ritter kam ihm endlich so nahe, daß er nach dem Flüchtlinge eine Lanze werfen konnte, die ihn an der Lende verwundete, und seinem Pferde in die Seite drang, so daß beide zu Boden stürzten. Es würde dem Licentiaten bei dieser Gelegenheit übel ergangen sein, wäre nicht ein kleiner Reitertrupp von jenseits, der das Treiben beobachtet hatte, rasch zu Hilfe geeilt; dieser trieb die Verfolger zurück, befreite Cepeda aus dem Sumpfe und trug ihn in das Hauptquartier des Statthalters.

Gasca empfing ihn mit der größten Freude und erkannte den ganzen Wert seines Fanges und die Wirkung, die sein Übertritt zu einer solchen Zeit auf den Geist der Empörer ausüben müsse. Das seiner eigenen Partei so unerwartete Beginnen Cepedas war das Ergebnis reiflicher Überlegung, da er den damals im königlichen Lager anwesenden Prior von Arequipa, wie man sagt, im geheimen zugesichert hatte, daß, wenn Gonzalo Pizarro nicht vermocht werden könne, die ihm angebotene Begnadigung anzunehmen, er sich von seiner Sache loslösen würde. Die von dem schlauen Ratgeber zur Ausführung seines Vorhabens gewählte Zeit war die unheilvollste für seinen Befehlshaber.

Das Beispiel Cepedas war ansteckend. Garcilasso de la Vega, der Vater des Geschichtsschreibers, ein Ritter von alter Familie und wahrscheinlich von höherem Ansehen als irgend einer von Pizarros Partei, gab gleichzeitig mit dem Licentiaten seinem Pferde die Sporen und ritt zum Feinde über. Zehn oder zwölf Büchsenschützen folgten in derselben Richtung, und es gelang ihnen, sich unter den Schutz der vorgeschobenen Wache der Königlichgesinnten zu begeben.

Pizarro war wie versteinert über die Abtrünnigkeit derer, auf die er in einer so bedenklichen Lage am meisten gerechnet hatte. Er war einen Augenblick wie betäubt. Der Boden, auf dem er stand, schien unter ihm einzusinken. Bei solchen Gesinnungen unter seinen Soldaten sah er wohl ein, daß jede Minute der Zögerung ihm Verderben bringen müsse. Er wagte es nicht, den Angriff in

seiner starken Stellung abzuwarten, wie es seine Absicht war, sondern gab sofort den Befehl, vorzurücken. Als Gascas General, Hinojosa, den Feind in Bewegung sah, gab er seinen Truppen den gleichen Befehl. Augenblicklich gingen die Plänkler und Büchsenschützen auf den Flanken rasch vorwärts, das Geschütz schickte sich an, sein Feuer zu eröffnen, und „das ganze Heer", sagt der Statthalter in seinem eigenen Bericht über das Treffen, „rückte festen Trittes und mit voller Entschlossenheit vor".

Aber noch ehe der erste Schuß abgefeuert war, verließ eine hauptsächlich aus Centenos Anhängern bestehende Schar Büchsenschützen ihren Posten und ging unmittelbar zum Feinde über. Eine ihnen nachgeschickte Reiterschwadron folgte ihrem Beispiele. Augenblicklich befahl nun der Statthalter seinen Leuten halt zu machen, da er nicht unnötig Blut vergießen wollte, indem es schien, als wollte das Heer der Empörer sich von selbst auflösen. Pizarros getreue Anhänger wurden von Schreck ergriffen, als sie sich und ihren Anführer so an den Feind verraten sahen. Einige warfen ihre Waffen fort und flohen in der Richtung nach Cuzco. Andere suchten in das Gebirge zu entkommen; noch andere gingen ebenfalls über und stellten sich als Gefangene in der Hoffnung, es sei noch nicht zu spät, das Versprechen der Begnadigung für sich in Anspruch zu nehmen. Die indianischen Verbündeten waren, als sie die Spanier wanken sahen, die ersten, die das Feld räumten. Mitten in diesem allgemeinen Schiffbruch fand sich Pizarro allein mit nur wenigen Rittern, die es verschmäht hatten, zu entfliehen. Betäubt durch den unerwarteten Wechsel seines Schicksals, konnte der unglückliche Anführer kaum seine Lage begreifen. „Was bleibt uns übrig?" sagte er zu Acosta, einem von denen, die ihm noch treu geblieben waren. „Über den Feind herfallen, da kein anderer Ausweg ist", antwortete der löwenherzige Krieger, „und sterben wie Römer!" „Besser ist es wie Christen zu sterben", erwiderte der Befehlshaber; und indem er sein Pferd langsam wendete, ritt er in der Richtung nach dem königlichen Heere davon. Er war noch nicht weit gekommen, als ein Offizier ihm entgegentrat, dem er, nachdem er sich über seinen Namen und

Rang Gewißheit verschafft, sein Schwert überreichte und sich als Gefangenen übergab. Hocherfreut über seinen Fang, führte ihn der Offizier sofort in des Statthalters Hauptquartier. Gasca war gerade zu Pferde, umgeben von seinen Hauptleuten, von welchen einige, als sie den Gefangenen erkannten, die Zartheit hatten, sich zurückzuziehen, um nicht Zeuge seiner Demütigung zu sein. Ja, die besten unter ihnen, die einen Sinn für Rechtlichkeit hatten, mögen wohl bei dem Gedanken eine Regung von Zerknirschung empfunden haben, daß ihre Abtrünnigkeit ihren Wohltäter in diese Lage versetzt habe.

Pizarro blieb zu Pferde sitzen; aber als er näher kam, machte er dem Statthalter eine achtungsvolle Verbeugung, die dieser mit einem kalten Gruße erwiderte. Darauf redete er seinen Gefangenen in einem strengen Tone an und fragte kurz — „Warum er das Land in solche Verwirrung gestürzt habe, indem er das Banner des Aufruhrs erhoben, den Vizekönig getötet, die Regierung an sich gerissen und die Anerbietung der Gnade, die ihm wiederholt gemacht worden, hartnäckig ausgeschlagen?"

Gonzalo versuchte sich dadurch zu rechtfertigen, daß er das Geschick des Vizekönigs seinem schlechten Benehmen, und seine eigene Gewaltsanmaßung, wie man es nenne, der freien Wahl des Volkes sowie der der königlichen Audiencia beimaß. „Meine Familie war es", sagte er, „die das Land eroberte, und als deren Vertreter hier fühlte ich, daß ich ein Recht auf die Statthalterschaft habe." Darauf erwiderte Gasca in einem noch strengeren Tone: „Es ist wahr, daß Euer Bruder das Land erobert hat, und dafür hat der Kaiser geruht, ihn und Euch aus dem Staube zu erheben. Er lebte und starb als ein treuer und ergebener Untertan; und dies macht Eure Undankbarkeit gegen Euren Herrscher nur noch gehässiger." Als nun der Gefangene darauf etwas zu erwidern im Begriff war, brach der Statthalter die Unterredung kurz ab und ließ ihn in ein sicheres Gewahrsam bringen. Er ward Centeno übergeben, der diesen Auftrag sich erbeten hatte, nicht aus dem unwürdigen Wunsche, seine Rache zu befriedigen — denn er scheint ein edles Gemüt gehabt zu haben — sondern in der

ehrenvollen Absicht, etwas zur Erleichterung des Loses des Gefangenen beitragen zu können. Obgleich nun Pizarro durch diesen Offizier in strengem Gewahrsam gehalten wurde, so ward er doch mit aller seinem Range gebührenden Rücksicht behandelt, und ihm von seinem Aufseher jeder Genuß gestattet, ausgenommen seine Freiheit.

In diesem allgemeinen Schiffbruch ihres Glückes erging es Francisco de Carbajal nicht besser als seinem Anführer. Als er die Soldaten ihren Posten verlassen und einen nach dem andern zum Feinde übergehen sah, summte er ruhig die Worte seiner alten Lieblingsballade:

„Der Wind weht mir die Haare vom Kopf, Mutter!"

Aber als er das Schlachtfeld fast leer und seine mutigen Anhänger gleich einer Rauchwolke verschwunden sah, da fühlte er, daß es Zeit sei, für seine eigene Sicherheit zu sorgen. Er wußte, daß für ihn keine Gnade zu hoffen sei; er gab seinem Pferde die Sporen und begab sich in möglichster Eile auf die Flucht. Er setzte über den Strom, der, wie schon erwähnt, nahe beim Lager vorbeifloß, aber als er das jenseitige Ufer erstieg, das steil und steinig war, glitt sein etwas altes und vom Gewicht seines großen und beleibten Reiters bedrücktes Pferd aus und fiel mit ihm ins Wasser. Ehe er sich wieder aufraffen konnte, ward er von einigen seiner eigenen Leute ergriffen, die durch einen solchen Fang ihren Frieden mit dem Sieger zu machen hofften und mit ihm nach dem Quartier des Statthalters eilten.

Der Zug wurde bald durch eine Anzahl Gemeiner aus dem königlichen Heere vergrößert, von denen einige noch alte Rechnungen mit dem Gefangenen abzumachen hatten; nicht zufrieden, ihn mit Vorwürfen und Verwünschungen zu überschütten, drohten sie jetzt, sich tätlich an ihm zu vergreifen, was Carbajal, weit entfernt, sich dagegen zu wehren, vielmehr herbeizuwünschen schien, als ein schnelleres Mittel, sein Leben loszuwerden. Als er sich dem Lager des Statthalters nahte, schalt der anwesende Centeno den unordentlichen Pöbelhaufen und nötigte ihn, Platz zu machen. Carbajal fragte bei diesem Anblick in einem ehrerbieti-

gen Tone, wem er diesen freundlichen Schutz verdanke; worauf sein ehemaliger Gefährte erwiderte: „Kennt Ihr mich nicht? — Diego Centeno!“ „Ich bitte um Verzeihung“, sagte der alte Krieger, spöttischerweise auf seine Flucht in den Charcas und seine Niederlage bei Huarina anspielend, „es ist schon so lange her, daß ich von Euch etwas anderes als Euern Rücken sah, daß ich Euer Gesicht vergessen hatte!“

Im Gefolge des Statthalters befand sich der kriegerische Bischof von Cuzco, der, wie man sich erinnern wird, an der unglücklichen Niederlage Centenos teilgenommen hatte. Sein Bruder war auf seiner Flucht vom Schlachtfelde von Carbajal ergriffen und durch diesen wilden Anführer augenblicklich aufgeknüpft worden, der, wie wir mehr als einmal zu erfahren Gelegenheit hatten, sich nicht viel aus Menschenleben machte. Der Bischof machte ihm jetzt Vorwürfe über die Ermordung seines Bruders und war, aufgebracht durch seine kalten Erwiderungen, unedel genug, dem Gefangenen ins Gesicht zu schlagen. Carbajal machte gar keinen Versuch zur Widersetzlichkeit, erwiderte auch kein Wort auf die ihm von Gasca vorgelegten Fragen, sondern blickte stolz rings im Kreise umher und beobachtete ein verächtliches Stillschweigen. Da der Statthalter sah, daß aus seinem Gefangenen nichts weiter herauszubringen sei, ließ er ihn, sowie Acosta und die anderen Ritter, die sich ergeben hatten, in strenges Verwahrsam bringen, bis ihr Schicksal entschieden sein würde.

Gascas nächste Sorge war nun, einen Offizier nach Cuzco zu senden, um seine Anhänger von Ausschweifungen infolge des letzten Sieges abzuhalten, — wenn man das einen Sieg nennen konnte, wo nicht ein Schlag gefallen war. Alles den Besiegten gehörende, ihre Zelte, Waffen, ihr Schießbedarf und ihre Kriegsvorräte, wurde Eigentum der Sieger. Ihr Lager war reichlich mit Lebensmitteln versehen, was den königlichen Truppen gut zustatten kam, die ihre eigenen Vorräte schon fast ganz verzehrt hatten. Auch an edeln Metallen und an Geld fanden sie eine beträchtliche Beute; denn viele von Pizarros Leuten nahmen, was in diesen unruhigen Zeiten nichts Ungewöhnliches war, ihr ganzes

irdisches Besitztum mit in den Krieg, da sie keinen sichern Ort wußten, um es aufzubewahren. Man erzählt eine Anekdote von einem von Gascas Soldaten, der, als er ein Maultier, mit einem großen Paket auf dem Rücken, über das Feld laufen sah, das Tier festhielt und es bestieg, nachdem er dessen Ladung, die er für Waffengerät oder sonst etwas Wertloses gehalten, weggeworfen hatte. Ein anderer schlauerer Soldat hob das Paket, als seinen Beuteanteil, auf und fand darin mehrere tausend Stück Dukaten. Das war Kriegsglück.

Auf diese Weise endete die Schlacht oder vielmehr Flucht von Xaquixaguana. Die Anzahl der Getöteten und Verwundeten — denn nur wenige fanden ihren Tod bei der Verfolgung — war, den meisten Berichten zufolge, nicht groß und betrug etwa 15 Tote auf seiten der Empörer, und nur einen auf der der Königlichgesinnten! und diesen einen durch Unvorsichtigkeit eines Gefährten. Niemals hat es einen wohlfeileren Sieg gegeben; nie eine so unblutige Beendigung einer wilden und blutigen Empörung! Er wurde nicht so sehr durch die Stärke des Siegers als durch die Schwäche der Besiegten errungen. Sie fielen von selbst zusammen, weil sie auf keinem sichern Boden standen. Der nicht durch das Bewußtsein des Rechts gestärkte Arm wurde kraftlos in der Stunde der Schlacht. Besser ist es, daß sie einer moralischen Kraft unterlagen als der rohen Gewalt der Waffen. Ein solcher Sieg stand mehr in Einklang mit dem milden Charakter des Siegers und seiner Sache. Es war der Sieg der Ordnung; die beste Huldigung für Gesetz und Gerechtigkeit.

VIERTES HAUPTSTÜCK

Carbajals Hinrichtung / Gonzalo Pizarro wird enthauptet / Siegesbeute / Gascas weise Anordnungen / Er kehrt nach Spanien zurück / Sein Tod und Charakter

1548—1550

Jetzt wurde es nötig, über das Schicksal der Gefangenen zu entscheiden; Alonso de Alvarado und der Licentiat Cianca, ein Mitglied der neuen königlichen Audiencia, wurden angewiesen den Prozeß einzuleiten. Dies bedurfte keiner langen Zeit. Die Schuld der Gefangenen war zu offenbar, da man sie mit den Waffen in der Hand gefangen genommen hatte. Sie wurden alle zum Tode verurteilt und ihre Güter zum Besten der Krone in Beschlag genommen. Gonzalo Pizarro sollte enthauptet und Carbajal gevierteilt werden. Es ward ihm kein Erbarmen, da er keines für andere gehabt hatte. Man sprach von Aufschieben der Hinrichtung bis zur Ankunft der Truppen in Cuzco; aber die Furcht vor Unruhen von seiten der Anhänger Pizarros bestimmte den Statthalter, die Hinrichtung am folgenden Tage auf dem Schlachtfelde stattfinden zu lassen. Als Carbajal sein Urteil mitgeteilt wurde, hörte er es mit seiner gewöhnlichen Ruhe an. „Sie können mich bloß töten", sagte er, als ob er die Sache schon reiflich überlegt hätte. Den Tag über kamen viele, um ihn in seinem Gefängnisse zu sehen; einige, um ihm seine Grausamkeiten vorzuwerfen; aber die meisten aus Neugier, um den wilden Kriegsmann zu sehen, der seinen Namen im ganzen Lande so furchtbar gemacht hatte. Er zeigte sich nicht abgeneigt, mit ihnen zu reden, doch geschah es in solchen Ausfällen beißender Laune, in der er sich auf Unkosten seiner Zuhörer gehen zu lassen pflegte. Unter diesen Besuchen war auch ein nicht angesehener Ritter, dessen Leben, wie es scheint, Carbajal früher, als er in seiner Gewalt war, geschont hatte. Dieser drückte dem Gefangenen den dringenden Wunsch aus, ihm nützlich sein zu können; und als er seine Beteuerungen wiederholte, brach sie Carbajal kurz mit der Frage ab: „Welchen

Dienst könnt Ihr mir leisten? Könnt Ihr mich in Freiheit setzen? Wenn Ihr dies nicht könnt, so könnt Ihr gar nichts. Wenn ich, wie Ihr sagt, Euer Leben schonte, so geschah es wahrscheinlich deshalb, weil ich es nicht der Mühe wert hielt, es Euch zu nehmen."

Einige Frommgesinnte drangen in ihn, sich einen Geistlichen kommen zu lassen, wenn es auch nur wäre, um sein Gewissen zu entlasten, ehe er aus der Welt gehe. „Aber wozu würde das nützen?" fragte Carbajal. „Es lastet nichts schwer auf meinem Gewissen, es sei denn ein halber Real, den ich einem Krämer in Sevilla schuldig geblieben, und den ich zu bezahlen vergaß, ehe ich das Land verließ". Er ward auf einer Schleife oder vielmehr in einem von zwei Maultieren gezogenen Korbe nach dem Richtplatze geschleppt. Es wurden ihm die Arme gefesselt, und da man seine starke Körpermasse in dies erbärmliche Fuhrwerk zwängte, rief er aus: „Es gibt, wie es scheint, Wiegen für kleine Kinder und auch eine für einen alten Mann". So sehr er sich auch gegen einen Beichtiger gesträubt hatte, so begleiteten ihn doch mehrere Geistliche auf seinem Wege nach dem Galgen; und einer drang in ihn, doch ein Zeichen der Buße in dieser Stunde zu geben, sei es auch nur durch Nachsprechen des Pater Noster und Ave Maria. Um die Zudringlichkeit der Geistlichen loszuwerden, sprach er gleichgültig die Worte „Pater Noster, Ave Maria!" nach. Darauf beobachtete er ein hartnäckiges Schweigen. Er starb, wie er lebte, mit einem Scherz oder vielmehr einem Spott auf den Lippen.

Francisco de Carbajal war einer der merkwürdigsten Charakter dieser dunkeln, unruhigen Zeiten; um so merkwürdiger wegen seines hohen Alters, denn zur Zeit seines Todes war er im 84. Jahre — ein Alter, wo die Körperkräfte und zum Glück auch die Leidenschaften schon gewöhnlich abgestumpft sind. Aber das Feuer der Jugend glühte heftig und unauslöschlich in Carbajals Brust.

Die Zeit seiner Geburt führt uns gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vor die Zeit Ferdinands und Isabellas zurück. Er war von niedriger Herkunft, und soll, wie man sagt, in Arevalo ge-

boren sein. Vierzig Jahre lang diente er in den italienischen Kriegen unter den berühmtesten damaligen Feldherren Gonsalvo de Cordova, Navarro und den Colonnas. In der Schlacht von Ravenna war er Fahnenträger; war Zeuge von der Gefangennehmung Franz I. in Pavia; und folgte dem Banner des unglückseligen Bourbon bei der Plünderung von Rom. Er erhielt bei dieser Gelegenheit kein Gold als Beuteanteil, sondern nur die Papiere aus der Kanzlei eines Notars, die der schlaue Carbajal für Goldeswert erachtete, was sich auch als richtig erwies; denn der Notar zeigte sich bereit, sie zu einem Preise einzulösen, wodurch der Abenteurer die Mittel erhielt, übers Meer nach Mexiko zu gehen und sein Glück in der neuen Welt zu versuchen. Bei dem Aufstande der Peruaner wurde er Francisco Pizarro zu Hilfe gesandt, und dieser belohnte ihn dafür durch einen Landbesitz in Cuzco. Hier blieb er mehrere Jahre eifrig mit der Vergrößerung seines Vermögens beschäftigt; denn Gewinnsucht war seine herrschende Leidenschaft. Bei der Ankunft Vacas de Castro finden wir ihn unter dem königlichen Banner dienend, und beim Ausbruch der großen Empörung unter Gonzalo Pizarro setzte er seine Besitzungen in Geld um, in der Absicht, nach Castilien zurückzukehren. Er schien ein Vorgefühl zu haben, daß es verderblich für ihn sein würde, wenn er blieb, wo er war. Aber obgleich er sich alle Mühe gab, Peru zu verlassen, so gelang es ihm doch nicht, denn der Vizekönig hatte auf die Schiffe Beschlag gelegt. Er blieb daher im Lande und nahm, wie wir gesehen haben, obgleich mit Widerstreben, Dienst unter Pizarro. Es war sein Verhängnis. Das stürmische Leben, in das er nun eintrat, weckte alle in seiner Seele vielleicht ihm selbst unbewußt schlummernden Leidenschaften: Grausamkeit, Habsucht, Rachgier. Zu ihrer Befriedigung fand er in dem Kriege mit seinen Landsleuten hinreichende Gelegenheit; denn der Bürgerkrieg ist bekanntlich der blutigste und roheste von allen. Die Scheußlichkeiten, die man von Carbajal in seiner neuen Laufbahn erzählt, und die Zahl seiner Schlachtopfer sind kaum glaublich. Zur Ehre der Menschheit wollen wir glauben, daß die Erzählungen davon

übertrieben sind; aber daß er überhaupt dazu Veranlassung gegeben hat, ist hinreichend, um seinen Namen der Schmach zu weihen. Er soll sich sogar das teufliche Vergnügen gemacht haben, sich an den Leiden seiner Opfer zu weiden und sich schreckliche Späße bei der Hinrichtung selbst zu erlauben, die sie die Bitterkeit des Todes noch härter empfinden ließen. Er hatte eine scherzhafte Laune, der er bei jeder Gelegenheit freien Lauf ließ. Viele seiner Einfälle erhielten sich im Gedächtnis des Kriegsvolkes; aber sie sind größtenteils von schmutziger, widerwärtiger Art, aus einem Gemüt entsprossen, das mit der schwachen, verderbten Seite der Menschheit vertraut ist und jeder andern mißtraut. Er hatte für alles einen Scherz in Bereitschaft — für das Unglück anderer und für sein eigenes. Er betrachtete das Leben wie eine Posse — obgleich er es nur zu oft zum Trauerspiel machte.

Eine Tugend muß man Carbajal zugestehen: die der Treue gegen seine Partei. Deshalb hatte er auch um so weniger Nachsicht mit der Treulosigkeit anderer. Man weiß nicht, daß er jemals mit einem Abtrünnigen Erbarmen gehabt hätte. Diese unerschütterliche Treue, wenn auch für eine schlechte Sache, kann ein der Achtung ähnliches Gefühl da hervorrufen, wo Treue etwas so Seltenes war. Als Kriegsmann nimmt Carbajal einen hohen Rang unter den Soldaten der neuen Welt ein. Er war streng, sogar hart in der Handhabung der Kriegszucht, weshalb er auch von seinen Untergebenen nicht sonderlich geliebt wurde. Ob er die zur Leitung eines Krieges in ausgedehntem Maßstabe erforderlichen Geistesgaben besaß, muß bezweifelt werden; aber in den Kunstgriffen und Anordnungen eines Guerillakrieges hatte er nicht seinesgleichen. Rasch, tätig und beharrlich, war er unempfindlich gegen Gefahr und Ermüdung, und selbst wenn er tagelang nicht vom Sattel gekommen war, legte er wenig Wert auf die Bequemlichkeit eines Bettes. Er kannte jeden Bergpaß genau, und bei seinen Raubzügen zeigte er einen so großen Scharfblick und es standen ihm so viel Hilfsquellen zu Gebote, daß der Glaube entstand, er habe einen Kobold zur Seite. Bei einem so ungewöhnlichen Charakter, bei Kräften, die so weit über die der Menschheit gewöhnlich zu-

gemessene Zeit hin ausdauerten, und bei so heftigen Leidenschaften in einem am Rande des Grabes wankenden Manne war es nicht zu verwundern, daß viele fabelhafte Geschichten über ihn verbreitet wurden, und daß Carbajal mit geheimnisvollen Schrecken, als eine Art von überirdischem Wesen — als der Dämon der Andes, umkleidet war.

Ganz anders waren die Umstände, welche Gonzalo Pizarros letzte Stunden begleiteten. Auf sein Verlangen war es niemandem gestattet, ihn in seinem Gefängnis zu besuchen. Man hörte, wie er den größten Teil des Tages in seinem Zelte auf und ab ging; als die Nacht eintrat, und nachdem er durch Centeno sicher gehört, daß seine Hinrichtung auf den folgenden Mittag bestimmt sei, legte er sich zur Ruhe. Er schlief indes nicht lange, stand bald wieder auf und fuhr fort, wie in Gedanken vertieft, bis zum Morgengrauen in seinem Gemach umherzugehen; alsdann sandte er nach einem Beichtiger und behielt ihn bis nach der Mittagsstunde bei sich, während welcher Zeit er wenig oder nichts zu sich nahm. Die Gerichtsbeamten wurden ungeduldig; aber ihr Drängen wurde ihnen von den Soldaten ernstlich untersagt, denn viele, die unter Gonzalos Banner gedient hatten, waren von Mitleid mit seinem Schicksal ergriffen.

Auf seinem Wege zur Hinrichtung zeigte Pizarro dieselbe Prachtliebe wie in glücklicheren Tagen. Über seinem Wams trug er einen prächtigen Mantel von gelbem, mit Gold gesticktem Sammet, auf dem Kopfe eine ebensolche, reich in Gold verzierte Mütze. In diesem glänzenden Anzuge bestieg er sein Maultier, und sein Urteil wurde dahin gemildert, daß man ihm die Arme ungefesselt ließ. Er war von einer guten Anzahl Priester und Mönche begleitet, die das Kruzifix vor ihm hertrugen, während er das Bild der heiligen Jungfrau in der Hand hielt. Diese war stets für Pizarro ein besonderer Gegenstand der Verehrung gewesen, so sehr, daß in den Tagen seines Glücks die, welche ihn am besten kannten, wenn sie ein Anliegen an ihn hatten, nicht unterließen, es im Namen der Jungfrau Maria vorzubringen.

Pizarro drückte seine Lippen oft auf das Sinnbild seiner Gott-

heit, während sein Auge mit offenbarer Andacht an dem Kruzifix geheftet war und alle Gegenstände ringsumher unbeachtet ließ. An dem Todesgerüst angelangt, bestieg er es mit festem Tritte und bat um Erlaubnis, einige Worte an das ringsum versammelte Kriegsvolk richten zu dürfen. „Es gibt viele unter Euch", sagte er, „die durch meine und meines Bruders Freigebigkeit reich geworden sind. Von meinen eigenen Reichtümern bleibt mir jedoch nichts, als die Kleider, die ich anhabe; und selbst diese gehören nicht mir, sondern sind das Eigentum des Henkers. Es fehlen mir daher die Mittel, um eine Messe für mein Seelenheil zu bezahlen; und ich beschwöre Euch bei dem Andenken vergangener Wohltaten, mir diese Wohltat zu erweisen, wenn ich dahin sein werde, damit es Euch in Eurer Todesstunde wohl ergehe." In der kriegerischen Menge herrschte eine nur durch Seufzer und Schluchzen unterbrochene tiefe Stille, als sie Pizarros Bitte hörte; und sie wurde getreulich erfüllt, denn nach seinem Tode wurden in vielen Städten Messen zum Heile des dahingeschiedenen Anführers gehalten.

Darauf kniete Pizarro vor einem auf einer Tafel aufgestellten Kruzifix nieder und blieb so einige Minuten lang im Gebet vertieft liegen; dann wendete er sich an den zur Hinrichtung befehligten Soldaten und hieß ihn „seine Pflicht mit fester Hand zu erfüllen." Er wollte sich nicht die Augen verbinden lassen und beugte seinen Nacken vor für das Schwert des Henkers, der den Kopf mit einem einzigen Hiebe abschlug, und so sicher, daß der Körper einige Augenblicke in aufgerichteter Stellung, wie im Leben, stehen blieb. Der Kopf wurde nach Lima gebracht, wo man ihn in einen Käfig tat und dann auf einem Galgen neben dem Carbajals befestigte. Oben ward eine Inschrift angebracht mit den Worten: „Dies ist der Kopf des Verräters Gonzalo Pizarro, der sich in Peru gegen seinen Landesherrn empörte und sich für die Sache der Tyrannei und des Verrats gegen die königliche Fahne im Tale von Xaquixaguana schlug". Seine großen Güter, die reichen Gruben von Potosi inbegriffen, wurden in Beschlag genommen; sein Haus in Lima ward der Erde gleichge-

macht, die Stelle mit Salz bestreut und ein steinerner Pfeiler darauf errichtet, auf dem das Verbot geschrieben stand, daß niemand auf der Stelle bauen dürfe, die durch die Wohnung eines Verräters entweiht worden.

Gonzalos Überreste wurden nicht der Beschimpfung preisgegeben wie die Carbajals, dessen Vierteile an Ketten auf den vier großen Landstraßen, die nach Cuzco führten, aufgehängt wurden. Centeno schützte Pizarros Leichnam vor Entkleidung, indem er seinen kostbaren Anzug dem Scharfrichter abkaufte, und in diesem prächtigen Leichentuche wurde er in der Kapelle der heiligen Gnadenjungfrau in Cuzco beigesetzt. Es war an demselben Orte, wo die blutigen Überreste der Almagros, Vater und Sohn, nebeneinander lagen, die auf gleiche Weise durch die Hand des Gerichts umgekommen waren und die ihr Begräbnis der Privatwohltätigkeit verdankten. Alle diese umfaßte nun „dasselbe Grab", sagt der Geschichtschreiber mit einiger Bitterkeit, „als hätte Peru nicht Land genug zum Begräbnisplatze seiner Eroberer liefern können". Gonzalo Pizarro hatte zur Zeit seines Todes erst sein 42. Jahr erreicht, es war ihm also nur die Hälfte der Lebensdauer seines Anhängers Carbajal beschieden. Er war der Jüngste aus der berühmten Familie, der Spanien die Eroberung von Peru zu verdanken hatte. Er kam mit seinem Bruder Francisco in das Land, als dieser aus Castilien dahin zurückkehrte. Gonzalo war bei allen merkwürdigen Vorfällen der Eroberung gegenwärtig. Er war Zeuge von der Gefangennehmung Atahuallpas, nahm an der Unterdrückung des Aufstandes der Inkas und besonders an der Unterwerfung Charcas tätigen Anteil. Später leitete er die verunglückte Unternehmung nach dem Amazonenstrome, und stand endlich an der Spitze der denkwürdigen Empörung, die so verderblich für ihn endete. Es gibt nur wenige Menschen, deren Leben so reich an wilden und romantischen, größtenteils mit Erfolg gekrönten Abenteuern ist. Die Rolle, die er in der Geschichte spielt, ist seinen Fähigkeiten durchaus nicht angemessen. Sie muß gewissermaßen dem Glück, aber noch mehr jenen blendenden Eigenschaften zugeschrieben werden, die eine Art von Ersatz für höhere geistige Begabung

bilden und die ihm seine Beliebtheit bei dem gemeinen Haufen erwarben.

Er hatte ein glänzendes Äußere, zeichnete sich in allen kriegerischen Übungen aus, ritt und focht gut, führte seine Lanze trefflich, war einer der besten Schützen und noch nebenbei ein vortrefflicher Zeichner. Er war kühn und ritterlich bis zur Verwegenheit, suchte Abenteuer auf und man sah ihn stets da, wo die Gefahr am größten war. Kurz, er war ein fahrender Ritter im stärksten Sinne des Wortes, und „wenn er auf seinem Lieblingsstreitrosse saß", sagt einer, der ihn oft gesehen hatte, „achtete er einen Haufen Indianer nicht höher als einen Fliegenschwarm".

Während er auf solche Weise die Einbildungskraft seiner Landsleute durch seine glänzenden Taten und sein äußeres Benehmen fesselte, gewann er ihre Herzen nicht weniger durch seine soldatische Offenheit, sein nur zu oft getäuschtes Zutrauen zu ihrer Treue und seine freigebigen Geschenke; denn war Pizarro auch gierig nach dem Eigentum anderer, so war er doch, gleich dem römischen Verschwörer, verschwenderisch mit dem seinigen. Dies war sein Bild aus glücklicheren Tagen, wo sein Herz noch nicht durch seine Erfolge verderbt war; denn daß sein Glück eine Veränderung in ihm hervorgebracht hat, steht fest. Seine Erhebung hatte ihn schwindlig gemacht, und ein Beweis, daß seine Fähigkeiten seinem Kriegsglück nicht angemessen waren, liegt darin, daß er es nicht zu benutzen verstand. Er gehorchte nur der Eingebung seines eigenen raschen Urteils, verschmähte die warnende Stimme seiner verständigsten Ratgeber und verließ sich mit blindem Vertrauen auf seine Bestimmung. Garcilasso schreibt dies dem feindseligen Einfluß der Sterne zu. Aber der abergläubische Geschichtschreiber hätte dies besser aus dem gemeinsamen Grundzuge der menschlichen Natur erklären können; aus dem durch Erfolge genährten Hochmut; aus dem Wahnsinn, wie es das römische oder vielmehr griechische Sprichwort nennt, mit welchem die Götter die Menschen heimsuchen, wenn sie sie ins Verderben stürzen wollen. Gonzalo war ohne Erziehung, bis auf die, die er in der rauhen Schule des Krieges erworben. Er besaß selbst wenig von der aus

natürlicher Schlauheit und Menschenkenntnis entspringenden Klugheit. In all diesem stand er seinen ältern Brüdern nach, kam diesen aber an Ehrgeiz vollkommen gleich. Hätte er nur den zehnten Teil ihres Scharfsinnes besessen, so würde er nach der Ankunft des Statthalters nicht bei der Empörung beharrt haben. Vor diesem Zeitpunkte vertrat er das Volk. Dessen Vorteil und der seinige waren vereint. Das Volk unterstützte ihn, denn er kämpfte für die Wiederherstellung seiner Rechte. Als die Regierung diese wiederhergestellt hatte, gab es keinen Grund des Kampfes mehr. Von der Zeit an schlug er sich nur für sich selbst. Das Volk hatte weder Anteil noch Vorteil in dem Streite. Ohne ein gemeinschaftliches Gefühl, das sie aneinander band, war es zu verwundern, daß sie von ihm, wie Blätter im Winter, abfielen und ihn, einen nackten und saftlose Stamm, der Wut der Stürme preisgaben?

Cepeda, strafbarer als Pizarro, weil er eine bessere Erziehung und mehr Verstand hatte, was er nur dazu benutzte, um seinen Befehlshaber irre zu führen, überlebte ihn nicht lange. Er stand bei seiner Ankunft im Lande auf einem Posten von hoher Verantwortlichkeit. Sein erster Schritt war, daß er den Vizekönig verriet, zu dessen Unterstützung er abgesandt war; sein nächster, daß er die Audiencia verriet, mit der er hätte gemeinschaftlich handeln sollen; und endlich verriet er den Anführer, dem er eifrig zu dienen sich das Ansehen gab. Seine ganze Laufbahn war Verrat gegen seine eigene Regierung; sein Leben war eine lange Treulosigkeit. Nachdem er sich ergeben, wollten mehrere Ritter, aufgebracht durch seinen kaltblütigen Abfall, Gasca bewegen, ihn zugleich mit seinem Befehlshaber zum Tode zu verurteilen, aber der Statthalter schlug es in Betracht des großen Dienstes ab, den er der Krone durch seine Abtrünnigkeit geleistet. Er wurde indes festgenommen und nach Castilien gesandt. Dort wurde er des Hochverrats angeklagt; er verteidigte sich auf eine geschickte Weise, und da er Freunde am Hofe hatte, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er freigesprochen worden wäre; aber ehe das Verhör geschlossen war, starb er im Gefängnis: es war die vergeltende Gerechtigkeit, die man stets in den Angelegenheiten dieser Welt findet.

In der Tat fügte es sich so, daß mehrere von denen, die sich am meisten beeilt hatten der Sache Pizarros untreu zu werden, ihren Befehlshaber nur kurze Zeit überlebten. Der tapfere Centeno und der Licentiat Carbajal, die ihn bei Lima verließen und das königliche Banner auf dem Schlachtfelde von Xaquixaguana erhoben, starben beide innerhalb eines Jahres nach Pizarro. Hinojosa wurde nur zwei Jahre später, in La Plata, ermordet, und sein alter Gefährte Valdivia wurde, nach einer Reihe glänzender Taten in Chili, die der epischen Muse Castiliens ihre glorreichsten Stoffe lieferten, von den unüberwindlichen Kriegern von Arauco getötet. Die Mannen Pizarros wurden vollständig gerächt.

Acosta und drei oder vier andere Ritter, die sich zugleich mit Gonzalo ergaben, wurden am nämlichen Tage mit ihrem Anführer hingerichtet; am Morgen nach dem traurigen Schauspiele brach Gasca sein Lager ab und marschierte mit seinem ganzen Heere nach Cuzco, wo er von dem Volke mit der nämlichen Begeisterung empfangen wurde, die es noch vor so kurzer Zeit für seinen Nebenbuhler gezeigt hatte; er fand daselbst eine Anzahl der Empörer, die nach ihrer Niederlage Schutz in der Stadt gesucht hatten, wo man sie sogleich festnahm. Auf Gascas Befehl wurde ein Verfahren gegen sie eingeleitet. Die vornehmsten Ritter, zehn oder zwölf an der Zahl, wurden hingerichtet, andere verbrannt oder auf die Galeeren geschickt. Das nämliche strenge Urteil traf die, die entflohen und noch nicht wieder eingefangen waren, die Güter aller wurden in Beschlag genommen, das Besitztum der Empörer wurde zur Belohnung der Treugebliebenen verwendet. Die Vollziehung der Gerechtigkeit mag als hart erscheinen, aber Gasca wollte, daß diejenigen schwer von der Zuchtrute getroffen würden, die so oft die ihnen angebotene Begnadigung verworfen hatten; Milde wäre bei einem rohen, ausgelassenen Kriegsvolk doch nur verschwendet gewesen, das eine Regierung nur dann anerkannte, wenn es ihre Strenge fühlte.

Nun lag dem Statthalter eine neue Pflicht ob — die Belohnung seiner treuen Anhänger, — die, wie es sich erwies, nicht minder schwer war, als die Bestrafung der Schuldigen. Es meldete sich

eine große Anzahl, da jeder, der auch nur einen Finger zugunsten der Regierung erhoben hatte, auf Belohnung Anspruch machte. Sie äußerten ihre Forderungen mit einer tobenden Zudringlichkeit, die den guten Statthalter in Verlegenheit setzte und jeden Augenblick seiner Zeit in Anspruch nahm.

Dieses unnützen Zustandes der Dinge überdrüssig, beschloß Gasca sich mit einem Male daraus zu befreien, indem er sich nach dem Tale von Guaynarima, etwa zwölf Leguas weit von der Stadt, zurückzog, um daselbst in Ruhe einen den Verdiensten der einzelnen entsprechenden Ausgleichungsplan zu überlegen. Er hatte in seiner Begleitung nur seinen Sekretär und Loaysa, jetzt Erzbischof von Lima, einen verständigen und in den Angelegenheiten des Landes wohl bewanderten Mann. In dieser Zurückgezogenheit blieb der Statthalter drei Monate lang, untersuchte die streitigen Ansprüche sorgfältig und verteilte die verfallenen Güter unter die einzelnen, je nach den Verdiensten eines jeden. Die Repartimientos wurden, wie bemerkt werden muß, in der Regel nur auf Lebensdauer verliehen und fielen nach dem Tode der Inhaber an die Krone zu ihrer anderweitigen beliebigen Verfügung zurück.

Als seine schwere Aufgabe gelöst war, beschloß Gasca sich nach Lima zurückzuziehen, und ließ dem Erzbischof den Teilungsplan zur Mitteilung an das Heer zurück. Trotz aller Sorgfalt, die er auf eine billige Ausgleichung verwendet hatte, überzeugte sich Gasca dennoch, daß es unmöglich sei, die Ansprüche eines eifersüchtigen und reizbaren Kriegsvolkes zu befriedigen, wo jeder einzelne geneigt war, seine eigenen Verdienste zu überschätzen und dagegen die seiner Gefährten herabzusetzen, und er mochte sich nicht Zudringlichkeiten und Klagen aussetzen, die zu nichts dienen konnten als ihn zu plagen.

Nach seiner Abreise ließ der Erzbischof die Truppen in die Stiftskirche berufen, um sie mit dem Inhalt der ihm zurückgelassenen Liste bekannt zu machen. Zuerst wurde von einem würdigen Dominikaner, dem Prior von Arequipa, eine Rede gehalten, in welcher der ehrwürdige Pater sich über die Tugend der Genügsamkeit ausließ, über die Pflicht des Gehorsams und über die

ebenso große Torheit als Verruchtheit eines Versuchs, sich den bestehenden Behörden zu widersetzen — kurz, über Gegenstände, die seiner Meinung nach die Willfährigkeit und Einigkeit seiner Zuhörer am besten herbeiführen würden.

Darauf ward ein Brief des Statthalters von der Kanzel herab vorgelesen. Er war an die Offiziere und Soldaten des Heeres gerichtet. Der Schreiber begann damit, die Schwierigkeiten seiner Aufgabe kurz darzulegen, die aus dem beschränkten Belauf der Belohnungen und der großen Anzahl und der großen Dienste der Fordernden entspringe. Er habe, sagte er, der Sache die sorgfältigste Aufmerksamkeit gewidmet und sich bemüht, jedem seinen Anteil nach Verdienst ohne Ungerechtigkeit und Parteilichkeit anzuweisen. Er sei ohne Zweifel auch in Irrtümer verfallen, er rechne aber darauf, daß seine Anhänger sie entschuldigen würden, wenn sie bedächten, daß er seinen geringen Fähigkeiten gemäß gehandelt habe; alle aber, glaube er, würden ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß keine Beweggründe persönlichen Vorteils Einfluß auf ihn geübt haben. Er erkannte ausdrücklich die Dienste an, die sie der guten Sache geleistet, und schloß mit den herzlichsten Wünschen für ihr künftiges Glück und Wohlergehen. Der Brief war aus Guaynarima vom 17. August 1548 und führte die einfache Unterschrift des Licentiaten Gasca. Hierauf las nun der Erzbischof die Anordnungen des Statthalters vor. Der jährlich zu verteilende Ertrag der Güter belief sich auf 130.000 pesos ensayados, eine in Betracht des damaligen Wertes des Geldes, in jedem andern Lande als Peru, wo Geld eine geringe Ware war, beträchtliche Summe. Die auf diese Weise verteilten Repartimientos schwankten im Werte von 100 bis 3500 pesos jährlichen Ertrags; alle wahrscheinlich mit der größten Genauigkeit nach den Verdiensten der Teilnehmer abgemessen. Die Anzahl der Belohnten belief sich auf mehr als 250; denn um alle zu beteiligen würde das Kapital nicht hingereicht haben, auch waren die Dienste der meisten nicht einer solchen Auszeichnung wert erachtet worden. Die Wirkung, die diese Schrift auf Menschen hervorbrachte, die von den ungemessensten Erwartungen erfüllt

waren, war geradeso, wie sie der Statthalter sich vorgestellt hatte. Sie ward mit einem allgemeinen Murren der Mißbilligung aufgenommen. Selbst die, welche mehr, als sie erwartet, erhalten hatten, waren unzufrieden, wenn sie ihren Anteil mit dem ihrer Gefährten verglichen, die sie im Verhältnis zu ihren Verdiensten als besser bedacht erachteten. Besonders schalten sie über den Vorzug, den man den alten Anhängern Gonzalo Pizarros — als Hinojosa, Centeno und Aldana — vor denen eingeräumt hatte, die stets der Krone treu geblieben waren. Man hatte einigen Grund zu einer solchen Bevorzugung; denn kein anderer hatte bei der Unterdrückung der Empörung so wesentliche Dienste geleistet; und diese Dienste waren es, die Gasca zu belohnen beabsichtigte. Hätte man jeden, der sich treu erwiesen, nur für seine Treue belohnen wollen, so würde man die ganze Summe der Gaben so zersplittert haben, daß sie für jeden einzelnen nur von geringem Wert geworden wäre. Der Erzbischof bemühte sich indes, im Vereine mit einigen der vornehmsten Ritter, vergebens, der Menge einen genügsameren Sinn einzuflößen. Sie bestanden darauf, daß die Anordnungen aufgehoben und eine neue nach billigeren Grundsätzen getroffen würde, mit der Drohung, daß, wenn dies nicht von seiten des Statthalters geschähe, sie ihren Beschwerden selbst Abhilfe verschaffen würden. Ihr durch einige übelwollende Menschen, die ihre Rechnung dabei zu finden dachten, gesteigertes Mißvergnügen ging endlich so weit, daß eine Meuterei zu besorgen war; und es ward erst unterdrückt, nachdem der Befehlshaber von Cuzco einen der Rädelsführer zum Tode und mehrere andere zur Verbannung verurteilt hatte. Das eiserne Kriegsvolk der Eroberung verlangte eine eiserne Hand, um es zu zügeln.

Unterdessen hatte der Statthalter seine Reise nach Lima fortgesetzt; er wurde auf dem Wege überall von dem Volke mit Begeisterung empfangen, die seinem Herzen um so wohltätiger war, als er das Bewußtsein hatte, sie verdient zu haben. Als er sich der Hauptstadt näherte, trafen die treuen Einwohner Anstalt, ihm einen glänzenden Empfang zu bereiten. Die ganze Bevölkerung unter Anführung der Stadtbehörden, Aldana als Corregidor an der

Spitze, kam zu den Toren heraus. Gasca ritt auf einem Maultiere, in sein geistliches Gewand gekleidet. Zu seiner Rechten ward auf einem reich geschmückten Pferde das königliche Siegel in einer eigentümlich verzierten Kapsel geführt. Über seinem Kopfe wurde ein prächtiger Brokat-Thronhimmel von den Beamten der Obrigkeit getragen, die in ihren Gewändern von rotem Sammet unbedeckten Hauptes ihm zur Seite gingen. Muntere Tänzerscharen, in seltsamen Anzügen aus buntfarbigen Seidenstoffen, folgten dem Zuge, Blumen streuend und Lieder zu Ehren des Statthalters singend. Sie sollten die verschiedenen Städte des Pflanzstaates bezeichnen, und trugen gereimte Verse oder Sprüche auf den Mützen, die ihre Ergebenheit für die Krone ausdrückten und in ihrer Fassung weit mehr Untertanentreue als dichterisches Verdienst kundgaben. Auf diese Weise hielt der gute Statthalter, ohne Trommelschlag oder Kanonendonner oder sonstige kriegerische Töne seinen friedlichen Einzug in die Stadt der Könige, unter dem Jauchzen des Volkes, das ihn als „seinen Vater und Befreier, als den Retter des Landes" begrüßte. Aber wie wohltuend auch Gasca diese Huldigung war, so war er doch nicht der Mann, seine Zeit in müßiger Eitelkeit zu vergeuden. Er dachte jetzt nur daran, auf welche Weise er den Samen der Unordnung vertilgen könne, der in diesem fruchtbaren Boden so schnell aufgeschossen war, und wie er das Ansehen der Regierung auf einer dauernden Grundlage festzustellen vermöchte. Kraft seines Amtes führte er den Vorsitz in der königlichen Audiencia, der großen richterlichen und zugleich vollziehenden Behörde des Pflanzstaates, und er beschleunigte den Gang der Geschäfte, die sich während der letzten Unruhen bedeutend angehäuft hatten. Der ungeregelte Zustand des Eigentums lieferte häufigen Stoff zu Streitigkeiten; aber zum Glück war die neue Audiencia aus fähigen, redlichen Richtern zusammengesetzt, die mit ihrem Vorsteher fleißig daran arbeiteten, das Unheil wieder gut zu machen, das ihre Vorgänger angestiftet hatten.

Auch die unglücklichen Eingeborenen vergaß Gasca nicht; und er beschäftigte sich ernst mit der schwierigen Aufgabe, die besten

ausführbaren Mittel zur Verbesserung ihrer Lage aufzufinden. Er sandte eine Anzahl Beamte in die verschiedenen Teile des Landes, mit dem Auftrage, die encomiendas zu untersuchen und sich zu überzeugen, auf welche Weise die Indianer behandelt würden, wobei sie nicht nur mit den Eigentümern, sondern auch mit den Eingeborenen selbst sich unterreden sollten. Auch sollten sie die Art und den Umfang der in früheren Zeiten von den Vasallen an die Inkas gezahlten Abgaben erforschen. Auf diese Weise gelangte man zu einer Menge schätzbarer Nachrichten, durch die es Gasca mit Hilfe eines aus Geistlichen und Rechtskundigen bestehenden Rates gelang, ein gleichförmiges Abgabenwesen für die Eingeborenen anzuordnen, das noch weniger drückend war als das der peruanischen Fürsten. Der Statthalter würde die besiegten Stämme gern von der Verpflichtung persönlicher Dienstleistung befreit haben; aber nach reiflicher Überlegung fand man, daß dies in dem gegenwärtigen Zustande des Landes unausführbar sei, da die Ansiedler, besonders in tropischen Gegenden, auf die Eingeborenen zur Verrichtung der Arbeit rechneten, und diese, wie man aus Erfahrung wußte, ohne Zwang gar nicht arbeiten würden. Der Statthalter beschränkte indes den Dienst auf das genaueste, so daß er dadurch zu einer mäßigen persönlichen Leistung wurde. Kein Peruaner sollte genötigt werden seinen Aufenthalt aus einem Klima, an das er gewöhnt war, in ein anderes zu verlegen, was in früheren Zeiten häufig Veranlassung zu Mißbehagen und Krankheit gegeben hatte. Durch diese verschiedenen Anordnungen wurde der Zustand der Eingeborenen, wenn auch nicht so weit als Las Casas Menschenliebe gehofft hatte, doch weit mehr verbessert, als es mit dem begehrlichen Verlangen der Ansiedler verträglich war; und es bedurfte der ganzen Festigkeit der Audiencia, um Maßregeln durchzusetzen, die jenen so wenig zusagten. Aber sie wurden dennoch durchgesetzt. Sklaverei in ihrem gehässigsten Sinne wurde nicht länger in Peru geduldet. Den Ausdruck „Sklave" erkannte es nicht mehr als mit den dortigen Staatseinrichtungen verträglich an; und der Geschichtschreiber Indiens macht die stolze Äußerung — die indes bei den von mir erwähnten Einrichtungen etwas hätte

beschränkt werden sollen — daß jeder indianische Vasall den Rang eines freien Mannes beanspruchen könne. Außer diesen Verbesserungen führte Gasca auch mehrere in der Städteverwaltung und andere noch wichtigere in der Behandlung der Staatsgelder und in der Rechnungsführung ein. Durch diese und andere Veränderungen in dem innern Staatshaushalt stellte er die Verwaltung auf eine neue Grundlage und erleichterte seinen Nachfolgern den Weg zu einer sicherern und ordnungsmäßigern Regierung. Um die Ruhe des Landes nach seinem Abgange zu sichern, sandte er einige der ehrsüchtigeren Ritter zu fernen Unternehmungen aus, in der Voraussicht, daß sie die unruhigen Geister mit sich entfernen würden, die sich sonst häufen und die öffentliche Ruhe stören könnten.

Gasca war nun schon über fünfzehn Monate in Lima gewesen und fast drei Jahre waren seit seinem ersten Eintritt in Peru verflossen. Während dieser Zeit hatte er die großen Zwecke seiner Sendung erreicht. Als er landete, fand er die Niederlassung in einem gesetzlosen Zustande, oder vielmehr in einer förmlichen Empörung unter einem mächtigen und volksbeliebten Anführer. Er war ohne Gelder und Truppen zu seiner Unterstützung gekommen. Jene verschaffte er sich durch den Kredit, den er auf seine Ehrlichkeit begründete; diese gewann er sich durch Gründe und Überredung von den nämlichen Männern, denen sie von seinem Nebenbuhler anvertraut gewesen. Auf diese Weise richtete er die Waffen dieses Nebenbuhlers gegen ihn selbst. Durch eine ruhige Ansprache an die Vernunft bewirkte er eine Änderung in den Herzen des Volkes; und ohne daß es einem einzigen treuen Untertan auch nur einen Tropfen Blut gekostet hätte, unterdrückte er eine Empörung, die Spanien mit dem Verlust der reichsten seiner Landschaften bedrohte. Er hatte die Schuldigen bestraft, und in dem, was er ihnen genommen, fand er die Mittel, die Treuen zu belohnen. Er war überdies so haushälterisch mit den Hilfsquellen des Landes verfahren, daß er imstande war, das große Anlehen abzuzahlen, das er von den Kaufleuten der Niederlassung zur Bestreitung der Kriegskosten, die über 900.000 Pesos betrugen, aufgenommen

hatte. Ja, noch mehr, durch seine Sparsamkeit hatte er anderthalb Millionen Dukaten für die Regierung zurückgelegt, die schon seit einigen Jahren nichts aus Peru erhalten hatte; und er schickte sich nun an, diesen ganz ansehnlichen Schatz in die Heimat zu senden, um die königliche Kasse zu füllen. Alles dies war bewirkt worden ohne Ausrüstungs- und Besoldungskosten oder irgend eine der Krone zur Last fallende Ausgabe, mit Ausnahme der für seinen eigenen mäßigen Unterhalt. Das Land befand sich jetzt in einem Zustande der Ruhe. Gasca fühlte, daß seine Arbeit vollbracht sei, und daß es ihm freistehe, seinem natürlichen Verlangen, in sein Geburtsland zurückzukehren, Genüge zu tun.

Vor seinem Abgange nahm er eine Verteilung derjenigen Repartimientos vor, die durch den Tod der Inhaber der Krone im vergangenen Jahre heimgefallen waren. Das Leben war kurz in Peru, da die, welche vom Krieg lebten, wenn sie nicht im Kriege fielen, nur zu oft den mit ihrer Abenteurerlaufbahn verbundenen Beschwerden als Opfer unterlagen. Groß war die Anzahl derer, die sich zu den neuen Wohltaten der Regierung meldeten; und da zu ihnen auch einige von denen gehörten, die mit der ersten Verteilung unzufrieden gewesen waren, so wurde Gasca mit Vorstellungen bestürmt, und zuweilen mit Vorwürfen, die nicht sehr anständig und ehrerbietig lauteten. Aber sie vermochten nicht seinen Gleichmut zu trüben; er hörte alle geduldig an und antwortete jedem in dem milden Tone der Ermahnung, der am besten geeignet ist, den Zorn zu verscheuchen; „durch diesen Sieg über sich selbst", sagt ein alter Schriftsteller, „erlangte er mehr wahren Ruhm, als durch alle Siege über seine Feinde".

Kurz vor seinem Abgange ereignete sich ein Vorfall, der rührend an sich war und den dabei Beteiligten zur Ehre gereichte. Die indianischen Kaziken des benachbarten Landes boten ihm, zum Zeichen der Erkenntlichkeit für die großen Wohltaten, die er ihrem Volke erwiesen, eine ansehnliche Menge Silbergerät. Aber Gasca wies das Geschenk zurück, wodurch er die Peruaner sehr betrübte, da sie fürchteten, sich unwissentlich seine Ungunst zugezogen zu haben. Auch viele der vornehmsten Ansiedler über-

schickten ihm, nachdem er sich eingeschifft hatte, ebenfalls von dem Wunsche beseelt, ihm ihre Anerkennung seiner wichtigen Dienste zu bezeigen, ein Geschenk von 50.000 Goldcastellanos. „Da er nun Abschied von Peru genommen", sagten sie, „könne kein Grund mehr vorhanden sein, es abzulehnen". Aber Gasca war in der Zurückweisung dieses Geschenkes ebenso entschieden, wie er es bei dem andern gewesen. „Er sei nach dem Lande gekommen", bemerkte er, „um dem Könige zu dienen und um den Bewohnern den Segen des Friedens zu sichern; und jetzt, wo ihm die Gunst der Vorsehung gestattet habe, dies zu erfüllen, wolle er seine Sache nicht durch irgend etwas entehren, was einen Argwohn auf die Reinheit seiner Absichten werfen könnte." Trotz dieser Weigerung fanden die Ansiedler Mittel, eine Summe von 20.000 Castellanos an Bord seines Schiffes zu verbergen, weil sie glaubten, daß, wenn der Statthalter nach Erledigung seiner Sendung wieder in seinem Vaterlande wäre, seine Bedenken aufhören würden. Gasca nahm auch in der Tat das Geschenk an; denn er fühlte, daß es unfreundlich sein würde, es zurückzuschicken; aber er behielt es nur, bis er die Verwandten der Geber ausgekundschaftet hatte, wo er es dann unter die Bedürfigsten verteilte.

Nachdem nun der Statthalter seine Angelegenheiten besorgt hatte, übertrug er die Regierung, bis zur Ankunft eines Vizekönigs, seinen treuen Amtsgenossen in der königlichen Audiencia; und im Januar 1550 schiffte er sich mit dem königlichen Schatze an Bord eines Geschwaders nach Panama ein. Eine große Menge Einwohner, Ritter, Leute aus dem Volke, jedes Alters und Standes, begleiteten ihn nach der Küste, um noch einen letzten Blick auf ihren Wohltäter zu werfen und mit tränenden Augen das Schiff zu sehen, das ihn ihrem Lande entführte.

Er hatte eine günstige Reise, und schon anfangs März erreichte er den bestimmten Hafen. Er hielt sich daselbst nur so lange auf, bis er Reiter und Maultiere in hinreichender Anzahl beisammen hatte, um den Schatz über das Gebirge zu führen; denn er wußte, daß es in diesem Teile des Landes viele rohe und raubsüchtige Leute gab, die leicht zu einem Gewaltstreich versucht werden könnten,

wenn sie von dem Reichtume, den er mit sich führte, Kenntnis erhielten. Er eilte daher vorwärts, ging über die felsige Landenge und langte nach einem beschwerlichen Marsch glücklich in Nombre de Dios an.

Der Erfolg rechtfertigte seine Besorgnisse. Er war erst drei Tage marschiert, als eine räuberische Horde, nachdem sie den Bischof von Guatemala ermordet, in Panama einbrach, mit der Absicht, dem Statthalter das nämliche Schicksal zu bereiten und sich der Beute zu bemächtigen. Kaum erhielt Gasca diese Anzeige, als er, mit seiner gewöhnlichen Tätigkeit, eine Streitmacht aushob und sich anschickte, der bedrohten Hauptstadt zu Hilfe zu eilen. Aber das Glück — oder richtiger zu sagen, die Vorsehung — begünstigte ihn hier wie gewöhnlich; am Abend vor seinem Ausmarsche erfuhr er, daß die Plünderer von den Bürgern angegriffen und nach großem Gemetzel gänzlich geschlagen worden seien. Nachdem er daher seine Truppen wieder aufgelöst hatte, rüstete er eine Flotte von 19 Schiffen aus, um ihn und den königlichen Schatz nach Spanien zu bringen, wo er denn auch glücklich anlangte und in den Hafen von Sevilla einlief, aus dem er vor etwas mehr als vier Jahren abgesegelt war.

Groß war das Aufsehen, das seine Ankunft im ganzen Lande erregte. Die Menschen konnten es kaum glauben, daß so ungeheure Erfolge in so kurzer Zeit durch einen einzelnen, einen armen Geistlichen, erreicht worden seien, der ohne Hilfe der Regierung, gleichsam durch seine alleinige Kraft, eine Empörung vernichtet hatte, die so lange den Waffen Spaniens Trotz geboten hatte.

Der Kaiser befand sich gerade in Flandern. Er war hocherfreut über die Nachricht, daß Gascas Sendung vollständigen Erfolg gehabt habe; und nicht minder angenehm war ihm die Kunde von dem Schatz, den er mitgebracht; denn seine selten übermäßig gefüllte Schatzkammer war durch die letzten Unruhen in Deutschland erschöpft. Carl schrieb augenblicklich an den Statthalter und lud ihn ein, sich an den Hof zu begeben, um aus seinem eigenen Munde die näheren Umstände seiner Unternehmung zu hören. Demzufolge schiffte sich Gasca in Begleitung eines zahlreichen

Gefolges von Edelleuten und Rittern — denn wer beeilt sich nicht dem zu huldigen, den der König zu ehren geruht? — in Barcelona ein und langte nach einer günstigen Fahrt am Hofe in Flandern an. Er ward von seinem königlichen Gebieter, der seine Dienste völlig würdigte, in einer seinem Gefühle höchst wohltuenden Weise empfangen; und nicht lange darauf wurde er zum Bischof von Palencia ernannt — eine Art Anerkennung, die seinem Charakter und seinen Diensten am besten entsprach. Hier blieb er bis zum Jahre 1561, wo er zu dem erledigten Bischofstuhl von Siguenza befördert ward. Seine übrigen Tage verlebte er friedlich in der Ausübung seiner bischöflichen Pflichten, geehrt von seinem Fürsten und bewundert und geachtet von seinen Landsleuten. In seiner Zurückgezogenheit wurde er von der Regierung doch noch in wichtigen, Indien betreffenden Gegenständen zu Rate gezogen. Es waren in diesem unglücklichen Lande bald nach der Abreise des Statthalters wieder Unruhen ausgebrochen, wiewohl in einem weit geringern Grade als vorher. Veranlaßt wurden dieselben hauptsächlich durch die Unzufriedenheit mit den Repartimientos, und weil die Audiencia mit Beharrlichkeit darauf bestand, die wohltätigen Beschränkungen der persönlichen Dienste der Eingeborenen durchzusetzen. Aber diese Unruhen legten sich nach wenigen Jahren unter der weisen Verwaltung der Mendozas — zweier aufeinanderfolgender Vizekönige aus diesem berühmten Hause, das so viele seiner Söhne dem Dienste Spaniens gewidmet hat. Unter ihrer Herrschaft wurde die milde und doch entschlossene Politik befolgt, von der Gasca das Beispiel gegeben hatte. Die alten Zwistigkeiten des Landes wurden auf immer beigelegt. Mit dem Frieden kehrte auch der Wohlstand in Peru zurück; und das Bewußtsein der wohltätigen Erfolge seiner angestrengten Bemühungen mag wohl neben seinem Ruhm auf des Statthalters Lebensabend einen Strahl der Genugtuung geworfen haben.

Dieses Leben endigte im November 1567 in einem Alter, wahrscheinlich nicht fern von dem durch die heilige Schrift als das Ziel des menschlichen Daseins bestimmten. Er starb zu Valladolid und ward in der Kirche Santa Maria Magdalena daselbst, die er

erbaut und reich ausgestattet hatte, begraben. Sein mit dem steinernen Bildnisse eines Priesters in geistlichem Gewande geschmücktes Denkmal ist noch dort zu sehen und erregt die Bewunderung des Reisenden durch die Schönheit seiner Ausführung. Die Gonzalo Pizarro auf dem Schlachtfelde von Xaquixaguana abgenommenen Fahnen wurden, als Siegeszeichen seiner denkwürdigen Sendung nach Peru, über seinem Grabmale aufgehängt. Die Fahnen sowie die Überreste dessen, der unter ihnen ruhte, sind seitdem längst in Staub zerfallen, aber das Andenken an seine guten Taten wird ewig währen.

Gascas Äußeres war nicht ausgezeichnet und sein Gesicht keineswegs anmutig. Er war ungeschickt und unverhältnismäßig gebaut, denn seine Gliedmaßen waren zu lang für seinen Körper, so daß, wenn er zu Pferde saß, er weit kleiner erschien, als er war. Sein Anzug war bescheiden, sein Benehmen einfach und seine Erscheinung hatte nichts Achtunggebietendes; aber bei einem näheren Verkehr mit ihm hatte seine Unterhaltung einen Reiz, der jeden durch sein Äußeres hervorgebrachten Eindruck verwischte und ihm die Herzen seiner Hörer gewann.

Der Charakter des Statthalters dürfte schon in seiner Lebensgeschichte als hinreichend geschildert betrachtet werden; er bot eine Vereinigung von Eigenschaften dar, die im allgemeinen geeignet sind, sich einander unwirksam zu machen, die aber in ihm in solchen Verhältnissen gemischt waren, daß sie dem Ganzen seines Charakters noch mehr Kraft gaben. Er war milde, und doch entschlossen; von Natur unerschrocken, zog er es doch vor, die gelinderen Seiten der Politik anzuwenden. In seinen persönlichen Ausgaben war er mäßig, und sparsam in den öffentlichen; er strebte nicht nach Reichtum für sich selbst, war aber niemals karg im Geben, wo das allgemeine Wohl es verlangte. Er war wohlwollend und versöhnlich, konnte jedoch streng mit dem verstockten Sünder verfahren; demütig in seinem Wandel, besaß er jedoch jene Selbstachtung in vollem Maße, die aus dem Bewußtsein von der Redlichkeit der Absichten entspringt; bescheiden und anspruchslos, schreckte er doch nicht vor den schwierigsten Unter-

nehmungen zurück; er gab viel auf die Ansichten anderer, verließ sich jedoch bei seiner letzten Entscheidung hauptsächlich auf sich selbst; er tat keinen Schritt ohne Überlegung und wartete seine Zeit ab, war sie aber gekommen, dann tat er ihn kühn, rasch und entschieden.

Gasca war kein Mann von Genie, im gewöhnlichen Sinne des Wortes; wenigstens scheint keine seiner geistigen Gaben eine ungewöhnliche und größere Entwicklung erhalten zu haben, als die man auch bei andern Leuten findet. Er war weder ein großer Schriftsteller, noch ein großer Redner, noch ein großer General; auch gab er sich nicht das Ansehen, dergleichen zu sein. Er übertrug seine kriegerischen Angelegenheiten Kriegsmännern, die religiösen der Geistlichkeit, und bei seinen bürgerlichen und richterlichen Geschäften verließ er sich auf die Mitglieder der Audiencia. Er war nicht einer jener kleinen großen Männer, die sich anmaßen, alles selbst zu tun, in der Überzeugung, daß nichts ebenso gut von anderen geleistet werden kann. Aber der Statthalter war ein großer Menschenkenner; zu jedwedem Amte verstand er den passendsten Mann zu wählen. Ja, er tat noch mehr, er schaffte sich Gewißheit über die Treue seiner Beauftragten, war anwesend bei ihren Beratungen, schrieb allgemeine Verhaltungsmaßregeln vor und gab so ihren Plänen einen Geist der Einigkeit, durch den alle übereinstimmend auf die Erreichung eines einzigen großen Erfolges hinwirkten.

Ein hervorstechender Zug seines Geistes war sein gesunder Menschenverstand, der beste Ersatz für das Genie bei einem Manne, der das Schicksal seiner Nebenmenschen in seiner Hand hat, und unentbehrlicher als das Genie selbst. In Gasca hatten die verschiedenen Eigenschaften eine so gleichmäßige Mischung, daß kein übermäßiges Hervortreten zu fürchten war; sie schienen sich einander in Ordnung zu halten. Während sein warmes Gefühl für die Menschheit ihn ihre wesentlichen Bedürfnisse erkennen lehrte, zeigte ihm seine Vernunft, wie weit ihnen abgeholfen werden könne, sowie die beste Art, dies zu bewirken. Er verschwendete seine Kraft nicht einerseits an träumerischen Plänen des Wohl-

tuns, wie Las Casas, noch nahm er andererseits Rücksicht auf die selbstsüchtigen Forderungen der Ansiedler. Sein Streben war auf das Ausführbare, und zwar auf das des wahrhaft Guten, gerichtet. Zur Erreichung seiner Zwecke verwarf er ebenso die Gewalt wie den Trug. Sein Vertrauen auf sein Gelingen gründete sich auf seiner Macht, seine Zuhörer zu überzeugen, und die Quelle dieser Macht lag in dem Zutrauen, das seine Rechtlichkeit einflößte; diese letztere wurde, mitten unter allen Parteiverleumdungen, niemals angefochten. Es ist wohl kein Wunder, daß eine so seltene Tugend in Peru so hoch geachtet wurde.

Es gibt einige Menschen, deren Charakter sich so wunderbar für die bedenklichen Zeiten, in denen sie zum Vorschein kommen, eignen, daß die Vorsehung sie vorzugsweise dazu bestimmt zu haben scheint. Ein solcher war Washington in den Vereinigten Staaten, und Gasca in Peru. Wir können uns Menschen mit höheren, wenigstens mit höheren geistigen Eigenschaften denken, als diese beiden großen Männer besaßen; aber es war die wunderbare Übereinstimmung ihrer Charaktere mit den Erfordernissen ihrer Lage, die vollkommene Anpassung der Mittel zum Zweck, worin das Geheimnis ihres Erfolges liegt und wodurch es Gasca so ruhmvoll gelang, die Staatsumwälzung zu ersticken, und Washington noch ruhmvoller, sie zu vollenden.

Gascas Benehmen bei seinem ersten Eintritt in die Pflanzstaaten liefert die beste Erläuterung zu seinem Charakter. Wäre er gekommen, gestützt auf ein Kriegsheer, oder auch nur mit dem vollen Pomp der Gewalt bekleidet, so würde jedes Herz und jede Hand sich vor ihm verschlossen haben; aber der einfache Geistliche erregte keine Besorgnis, und seine Feinde waren schon entwaffnet, ehe er noch den Angriff begonnen hatte. Hätte Gasca, ungeduldig über Hinojosas Zögern, den Ratschlägen derer Gehör gegeben, die zu dessen Festnehmung rieten, so würde er durch diese frühzeitige Anwendung von Gewalt seine Sache gefährdet haben; aber er zog es weislich vor, sich seines Feindes dadurch zu versichern, daß er auf dessen Überzeugung wirkte.

Auf gleiche Weise wartete er seine Zeit ab, in Peru einzurücken;

er wollte erst seine Mitteilungen auf den Geist des Volkes wirken lassen und hütete sich die Sichel anzulegen, ehe die Ernte reif war. Hierdurch war überall, wohin er ging, alles auf seine Ankunft vorbereitet, und als er den Fuß in Peru setzte, gehörte das Land schon ihm.

Nach den düstern und unruhigen Geistern, die uns beschäftigten, ist es erfreulich, bei einem Charakter, wie dem Gascas, zu verweilen. In dem langen Zuge, der vor unserm Auge vorübergegangen, haben wir nur den gepanzerten Ritter gesehen, wie er, die blutige Lanze schwingend, auf seinem Kriegsrosse über die hilflosen Eingeborenen hinritt, oder mit seinen eigenen Brüdern und Freunden kämpfte; wild, anmaßend und grausam, beseelt von der Begier nach Gold, oder der kaum ehrenvolleren Liebe zu einem trügerischen Ruhm. Mit diesen Eigenschaften vermischt haben wir Funken des ritterlichen und romantischen Geistes wahrgenommen, der dem Heldenzeitalter Spaniens angehört; aber, einige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, war es der Abschaum seiner Ritterschaft, der nach Peru ging und unter dem Banner der Pizarros Dienste nahm. Zu Ende dieser langen Reihe eiserner Krieger sehen wir den armen, demütigen Bekehrer mit einer Botschaft der Gnade ins Land kommen und überall Frieden verkünden. Keine Kriegstrompete gibt das Zeichen seines Nahens, noch soll die Spur seiner Wanderung durch das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden bezeichnet sein. Die Mittel, die er anwendet, stimmen vollkommen zu seinem Zwecke. Seine Waffen sind triftige Gründe und sanfte Überredung; er will den Geist, nicht den Körper erobern: er erlangt seinen Zweck durch Überzeugung, nicht durch Gewalt. Es ist ein moralischer Sieg, nach dem er strebt, wirksamer und glücklicherweise dauernder als der des blutbefleckten Eroberers. Wie er so ruhig und gleichsam unmerklich sein großes Ziel erreicht, erinnert er uns an die langsame, den Sinnen unvernehmbare Weise, auf welche die Natur ihre großen Veränderungen in der körperlichen Welt bewirkt, und die bestimmt sind zu dauern, wenn das Toben der Stürme vorüber und vergessen ist.

Mit der Sendung Gascas schließt die Geschichte der Eroberung von Peru. Eigentlich endet die Eroberung mit der Unterdrückung des peruanischen Aufstandes, wodurch die Kraft, wenn nicht der Mut des Inkastammes auf immer vernichtet ward. Aber die Geschichte des Einfalls selbst würde nicht vollständig sein, ohne eine Schilderung der Bürgerkriege, die daraus entstanden.

Es ist allerdings wahr, daß die Unruhen im Lande sich nach der Abreise Gascas erneuerten. Das Meer war zu furchtbar aufgeregt worden, um sich sogleich zur Stille zu beruhigen; aber es besänftigte sich allmählich unter der maßvollen Herrschaft seiner Nachfolger, die seine Politik und sein Beispiel verständig benutzten. So erhielt sich der Einfluß des guten Statthalters noch, nachdem er sich von dem Schauplatz seiner Tätigkeit zurückgezogen hatte, und das bis dahin so entzweite Peru fuhr fort eine ebenso große Ruhe zu genießen, als irgend ein anderer Teil des spanischen Pflanzstaates. So mag es denn dem Geschichtschreiber der Eroberung gestattet sein, seine Arbeit mit der wohltätigen Sendung Gascas und mit den Gefühlen zu beenden, die denen des Reisenden nicht unähnlich sind, der, nachdem er lange durch furchtbare Wälder und gefährliche Bergpässe umhergereist ist, endlich zu einer lieblichen in Ruhe und Frieden lächelnden Landschaft gelangt.

FINIS

N A C H W O R T

Der am 4. Mai 1796 in Salem (Staat Massachusetts) als Sohn eines wohlhabenden Rechtsanwaltes geborene William Hickling Prescott, Enkel eines Helden aus dem Unabhängigkeitskampf, des Obersten William Prescott, der die amerikanischen Truppen bei Bunkershill befehligt hat, wird frühzeitig in das Studium der klassischen Sprachen eingeführt und bereits 1814 am Havard college promoviert. Zum Juristen bestimmt, entreißt ihn ein schwerer Unfall, eine auf der Universität zugezogene Augenverletzung, der angestrebten Laufbahn. Heilungsuchend begibt er sich nach Europa, aber die Kapazitäten in London und Paris können ihm nicht helfen und nach zwei Jahren kehrt er, noch immer von Blindheit umnachtet, in die Heimat zurück. Später findet er seine Sehkraft wieder, um sie aber noch zweimal zu verlieren; im ganzen war er Jahre hindurch vollkommen des Gebrauchs seiner Augen beraubt, aber auch im Stadium der Besserung blieb sein Auge geschwächt und schonungsbedürftig. Sein ganzes Leben ist ein heroischer Kampf gegen die Folgen dieses Übels; nachdem er sich für die historische Forschung entschieden hat, bewältigt er die umfassenden Quellenstudien mit Zuhilfenahme eines Vorlesers und eines Schreibekastens, wie ihn die Blinden benützen. Zehn Jahre sammelt er Materialien zu seiner „History of Ferdinand and Isabella", die, 1838 gleichzeitig in Boston und London erschienen, ungeteilte Bewunderung findet und in mehrere Sprachen übertragen wird. (Deutsche Ausgabe in zwei Bänden, Leipzig 1842). Es folgen: „History of the conquest of Mexiko" (drei Bände, Boston 1842, deutsch in zwei Bänden, Leipzig 1843) und „History of the conquest of Peru" (drei Bände, Boston 1847, deutsch in zwei Bänden, Leipzig 1848), beide vor allem nach handschriftlichen Quellen. Seine Beiträge zum „North Americain review" werden unter dem Titel „Biografical and critical miscellanies" (London 1843) vereinigt. 1854, ebenfalls in London, erscheinen seine „Critical essays". Größere Arbeiten seiner späteren Zeit beschäftigen sich mit den zwei prominentesten Königen Spaniens, mit Philipp II. (1856) und mit Karl V. (1857).
1859 scheidet er aus dem Leben.

*

An Universalität steht Prescott einem Historiker wie Ranke entschieden nach, an Gewissenhaftigkeit der Quellenbenützung ist er ihm mindestens ebenbürtig, an literarischer Form und epischer Begabung übertrifft er ihn sogar. Sein von ihm selbst anerkannter Lehrmeister in der Geschichtsdarstellung ist

der Franzose Guilleaume Prosper Bruyère Barante, dessen „Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert" das volle Lob Goethes gefunden hat, dessen „Historie des ducs de Bourgogne" (Paris 1824) ein Musterbeispiel deskriptiver Geschichtsdarstellung ist in ihrem Verzicht auf jede philosophische Beleuchtung und in ihrer Beschränkung auf eine einfache Erzählung der Ereignisse unter Verwendung eines reichlichen, kritisch verarbeiteten Quellenmaterials.

Prescott hat diese Art der Geschichtsschreibung, die mit der deutschen, durch Niebuhr und Ranke eingeleiteten quellenkritischen Entwicklung die Heranziehung und kritische Verwertung aller Quellen gemeinsam hat, dank seiner eminenten epischen Begabung, dank der „homerischen Anschaulichkeit" seiner Darstellung zu einer Höhe entwickelt, wie sie kaum von einem europäischen Historiker erreicht worden sein dürfte.

*

Für die „Eroberung von Peru" hat Prescott in erster Linie die Archive der Königlichen Akademie in Madrid (deren reichster Teil die Munoz'sche Handschriftensammlung bildet) und die Bibliothek des Escurial herangezogen.

Er fand für Peru ein umfänglicheres und vollständigeres Urkundenmaterial vor als für Mexiko. Als seine wichtigsten Quellen sind anzuführen:

BALBOA: Histoire du Perou.
Zeitgenosse, schrieb in Quito.

CIEZA PEDRO DE LEON: Cronica del Peru.
Mehr Reisebeschreibung oder Geographie Perus als Geschichte. Der Verfasser war mit 13 Jahren nach der Neuen Welt gekommen und hatte Gasca auf seinen Feldzügen gegen Gonzalo Pizarro begleitet. — Der erste Teil seines Werkes, 1550 vollendet, erschien 1553 in Sevilla, ein Jahr darauf in Antwerpen, 1556 in italienischer Sprache in Rom. Nur dieser Teil ist fertig; der Verfasser starb, nach Spanien zurückgekehrt, im Alter von 42 Jahren.

CONQUISTA i poblacion del Piru. M. S.
Zeitgenosse, wahrscheinlich geistlichen Standes.

FERNANDEZ, DIEGO DE PALENCIA: Historia del Peru, Sevilla 1571.
Fernandez diente als gemeiner Soldat im königlichen Heere nach Gascas Rückkehr. Der Vizekönig Mendoza ernannte ihn zum Geschichtsschreiber von Peru.
Sein Werk ist reich an Einzelheiten und liefert vor allem ein vollständiges Bild von den Zwistigkeiten der Spanier bis zur Herstellung der Ruhe im Lande.

GARCILASSO DE LA VEGA: Commentarios Reales, Lissabon 1609.
Englische Ausgabe 1688 in London, von Sir Paul Rycaut, mit Stichen, von denen der Hauptteil in vorliegender Ausgabe reproduziert wird.
Garcilasso de la Vega, geb. 1540 in Cuzco, gest. 1616, war der Sohn eines Europäers und einer Indianerin aus königlichem peruanischen Geblüt. Genauer Kenner der Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, parteiischer Anwalt seiner Landsleute.

GOMARA, FRANCISCO LOPEZ DE: Historia de la Indias.
Gedrängte Übersicht über die ganze Reihe spanischer Eroberungen, soweit sie um die Mitte des XVI. Jahrhunderts abgeschlossen waren. Ohne anscheinend selbst in der Neuen Welt gewesen zu sein, stand ihm dank seiner Stellung das beste Belehrungsmaterial, vor allem Berichte von Augenzeugen, zu Gebote. Gibt die Meinung des Hofes wieder. Nach Garcilasso wäre er von einigen peruanischen Rittern wegen falscher Behauptungen zur Rechenschaft gezogen worden.

HERRERA: Historia general de los Hechos de los Castellanos en las Ischas y Tierra Firme del Mar Oceano, Madrid 1730.
Zeitgenössischer Chronist, der auch über Mexiko geschrieben hat.

MONTESINOS FERNANDO, LICENTIAT: Memorias antiquas historiales del Peru. M. S. und Annales. M. S.
Schrieb ungefähr ein Jahrhundert nach der Eroberung. In amtlicher Eigenschaft hat er Peru zweimal bereist. Seine „Annales" beschäftigen sich ausschließlich mit der Eroberung. Unzuverlässig.

NAHARRO, PATER: Relacion sumario de la entrada de los Espanolas en el Peru. M. S.
Zeitgenössischer Berichterstatter, in Lima ansässig.

ONDEGARDO POLO DE, LICENTIAT: Relaciones. M. S.
Zeitgenosse, der bei Ausübung seiner amtsrichterlichen Tätigkeit viel mit Eingeborenen verkehrte.

OVIEDO, GONZALO FERNANDEZ DE: Natural é general Historia de las Indias. M. S.
Buch 46—47 behandelt Peru. Die Erzählung reicht von Pizarros Landung in Tumbez bis zu Almagros Rückkehr aus Chile. Der Autor, Gelehrter und Weltmann in einer Person, verbrachte einen großen Teil seines Lebens in den Pflanzstaaten. Seine Interessen galten sowohl den Naturwissenschaften wie auch der staatlichen und personellen Geschichte der Kolonisten. Er ist nach Prescott

„Plinius und Tacitus" zugleich. Geringe Genauigkeit, Mischung aus Tatsachen und Gerüchten.

PIZARRO F. Y DIEGO DE ALMAGRO: Relacion de los Primeros Descubrimientos. M. S.
In der Nationalbibliothek in Wien.

PIZARRO PEDRO: Relacion del Descubriemento y conquista de los Reynos del Peru. M. S.
Pedro P. war ein Verwandter des Eroberers Francisco P., den er als 15jähriger Knabe nach Peru begleitet hat (1529). Seine Darstellung umfaßt die ganze Eroberung von der ersten, von Panama ausgehenden Unternehmung bis zum Abgange des Präsidenten Gasca.

RELACION d'un Capitano Spanuolo in Ramusio: Viaggi, III.

SANCHO PEDRO: Relacion in Ramusio: Viaggi, III.
Pizarros Sekretär, seine Darstellung ist von dem General gegengezeichnet.

SARMIENTO, DR. JUAN DE: Relacion de la sucesion y govierno de las Yngas, senores naturales que fueron de las provincias del Peru, y otras cosas tocantes à quel regno para el Itmo.
Manuskript im Escurial. Der Verfasser war Vorsitzender in dem kgl. Rat von Indien gewesen und ist bald nach der Eroberung ins Land gekommen. 1550 begab er sich nach Cuzco. Er berichtet über die Kultur und Geschichte des Inkareiches und läßt seine Darstellung mit dem spanischen Einfall enden.

VELASCO: Histoire du Royaume de Quito.
Velasco war ebenfalls ein Landeseingeborener, dem seltene Quellen zu seiner Belehrung offen standen. Sein Buch ist pro Quito.

XEREZ: Conquista de Peru in Barcia: Historiadores Primitivos des las Indias occidentales, Madrid 1794.
Xerez war ein Sekretär des Franzisco Pizarro.

ZARATE, AUGUSTIN DE: Conquista del Peru. Erste Ausgabe 1555 in Antwerpen, zweite Auflage 1577 in Sevilla. (Aufgenommen in Barcia's Sammlung.)
Der Verfasser war ursprünglich Rechnungsaufseher für Castilien. Im Gefolge des Vizekönigs Blasco Nunez begab er sich nach Peru. Sein Werk beginnt mit der Entdeckung von Peru und schließt mit der Beendigung von Gascas Sendung. Ein wichtiger Gewährsmann für die Ereignisse der Bürgerkriege in Peru.

An neuerer, seit Prescott erschienener Literatur über das alte Peru führen wir an:

BANDELIER, ADOLPH, F.: The Islands of Titicaca and Koati. (New York 1910.)

BÄSSLER ARTHUR: Altperuanische Kunst. Beiträge zur Archäologie des Inka-Reichs. 4 Bände. (Berlin 1902—1903.)
— Altperuanische Metallgeräte. (Berlin 1904.)
— Peruanische Mumien. Untersuchungen mit X-Strahlen. (Berlin 1904.)

BINGHAM, HIRAM: In the Wonderland of Peru. (Washington 1913.)

BUSCHAN, GEORG: Illustrierte Völkerkunde, 3. Auflage. [Amerika von Dr. W. Krickeberg, Seite 322—411.] (Stuttgart 1922.)

CASTELNAU, FRANCIS DE: Antiquités des Incas et autres peuples anciens. (Paris 1852).

CUNOW, HEINRICH: Die soziale Verfassung des Inkareiches. (Stuttgart 1896.)

GARCILASO DE LA VEGA: First Part of the Royal Commentaries of the Yncas. Translatet with Notes by Cl. R. Markham. Hakluyt Society Publications XLI and XLV. (London 1869.)

HRDLIČKA, ALEŠ: Anthropological Work in Peru in 1913, with Notes on the Pathology of the Ancient Peruvians. (Washington 1914.)

KARUTZ RICHARD: Eine Sammlung peruanischer Altertümer. (Lübeck 1900.)

LEHMANN, W. UND DÖHRING, H.: Kunstgeschichte des alten Peru. (Berlin 1924.)

LOCK, LELAND L.: The Ancient Quipu or Peruvian Knot. (New York 1923.)

MARKHAM, CLEMENTS SIR: The Incas of Peru. (London 1910.)

MEAD, CHARLES W.: Old Civilizations of Inca Land. Handbook Series of the American Museum of Natural History Nr. 11. (New York 1924.)

MIDDENDORF, E. W.: Die einheimischen Sprachen Perus. 6 Bände. (Leipzig 1890—1892.)
— Peru. Beobachtungen und Studien über das Land und seine Bewohner. 3 Bände. (Berlin 1893—1895.)

NEHRING, A.: Über altperuanische Haustiere. (Berlin 1888.)

NORDENSKIÖD, ERLAND VON: The Copper and Bronze Ages in South America. (Gothenburg 1921.)

REISS, W., UND STÜBEL, A.: Das Totenfeld von Ancon in Peru. Ein Beitrag zur Kenntnis der Kultur und Industrie des Inkareiches nach den Ergebnissen eigener Ausgrabungen. 3 Bände. (Berlin 1880—1887.)

SARMIENTO DE GAMBOA, PEDRO: Geschichte des Inkareiches. Herausgegeben von R. Pietschmann. (Berlin 1906.)

SELER, EDUARD: Die buntbemalten Gefäße von Nasca im südlichen Peru und die Hauptelemente ihrer Verzierung. Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde, Band IV., Seite 171—338. (Berlin 1923.)

— Peruanische Altertümer. Herausgegeben von der Verwaltung des kgl. Museums für Völkerkunde. (Berlin 1893.)

SCHMIDT MAX: Über altperuanische Gewebe mit szenenhaften Darstellungen. Bäßler-Archiv, Band I. (Berlin 1910.)

SQUIER, E. GEORGE: Peru. Reise- und Forschungsergebnisse in dem Lande der Incas. Ins Deutsche übertragen von J. Heinrich Schmick. (Leipzig 1886.)

STÜBEL, A., UND UHLE, M.: Die Ruinenstätte von Tiahuanaco im Hochlande des alten Peru. Eine kulturgeschichtliche Studie auf Grund selbständiger Aufnahmen. (Breslau 1892.)

TSCHUDI, J. J. VON: Die Kechua-Sprache. 2 Bände. (Wien 1853.)

— Culturhistorische und sprachliche Beiträge zur Kenntnis des alten Perú. (Wien 1891.)

UHLE, MAX: Pachacamac. (Philadelphia 1903.)

INHALTSVERZEICHNIS

ERSTES BUCH

Erstes Hauptstück

Alte und neue Wissenschaft / Schiffahrtskunde / Entdeckungen der Seefahrer / Geist der Spanier / Besitzungen in der neuen Welt / Gerüchte über Peru . . . . . S. 1

Zweites Hauptstück

Francisco Pizarro / Seine frühere Geschichte / Erster Zug nach dem Süden / Unfälle der Reisenden / Hitzige Kämpfe / Rückkehr nach Panama / Almagros Unternehmen (1524—1525) . . . . . S. 14

Drittes Hauptstück

Der berühmte Vertrag / Zweite Unternehmung / Ruiz untersucht die Küste / Pizarros Leiden in den Wäldern / Ankunft neuer Mannschaften / Neue Entdeckungen und Mißgeschicke / Pizarro auf der Insel Gallo (1526—1527) . . . . . S. 33

Viertes Hauptstück

Entrüstung des Statthalters / Pizarros kühner Entschluß / Fortsetzung der Reise / Glänzende Ansicht von Tumbez / Entdeckungen längs der Küste / Rückkehr nach Panama / Pizarro schifft sich nach Spanien ein (1527—1528) . . . . . S. 52

ZWEITES BUCH

Erstes Hauptstück

Pizarros Aufnahme am Hofe / Sein Vertrag mit der Krone / Er besucht seinen Geburtsort / Kehrt nach der neuen Welt zurück / Schwierigkeiten mit Almagro / Seine dritte Unternehmung / Abenteuer an der Küste / Schlachten auf der Insel Puna (1528—1531) . . . . . S. 77

Zweites Hauptstück

Peru zur Zeit der Eroberung / Regierung Huayna Capacs / Die Inkabrüder / Streit um die Herrschaft / Sieg und Grausamkeiten Atahuallpas . . . . . S. 98

Drittes Hauptstück

Landung der Spanier in Tumbez / Pizarro untersucht die Gegend / San Miguel / Marsch ins Innere / Botschaft von dem Inka / Ereignisse auf dem Marsche / Er gelangt an den Fuß der Andes (1532) . . . S. 111

Viertes Hauptstück

Schwieriger Übergang über die Andes / Botschaften von Atahuallpa / Die Spanier gelangen nach Caxamalca / Botschaft an den Inka / Zusammenkunft mit ihm / Niedergeschlagenheit der Spanier (1532) . . . . S. 130

Fünftes Hauptstück

Pizarros verzweifelter Plan / Atahuallpa besucht die Spanier / Gräßliches Gemetzel / Der Inka wird gefangen genommen / Benehmen der Eroberer / Glänzende Versprechungen des Inka / Huascars Tod (1532) . . . . . S. 147

Sechstes Hauptstück

Ankunft des zum Lösegeld bestimmten Goldes / Zug nach Pachacamac / Zerstörung des Götzenbildes / Lieblingsgeneral des Inka / Leben des Inka in der Gefangenschaft / Des Abgesandten Benehmen in Cuzco / Almagros Ankunft (1533) . . . . . S. 168

Siebentes Hauptstück

Ungeheurer Umfang des Schatzes / Seine Verteilung unter die Truppen / Gerüchte von einem Aufstande / Verhör des Inka / Seine Hinrichtung / Betrachtungen (1533) . . . . . S. 184

Achtes Hauptstück

Unordnungen in Peru / Marsch nach Cuzco / Treffen mit den Eingeborenen / Challcuchima wird verbrannt / Ankunft in Cuzco / Beschreibung der Stadt / Darin gefundene Schätze (1533—1534) . . . . S. 205

Neuntes Hauptstück

Krönung des neuen Inka / Die städtische Verwaltung wird eingerichtet / Schrecklicher Marsch Alvarados / Zusammenkunft mit Pizarro / Gründung von Lima / Hernando Pizarro langt in Spanien an / Aufsehen am Hofe / Streitigkeiten zwischen Almagro und den Pizarros (1534—1535) . . . . . S. 224

Zehntes Hauptstück

Flucht des Inka / Hernando Pizarros Rückkehr / Aufstand der Peruaner / Cuzco wird belagert und verbrannt / Not der Spanier / Stürmung der Festung / Pizarros Schreck / Der Inka hebt die Belagerung auf (1535—1536) . . . . . S. 248

DRITTES BUCH

Erstes Hauptstück

Almagros Marsch nach Chili / Leiden der Truppen / Er kehrt zurück und bemächtigt sich Cuzcos / Schlacht von Abancay / Gaspar de Espinosa / Almagro verläßt Cuzco / Unterhandlungen mit Pizarro (1535—1537) . . . . . S. 275

Zweites Hauptstück

Erster Bürgerkrieg / Almagro zieht sich nach Cuzco zurück / Schlacht von Las Salinas / Grausamkeiten der Eroberer / Almagros Verhör und Hinrichtung / Sein Charakter (1537—1538) . . . . . S. 292

Drittes Hauptstück

Pizarro geht wieder nach Cuzco / Hernando kehrt nach Castilien zurück / Seine lange Gefangenschaft / Bevollmächtigte werden nach Peru gesandt / Feindseligkeiten mit dem Inka / Pizarros tätige Verwaltung / Gonzalo Pizarro (1539—1540) . . . . . S. 308

Viertes Hauptstück

Gonzalo Pizarros Zug / Sein Übergang über das Gebirge / Er entdeckt Napo / Unglaubliche Leiden / Orellana segelt den Amazonenstrom hinab / Verzweiflung der Spanier / Die Überlebenden kehren nach Quito zurück (1540—1542) . . . . . S. 321

Fünftes Hauptstück

Almagros Partei / Ihre verzweifelte Lage / Verschwörung gegen Francisco Pizarro / Ermordung Pizarros / Weiteres Benehmen der Verschworenen / Pizarros Charakter (1541) . . . . . S. 332

Sechstes Hauptstück

Maßregeln der Verschworenen / Ankunft Vaca de Castros / Almagros Verfahren / Reise des Statthalters / Die Truppen nähern sich einander / Blutige Ebenen von Chupas / Benehmen Vaca de Castros (1541—1543) . . . . . S. 352

Siebentes Hauptstück

Mißbräuche der Eroberer / Gesetzbuch für die Pflanzstaaten / Große Aufregung in Peru / Der Vizekönig Blasco Nunez / Seine strenge Politik / Findet Widerstand an Gonzalo Pizarro (1543—1544) S. 381

Achtes Hauptstück

Des Vizekönigs Ankunft in Lima / Gonzalo Pizarro marschiert von Cuzco ab / Tod des Inka Manco / Unüberlegtes Verfahren des Vizekönigs / Er wird von der Audiencia festgenommen und abgesetzt / Gonzalo wird zum Statthalter von Peru erklärt (1544) . . . . . S. 396

Neuntes Hauptstück

Maßregeln Gonzalo Pizarros / Vaca de Castro entkommt / Der Vizekönig zeigt sich wieder / Sein unglücklicher Rückzug / Des Vizekönigs Niederlage und Tod / Gonzalo Pizarro wird Gebieter von Peru (1544—1546) . . . . . S. 411

VIERTES BUCH

Erstes Hauptstück

Große Aufregung in Spanien / Pedro de la Gasca / Sein früheres Leben / Seine Sendung nach Peru / Sein kluges Benehmen / Seine Anerbietungen an Pizarro / Er erlangt die Flotte (1545—1547) S. 437

Zweites Hauptstück

Gasca sammelt seine Streitkräfte / Pizarro wird von seinen Anhängern verlassen / Er mustert seine Truppen / Aufregung in Lima / Er verläßt die Stadt / Gasca segelt von Panama ab / Blutige Schlacht von Huarina (1547) . . . . . S. 456

Drittes Hauptstück

Bestürzung in Gascas Lager / Seine Winterquartiere / Er tritt seinen Marsch wieder an / Geht über den Apurimac / Pizarros Benehmen in Cuzco / Er schlägt in der Nähe der Stadt ein Lager auf / Wird bei Xaquixaguana gänzlich geschlagen (1547—1548) . . . . . S. 479

Viertes Hauptstück

Carbajals Hinrichtung / Gonzalo Pizarro wird enthauptet / Siegesbeute / Gascas weise Anordnungen / Er kehrt nach Spanien zurück / Sein Tod und Charakter (1548—1550) . . . . . S. 501

Nachwort . . . . . S. 526